This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Geschichte Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

Fünfter Band.

Erste Abtheilung.

Geschichte

Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

von den

Ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

---

von

Dr. Hermann Meynert.

Fünfter Band.

[illegible]

[illegible]

PESTH.

Verlag von Conrad Adolph Hartleben.

1846.

TME

Geſchichte Oeſterreich's,

ſeiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung ſeines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neueſten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

Fünfter Band.

Erſte Abtheilung.

I P.

Mit einem Stahlſtiche.

PESTH.

Verlag von Conrad Adolph Hartleben.

1846.

TME

DB38
M4
v. 5, pt. 1.

Inhaltsverzeichniß

zur

erſten Abtheilung des fünften Bandes.

Dritte Periode.

Oeſterreich unter der Dynaſtie Habsburg von Ferdinand's I. Theilung bis zum Ausgange des habsburgiſchen Mannsſtammes; von 1522 bis 1740.

Erſtes Buch.

Von der Begründung der öſterreichiſchen Linie durch Ferdinand I. bis zu deſſen Tode; von 1522 bis 1564.

Bewerber um den deutſchen Thron, S. 2. — Abweichende Wahlſtimmen, S. 3. — Wahlcapitulation, S. 5. — Karl von Oeſterreich wird zum deutſchen Kaiſer erwählt, S. 6. — Seine Krönung in Aachen, S. 7. — Hildesheimer Fehde, S. 8. — Herzog Ulrich von Würtemberg, S. 9. — Eroberung Würtembergs durch den ſchwäbiſchen Bund, S. 10. — Würtemberg fällt an Oeſterreich, S. 11. — Erbtheilung zwiſchen Kaiſer Karl und Erzherzog Ferdinand, S. 13. — Oeſterreichiſche und ſpaniſche Linie des Hauſes Habsburg, S. 16. — Ferdinand Herr in Oeſterreich und Reichsſtatthalter, S. 17. — Auflehnung wider das öſterr. Regiment. Willkürliche Einſetzung eines neuen Regiments, S. 18. — Gewaltſchritte des neuen Regiments, S. 19. — Angeſtellte Unterſuchung, S. 20. — Kirchenſpaltung durch Martin Luther, S. 22. — Luther auf dem Reichstage zu Worms, S. 28. — Seine Aechtung, S. 32. — Sickingen'ſche Fehde, S. 33. — Der deutſche Bauernkrieg, S. 34. — Politiſches Verhältniß zwiſchen Karl V. und Franz I., S. 45. — Ausbruch des Krieges mit Frankreich, S. 49. — Niederlage der Franzoſen, S. 50. — Bündniſſe des Kaiſers, S. 51. — Der Krieg gegen Frankreich fortgeſetzt, S. 52. — Der Franzoſen Niederlage bei Pavia. K. Franz I. kriegsgefangen, S. 54. — Folgen des Sieges von Pavia, S. 55. — Der Friede von Madrid, S. 56. — Franz bricht denſelben, S. 56. — Der heilige Bund, S. 57. — Kriegsvorfälle in Italien, S. 58. — Bourbon's Zug auf Rom, S. 59. — Einnahme Roms durch das kaiſerliche Heer, S. 61. — Papſt Clemens gefangen, S. 62. — Des Papſtes Freilaſſung und Vertrag mit Karl V., S. 63. — Abermaliges Eindringen der Franzoſen in Italien, S. 64. — Ihre Verluſte. Friede mit dem Papſte, S. 65. — Friede von Cambrai mit Frankreich. Ende des italieniſchen Krieges, S. 66. — Erzherzog Ferdinand erbt die Kronen von Ungarn und Böhmen, S. 67. — Sein Benehmen dabei, S. 68. — Erzherzog Ferdinand in Böhmen zum Könige erwählt, S. 70. — Wahlartikel, S. 71. — Ferdinand's Anerkennung in Mähren, Schleſien und Lauſitz. Majeſtätsbriefe, S. 72. — Krönung in Prag, S. 73. — Huldigung in Mähren und Schleſien, S. 74. — Johann Zápolya als Gegenkönig in Ungarn, S. 75. — K. Ferdinand wird auf dem Preßburger Landtage zum Könige von Ungarn gewählt, S. 76. — Des Kaiſers Verwendung, S. 77. — Fruchtloſe Vermittlungsverſuche, S. 78. — K. Ferdinand's ſiegreicher Kampf gegen Zápolya, S. 79. — Seine Krönung in Ungarn, S. 80. — Er wird faſt allgemein anerkannt, S. 81. — Zápolya ruft die Türken zu Hilfe, S. 82. — K. Ferdinand's Vertheidigungsanſtalten, S. 83. — Die Türken vor Wien, S. 84. — Wiens Vertheidigungsanſtalten, S. 76. — Angriff und Abwehr, S. 88. — Vergebliches Stürmen der Türken, S. 89. — Rückzug der Türken, S. 91. — Deutſche Angelegenheiten. Torgauer Bündniß, S. 94. — Pack'ſche Händel,

S. 95. — Reichstag in Speyer, S. 96. — Verfügungen gegen die Protestanten, S. 97. — Trennung der deutschen und schweizerischen Reformirten, S. 98. — Verhalten des Kaisers. Torgauer Artikel, S. 99. — Reichstag zu Augsburg. Augsburgische Confession, S. 100. — Vierstädtisches Bekenntniß, S. 101 — Neue fruchtlose Unterhandlungen, 102. — Vorbereitungen zu einer Kirchenversammlung, S. 103. — Schmalkaldisches Bündniß der Protestanten, S. 104. — Nürnberger Religionsfriede. Ferdinand's Belehnung mit den österreichischen Landen, S. 105. — Seine Wahl und Krönung zum römischen Könige, S. 106. — Fortgang des Krieges gegen Zápolya, S. 108. — Suleiman's Zug gegen Ungarn. Heldenmüthige Vertheidigung von Güns, S. 110. — Türkischer Streifzug, S. 111. — Eroberung Koron's durch K. Karl V. Friede mit den Türken, S. 112. — Italienische Verhältnisse, S. 113. — K. Karl's Zug gegen Tunis, S. 114. — Des K. Franz I. Umtriebe gegen den Kaiser, S. 116. — K. Karl's Krieg gegen Frankreich, S. 118. — Waffenstillstand von Nizza, S. 119. — Betreibung des Concils, S. 120. — Herzog Ulrich's Wiedereinsetzung in Würtemberg, S. 121. — Vertrag zu Kaaden, S. 122. — Neue Verhandlungen wegen des Concils, S. 123. — Stellung der Protestanten. Schmalkaldische Artikel, S. 124. — Fruchtlose kaiserliche Verhandlungen mit dem schmalkaldischen Bunde, S. 125. — Katholischer Gegenbund, S. 126. — Neue Spannung Karl's V. mit Frankreich. Fortschritte der Reformation, S. 127. — Religionsgespräche. Reichstag in Regensburg, S. 128. — Des Kaisers unglücklicher Zug gegen Algier, S. 130. — Des Königs Franz Kriegserklärung gegen den Kaiser, S. 132. — Feindseligkeiten der türkisch-französischen Flotte. Karl V. in Italien, S. 133. — Unternehmungen des schmalkaldischen Bundes, S. 134. — Karl's V. Sieg über den Herzog von Cleve. Reichstag zu Speyer, S. 135. — Friede von Crespy mit Frankreich, S. 136 — Niederlage in Ungarn gegen die Türken, S. 138. — Vertrag zwischen Kaiser Ferdinand und Zápolya, S. 140. — Tripel-Allianz wider die Türken, S. 141. — Türkische Eroberung in der Moldau, S. 142. — Zápolya's letzte Verfügung und Tod, S. 143. — Sein Sohn als Gegenkönig in Ungarn hingestellt, S. 144. — Thätigkeit der Parteien. K. Ferdinand's Krieg gegen die Zápolyer, S. 145. — Des Sultans Kriegserklärung, S. 146. — Die königlichen Truppen belagern Ofen. Suleiman's Zug gegen Ungarn, S. 147. — Suleiman entsetzt Ofen und nimmt Pesth ein, S. 148. — Ofen in türkischen Händen, S. 149. — Türkische Einrichtungen daselbst, S. 150. — Fruchtlose Friedensunterhandlungen, S. 151. — Mißlungene Belagerung Pesths durch die Reichs- und königlichen Truppen, S. 152. — Fall ungarischer Plätze, S. 153. — Gran von den Türken erobert, S. 154. — Dotis und Stuhlweissenburg desgleichen, S. 155. — König Ferdinand's Lage, S. 156. — Bissegrád, Neograd ꝛc. in den Händen der Türken, S. 157. — Weitere Fortschritte der Türken, S. 158. — Friede mit der Türkei, S. 159. — Kirchliche und weltliche Angelegenheiten Deutschlands, S. 160. — Kirchenversammlung in Trient, S. 161. — Luther's Tod, S. 162. — Verhandlung zwischen K. Karl und Philipp von Hessen, S. 163. — Reichstag zu Regensburg, S. 164. — Unruhen in Böhmen, durch die Schmalkaldener erregt, S. 165. — Aufrührerische Conföderation in Böhmen, S. 167. — Stellung der deutschen Protestanten, S. 168. — Des Kaisers Rüstungen, S. 169. — Die Häupter des schmalkaldischen Bundes geächtet, S. 170. — Schmalkaldischer Krieg, S. 171. — Des Kaisers Sieg bei Mühlberg über den Kurfürsten von Sachsen, S. 172. — Unterwerfung des Landgrafen von Hessen, S. 174. — Reichstag zu Augsburg, S. 176. — Unterdrückung des Aufstandes in Böhmen, S. 177. — Maßregel gegen die böhmischen Pikarden, S. 178. — Tod der Königin. Theilweise Verlegung des Concils, S. 180. — Spannung zwischen dem Kaiser und dem Papste, S. 181 — Das Interim, S. 182. — Feindschaft mit Frankreich, S. 183. — Benehmen des Kurfürsten Moriz, S 184. — Seine Unterhandlungen wegen Freilassung Philipp's von Hessen, S. 185. — Sein Bündniß mit Frankreich, S. 186. — Sein Krieg gegen den Kaiser, S. 187. — Unterbrechung des Concils, S. 188. — Passauer Vertrag, S. 189. — Krieg mit Frankreich, S. 190. — Tod des Moriz von Sachsen, S. 191. — Augsburger Religionsfriede, S. 192. — Kaiser Karl's V. Abdankung. König Ferdinand's Erhebung zum Kaiser, S. 193. — Karl's V. letzte Momente und Tod, S. 194. — Sein Charakter, S. 195. — Martinuzzi's Verhandlungen mit König Ferdinand, S. 196. — Isabella von Zápolya tritt Siebenbürgen an König Ferdinand ab, S. 197. — Neue Feindseligkeiten der Türken, S. 198. — Martinuzzi's Ermordung, S. 199. — Türkische Eroberungen in Ungarn. Das Banat in türkischen Händen, S. 200. — Tapfere Vertheidigung und Behauptung Erlaus, 201. — Vorfälle in Siebenbürgen, S. 203. — Sechsmonatlicher Waffenstillstand mit den Türken, S. 205. — Abfall Siebenbürgens von König Fer-

dinand. Isabella's Rückkehr dorthin, S. 206. — Innerer Krieg. Türkenkämpfe in Ungarn, S. 207. — Isabella's Bedrängniß, S. 109. — Ihr Tod, S. 210. — Der Abenteurer Basilikus in der Moldau. Achtjähriger Friede mit der Türkei, S. 211. — Ferdinand in Rom als Kaiser anerkannt, S 212. — Ausübung des Religionsfriedens, S. 213. — Unterbrechung des Trienter Concils, S. 214. — Schluß des Trienter Concils, S. 215. — Erzherzog Maximilian zum König von Böhmen erwählt, S. 216. — Seine Krönung als römischer und als König von Böhmen und Ungarn, S. 217. — Landfriede. Reichshofrathsordnung, S. 218. — Kaiser Ferdinand's Tod, S. 219. — Seine Kinder, 220.

Zweites Buch.

Die österreichischen Länder seit dem Hintritte Kaiser Ferdinand's I. unter dessen Söhnen, bis zu dem Tode Kaiser Maximilian's II., von 1564 bis 1576.

Theilung der österreichischen Monarchie in drei Zweige, S. 221. — Verhältnisse in Tirol und Vorderösterreich, S. 222. — Verhältnisse in Inneröstereich, S. 225. — Wiederausbruch des Krieges mit den Türken, S. 226. — Sultan Suleiman vor Szigeth, S. 227. — Szigeths Fall und Zriny's Heldentod, S. 228. — Suleiman's I. Tod. Fortgang des Krieges, S. 230. — Friede mit der Türkei, S. 231. — Reichstag, S 232. — Erumbach'sche Händel, S. 233. — Unruhen in Ungarn, S. 234. — Ausgang der Zápolyer, S. 235. — Stephan Báthory zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt, S. 236. — Bauernunruhen in Kroatien, S. 237. — K. Maximilian's erfolglose Wahl zum Könige von Polen, S. 238. — Erzherzog Rudolf empfängt die ungarische, böhmische und römische Krone. Kirchliche Verhältnisse, S. 239. — Zustände in Böhmen und Mähren, S. 240. — Böhmische Confession, S. 241. — Deutsche Angelegenheiten, S. 242. — K. Maximilian's Tod, S. 243. — K. Maximilian's Kinder, S. 234.

Drittes Buch.

Die Regierungszeit Kaiser Rudolf's II., von 1576 bis 1611.

Kaiser Rudolf II., S. 245. — Strengere Maßregeln gegen die Protestanten in Oesterreich, S. 246. — Lutherische Concordienformel, 247 — Vorgänge in Ungarn und Siebenbürgen, S. 248. — Erzherzog Maximilian's unglücklicher Kampf um die polnische Krone, S. 249. — Vergleich mit Polen, S. 250. — Feindseligkeiten mit den Türken, S. 251. — Zug der Türken gegen die Uskoken, S. 252. — Niederlage der Türken an der Kulpa. Fortgang des Krieges, S. 253. — Gran und Visegrád für den Kaiser erobert. Erlau an die Türken verloren, S. 255. — Niederlage bei Keresztz, S. 256. — Raab den Türken entrissen, S. 257. — Verlust von Kanisa, S. 258. — Ende des walachischen Woiwoden Michael. Stuhlweissenburgs Eroberung, S. 259. — Sieg am Bolentzer-See. Stuhlweissenburg wieder verloren. Pesth erobert, S. 260. — Ereignisse in Siebenbürgen, S. 261. — Bocskay's Aufstand, S. 262. — Visegrád und Grans Fall, S. 263. — Friede mit Bocskay, S. 264. — Friede von Sitvatorok mit den Türken. Bocskay's Tod, S. 265. — Rákóczy, Bocskay's Nachfolger. Religionsunruhen in Oesterreich, S. 266. — Spaltung in Deutschland, S. 269. — Donauwörther Streitsachen, S. 270. — Absichten des Erzherzog Mathias, S. 272. — Sein Vertrag mit den übrigen Erzherzogen, S. 273. — Mathias tritt feindlich gegen den Kaiser auf, S. 274. — Vertrag von Lieben, S. 276. — Ungarn, Oesterreich ꝛc. an Mathias überlassen, S. 277. — Prager Landtag von 1609, S. 278. — Der böhmische Majestätsbrief, S. 279. — Union der Protestanten. Liga der Katholiken, S. 280. — Jülich-klevescher Erbstreit, S. 281. — Vorfälle zwischen Kaiser Rudolf und König Mathias, S. 283. — Das passauische Kriegsvolk, S. 284. — Mathias wirklicher König von Böhmen, S. 286. — Gabriel Bethlen wird Fürst von Siebenbürgen, S. 287. — K. Rudolf's II. Tod, S. 288.

Viertes Buch.

Mathias als König von Ungarn und Böhmen, und Herr in Oesterreich, bis zu seinem Tode, von 1611 bis 1619.

König Mathias zum deutschen Kaiser erwählt, S. 289. — Friedens- und Handelsvertrag mit der Pforte, S. 290. — Ferdinand von Steiermark als künftiger König von Ungarn

und Böhmen gekrönt, S. 291. — Heftige Gährung in Böhmen, S. 292. — Der Prager Fenstersturz, S. 294. — Böhmisches Directorium, S. 298. — Der Kaiser und seine Verwandten, S. 300. — Rüstungen. Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, S. 301. — Neue Unterhandlungen. Des Kaisers Mathias Tod, S. 303.

Fünftes Buch.

Vom Regierungsantritte Kaiser Ferdinand's II. bis zur Schlacht am weißen Berge; von 1619 bis 1620.

Lage der Dinge, S. 304. — Fortgang des Krieges, S. 306. — K. Ferdinand's Gefahr und Rettung, S. 307. — König Ferdinand zum deutschen Kaiser erwählt, S. 308. — Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz in Böhmen zum Gegenkönig aufgestellt, S. 309. — Bethlen's Einfall in Ungarn und Oesterreich, S. 310. — Friedrich in Prag, S. 311. — Prager Bilderſturm, S. 312. — Bündniß zwiſchen K. Ferdinand und Herzog Maximilian von Baiern, S. 314. — Unterhandlungen mit Friedrich, S. 315. — Verhandlungen in Ulm, S. 316. — Kriegsereigniſſe. Unterwerfung Oeſterreichs für den Kaiſer, S. 317. — Feldzug in Böhmen, S. 319. — Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, S. 320. — Friedrich's Flucht, S. 322. — Uebergabe von Prag, S. 324 — Unterwerfung Böhmens, Mährens und Schleſiens, S. 325. — Gegenreformation in Böhmen, S. 326. — Strafgericht gegen die Häupter der Empörung, S. 327.

Sechſtes Buch.

Von der Schlacht auf dem weißen Berge bis zur Ankunft der Schweden unter dem Könige Guſtav Adolf; von 1620 bis 1630.

Auflöſung der Union, S. 334 — Krieg mit Gabriel Bethlen, S. 335. — Frieden mit ſelbem zu Nikolsburg, S 337. — Fortſetzung des Krieges in Böhmen und Deutſchland, S. 338. — Mansfeld's Unternehmungen, S. 339. — Tilly's Sieg über die Friedensſtörer, S. 340. — Reichstag zu Regensburg, S. 341. — Die pfälziſche Kur kommt an Baiern, S. 342. — Ueberweiſung der Lauſitz an Kurſachſen, S. 343. — Wiederausbruch des Krieges, S. 344. — Ereigniſſe im Veltlin, S. 345. — Verhalten von Dänemark und Schweden, S. 346. — Bündniß wider den Kaiſer, S. 347. — Albrecht von Waldſtein (Wallenſtein), S. 348. — Krieg in Niederſachſen, S. 352. — Kriegsvorfälle in Ungarn. Bethlen's Tod, S. 354. — Bauernkrieg in Oberöſterreich, S. 355. — Fadinger an der Spitze des Aufſtandes, S. 358. — Herberſtorf's Niederlage gegen die Bauern, S. 359. — Fortſchritte des Bauernheeres, S 360. — Fadinger's Tod, S. 362. — Sein Nachfolger Wiellinger, S. 363. — Pappenheim's Ankunft. Ende des Bauernkrieges, S. 364. — Fortgang des däniſchen Krieges, S. 365. — Schlacht bei Lutter am Barenberge, S. 368. — Niederlage der Dänen daſelbſt, S. 371. — Waldſtein und Tilly, S. 372. — Weitere Verluſte der Dänen, S. 373. — Stimmung in Deutſchland, S. 374. — Auslöſung Oberöſterreichs von Baiern, S. 375. — Waldſtein erhält das Herzogthum Mecklenburg, S. 376. — Waldſtein und die deutſchen Seemächte, S. 377. — Waldſtein belagert Stralſund vergeblich, S. 378. — Lübecker Friede mit Dänemark, S. 379. — Mantuaniſcher Krieg, S. 380. — Reſtitutionsedict, S. 381. — Reichstag zu Regensburg, S. 383. — Beſchwerden über Waldſtein, S. 385. — Waldſtein's Abdankung, S. 386. — Verminderung des kaiſerlichen Heeres, S. 387. — Tilly an der Spitze des kaiſerlichen und ligiſtiſchen Heeres, S. 388.

Siebentes Buch.

Von Guſtav Adolf's Auftreten in Deutſchland bis zu ſeinem Tode in der Schlacht bei Lützen; 1630 bis 1632.

Urſachen des Schwedenkrieges, S. 389. — Fruchtloſe Unterhandlungen, S. 390. — Guſtav Adolf's Landung in Deutſchland, S. 394. — Guſtav Adolf's Anhang, S. 396. — Leipziger Fürſtentag, S. 397. — Vertrag zwiſchen Schweden und Frankreich, S. 398. — Guſtav Adolf in der Mark Brandenburg, S. 399. — Magdeburg, S. 400. — Belagerung Magdeburg's durch Tilly, S. 402. — Eroberung und Zerſtörung der Stadt, S. 404. — Wirkun-

gen dieſer Eroberung, S. 407. — Vertrag zwiſchen Schweden und Brandenburg, S. 408. — Sachſens Uebertritt zu Schweden, S. 409. — Tagſatzung in Frankfurt a. M., S. 410. — Tilly dringt in Sachſen vor, S. 411. — Tilly erobert Leipzig, S. 412. — Guſtav Adolf's Sieg über Tilly bei Breitenfeld, S. 413. — Folgen dieſer Schlacht, S. 417. — Kriegsplane, S. 418. — Vordringen der Schweden in Deutſchland, S. 420. — Eroberung Prags und anderer Plätze, S. 421. — Frankreichs Einwirkung, S. 423. — Waldſtein erhält zum zweiten Male das Commando, S. 424. — Böhmen von den Sachſen wieder geräumt, S. 426. — Guſtav Adolf bemächtigt ſich Frankens, S. 427. — Guſtav Adolf's Operationen am Main und Rhein, S. 428. — Guſtav Adolf's Plane, S. 430. — Lechübergang Tilly's Tod, S. 431. — Guſtav Adolf in Baiern, S. 432. — Lager bei Nürnberg, S. 433. — Marſch nach Sachſen, S. 434. — Kriegsereigniſſe in Sachſen und Schleſien, S. 435 — Schlacht bei Lützen, S. 441. — K. Guſtav Adolf's Tod, S. 445. — Pappenheim's Ankunft und Tod, S. 446. — Ausgang der Lützener Schlacht, S. 447. — Guſtav Adolf's Charakter, S. 448. — Pappenheim's Charakter, S. 451.

Achtes Buch.

Von der Schlacht bei Lützen bis zu der Ermordung des Herzogs von Friedland; von 1632 bis 1634.

Bauernaufruhr im Hausruckviertel, S. 452. — Einvernehmen der Rebellen mit den Schweden, S. 454. — Unterhandlungen. Gegenanſtalten, S. 455. — Neue Fortſchritte der Empörer, S. 456. — Weitere Gefechte. Der Aufſtand verbreitet ſich in das Mühlviertel, S. 457. — Niederlage der Rebellen. Ihre Unterwerfung, S. 458. — Strafen, S. 459. — Lage der Dinge nach Guſtav Adolf's Tode, S. 460. — Frankreichs Plane, S. 462. — Sendung des Feuquières nach Deutſchland, S. 463 — Oxenſtierna's Auftreten, S. 465. — Oxenſtierna's Unterhandlungen, S. 466. — Heilbronner Bündniß, S. 467. — Weitere Kriegsereigniſſe, S 468. — Herzog Bernhard von Weimar, S. 469. — Herzog Georg von Braunſchweig, S. 470. — Deſſen Sieg bei Oldentorp und Einnahme Hamelns, S. 471. — Der Duca de Feria in den Alpen, S. 472. — Horn's fruchtloſer Anſchlag auf Conſtanz, S. 473. — Kriegszüge in Schwaben, S. 474. — Herzog Bernhard von Weimar erobert Regensburg und andere baieriſche Orte, S. 475. — Kriegsereigniſſe in Schleſien, S. 476. — Holk's Streifzug in Sachſen, S. 478. — Sein Tod. S. 479. — Waldſtein's Benehmen, S. 480. — Sein Sieg bei Steinau über die Schweden, S. 481. — Sein weiteres Vordringen, S. 482. — Verhältniß zwiſchen dem Kurfürſten von Baiern und Waldſtein, S. 483. — Stimmen über Waldſtein's Schuld, S. 485. — Waldſtein's Unterhandlungen mit Schweden, Frankreich und Sachſen, S. 488. — Stimmung gegen Waldſtein am Kaiſerhofe, S. 493. — Anſtalten zu Waldſtein's Abſetzung, S. 494. — Revers der Officiere Waldſtein's, S. 497. — Der Kaiſer entſetzt Waldſtein des Kommando's, S. 498. — Waldſtein's Gegenſchritte, S. 500. — Waldſtein's und ſeiner Officiere Verwahrung gegen hochverrätheriſche Abſichten, S. 501. — Waldſtein's letzte Unterhandlungen, 503. — Seine letzten Tage in Eger, S. 504. — Seine Hoffnung auf ſchwediſche Hilfe, S. 505. — Der Oberſt Buttler beſchließt Waldſtein's Ermordung, S. 506. — Waldſtein's, Terzka's, Ilow's und Kinsky's Tödtung in Eger, S. 508. — Schickſale der Leiche Waldſtein's. S. 511. — Waldſtein's Perſönlichkeit, S. 518. — Das Heer wird wieder für den Kaiſer gewonnen, S. 519. — Benehmen der Mächte, S. 541. — Schlußbetrachtung über Waldſtein's Fall, S. 522.

Gedruckt bei J. P. Sollinger in Wien.

Dritte Periode.

Oeſterreich unter der Dynaſtie Habsburg, von Ferdinand's I. Theilung bis zum Ausgange des habsburgiſchen Mannsſtammes; von 1522 bis 1740.

Erſtes Buch.

Von der Begründung der öſterreichiſchen Linie durch Ferdinand I. bis zu deſſen Tode; von 1522 bis 1564.

Der große Kaiſer Maximilian hatte, wie wir (Band II. S. 459) geſehen, ſich vergebens bemüht, noch bei ſeinen Lebzeiten einem ſeiner beiden Enkel — dem jungen Könige von Spanien, Karl (geb. den 25. Februar 1500 zu Gent), oder dem Erzherzoge Ferdinand (geb. zu Alcala de Henarez in Neucaſtilien den 10. März 1503) — die römiſche Königswürde, und durch dieſe die ſichere Anwartſchaft auf den deutſchen Kaiſerthron zuzuwenden. Früher ſoll er in Gedanken ſich den jungen Erzherzog Ferdinand hierzu auserſehen haben, dem er ohnedies die Nachfolge in den niederöſterreichiſchen Erblanden zugedacht hatte, und welcher alſo, während Karl über fremde Reiche herrſchte, deutſcher Reichsfürſt ſeyn ſollte. Später aber hatte Maximilian hinſichtlich der römiſchen Krone nur ſeinen Enkel Karl im Auge, für welchen er auch auf dem Augsburger Reichstage (1518) ausſchließend unterhandelte und die vier Kurfürſten von Mainz, Köln, Pfalz und Brandenburg in einer Convention dahin vereinigte, daß ſie ſeinen Enkel Karl, als Erzherzog von Oeſterreich, zum römiſchen Kaiſer erwählen und hierüber ein Wahldecret errichten wollten. Zu dieſen vier Kurſtimmen kam noch jene fünfte, über welche der Kaiſer als Vormund des jungen Königs von Böhmen, unter Einwilligung des Mitvormunds, König Sigmund's von Polen, verfügte. Dennoch unterblieb die Wahl, theils durch den Einwurf, daß Maximilian ſelbſt nicht gekrönt, und eigentlich ſelbſt nur römiſcher König, mithin die Erwählung eines neuen bei ſeinen Lebzeiten unthunlich ſei; theils

durch die Umtriebe von Frankreich aus, in deſſen Sinne der Kurfürſt von Trier wirkte, und durch die Hindeutung des in hoher Achtung ſtehenden Kurfürſten Friedrich III. (des Weiſen) von Sachſen, daß eine ſolche Wahl bedenklich für die deutſche Freiheit erſcheine.

König Karl hatte noch bei Lebzeiten Maximilian's perſönlich Schritte gethan, um ſich die römiſche Krone zu ſichern und namentlich den genannten vier Kurfürſten eine, als Grundlage der künftigen Wahlcapitulation zu betrachtende Erklärung ausgeſtellt: daß er die Reichsregierung während ſeiner Abweſenheit durch keinen Anderen, als einen geborenen Deutſchen, führen laſſen, die oberſten Hofämter nur an Deutſche vergeben, ſeine Reſidenz, ſo viel möglich, zumeiſt in Deutſchland aufſchlagen, das vom Reiche Losgetrennte zurück bringen, und in Reichsſachen ſich der deutſchen Sprache bedienen wolle. Nach Kaiſer Maximilian's Hintritte übernahm verfaſſungsmäßig Kurpfalz das Reichsvicariat für die Kreiſe des fränkiſchen und ſchwäbiſchen Rechtes, Kurſachſen jenes für die Kreiſe ſächſiſchen Rechtse. Karl verfolgte nun ſeine Plane auf die Nachfolge im deutſchen Reiche mit verdoppeltem Eifer; doch nicht ohne auf mächtige Mitbewerber zu ſtoßen. Zwar ließ Heinrich VIII. von England bei geringerer Ausſicht auch geringeren Ernſt blicken; deſto mehr aber zeigte ſich Franz I. von Frankreich geſonnen, ſeine eigene Bewerbung mit allen Mitteln zu unterſtützen, die ihm ſeine Macht, ſeine Liſt und ſeine Freigebigkeit an die Hand gaben. Vergebens ließ ihn Karl durch eine Geſandtſchaft erſuchen, ihm in ſeinen Bemühungen um die deutſche Krone nicht hinderlich zu ſeyn; Franz verglich ihr beiderſeitiges Vorhaben mit dem Beſtreben, die Gunſt einer Dame zu gewinnen, deren Entſcheidung einem Jeden ſein Schickſal beſtimme. Das Beſtechungsſyſtem, welches Franz durch ſeine Abgeordneten, beſonders durch Bonnivet und d'Orval, in Anwendung bringen ließ, und welches am beſten zeigte, wie die Ausländer von der geſunkenen Würde der Wahlfürſten urtheilten, nöthigte den König Karl, zu ähnlichen Mitteln zu greifen, ſo daß er über neunthalb hundert tauſend Gulden an jene Wahl geſetzt haben mag. Die Meiſten nahmen, ohne Scham zu empfinden, das Geld, Manche ſogar von beiden Parteien zugleich, und nur Friedrich von Sachſen bewährte bei dem unwürdigen Handel, der ſich um Karl's des Großen Krone entſpann, eine edle Uneigennützigkeit. Die franzöſiſchen Geſandten ſpendeten zu dem Golde, das ſie ausſtreuten, auch noch allerhand ſüße Redensarten. Zwar wurden ſie in Frankfurt nicht

öffentlich eingelassen; doch gab ihnen unter andern der Kurfürst von Köln ein großes Fest, und erwies ihnen mancherlei Aufmerksamkeit. In schriftlichen Vorstellungen, welche sie den Wahlfürsten übergaben, priesen sie ihren König auf das Ueberschwenglichste: er vereinige in sich alle Tugenden aller großen und guten Kaiser und suche sie noch zu übertreffen; ja, alle Franzosen wären sowohl von Natur, wie durch Gewohnheit und Erziehung die mildesten und leutseligsten unter allen Menschen, und Nichts könne glorreicher, wünschenswerther und beglückender seyn, als daß man ihren König erwähle. Für Karl sprach, mit Wärme, doch ohne ähnliche Uebertreibung, nicht allein Graf Hermann von Nassau, sondern viele spanische Granden und Prälaten entwickelten, in eigenen Schreiben an die Kurfürsten, seine Vorzüge und sagten Freundschaft und Hilfe zu.

Papst Leo X., welcher bei dem Wahlgeschäfte nur die Frage vor Augen hatte: welche Stellung der neue Kaiser zu Italien annehmen könne und werde, hätte am liebsten gesehen, wenn jene beiden mächtigen Bewerber gänzlich ausgeschlossen und ein Dritter erwählt worden wäre, mochte am wenigsten die Macht Karl's, der durch den Besitz Neapels ihm als ein gefährlicher Nachbar des Kirchenstaates erschien, durch die Kaiserkrone vermehrt wissen, und ließ daher an den einst (1265) vom Papste Clemens IV. mit Karl von Anjou abgeschlossenen Vertrag erinnern, nach welchem die Kaiserkrone und die Krone Neapels niemals auf Einem Haupte vereinigt seyn sollten. Als jedoch die Kurfürsten diesen einseitigen und veralteten Vertrag nicht berücksichtigen zu wollen schienen, lenkte der Papst ein und ließ durch seinen Legaten Ursini erklären, daß, wenn die Wahl auf den König von Spanien fallen möchte, jener Einwurf hinsichtlich der Lehensverbindlichkeit von Neapel kein Hinderniß seyn solle.

Auf der Wahlversammlung selbst sprach Albrecht von Brandenburg, Kurfürst zu Mainz, obschon er die daran sich knüpfenden Bedenklichkeiten nicht unerwähnt ließ, in der Hauptsache zu Gunsten Karl's. Nur ein Eingeborener — dahin lautete seine Rede — soll die deutsche Krone tragen, und Kaiser Maximilian hat es nicht um Deutschland verdient, daß sein Enkel einem Ausländer hintangesetzt werde. Zudem wird König Franz in Deutschland erobern, oder doch mit Karl Krieg führen wollen, und seine jetzt über Frieden und Freiheit gegebenen Versprechungen sind um so weniger zuverlässig, da in Frankreich allmälig jedes Recht vor der Uebermacht der

königlichen Gewalt entſchwunden, in Deutſchland aber die Macht der Fürſten und die herkömmliche freie Verfaſſung aufrecht zu erhalten iſt. Zwar laſſe ſich gegen Karl einwenden: daß Spanien entfernt, eine kräftige Wirkſamkeit gegen die Türken ſchwer, die Gefahr, fremde Soldaten nach Deutſchland kommen zu ſehen, nicht in Abrede zu ſtellen, lange Abweſenheit des Kaiſers nachtheilig, und Krieg mit Frankreich wahrſcheinlich ſey, und es würde daher ohne Zweifel am wünſchenswertheſten ſeyn, wenn ein einheimiſcher deutſcher Fürſt den Kaiſerthron beſtiege. Aber wer unter ihnen beſitze Macht und Anſehen genug, um die Ordnung im Innern zu erhalten und die Achtung des Auslandes zu erzwingen? Die eingeſchlichene Spaltung in der Kirche erfordere dringende Berückſichtigung. Nur ein ſtarker, ein ausgezeichneter Kaiſer — und ein ſolcher werde Karl ſeyn — könne die geforderte Kirchenverſammlung berufen und ſchützen; Deutſchland und der Fürſten Rechte aber ſeyen, gegen die Gefahr etwaiger Eingriffe, durch Bedingungen zu ſichern, welche man dem Neuerwählten vorlege.

Der Kurfürſt von Trier, Richard von Greifenklau, nahm die Miene an, gegen die Wahl beider Könige zu ſprechen, ließ aber unvermerkt das vorwiegende Lob und die Empfehlung des Königs von Frankreich einfließen. Ihn betrübe — ſagte er in ſeiner Entgegnung — die Lage Deutſchlands, wenn es auswärtiger Hilfe bedürfe; der Spanier aber ſei ſo gut ein Ausländer, wie der Franzoſe, ja es ſeyen vielmehr die Deutſchen und Franzoſen verwandten Stammes, und in glücklichen Zeiten bereits unter Einem Haupte vereint geweſen. Gleichwie Karl, ſo beſitze auch Franz deutſche Landſchaften an Mailand und Arelat, und werde beſſer, als Jener, die Türken abzuhalten im Stande ſeyn. Franzens Wahl beuge jedem Streite über Italien vor; Karl's Wahl hingegen führe nothwendig zu Kriegen, und der ſpaniſche Stolz werde ſich überall den Ruhm jeder That aneignen. Karl ſey ein Jüngling, von welchem man Viel hoffe; Franz aber ein Mann, der ſchon Großes geleiſtet und die Hoffnungen bewährt habe. So dächten auch der Papſt, Venedig und die italieniſchen Staaten. Gleichwohl erſcheine es am Beſten, weder den König von Spanien, noch jenen von Frankreich, ſondern einen Deutſchen zu erwählen. Habe doch Rudolf von Habsburg ohne große Hausmacht das Reich trefflich beherrſcht; ſei doch Maximilian auch von dem Auslande hochgeehrt und gefürchtet worden. Es fehle unter den Reichsfürſten nicht an ausgezeichneten Männern, und wenn die Deutſchen ihren

Kaiſer gebührendermaßen unterſtützten, könnten ſie es mit jedem Feinde aufnehmen. Dieſe letzteren Andeutungen gaben für den Augenblick den Ausſchlag zu Gunſten eines einheimiſchen Herrſchers, und einhällig fielen die Stimmen auf den Kurfürſten Friedrich von Sachſen. Dieſer aber wies die zugedachte Ehre mit Entſchiedenheit von ſich, theils aus angeborener weiſer Mäßigung, theils weil ſeine heimliche Anhänglichkeit an die Sache der Reformation ſeine Stellung als Kaiſer zu einer überaus ſchwierigen, ja einer unmöglichen, gemacht haben würde. Er erklärte, daß Deutſchland eines jüngeren, thatkräftigeren, und wegen der Türkengefahr eines mächtigen Kaiſers bedürfe, und ſprach ſich auf das Entſchiedenſte für Karl aus. Er bewies, daß man Letzteren fälſchlich für einen Ausländer anſehe; denn ſein Bruder, ſein Großvater, ſeine Verwandten, ſein urväterliches Erbe ſeyen deutſch, und durch Wahlbedingungen würden die Rechte und Freiheiten des Reiches, für welche man fürchte, leicht ſicher zu ſtellen ſeyn. Friedrich's Anſehen, ſeine hierbei neuerdings bewährte Uneigennützigkeit überzeugte Alle; ſelbſt der Kurfürſt von Trier trat nunmehr der allgemeinen Stimme bei.

In der Wahlcapitulation, zu deren Annahme die Bevollmächtigten König Karl's ſich bereit erklärten, wurde feſtgeſetzt: Der Kaiſer beſtätiget und befolgt alle Reichsgeſetze, ſchützt die Stände bei ihren Rechten, erlaubt Verſammlungen der Kurfürſten zur Berathung über öffentliche Angelegenheiten, hindert Vereine des Adels gegen die Fürſten, gründet einen Reichsrath aus Deutſchen, gibt nur dieſen öffentliche Aemter, und bedient ſich in Staatsſachen der deutſchen oder lateiniſchen Sprache. Er hält Frieden mit den Nachbarn, ſchließt kein Bündniß und beginnt keinen Krieg ohne Beiſtimmung der Stände (wenigſtens der Kurfürſten), legt eigenmächtig keine Steuern auf, hält keine Reichsverſammlungen oder Gerichte außerhalb Deutſchlands, ſchützt den Papſt und die katholiſche Kirche, ſorgt aber zugleich, daß die Freiheiten und Rechte der deutſchen Kirche nirgends beſchränkt werden. Er verurtheilt Niemand, außer im Wege Rechtens, und mit Beobachtung der geſetzlichen Formen, erhält das Reichsgut und verwahrt daſſelbe bei eintretenden Heimfällen, trachtet nicht darnach, die Krone in ſeinem Hauſe erblich zu machen, und beſtätiget dasjenige, was die Reichsvicarien ſeit Maximilian's Tode angeordnet haben.

Nach dieſen Verſicherungen wurde (28. Juni 1519) Karl, König von Spanien und Erzherzog von Oeſterreich, von den verſammelten Kur-

fürſten zum römiſchen Könige erwählt und durch den Mainzer Dombechanten die geſchehene Wahl von der Emporkirche des Frankfurter Domes herab feierlich dem zahlreich verſammelten Volke verkündet. Sofort wurde der Pfalzgraf Friedrich, als Abgeordneter des kurfürſtlichen Collegiums, nach Spanien geſendet, um dem neuerwählten römiſchen Könige die Wahl zu melden, und ihn zu baldiger Reiſe nach Deutſchland einzuladen. Durch widrige Winde aufgehalten, traf der Pfalzgraf den König Karl erſt im November zu Molina del Rey, und Letzterer hatte inzwiſchen längſt ſchon auf anderem Wege jene Nachricht erhalten. Während Deutſchland ihm die erſte weltliche Ehrenſtelle der Chriſtenheit übergab, war ſeine Stellung in Spanien ſchwierig. Allgemeine Unzufriedenheit herrſchte daſelbſt über die Habgier ſeiner mitgebrachten niederländiſchen Miniſter, wozu noch die beſonderen Gährungen des Adels und des Volkes unter einander kamen, die, nachdem der dortige Reichsverweſer, Kardinal Ximenez, durch Errichtung einer nur von dem Könige abhängigen Armee den Trotz des Adels gebeugt hatte, zu einem Uebergewichte und zu geſteigerten Anmaßungen der Städte führte. Die Kunde, daß ihrem jungen Könige die deutſche Kaiſerkrone zugefallen ſey, lieh den ſpaniſchen Mißvergnügten neuen Stoff und Vorwand, indem ſie glaubten, daß ihr Land fortan nur als eine Nebenprovinz angeſehen werden ſolle. Sie ſprachen mit Geringſchätzung von dem Kaiſerthume, das, wie ſie meinten, mit ſpaniſchem Gelde erkauft worden und nun auch mit ſolchem nur werde behauptet werden können, und wunderten ſich, „daß ihr König eine ſo fette Suppe, wie ſie in Spanien für ihn bereit ſtehe, verlaſſen könne, um nach einem Beine zu haſchen, an welchem ſo Viele nagten.“

Durch dieſe Unruhen aufgehalten, konnte Karl erſt am 20. Mai 1520 ſich zu Corunna auf der aus Flandern angelangten Flotte einſchiffen. Unterwegs landete er in England und ſtattete dem Könige Heinrich einen Beſuch ab, deſſen Zweck zunächſt dahinging, einer zu engen Verbindung zwiſchen England und Frankreich vorzubeugen. In Brügge wurde er von ſeiner Tante Margaretha und ſeinem Bruder, dem Erzherzoge Ferdinand, empfangen. Er beſtätigte Margarethen in der Statthalterſchaft der Niederlande, und ſetzte ihr einen geheimen Rath an die Seite, welchem er den großen Rath zu Mecheln und die Gerichtshöfe der beſonderen Provinzen, namentlich den Hof von Holland, unterordnete, die Vorrechte der letzteren dadurch vermindernd.

Am 22. October hielt Karl, von den erſchienenen vier rheiniſchen Kurfürſten (die von Sachſen und von Brandenburg wurden durch Hinderniſſe abgehalten) eingeholt, ſeinen prachtvollen Einzug in der deutſchen Krönungsſtadt Aachen, und wurde in feierlichem Zuge in die Stiftskirche zu Unſerer lieben Frauen geleitet. Hier beſchwor er, nach abgehaltenem Tedeum, in der Sacriſtei die Wahlcapitulation, und am folgenden Tage fand unter den glanzvollſten Feierlichkeiten — über deren Pracht beſonders die mitgebrachten Spanier erſtaunten — die Krönung Statt. Nach den üblichen Ceremonien folgte die Salbung, die Bekleidung mit dem Levitenrocke, dann vor dem Altare die Umgürtung mit dem Schwerte Karl's des Großen, das Anſtecken des Ringes, die Ueberreichung des Zepters und des Reichsapfels, endlich die Aufſetzung der Krone, die nochmalige Eidesleiſtung und die Inthroniſirung auf dem Stuhle Karl's des Großen; hierauf der Lobgeſang, die Beglückwünſchungen, der Ritterſchlag, die Aufnahme des Gekrönten zum Kanonikus an der Stiftskirche, die Opferung; ſchließlich die Vollendung der Meſſe, bei welcher der Gekrönte das heil. Abendmahl empfing. Nach ſeiner Krönung brachte Karl noch eine Woche in Aachen zu. Am nächſten Freitage (26. October) machte der Kurfürſt von Mainz nach der Meſſe öffentlich bekannt: der heilige Vater habe, laut eines von demſelben eingelangten Schreibens, die königliche Majeſtät zum römiſchen Kaiſer erwählt, und es ſolle Seine Majeſtät, wie Kaiſer Maximilian, ſich künftig als erwählter römiſcher Kaiſer halten und jenes Titels ſich bedienen.

Von Aachen kehrte der einundzwanzigjährige Kaiſer nicht in ſeine Niederlande zurück, ſondern begab ſich nach Köln, wo er ſeinen erſten Reichstag auf das nächſte Dreikönigsfeſt nach Worms (in der vorher zu dieſer Reichsverſammlung beſtimmten Stadt Nürnberg war eine anſteckende Seuche ausgebrochen) ausſchrieb.

Seit langer Zeit war kein Reichstag ſo zahlreich beſucht worden, als dieſer neueſte in Worms, der noch in anderer Beziehung verhängnißvoll zu werden beſtimmt war. Viel gab es zu ſchlichten, denn das neue Reichsoberhaupt hatte von der früheren Regierung manche noch ungelöſete Streitfrage übernommen. Unmittelbar mit Karl's Erhebung traf die berüchtigte Hildesheimer Fehde zuſammen, zu welcher der Biſchof Johann von Hildesheim, ein geborener Prinz von Sachſen-Lauenburg, den erſten Anlaß gab. Derſelbe hatte ſein Bisthum, als er es antrat, mit zahlreichen Schulden und Pfand-

schaften beschwert gefunden, und um diese Nachtheile zu heben, theils bei seinem Hofe Sparsamkeit einzuführen, theils die Pfandschaften nach und nach einzulösen gesucht. Das Erste wie das Letztere mißfiel dem Stiftsadel, und besonders zeigten sich die Brüder von Saldern sehr darüber aufgebracht, daß der Bischof zwei ihnen versetzte Häuser, und zwar, wie sie vorgaben, gegen sein Versprechen, gekündigt und abgelöset hatte. Sie gingen darüber aus dem Lande, und nachdem sie bei dem Bischofe Franz von Minden, dem Herzoge Erich von Calemberg und dem Herzoge Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, welche insgesammt ebenfalls Gränz- und Pfandschaftsstreitigkeiten mit dem Bisthume Hildesheim hatten, Schutz gefunden, kündigten sie, ungeachtet des Landfriedens, dem Bischofe Johann die Fehde an. Dieser, nicht sowohl gegen die von Saldern, als gegen deren Helfer aufgebracht, suchte sich ebenfalls durch Bundesgenossen zu verstärken, und brachte auch wirklich den Herzog Heinrich von Lüneburg, so wie die Grafen von Schaumburg-Lippe, Hoja und Diepholt auf seine Seite. Mit ihrer Hilfe rückte er in das Feld, und nahm besonders das Stift Minden nebst den Wolfenbüttelschen Landen hart mit. Zwar ließ der Kurfürst von Sachsen, als Reichsvicar, wiederholten Befehl ergehen, die Feindseligkeiten einzustellen, und selbst die zu Frankfurt wegen des Wahlgeschäftes versammelten Kurfürsten ließen Mandate ähnlichen Inhaltes ausfertigen. Aber diese wurden so wenig beachtet, daß an dem nämlichen Tage, an welchem die Kaiserwahl erfolgte (28. Juni 1519), in Niedersachsen das berühmte Treffen auf der Soltauer Heide vorfiel, in welchem der Bischof von Hildesheim und seine Verbündeten einen vollkommenen Sieg davon trugen, vier tausend Mann auf dem Platze blieben, der ritterliche alte Herzog Erich und Wilhelm, ein Bruder des Herzogs Heinrich von Wolfenbüttel, nebst den beiden Grafen von Wunstorf und Regenstein, zweien Herren von Pleyssa und mehr als hundert Edelleuten in Gefangenschaft geriethen.

Wichtigere Folgen, als diese in den Niederungen des deutschen Nordens verhallende Fehde, zog eine andere im südlichen Deutschland nach sich. Herzog Eberhard II. von Würtemberg war bereits im Jahre 1498 als ein durchaus unfähiger Herrscher von der Regierung entfernt, und dieselbe sechs Jahre lang durch Vormünder für seinen minderjährigen Neffen Ulrich geführt worden. Ungewarnt durch Eberhard's Beispiel, vernachlässigt in der Erziehung, von Natur leidenschaftlich und zügellos, machte Herzog Ulrich

nach Antritt der Regierung binnen wenigen Jahren eine Million Schulden (für jene Zeit und sein kleines Land eine unermeßliche Summe), und ergriff eigenmächtig die härtesten und zweckwidrigsten Mittel, seine Einnahmen zu vergrößern. Daraus entstand Unzufriedenheit, ja Aufruhr, bis die Stände vermöge des Tübinger Vertrages vom 8. Juli 1514 die Schulden übernahmen, sich dagegen aber auch bedeutende Rechte zusichern ließen. Neue Gewaltthätigkeiten, Mißhandlung seiner Gemahlin, der baierischen Prinzessin Sabina, in deren Folge er den Haß des baierischen Hauses auf sich lud, sein aus Eifersucht oder anderen Ursachen an Johann von Hutten begangener Mord, unterbrachen die, namentlich durch Kaiser Maximilian's Vermittelung hergestellte Ruhe, und kaum war die, deshalb wider ihn ausgesprochene Acht aufgehoben und durch den Blaubeurer Vertrag das Nöthige über eine zweckmäßigere Regierungsweise festgestellt, so brach seine Leidenschaft in verdoppeltem Maße dergestalt hervor, daß er einige seiner Räthe unmenschlich foltern, je einen der angesehensten bei Kohlenfeuer an Armen und Beinen braten, den Leib mit Branntwein übergießen und dann anzünden ließ.

Dieses und Aehnliches machte den Herzog auf das Höchste verhaßt. Bald ging er zu seinem Unglücke noch weiter. Einige Bürger der Reichsstadt Reutlingen hatten, um einen ihrer Genossen zu rächen, der kurz zuvor bei Betretung einer würtembergischen Wildbahn von den herzoglichen Forstbeamten erschlagen worden war, einen der Waldvögte Ulrich's umgebracht. Der Herzog, wie immer von seinem Zorne übermannt, zugleich auch die Gelegenheit wahrnehmend, unter dem Vorwande gerechter Vergeltung sein Gebiet zu vergrößern, überfiel und belagerte die Reichsstadt Reutlingen, ohne ihr vorher einen Absagebrief zu senden, mitten im Winter, und brachte sie, nach einiger Gegenwehr (28. Januar 1519), zur Uebergabe. Hierauf nöthigte er sie, ihm zu huldigen, wies ihr einen Platz unter seinen Landstädten an, gab ihr neue Siegel und Wapen und machte sie vollkommen würtembergisch. Alle schwäbischen Reichsstädte, der alten Streitigkeiten zwischen ihnen und dem würtembergischen Hause eingedenk, wurden dadurch aufgelärmt und befürchteten ein ähnliches Schicksal; alle suchten den schwäbischen Bund, dessen Mitglied auch Reutlingen war, gegen den Herzog aufzubringen, was nicht schwer fiel, da Ulrich durch seine frühere hartnäckige Weigerung, dem Bunde beizutreten, diesen ohnehin gegen sich hatte, der oberste Bundeshauptmann, Herzog Wilhelm von Baiern aber, wegen Ulrich's hef-

tigen Zerwürfniſſen mit ſeiner baieriſchen Gemahlin, deſſen geſchworener Feind war. Noch kam dazu das Gerücht, als ſtünde der Herzog in heimlicher Verbindung mit dem Könige von Frankreich, welcher dieſe Unruhen angeſtiftet haben, oder doch unterhalten ſollte, um dadurch ſeine Abſichten auf die Kaiſerkrone leichter durchzuſetzen; denn damals begann man, bald mit, bald ohne Grund, in Deutſchland allenthalben das Geſpenſt eines franzöſiſchen Einfluſſes zu erblicken, und ſelbſt in der Hildesheimer Fehde wollte man Etwas davon verſpüren, indem man durch ähnlichen Verdacht den Gegner in der öffentlichen Meinung am tiefſten zu ſtürzen gewiß war. Auf dieſen Argwohn hin ſtand auch der ſchwäbiſche Bund diesmal ſchneller als gewöhnlich unter Waffen, und ein Heerzug wider Ulrich von Würtemberg wurde einmüthig beſchloſſen. Franz von Sickingen, der allzeit Schlagfertige, und überdies ein Freund der racheſchnaubenden Familie Hutten, die dem Herzoge hauptſächlich das ſchlimme Spiel angerichtet, zog dem Bunde ebenfalls mit Mannſchaft zu.

Jetzt, wo Alles ſich drohend gegen ihn erhob, fing Ulrich endlich an, das Gefahrvolle ſeiner Lage einzuſehen, und verſuchte, ſich ihr im Guten zu entziehen. Aber vergebens wendete er ſich an den Bund, betheuernd, daß er nichts Feindſeliges gegen denſelben im Sinne führe; umſonſt erbot er ſich ſogar, demſelben beizutreten. Auch die wiederholten Befehle des Reichsvicars, Ludwig von der Pfalz, daß ſowohl der Herzog als der Bund ſich keiner Thätlichkeit vermeſſen ſollten, blieben fruchtlos. Gegen das Ende des Märzmonats (1519) rückten die zahlreichen Bundesvölker unter Anführung des Herzogs Wilhelm von Baiern in das würtembergiſche Gebiet, bemächtigten ſich, da Ulrich durch den plötzlichen Abfall ſeiner ſchweizeriſchen Söldner gänzlich hilflos daſtand, des ganzen Landes, und zwangen den Herzog, aus demſelben zu entfliehen.

Es entſtand nun die Frage, was mit dem durch die Waffen des ſchwäbiſchen Bundes eroberten Lande anzufangen ſey. Die Stände desſelben forderten vor Allem, daß es unzertrennt bleiben müſſe, da es unter dieſer Bedingung zu einem Herzogthume erhoben worden; ferner, daß das Land dem Sohne Ulrich's, dem minderjährigen Prinzen Chriſtoph, erhalten werden müſſe. Dieſer Antrag ſchien auch wirklich als Richtſchnur dienen zu ſollen; aber unerwartet durchkreuzte Herzog Ulrich dieſe Beſchlüſſe durch einen Verſuch, ſein Land wieder zu erobern, indem er Stuttgart und mehre Aemter und Städte des Oberlandes wieder in ſeine Gewalt brachte. Doch

ungeachtet er die Streitſache durch Unterhandlung und im Wege des Rechtes beigelegt wiſſen wollte, wurde er von der Bundesarmee zum zweiten Male vertrieben.

Der ſchwäbiſche Bund — welcher nun einmal das Land Würtemberg als eine, nach dem beſtehenden Staatsrechte geſetzlich gemachte Eroberung betrachtete, über welche nach gemeinſchaftlichem Gutbefinden und im Intereſſe der öffentlichen Ordnung verfügt werden könne, zumal wenn auf das unzertrennte Beiſammenbleiben des Landes, die Aufrechthaltung ſeiner Verfaſſung und ſeiner Freiheiten, dann auf die ſtandesmäßige Erziehung und die angemeſſenen Einkünfte der herzoglichen Kinder, ſo wie auf den perſönlichen Unterhalt des Beſtraften, wofern er ſich unterwürfe, nach Recht oder Billigkeit Bedacht genommen würde — glaubte nun doppelte Gründe zu haben, dem Lande möglichſt ſchnell einen beſtimmten Herrn zu geben, einmal, um ähnlichen Wiedereroberungsverſuchen des vertriebenen Herzogs auf immer vorzubeugen, dann auch um auf dieſe Weiſe zu ſeinen eigenen Forderungen zu kommen, nachdem dieſer zweite Feldzug die Kriegskoſten des Bundes vermehrt hatte, endlich auch um eine Zerſtückelung des Landes zu verhüten, indem einige Nachbarn mit oder ohne Anſprüche bereits angefangen hatten, ſich mehrer würtembergiſcher Gebietstheile zu bemächtigen.

Oeſterreich war in dieſer Angelegenheit weſentlich betheiligt; daher ertheilte Karl, als neuerwählter Kaiſer, von Barcellona aus, ſeinen Bevollmächtigten in Deutſchland Auftrag: auf dem Bundestage die ihm und ſeinem Bruder Ferdinand, als Erzherzogen von Oeſterreich und Mitgliedern des ſchwäbiſchen Bundes, zuſtehende Forderung wegen der Kriegskoſten geltend zu machen und, im Falle eine Theilung des eroberten Landes herbei geführt werde, wegen des für Oeſterreich entfallenden Antheils zu verhandeln; zugleich aber gab er ihnen auch Vollmacht für den Fall, daß die Bundescommiſſarien ihm, gegen Uebernahme der daran haftenden Laſten, Würtemberg überlaſſen wollten. Wirklich wurde in dem Abſchiede des Bundestages (30. November 1519) die Ueberlaſſung des Landes an das kaiſerliche Haus beſchloſſen, die Uebergabsurkunde aber erſt auf dem nächſten Bundestage (6. Februar 1520) ausgefertigt, demzufolge alſo, „damit im heil. Reich deſto beſſer Frieden und Recht unterhalten und gehandhabt, auch die merklichen Schulden und Beſchwerden, ſo auf dem Lande Würtemberg vormals verſchrieben ſeyn und ſtehen, bezahlt werden, und derhalben dasſelbe Land

Würtemberg unzertrennt und unverderbt bleiben möge, dasſelbe der königl. Majeſtät als Erzherzog von Oeſterreich und ſeinen Erben, in dem Maß, mit dem Titel und Gerechtigkeit, wie gemeine Bundesſtände das erobert und bis auf den heutigen Tag inne haben, zugeſtellt und überantwortet." Dagegen ſollte Kaiſer Karl alle Schulden des Landes übernehmen, welche von Ulrich's erſter Austreibung an gemacht worden; der Gemahlin desſelben, ingleichen der Witwe von Würtemberg ihr Witthum zahlen und deren Erben zum Widerfall kommen laſſen, den mit Graf Georg von Würtemberg geſchloſſenen Vertrag vollziehen, die Gemahlin Herzog Heinrichs von Braunſchweig (Schweſter Ulrich's) wegen ihres verſprochenen Heiratsgutes zufrieden ſtellen, ferner dahin ſtreben, daß Herzog Ulrich ſelbſt zu einem beſtändigen Vergleich gebracht werde und den Bund unangefochten laſſe; wenn Ulrich aber gleichwohl den Bund oder Mitglieder desſelben angreife, ſo ſolle Karl nicht blos als Erzherzog von Oeſterreich, ſondern auch als römiſcher König, dem Bunde Beiſtand leiſten. Würtemberg ſollte in die zehnjährige Einigung aufgenommen werden, und ſein Bundescontingent in hundert gerüſteten Pferden und acht hundert Fußknechten beſtehen. Bedeutend für Karl war dann noch die Uebernahme der Kriegskoſten, nämlich außer ſchon früher vorgeſchoſſenen zehn tauſend Gulden, welche nicht wieder zu erſtatten wären, den gemeinen Ständen zwei hundert zehn tauſend Gulden baar auf Augsburg in verſchiedenen Friſten zu zahlen. Wegen der Kinder Ulrich's wurde in einem beſonderen Vergleiche beſchloſſen, daß dieſen eine jährliche Summe von fünf tauſend Gulden aus in Deutſchland liegenden Schlöſſern und Städten verſichert werde. Der Prinz Chriſtoph ſollte nach Innsbruck gebracht und dem Kaiſer zur Erziehung übergeben, ſeine Schweſter Anna aber ihrer Mutter überlaſſen bleiben. Wenn Letztere ſich nach dem Rathe des Kaiſers und der Herzoge von Baiern vermählen würde, ſo ſollte der Kaiſer ihr ein Heiratsgut von zwanzig tauſend Gulden und eine Abfertigung von zehn tauſend Gulden mitgeben; alle fahrende Habe, Kleinodien, Silbergeſchirr und Kleider ſollten beiden Kindern verbleiben.

In Gemäßheit dieſes Vertrages forderte der Bund die würtembergiſchen Stände und Unterthanen auf, dem Hauſe Oeſterreich die gebührende Huldigung zu thun. Die kaiſerliche Commiſſion nahm (28. Februar 1520) die Huldigung von der Stadt Stuttgart, am anderen Tage von Tübingen ein, und beſtätigte dem Lande ſeine hergebrachten Freiheiten und Rechte.

Die anderen Städte des Landes wurden durch abgeordnete Räthe in Pflicht genommen. Die Vaſallen des Herzogthums erhielten Befehl, ihre Lehen vom Kaiſer, als Erzherzog von Oeſterreich, zu empfangen und bei dem eingeſetzten Landesregiment die Lehenspflicht zu thun. Um den dringendſten Verpflichtungen gerecht zu werden, ließ der Kaiſer den Ständen den Vorſchlag machen, ihnen alle Einkünfte des Landes auf ſechs Jahre zu überlaſſen, wogegen ſie die Bezahlung der Schulden übernehmen, und auch die Koſten der Regierung und den Staat beſtreiten ſollten. Nach langer Unterhandlung mit den Commiſſären übernahm dieſes die Landſchaft unter gewiſſen Bedingungen; doch wollte ſie nur jene Schulden beſtreiten, für welche ſie ſich verſchrieben hatte, und verlangte, daß Prälaten und Adel an den damals wachſenden Schulden wenigſtens zwanzig tauſend Gulden übernehmen ſollten. Der Kaiſer bewilligte auch Alles, und es ergab ſich, daß er nicht nur Nichts von Würtemberg bezog, ſondern noch zuzuſchießen genöthigt war. Auch wurde man gezwungen, das Amt Meckmühl um vierzigtauſend Gulden an Würzburg, und Heidenheim für fünfundvierzig tauſend Gulden an die Reichsſtadt Ulm zu verkaufen.

Unterdeſſen ließ der Herzog Ulrich kein Mittel unverſucht, um wieder in den Beſitz ſeines Landes zu kommen, und fand bei den Eidgenoſſen zwar Fürſprache, doch keine thätige Hilfe, indem ſie ſogar unterſagten, Truppen für ihn zu werben. Auch an den Kaiſer wendete er ſich zu wiederholten Malen, und dieſer ſetzte ihm verſchiedene Tagſatzungen feſt, auf denen er zur Austragung ſeiner Sache erſcheinen ſollte. Da Ulrich jedoch immer ausblieb, ſogar mehre Fürſten zur Ergreifung der Waffen zu bereden ſuchte und dadurch auf's Neue den Landfrieden zu ſtören unternahm, zog er ſich ein kaiſerliches Pönalmandat zu, worin ihm bei Strafe der Acht und Aberacht verboten wurde, ſelbſt oder durch Andere Aufruhr und Fehde anzuſtiften, und als er auch dann noch ſeine Umtriebe fortzuſetzen wagte, wurde auf kaiſerlichen Antrag, zu Mainz (5. Juni) in Gegenwart des Kurfürſten und einiger kaiſerlichen Räthe, die Acht wirklich gegen ihn ausgeſprochen.

In Burgund, Caſtilien und Aragonien war Karl alleiniger Erbe und Herr; nicht ſo in den öſterreichiſchen Erblanden, deren Beſitz den beiden Brüdern nach der Geſammtbelehnung gemeinſchaftlich ſeyn ſollte. Je näher der Gedanke lag, jene vierfache Erbſchaft nicht auf Einem Haupte zu vereinigen, ſondern, durch deren Theilung, Habsburg in zwei mächtigen und

eng verbundenen Häusern fortblühen zu lassen, desto natürlicher wurde der ideenreiche Kaiser Maximilian zu dem Plane hingeleitet, Oesterreich und Steyermark mit Kärnthen und Krain zu einem Königreiche, und zwar für den zweitgeborenen Enkel, Ferdinand, mit Einwilligung des erstgeborenen, Karl, zu erheben, obwohl, aus unbekannten Ursachen, dieser Entwurf nicht zur Ausführung kam. Doch stand hiermit Kaiser Maximilian's Testament im Einklange, denn er hinterließ in demselben seine Lande beiden Enkeln als Erben. Als hierauf die Vorbereitungen zu Ferdinand's naher Vermälung mit der Jagellonin Anna getroffen wurden, erklärte sich der Kaiser Karl (7. November 1520) bereit, wenn sein Bruder damit für jetzt zufrieden seyn wolle, demselben jene österreichischen Lande und zugleich alles Dasjenige, was ihm in dem Testamente des mütterlichen Großvaters im Königreiche Neapel legirt sey, zu übergeben. Auch erbot sich der Kaiser, wenn sein Bruder und der König von Ungarn (Ferdinand's Schwager) es wünschten, jene österreichischen Provinzen zu einem Königreiche und den Erzherzog Ferdinand zu einem Könige zu erheben. Das Nähere hierüber sollte bei einer Zusammenkunft der beiden Brüder festgesetzt werden; aber diese unterblieb, und so kam auch die Erhebung der österreichischen Herzogthümer zu einem Königreiche nicht zu Stande. Entscheidenderes wurde, rücksichtlich dieser Erbtheilung, während des Reichstages zu Worms (28. April 1521) unternommen, wo, „ungeachtet (so lautete die Urkunde) die wahre Kenntniß der Rechte Ferdinand's noch nicht erlangt worden, und eine bestimmte Erklärung derselben nicht Statt finden könne, bis darüber durch gegenseitige Deputirte die Untersuchung gepflogen sey," gleichwohl unter beiden Brüdern festgesetzt wurde: daß Ferdinand von da an als gebührende Erbportion in den von Maximilian hinterlassenen deutschen Ländern die fünf Herzogthümer Ober- und Niederösterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain erhalten, alles Uebrige aber Karl'n verbleiben solle; dergestalt jedoch, daß, wenn Einer von ihnen sich durch seine Erbportionen verkürzt finde und auf eine Erbtheilung zurück zu gehen verlange, diese ganz von Neuem vorgenommen werden solle, und zwar in der Art, daß Jeder nach dem vaterländischen Gebrauche seinen Antheil bekomme.

Dieser ersten, noch nicht unwiderruflichen und nur theilweisen Länderabtretung oder Erbtheilung, in deren Gemäßheit Ferdinand, wie wir schon im ungarischen Theile unserer Geschichte (Band IV. S. 788) gesehen haben,

seine Vermälung mit Anna von Ungarn vollzog, folgte (30. Januar und 7. Februar 1522) zu Brüssel die eigentliche Theilung, wobei Karl zwar mit entschiedenem Bemühen die Miene annahm, als sey er durch das Recht zu seiner seiner Verwilligungen gezwungen, sondern spende freiwillig und aus liebevoller Großmuth, durch den Umfang seiner Abtretungen aber am deutlichsten zugab, daß hierbei ein Gesetz ihn leite, während Ferdinand, auf diese Form der Auseinandersetzung eingehend, all' sein Recht, es möge aus welch' immer für einer Quelle fließen, seinem älteren Bruder anheim zu stellen und sich ihm und seinem guten Willen gänzlich zu untergeben erklärte. Sodann beurkundete der Kaiser Karl: er begehre einer solchen aufrichtigen Liebe und Lauterkeit des Sinnes, und solchem freien, herzlichen Vertrauen zu entsprechen, und ein Zeichen seiner Liebe zu seinem einzigen Bruder, den er als sein zweites Selbst halte, und daher nicht anders, als sich selbst, liebe, zu geben, und offenbare daher, unter beiderseitigem Einverständnisse, seine Entscheidung und Willensmeinung dahin, daß Ferdinand für alle Ansprüche, die er etwa machen könne, als eigenthümlich und mit Vererbung auf seine Nachkommen haben solle: zuerst die Herzogthümer Ober- und Niederösterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain, und zwar mit der davon abgekommenen Grafschaft Görz mit Pusterthal, und den Grafschaften Ortemburg und Cilly, den österreichischen Herrschaften Karst, Mötling, Mitterburg, Triest, St. Veit, Gradiska, Marano, Tolmino und Allem, was Kaiser Maximilian im Friaul besessen und von den Venetianern wieder erlangt oder erobert habe; — zweitens die Grafschaft Tirol mit dem Zugehörigen; die Markgrafschaft Burgau, Kirchberg, die Vogtei oder Herrschaft alles Dessen, was Maximilian in Schwaben besessen, und insbesondere Waldkirch, Bregenz, Bludenz, Hohemberg, Nellemburg ꝛc. Alles dieses trat Karl gänzlich ab und behielt sich davon Nichts vor, als den erzherzoglichen Titel und die kaiserliche Hoheit. — Drittens den lebenslänglichen Besitz des Elsasses, nämlich der beiden Vogteien und Grafschaften Pfyrt und Hagenau, welches aber nach Ferdinand's Tode an den Kaiser oder denjenigen Erben desselben, welcher die Grafschaft Burgund besitzen werde, zurück fallen solle. — Viertens sollte Ferdinand die im Testamente seines mütterlichen Großvaters ihm bestimmte neapolitanische Rente von fünfzig tausend Ducaten; statt der ihm bestimmten Städte und Seehäfen aber, welche für den Besitz des Landes wichtig wären, noch außerdem jährliche zehn tausend, also zusammen sechzig

tauſend Ducaten erhalten. — Fünftens: Statt deſſen, was ihm ſonſt in jenem Teſtamente bewilligt worden, und zur völligen Ergänzung ſeiner Erbportion, ſollte Ferdinand das Herzogthum Würtemberg ſo beſitzen, wie der Kaiſer es vom ſchwäbiſchen Bunde erworben habe. — Sechſtens: Weil Ferdinand die Widerlage für ſeine Gemalin zu tragen habe, ohne das Heiratsgut von zweimal hundert tauſend ungariſchen Goldgulden erhalten zu haben, und es ihm nicht zu Gute käme, daß das Heiratsgut der Maria dagegen aufgehoben worden, ſo wolle der Kaiſer ihm das Heiratsgut, welches Marien hätte gegeben werden müſſen, in acht jährlichen Terminen, jedesmal mit fünfundzwanzig tauſend Ducaten, bezahlen. — Siebentens theilten beide Brüder das bewegliche Vermögen Kaiſer Maximilian's. — Die auf jenen Ländern pfandweiſe laſtenden Schulden übernahm Ferdinand; die übrigen Schulden des Kaiſers Maximilian beide Brüder zur Hälfte.

In einer beſondern Urkunde kam man überein, daß dieſe Erbtheilung noch durch ſechs Jahre geheim gehalten werden ſolle, ſo daß alſo Ferdinand einſtweilen noch, außer in den fünf Herzogthümern ohne Friaul ꝛc., blos als Statthalter ſeines Bruders regierte. Aber nach einigen Jahren trug Ferdinand darauf an, daß jene Uebergabe öffentlich bekannt gemacht und in Tirol ihm die erbliche Huldigung für ſich ſelbſt anzunehmen geſtattet werden möge, was Karl auch genehmigte, worauf dann in Madrid (15. Februar 1525) der öffentliche Uebergabsbrief erfolgte. Ferner ließ Ferdinand dem Kaiſer vorſtellen, daß die Grafſchaft Pfyrt, genannt Elſaß, und die Landvogtei Hagenau wegen alter Schulden keinen Vortheil brächten, daß er vielmehr für die Pflege der Juſtiz und für die Beamten alle Jahre ſechs tauſend Goldgulden aus der Rentkammer von Tirol nehmen müſſe, aus welchem Grunde er auch die Uebergabe des Elſaſſes öffentlich kundgegeben wünſchte. Karl wendete zwar Anfangs ein, daß Elſaß einen Theil des Herzogthums Burgund ausmache und deshalb nicht wohl darüber, getrennt von dieſem, verfügt werden könne; dennoch ließ er ſpäter (1540) den wegen des Elſaſſes gemachten Vorbehalt aufheben, und bewilligte, daß auch das Elſaß, wie das Uebrige, auf die Nachkommen Ferdinand's vererben ſolle. Für Würtemberg nahm der Erzherzog Ferdinand am 25. Mai 1522 zu Stuttgart die Huldigung dahin.

Seit jener Erbtheilung von 1522 ſchied ſich das Haus Habsburg in zwei Linien: die ältere oder ſpaniſche, und die jüngere oder deutſch-öſter-

nischen, von denen jene, nachdem sie Karl'n vier Nachfolger gegeben (Philipp II. von 1555 bis 1598; Philipp III. bis 1621; Philipp IV. bis 1665), mit Karl II. am 1. November 1700 erlosch. Die österreichische blühte nur um vierzig Jahre länger. Nachdem neun Kaiser und ein König der Deutschen aus ihr hervorgegangen (Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II., Mathias, Ferdinand II., Ferdinand III., der römische König Ferdinand IV., Leopold I., Joseph I.), schloß ihren Mannsstamm Karl VI. am 20. October 1740.

Derselbe Reichstag zu Worms, welcher die Einleitung des Theilungsvertrages zwischen Karl und Ferdinand veranlaßte, brachte für Letzteren noch Ehren anderer Art; denn gegen den Schluß der Versammlung machte der Kaiser den Ständen bekannt: daß er seinen, aus den Niederlanden nach Worms gekommenen Bruder zum Statthalter erwählt habe. Die Stände erklärten sich hiermit zufrieden; Kurpfalz aber stellte vor, daß während des Kaisers Abwesenheit Pfalz auf das Vicariat Anspruch habe. Der Kaiser erklärte dagegen, daß die diesmalige Ernennung eines Statthalters den Vicariatsrechten von Pfalz und Sachsen nicht zum Nachtheile gereichen, und daß der Pfalzgraf Friedrich, Bruder des Kurfürsten Ludwig, mit Ferdinand gemeinschaftlich die Würde eines Statthalters tragen solle. Auf dem Reichstage zu Nürnberg leistete Ferdinand (16. Mai 1522) nach der Regimentsordnung den Eid zum Statthalteramte, und bewog hier den Pfalzgrafen Friedrich, daß derselbe sich nicht Locumtenens oder Statthalter geradezu, sondern mit dem Zusatze: „in Abwesenheit Ferdinand's," nannte. Auch hatte Letzterer von seinem Bruder die Vollmacht erhalten, wenn er persönlich als Statthalter an dem, während des Kaisers Abwesenheit bestehenden Reichsregimente anwesend wäre, im Namen des Kaisers Grafen und Freiherren, Ritter und Doctoren zu machen, unehelich Geborene zu legitimiren u. dgl. Später wurde, zur Vermeidung alles Streites, zwischen Ferdinand und dem Pfalzgrafen verabredet, daß, so oft ein Reichsrath gehalten werde, der Pfalzgraf auf so lange nach Neumark gehen wolle.

Erzherzog Ferdinand übernahm, mit der selbständigen und erblichen Herrschaft über Oesterreich, zugleich die schwierige Aufgabe, Mißverständnisse zu schlichten und Unruhen zu dämpfen, welche während der seit Maximilian's Tode verflossenen Zeit, die für Oesterreich beinahe einem Interregnum glich, aufgeschossen waren. Kaiser Maximilian hatte, wegen seines häufigen Auf-

enthaltes außerhalb ſeiner Erblande, in dieſen ein Regiment angeordnet, deſſen nähere Einrichtung wir bei dem folgenden Culturabſchnitte kennen lernen werden, und in ſeinem Teſtamente ausdrücklich angeordnet, daß die Regenten und anderen Beamten, bis zu weiterer Verordnung ſeiner Erben, in ihrer Amtsverweſung bleiben ſollten.

Bald nach Maximilian's Tode verſammelten ſich nun die Deputationen der fünf öſterreichiſchen Herzogthümer und der gefürſteten Grafſchaft Tirol zu Bruck an der Mur, und machten ein Libell zum Behufe gegenſeitiger Hilfeleiſtung im Falle eines Angriffs und anderer Angelegenheiten. Bei dieſer Vereinbarung blieb das Regiment in Oeſterreich völlig unerwähnt; ſtatt ſeiner wurden nur die einzelnen Landesbehörden namhaft gemacht. Die Veranlaſſung dazu war der heftige Zwieſpalt, in welchen gleich nach Maximilian's Hintritte die Stände des Landes unter der Enns, des erſten unter den fünf Herzogthümern, mit jenem Regimente gerathen waren, deſſen Vollmacht ſie für erloſchen erklärt hatten. Es ſtanden jenem Regimente damals Georg von Rottal als oberſter Hauptmann, dann der öſterreichiſche Kanzler, Doctor Schneidpoek, der Vicedom Biſchof Georg von Wien, der Propſt von Kloſterneuburg, ferner Johann von Bamberg, Albert von Wolkenſtein und Sigismund Wolzer vor. Die meiſt von perſönlichem Haſſe oder Vortheile geleiteten Häupter der Gegenpartei waren: die Edelleute Michael Eyzinger, Landmarſchall Johann von Puchhaim, der als Rechtsgelehrter in Anſehen ſtehende Doctor Martin Copinitz, der Gerber Johann Rinner, ein Mann, deſſen dreiſte Zungenfertigkeit ihm bedeutenden Einfluß auf den großen Haufen erworben hatte und jetzt einen Haupthebel der Auflehnung abgab; ferner der vormalige Univerſitätspedell Herkules Johannes, und der Fleiſchersſohn Nikolaus Zimmerer. Unaufhörlich verſchrieen dieſe die Mitglieder des Regiments als eigennützige und unfähige Männer, und ſo brachten ſie es dahin, daß, mit Zuſtimmung eines großen Theiles der öſterreichiſchen Landſchaft, wobei der Abt von Mauerbach ſich vorzüglich thätig erwies, eine „Landesordnung" errichtet wurde, nach welcher vier und ſechzig Regimentsverweſer oder Landräthe errichtet werden ſollten, aus jedem Stande, dem Herren-, Prälaten-, Ritter- und Bürgerſtande, viermal vier. Von dieſen wurde ein Ausſchuß von ſechzehn, nämlich vieren aus jedem Stande, nach den vier Vierteln erwählt, bei welchen die genannten Häupter der Partei ſich befanden, welche in Wien ihre Reſidenz nahmen und in der

Ausübung ihres ſelbſtgeſchaffenen, durch keine landesherrliche Einſetzung berufenen Regimentes ſich manche Gewaltthätigkeit erlaubten.

Die alten Regenten, welche, auf die Willenserklärung des verſtorbenen Kaiſers geſtützt, ſich in der Verwaltung behaupteten, wurden von dem aufgereizten Volke in dem Hauſe, welches ſie bewohnten, angegriffen und bedroht, ſo daß ſie, um es nicht zu blutigen Thätlichkeiten kommen zu laſſen, dem Drange des Augenblickes wichen und ihren Sitz von Wien nach Neuſtadt verlegten. Zwiſchen den Anhängern der alten und der neuen Regentſchaft entſtand nun arger Zwieſpalt, der durch Streitſchriften genährt wurde. Die neuen Regenten ſiegelten ihre Ausfertigungen mit dem Wappen der Stadt Wien und ihren eigenen Siegeln. Sie forderten von allen Beamten den Eid der Treue, nöthigten die kaiſerlichen Diener und den Magiſtrat von Wien, ihren Befehlen Folge zu leiſten, und ſetzten aus Handwerkern, Gerbern, Bäckern, Walkern, Fleiſchern, Schreinern, einen Bürgerausſchuß von Hundert zuſammen, durch welchen ſie den Magiſtrat unter ihren Willen beugten. Zugleich nahmen ſie die beſten Aemter und die Verwaltung der ſtädtiſchen Einkünfte für ſich in Beſchlag, ließen die Münzen umſchmelzen und neue prägen, übten alle Acte der höchſten Gewalt aus, bemächtigten ſich auch der Regalien, entzogen allen Dienern des Kaiſers, welche ihnen, wie billig, den Gehorſam verweigerten, ihren Sold, brachten die fürſtlichen Kriegsvorräthe in ihre Gewalt und ſetzten die oberſten Zeugmeiſter ab. Kurz, ſie walteten, als gäbe es keinen Landesherrn über ihnen, wie ſie denn in unbegreiflicher Sorgloſigkeit wirklich gar nicht an die Ankunft der beiden jungen Fürſten Karl und Ferdinand glaubten, von denen ſie mit Geringſchätzung ſprachen und allerlei Willkür trieben.

Die alten Regenten berichteten über dieſen Umſturz der geſetzlichen Ordnung an die beiden Fürſten nach Spanien, eben ſo an die Statthalterin der Niederlande und an die Commiſſarien zu Augsburg, und erließen auch Ermahnungen an die neuen Regenten, welche mit Beleidigungen darauf antworteten und ſich nicht anders gebahrten, als wären ſie vollkommen im Rechte, und der geſetzloſe Zuſtand lediglich bei dem alten Regimente zu ſuchen. Daß die jungen Landesfürſten endlich ausdrücklich die alten Regenten beſtätigten, brachte keine Aenderung hervor; vielmehr ließen die neuen Machthaber die Beſtätigungsurkunde, welche auf Veranlai
in Wien öffentlich angeſchlagen worden war, wieder herab reiße

ten in ihrer Widersetzlichkeit, indem sie zugleich dem Volke, das ihnen blindlings folgte, vorspiegelten, die übrigen Provinzen: Steyermark, Kärnten, Krain und Tirol, welche ihnen Beistand gegen feindlichen Angriff zugesichert, müßten ihnen auch wider die alten Regenten Hilfe leisten. In Gemäßheit eines bei der Zusammenkunft zu Bruck gefaßten Beschlusses sendeten sie sogar eine Deputation nach Spanien an Karl, der ihnen zwar ihre Eigenmächtigkeit verweisen ließ, doch die Untersuchung der Sache auf eine gelegenere Zeit verschob. Zugleich ließen Karl und Ferdinand für Niederösterreich einen Landtag auf den 20. Januar 1520 nach Krems ausschreiben, auf welchem der Huldigungseid in die Hände der von den fürstlichen Brüdern ernannten Commissarien abgelegt werden sollte.

Die übrigen Provinzen gehorchten dem Befehle, leisteten den Huldigungseid und gaben die angemaßte Verwaltung der Kammergüter und landesherrlichen Einkünfte auf; nur die in Niederösterreich gewaltsam regierende Partei stand nicht von ihren Anmaßungen ab und unterließ es, das ihr zugeschickte Decret zur Ausschreibung des Landtages kundzuthun, alle Ermahnungen und Befehle mit Uebermuth von sich weisend.

Nachdem endlich auch Niederösterreich (9. Juli 1520) zu Klosterneuburg gehuldigt hatte, sendeten sowohl die alten als die neuen Regenten Abgeordnete an die Commissarien Kaiser Karl's nach Augsburg, um wegen der Bestallung einer Regierung, wegen Landesbeschwerden und anderer Angelegenheiten zu unterhandeln. Die neuen Regenten waren, in merkwürdiger Verblendung, ihrer Sache so gewiß, daß sie, als nach dem Wormser Reichstage der Erzherzog Ferdinand — nunmehr alleiniger Landesherr — in das Land kam, Denselben angingen, ihnen wegen der Unbilde, die sie von den alten Regenten erlitten zu haben behaupteten, Gerechtigkeit zu verschaffen. Damals wurde, wegen des kurzen Aufenthaltes des Erzherzogs, die Untersuchung der Sache vertagt. Kurz darauf mußten die neuen Regenten die Verwaltung niederlegen; auch wurde für Wien ein neuer Rath angeordnet, Copinitz jedoch zum Bürgermeister erwählt.

Nach Vervollständigung der Erbtheilung kehrte Ferdinand in seine Lande zurück, und traf (12. Juni 1522) unerwartet in Neustadt ein, wo sein erstes Geschäft die Entscheidung der zwischen der alten und der neuen Regentschaft wechselseitig waltenden Beschwerden war, zu welchem Zwecke er unbetheiligte erfahrene Männer, namentlich die Räthe und Gesandten der baieri-

ſchen Herzoge und den würtembergiſchen Kanzler berufen hatte, welche unter ſeinem perſönlichen Vorſitze ſchiedsrichterlich entſcheiden ſollten. Es wurde auf dem Neuſtädter Markte ein Gerüſt errichtet und ein Thronſtuhl aufgeſchlagen. Hier ſaß (10. Juli) der Erzherzog in königlicher Würde zu Gericht, vor ihm ein Diener mit goldenem Schwerte, ihm zur Seite die beſtellten Unterſuchungsrichter, unter denſelben der Biſchof von Trient, Adminiſtrator von Wien, Großkanzler von Oeſterreich, und Hieronymus Baldus, Propſt zu Preßburg (nachmals Biſchof von Gurk). Ein zahlloſer Zuſchauerhaufe wohnte der verhängnißvollen Rechtshandlung bei.

Zuerſt ſchwuren — ſo hatte der Erzherzog es befohlen — die Richter einen öffentlichen Eid, ohne Haß und Gunſt, gewiſſenhaft und gerecht, nach beſter Einſicht Recht ſprechen zu wollen. Beide Parteien ſtritten darüber, wem von ihnen als Kläger aufzutreten und zuerſt das Wort zu nehmen gebühre. Nach dem Gutachten der Beiſitzer entſchied der Erzherzog, daß die alten Regenten als die Erſten auftreten ſollten. Dieſe beſchwerten, unter Bezug auf die Erlaſſe und das Teſtament Kaiſer Maximilian's, ſich über die eigenmächtigen und gewaltthätigen Handlungen der Gegner. Letztere ſuchten ſich zu vertheidigen, anführend, daß die meiſten und mächtigſten der öſterreichiſchen Landherren ein neues Regiment gewollt, daß die alten Regenten wegen verweigerter Gerechtigkeit, Feilheit und anderer Gebrechen Allen verhaßt geweſen ſeyen, wogegen ſie, die neuen, das Land wirkſam gegen Räuber und Fehden geſchützt hätten. Nach wiederholter Rede und Gegenrede wurden die Parteien endlich auf den 30. Juli zur Anhörung des Urtheils beſchieden. Dieſes lautete durchaus gegen die Partei der neuen Regentſchaft. Die vom Kaiſer Maximilian eingeſetzten Regenten — hieß es — ſeyen befugt geweſen, die Verwaltung zu führen. Keineswegs aber habe den Gegnern das Recht zugeſtanden, eine neue Regentſchaft einzuſetzen; ſie ſeyen Rebellen, indem ſie, den kaiſerlichen Verordnungen zuwider, eine Partei erregt und eine neue Verwaltung eingeſetzt, das Volk und die Bürgerſchaft für ihre Zwecke aufgeregt und Conventikel gehalten, Anderen ihre Stellen eigenmächtig entzogen, der Kammergüter und landesherrlichen Einkünfte ſich bemächtigt hätten und auf wiederholte Aufforderung nicht davon abgeſtanden ſeyen; indem ſie neue Eide gefordert, Münze geprägt, die oberſte richterliche Gewalt auch nach erfolgtem Verbote fortgeführt, die öffentlichen Ausſchreiben der Regenten zur Unbill der kaiſerlichen Majeſtät abgeriſſen, das Ausſchreiben

zum Huldigungslandtag verſchloſſen gehalten, den oberſten Geſchützmeiſter abgeſetzt und die Artillerie an ſich geriſſen hätten. Alle, die daran Theil genommen, ſeyen dem Fürſten zu gerechter Strafe verfallen, zugleich ſchuldig, den alten Regenten nach Ermeſſen des Fürſten Buße und Erſatz zu leiſten, ſo wie dem Fürſten wegen der Kammergüter und anderen Stücken Rechenſchaft zu legen. — Dem unerfahrenen Volke, welches ſich habe verleiten laſſen, wurde Verzeihung angekündigt; gegen die Urheber und Häupter der Parteiung aber ſollte, auf Befehl des Fürſten, der Kammerfiscal nach ihrem Verſchulden verfahren.

Wie ein Blitz aus heiterer Luft ſchmetterte dieſes, ſonderbarer Weiſe ihnen unerwartete Urtheil über die Verurtheilten dahin. Der Erzherzog blieb noch einige Zeit auf ſeinem Thronſtuhle ſitzen, abwartend, ob die Schuldigen Reue bezeigen und um Gnade flehen würden. Sie aber blickten, aus Schrecken oder Verſtocktheit, nur ſtarr vor ſich hin und murrten. Die Hauptanſtifter ſaßen eben mit einander vor ihrer Herberge, um über das gegen ſie geſprochene Urtheil zu berathen, als der Profoß mit dem Hartſchirenhauptmann, dem Marſchall des Fürſten und einer Abtheilung Soldaten auf ſie zutrat, und Eyzinger, Puchhaim, Copinitz und Rinner verhafteten. Mit ihnen wurden auch acht Wiener Bürger als Leiter des Aufſtandes feſtgenommen. Gegen alle Dieſe wurde, auf die Klage des Fiscals, gerichtlich verfahren und nach Verhör und Unterſuchung ihr Urtheil geſprochen. Am 19. Auguſt wurden Eyzinger und Puchhaim öffentlich hingerichtet; zwei Tage ſpäter erlitten ein gleiches Loos Copinitz, Rinner und ſechs der verhafteten Wiener Bürger. Auch wurden dem Collegium der Münzer ſeine Privilegien genommen, und ſo endete der faſt dreijährige Zwieſpalt.

Damals wurden die Gemüther durch eine gewaltige Wehe der Zeit erſchüttert, die, in ſich fortzeugend und fortgebärend, zuletzt die alte ehrwürdige Einheit der Kirche zerriß; — es war die Reformation Martin Luther's. Der allgemeinen Geſchichte des Abendlandes angehörend, berührt ſie das unſerem Werke geſteckte Gebiet mehr in ihren Folgen, als in ihren Anfängen, und um ſo mehr darf hier ein bloßer Ueberblick der äußeren Thatſachen genügen, ohne daß uns dabei die Aufgabe wird, in das verwickelte Getriebe der inneren Anläſſe zu blicken. Zu Eisleben in der Grafſchaft Mansfeld den 10. November 1483 geboren, bezog Martin Luther, nach einer ſtrengen und gottesfürchtigen Erziehung, in ſeinem achtzehnten Jahre

die Universität zu Erfurt. Nervös, aber kräftig organisirt, in seiner Jugend eine wunderbare Zusammensetzung von Heiterkeit und Schwermuth, Zweifel und Gläubigkeit, Schwärmerei und Nüchternheit, Eigenschaften, die in seinen männlichen Jahren sich im Brennpunkte einer unerschütterlichen Willensentschiedenheit sammelten, im höheren Alter zum Starrsinn verflachten, fühlte er während seiner Studien sich von der trockenen scholastischen Philosophie jener Zeit, wenn nicht abgestoßen, doch unbefriedigt und erkältet. Aber die Befriedigung, welche die Wissenschaft ihm versagte, quoll seinem sehnsuchtsvollen Geiste in reichen Strömen aus dem Buche der Bücher, der Bibel, entgegen, deren hohe Geheimnisse er tief in seine Seele preßte und die ihn selbst da, wo er, menschlich irrend, sie mißverstand, mit Kraft und Muth erfüllten. Er bedurfte ihrer, denn immer tiefer, unsäglicher drohten Trübsinn und Schmerz sein Wesen zu zerspalten. Der schwermüthige Jüngling trat, gegen den Wunsch seines Vaters, in den Orden der Augustiner, durch deren Landschaftsmeister, Staupitz, aufgemuntert, er sich noch emsiger in die Durchforschung der heiligen Schrift versenkte. Nachdem er schon drei Jahre früher Magister der Philosophie geworden, übernahm er 1508 ein theologisches Lehramt auf der erst sechs Jahre alten, daher mit Jugendungestüm empor strebenden Universität Wittenberg, las außerdem über die Ethik, Dialektik und Physik des Aristoteles; nicht ohne manchen Tadel dieses Philosophen und nachdrückliche Angriffe auf mehre, damals in großem Rufe stehende Scholastiker.

Und doch hatte der Scholasticismus, den er nach außen bekämpfte, von seinem eigenen Inneren Besitz genommen, und zackte seine Ansichten, seinen Glauben in dünne Spitzfindigkeiten aus, die ihn häufig das Wort mit dem Geiste, den Geist mit dem Worte verwechseln ließen. Nur Eines, was die Scholastiker nie besessen, oder frühzeitig verloren, blieb sein eigen für sein Leben: die Begeisterung. So geschah es, daß er in zu hitzigem Eifer den Fehler des Einzelnen dem Ganzen beimaß, das Benehmen des Ablaßpredigers Tetzel der Kirche selbst zuschob, und, was ihm seitdem in seinem Wirken manchmal begegnete, die Praxis mit der Theorie verwechselte. Bei solchen logischen Absprüngen war es kein Wunder, daß er nicht bei dem wirklichen Uebel stehen blieb, sondern, indem er in der Länge und Breite nach vermeinten Wurzeln desselben wühlte, in seinen am 31. October 1517 an der Wittenberger Schloßkirche angeschlagenen fünf und neunzig Thesen, nebst

dem Tetzel'ſchen Verfahren auch ſchon manche andere, ſcheinbar verwandte Punkte berührte, wenn er auch die feierliche Verwahrung hinzufügte, hiermit Nichts gegen die heilige Schrift, die heiligen Väter, den römiſchen Stuhl und die Kirchengeſetze ſagen und behaupten zu wollen.

Der gemäßigte Geiſt, welcher die Mehrzahl der deutſchen Biſchöfe beſeelte, ſchien Anfangs den kühnen Stürmer von weiterem Vordringen abzuhalten. Die Biſchöfe von Meißen, Merſeburg und Zeitz, an welche Luther geſchrieben hatte, warnten ihn wohlmeinend: gefährliche Händel zu vermeiden und die Rechte des heiligen Vaters nicht unvorſichtig anzutaſten. Noch tiefer wirkte auf den theologiſchen Polemiker die väterliche Bitte des Biſchofs Scultetus von Brandenburg: er möge, zur Vermeidung des Anſtoßes, nicht weiter gehen, ſondern einſtweilen ſchweigen und insbeſondere die deutſche Predigt vom Ablaſſe nicht verbreiten. Gerührt über dieſe Milde des Kirchenfürſten, und hierin die gemüthliche thüringiſche Natur nicht verläugnend, verſprach Luther zu gehorchen.

Aber ſchon war es zu ſpät, und der Funke, den er unvorſichtig verſtreut, ſchlug in Flammen auf, die ſelbſt die Kraft eines Luther, wenn er auch gewollt hätte, nicht würde haben dämpfen können. Tetzel's unbedachte Hitze, der Luther's Schriften zu verbrennen unternahm, ſteigerte die Verwirrung, denn die entflammte akademiſche Jugend Wittenberg's rächte das raſche Verfahren durch eine noch größere Unbeſonnenheit, indem ſie, ohne Luther's Wiſſen, ja zu ſeinem ausdrücklich erklärten Verdruſſe, Tetzel's Streitſätze gegen Luther auf offenem Markte verbrannte. Von den übrigen Gegnern Luther's, welche jetzt ſchnell hinter einander wider ihn auftraten, beſaßen die Meiſten mehr Eifer für ihre Sache, als Tact in deren Vertheidigung, die ſie unnöthiger Weiſe oft ſogar auf Punkte ausdehnten, welche er nicht angegriffen hatte und vielleicht nicht angreifen wollte. Aber reizbar und übelnehmiſch, wie Luther war, nahm er in den meiſten Fällen den Kampf auch dann an, wenn derſelbe ihn von dem urſprünglichen Gebiete hinweg führte, ſo daß, ohne den Willen beider Parteien, der Gegenſtand des Streites ſich mehr und mehr erweiterte und in veränderte Formen warf.

Während auf der Seite dieſer Gegner des Wittenberger Polemikers durch unberechneten Eifer Manches verdorben wurde, nahm Papſt Leo X., ein Mann von vollendeter Bildung und jener idealen Sanftmuth der Grundſätze, welche Liebe zur Kunſt und ein claſſiſcher Sinn mit ſich zu bringen

pflegen, den Streit in seinem Beginne wohl zu leicht; Luther's fertige Dialektik flößte dem gelehrten Hirten der Kirche sogar eine gewisse Theilnahme ein, während Manche, die gegen Luther schrieben, dem Papste nicht hierzu berufen und nicht hinlänglich gediegen erschienen. Auch in Luther behielt bis dahin noch eine gewisse Mäßigung die Oberhand, welche ihn die, dem Kirchenoberhaupte schuldige Verehrung weder im Geiste, noch in der Form verletzen ließ; nur zu dem geforderten Widerrufe wollte er, nachdem er jetzt schon zu weit gegangen, vielleicht mehr aus Furcht vor der hiermit verbundenen Beschämung, als aus Hartnäckigkeit, sich nicht verstehen. Die Unterredung, welche Luther, Behufs des von ihm geforderten Widerrufes, in Augsburg mit dem Kardinal Cajetan hatte, besserte und verschlimmerte Nichts an der Sache; wohl aber war diese Begebenheit als die letzte entscheidende Krisis jenes Seelenkampfes zu betrachten, welchen Luther bisher in seinem Inneren gegen die, auch ihm so lange heilige Gewohnheit geistlichen Gehorsams gerungen hatte, der bei dieser Gelegenheit noch einmal matt aufflammte und dann erlosch. Mit zweideutiger Erklärung, die eben so sehr den Widerruf, als den klaren Ausspruch, nicht widerrufen zu wollen, umging, entfernte sich Luther, für seine persönliche Sicherheit besorgt, plötzlich aus Augsburg und kehrte nach Wittenberg zurück.

Indeß schien es der Mäßigung des Papstes doch noch gelingen zu wollen, den Streit ohne lautes Aergerniß beizulegen. Ein geeignetes Werkzeug hierzu fand er an seinem Kammerherrn, dem Kanonikus Karl von Miltitz, einem eben so gemäßigten, als umsichtigen, gelehrten und wohlmeinenden Manne. Dieser kam im päpstlichen Auftrage nach Deutschland, gab Tetzel'n scharfe Verweise ob seiner Mißgriffe, welche zum Anlasse der traurigen Zerwürfnisse geworden waren, und redete dann (1519) dem vor ihm erscheinenden Luther ernst und mild in's Gewissen. Luther, durch des Abgeordneten persönliche Würdigkeit entwaffnet, bekannte, zu hitzig verfahren zu seyn, und gelobte zu schweigen, wenn nämlich auch seine Gegner schweigen und ein unparteiischer Richter die Sache weiter untersuchen würde; ja er wollte in solchem Falle sogar Alle ermahnen, der katholischen Kirche treu zu bleiben, die er überhaupt nie, sondern nur Diejenigen habe angreifen wollen, welche ihm eben das Ansehen derselben zu gefährden geschienen hätten. Förmlichen Widerruf möge er, so gab er an, darum nicht leisten, weil ein solcher der Wahrheit und, bei der täglich wachsenden Kenntniß der Wissenschaft, der

tausend Ducaten erhalten. — Fünftens: Statt dessen, was ihm sonst in jenem Testamente bewilligt worden, und zur völligen Ergänzung seiner Erbportion, sollte Ferdinand das Herzogthum Würtemberg so besitzen, wie der Kaiser es vom schwäbischen Bunde erworben habe. — Sechstens: Weil Ferdinand die Widerlage für seine Gemalin zu tragen habe, ohne das Heiratsgut von zweimal hundert tausend ungarischen Goldgulden erhalten zu haben, und es ihm nicht zu Gute käme, daß das Heiratsgut der Maria dagegen aufgehoben worden, so wolle der Kaiser ihm das Heiratsgut, welches Marien hätte gegeben werden müssen, in acht jährlichen Terminen, jedesmal mit fünfundzwanzig tausend Ducaten, bezahlen. — Siebentens theilten beide Brüder das bewegliche Vermögen Kaiser Maximilian's. — Die auf jenen Ländern pfandweise lastenden Schulden übernahm Ferdinand; die übrigen Schulden des Kaisers Maximilian beide Brüder zur Hälfte.

In einer besondern Urkunde kam man überein, daß diese Erbtheilung noch durch sechs Jahre geheim gehalten werden solle, so daß also Ferdinand einstweilen noch, außer in den fünf Herzogthümern ohne Friaul ꝛc., blos als Statthalter seines Bruders regierte. Aber nach einigen Jahren trug Ferdinand darauf an, daß jene Uebergabe öffentlich bekannt gemacht und in Tirol ihm die erbliche Huldigung für sich selbst anzunehmen gestattet werden möge, was Karl auch genehmigte, worauf dann in Madrid (15. Februar 1525) der öffentliche Uebergabsbrief erfolgte. Ferner ließ Ferdinand dem Kaiser vorstellen, daß die Grafschaft Pfyrt, genannt Elsaß, und die Landvogtei Hagenau wegen alter Schulden keinen Vortheil brächten, daß er vielmehr für die Pflege der Justiz und für die Beamten alle Jahre sechs tausend Goldgulden aus der Rentkammer von Tirol nehmen müsse, aus welchem Grunde er auch die Uebergabe des Elsasses öffentlich kundgegeben wünschte. Karl wendete zwar Anfangs ein, daß Elsaß einen Theil des Herzogthums Burgund ausmache und deshalb nicht wohl darüber, getrennt von diesem, verfügt werden könne; dennoch ließ er später (1540) den wegen des Elsasses gemachten Vorbehalt aufheben, und bewilligte, daß auch das Elsaß, wie das Uebrige, auf die Nachkommen Ferdinand's vererben solle. Für Würtemberg nahm der Erzherzog Ferdinand am 25. Mai 1522 zu Stuttgart die Huldigung dahin.

Seit jener Erbtheilung von 1522 schied sich das Haus Habsburg in zwei Linien: die ältere oder spanische, und die jüngere oder deutsch-öster-

reichiſche, von denen jene, nachdem ſie Karl'n vier Nachfolger gegeben (Philipp II. von 1555 bis 1598; Philipp III. bis 1621; Philipp IV. bis 1665), mit Karl II. am 1. November 1700 erloſch. Die öſterreichiſche blühte nur um vierzig Jahre länger. Nachdem neun Kaiſer und ein König der Deutſchen aus ihr hervorgegangen (Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II., Mathias, Ferdinand II., Ferdinand III., der römiſche König Ferdinand IV., Leopold I., Joſeph I.), ſchloß ihren Mannsſtamm Karl VI. am 20. October 1740.

Derſelbe Reichstag zu Worms, welcher die Einleitung des Theilungsvertrages zwiſchen Karl und Ferdinand veranlaßte, brachte für Letzteren noch Ehren anderer Art; denn gegen den Schluß der Verſammlung machte der Kaiſer den Ständen bekannt: daß er ſeinen, aus den Niederlanden nach Worms gekommenen Bruder zum Statthalter erwählt habe. Die Stände erklärten ſich hiermit zufrieden; Kurpfalz aber ſtellte vor, daß während des Kaiſers Abweſenheit Pfalz auf das Vicariat Anſpruch habe. Der Kaiſer erklärte dagegen, daß die diesmalige Ernennung eines Statthalters den Vicariatsrechten von Pfalz und Sachſen nicht zum Nachtheile gereichen, und daß der Pfalzgraf Friedrich, Bruder des Kurfürſten Ludwig, mit Ferdinand gemeinſchaftlich die Würde eines Statthalters tragen ſolle. Auf dem Reichstage zu Nürnberg leiſtete Ferdinand (16. Mai 1522) nach der Regimentsordnung den Eid zum Statthalteramte, und bewog hier den Pfalzgrafen Friedrich, daß derſelbe ſich nicht Locumtenens oder Statthalter geradezu, ſondern mit dem Zuſatze: „in Abweſenheit Ferdinand's," nannte. Auch hatte Letzterer von ſeinem Bruder die Vollmacht erhalten, wenn er perſönlich als Statthalter an dem, während des Kaiſers Abweſenheit beſtehenden Reichsregimente anweſend wäre, im Namen des Kaiſers Grafen und Freiherren, Ritter und Doctoren zu machen, unehelich Geborene zu legitimiren u. dgl. Später wurde, zur Vermeidung alles Streites, zwiſchen Ferdinand und dem Pfalzgrafen verabredet, daß, ſo oft ein Reichsrath gehalten werde, der Pfalzgraf auf ſo lange nach Neumark gehen wolle.

Erzherzog Ferdinand übernahm, mit der ſelbſtändigen und erblichen Herrſchaft über Oeſterreich, zugleich die ſchwierige Aufgabe, Mißverſtändniſſe zu ſchlichten und Unruhen zu dämpfen, welche während der ſeit Maximilian's Tode verfloſſenen Zeit, die für Oeſterreich beinahe einem Interregnum glich, aufgeſchoſſen waren. Kaiſer Maximilian hatte, wegen ſeines häufigen Auf-

enthaltes außerhalb ſeiner Erblande, in dieſen ein Regiment angeordnet, deſſen nähere Einrichtung wir bei dem folgenden Culturabſchnitte kennen lernen werden, und in ſeinem Teſtamente ausdrücklich angeordnet, daß die Regenten und anderen Beamten, bis zu weiterer Verordnung ſeiner Erben, in ihrer Amtsverweſung bleiben ſollten.

Bald nach Maximilian's Tode verſammelten ſich nun die Deputationen der fünf öſterreichiſchen Herzogthümer und der gefürſteten Grafſchaft Tirol zu Bruck an der Mur, und machten ein Libell zum Behufe gegenſeitiger Hilfeleiſtung im Falle eines Angriffs und anderer Angelegenheiten. Bei dieſer Vereinbarung blieb das Regiment in Oeſterreich völlig unerwähnt; ſtatt ſeiner wurden nur die einzelnen Landesbehörden namhaft gemacht. Die Veranlaſſung dazu war der heftige Zwieſpalt, in welchen gleich nach Maximilian's Hintritte die Stände des Landes unter der Enns, des erſten unter den fünf Herzogthümern, mit jenem Regimente gerathen waren, deſſen Vollmacht ſie für erloſchen erklärt hatten. Es ſtanden jenem Regimente damals Georg von Rottal als oberſter Hauptmann, dann der öſterreichiſche Kanzler, Doctor Schneidpoek, der Vicedom Biſchof Georg von Wien, der Propſt von Kloſterneuburg, ferner Johann von Bamberg, Albert von Wolkenſtein und Sigismund Wolzer vor. Die meiſt von perſönlichem Haſſe oder Vortheile geleiteten Häupter der Gegenpartei waren: die Edelleute Michael Eyzinger, Landmarſchall Johann von Puchhaim, der als Rechtsgelehrter in Anſehen ſtehende Doctor Martin Copinitz, der Gerber Johann Rinner, ein Mann, deſſen dreiſte Zungenfertigkeit ihm bedeutenden Einfluß auf den großen Haufen erworben hatte und jetzt einen Haupthebel der Auflehnung abgab; ferner der vormalige Univerſitätspedell Herkules Johannes, und der Fleiſchersſohn Nikolaus Zimmerer. Unaufhörlich verſchrieen dieſe die Mitglieder des Regiments als eigennützige und unfähige Männer, und ſo brachten ſie es dahin, daß, mit Zuſtimmung eines großen Theiles der öſterreichiſchen Landſchaft, wobei der Abt von Mauerbach ſich vorzüglich thätig erwies, eine „Landesordnung" errichtet wurde, nach welcher vier und ſechzig Regimentsverweſer oder Landräthe errichtet werden ſollten, aus jedem Stande, dem Herren-, Prälaten-, Ritter- und Bürgerſtande, viermal vier. Von dieſen wurde ein Ausſchuß von ſechzehn, nämlich vieren aus jedem Stande, nach den vier Vierteln erwählt, bei welchen die genannten Häupter der Partei ſich befanden, welche in Wien ihre Reſidenz nahmen und in der

Ausübung ihres ſelbſtgeſchaffenen, durch keine landesherrliche Einſetzung berufenen Regimentes ſich manche Gewaltthätigkeit erlaubten.

Die alten Regenten, welche, auf die Willenserklärung des verſtorbenen Kaiſers geſtützt, ſich in der Verwaltung behaupteten, wurden von dem aufgereizten Volke in dem Hauſe, welches ſie bewohnten, angegriffen und bedroht, ſo daß ſie, um es nicht zu blutigen Thätlichkeiten kommen zu laſſen, dem Drange des Augenblickes wichen und ihren Sitz von Wien nach Neuſtadt verlegten. Zwiſchen den Anhängern der alten und der neuen Regentſchaft entſtand nun arger Zwieſpalt, der durch Streitſchriften genährt wurde. Die neuen Regenten ſiegelten ihre Ausfertigungen mit dem Wappen der Stadt Wien und ihren eigenen Siegeln. Sie forderten von allen Beamten den Eid der Treue, nöthigten die kaiſerlichen Diener und den Magiſtrat von Wien, ihren Befehlen Folge zu leiſten, und ſetzten aus Handwerkern, Gerbern, Bäckern, Walkern, Fleiſchern, Schreinern, einen Bürgerausſchuß von Hundert zuſammen, durch welchen ſie den Magiſtrat unter ihren Willen beugten. Zugleich nahmen ſie die beſten Aemter und die Verwaltung der ſtädtiſchen Einkünfte für ſich in Beſchlag, ließen die Münzen umſchmelzen und neue prägen, übten alle Acte der höchſten Gewalt aus, bemächtigten ſich auch der Regalien, entzogen allen Dienern des Kaiſers, welche ihnen, wie billig, den Gehorſam verweigerten, ihren Sold, brachten die fürſtlichen Kriegsvorräthe in ihre Gewalt und ſetzten die oberſten Zeugmeiſter ab. Kurz, ſie walteten, als gäbe es keinen Landesherrn über ihnen, wie ſie denn in unbegreiflicher Sorgloſigkeit wirklich gar nicht an die Ankunft der beiden jungen Fürſten Karl und Ferdinand glaubten, von denen ſie mit Geringſchätzung ſprachen und allerlei Willkür trieben.

Die alten Regenten berichteten über dieſen Umſturz der geſetzlichen Ordnung an die beiden Fürſten nach Spanien, eben ſo an die Statthalterin der Niederlande und an die Commiſſarien zu Augsburg, und erließen auch Ermahnungen an die neuen Regenten, welche mit Beleidigungen darauf antworteten und ſich nicht anders gebahrten, als wären ſie vollkommen im Rechte, und der geſetzloſe Zuſtand lediglich bei dem alten Regimente zu ſuchen. Daß die jungen Landesfürſten endlich ausdrücklich die alten Regenten beſtätigten, brachte keine Aenderung hervor; vielmehr ließen die neuen Machthaber die Beſtätigungsurkunde, welche auf Veranlaſſung Jener in Wien öffentlich angeſchlagen worden war, wieder herab reißen, und beharr-

ten in ihrer Widersetzlichkeit, indem sie zugleich dem Volke, das ihnen blindlings folgte, vorspiegelten, die übrigen Provinzen: Steyermark, Kärnten, Krain und Tirol, welche ihnen Beistand gegen feindlichen Angriff zugesichert, müßten ihnen auch wider die alten Regenten Hilfe leisten. In Gemäßheit eines bei der Zusammenkunft zu Bruck gefaßten Beschlusses sendeten sie sogar eine Deputation nach Spanien an Karl, der ihnen zwar ihre Eigenmächtigkeit verweisen ließ, doch die Untersuchung der Sache auf eine gelegenere Zeit verschob. Zugleich ließen Karl und Ferdinand für Niederösterreich einen Landtag auf den 20. Januar 1520 nach Krems ausschreiben, auf welchem der Huldigungseid in die Hände der von den fürstlichen Brüdern ernannten Commissarien abgelegt werden sollte.

Die übrigen Provinzen gehorchten dem Befehle, leisteten den Huldigungseid und gaben die angemaßte Verwaltung der Kammergüter und landesherrlichen Einkünfte auf; nur die in Niederösterreich gewaltsam regierende Partei stand nicht von ihren Anmaßungen ab und unterließ es, das ihr zugeschickte Decret zur Ausschreibung des Landtages kundzuthun, alle Ermahnungen und Befehle mit Uebermuth von sich weisend.

Nachdem endlich auch Niederösterreich (9. Juli 1520) zu Klosterneuburg gehuldigt hatte, sendeten sowohl die alten als die neuen Regenten Abgeordnete an die Commissarien Kaiser Karl's nach Augsburg, um wegen der Bestallung einer Regierung, wegen Landesbeschwerden und anderer Angelegenheiten zu unterhandeln. Die neuen Regenten waren, in merkwürdiger Verblendung, ihrer Sache so gewiß, daß sie, als nach dem Wormser Reichstage der Erzherzog Ferdinand — nunmehr alleiniger Landesherr — in das Land kam, Denselben angingen, ihnen wegen der Unbilde, die sie von den alten Regenten erlitten zu haben behaupteten, Gerechtigkeit zu verschaffen. Damals wurde, wegen des kurzen Aufenthaltes des Erzherzogs, die Untersuchung der Sache vertagt. Kurz darauf mußten die neuen Regenten die Verwaltung niederlegen; auch wurde für Wien ein neuer Rath angeordnet, Copinitz jedoch zum Bürgermeister erwählt.

Nach Vervollständigung der Erbtheilung kehrte Ferdinand in seine Lande zurück, und traf (12. Juni 1522) unerwartet in Neustadt ein, wo sein erstes Geschäft die Entscheidung der zwischen der alten und der neuen Regentschaft wechselseitig waltenden Beschwerden war, zu welchem Zwecke er unbetheiligte erfahrene Männer, namentlich die Räthe und Gesandten der baieri-

ſchen Herzoge und den würtembergiſchen Kanzler berufen hatte, welche unter ſeinem perſönlichen Vorſitze ſchiedsrichterlich entſcheiden ſollten. Es wurde auf dem Neuſtädter Markte ein Gerüſt errichtet und ein Thronſtuhl aufgeſchlagen. Hier ſaß (10. Juli) der Erzherzog in königlicher Würde zu Gericht, vor ihm ein Diener mit goldenem Schwerte, ihm zur Seite die beſtellten Unterſuchungsrichter, unter denſelben der Biſchof von Trient, Adminiſtrator von Wien, Großkanzler von Oeſterreich, und Hieronymus Balbus, Propſt zu Preßburg (nachmals Biſchof von Gurk). Ein zahlloſer Zuſchauerhaufe wohnte der verhängnißvollen Rechtshandlung bei.

Zuerſt ſchwuren — ſo hatte der Erzherzog es befohlen — die Richter einen öffentlichen Eid, ohne Haß und Gunſt, gewiſſenhaft und gerecht, nach beſter Einſicht Recht ſprechen zu wollen. Beide Parteien ſtritten darüber, wem von ihnen als Kläger aufzutreten und zuerſt das Wort zu nehmen gebühre. Nach dem Gutachten der Beiſitzer entſchied der Erzherzog, daß die alten Regenten als die Erſten auftreten ſollten. Dieſe beſchwerten, unter Bezug auf die Erlaſſe und das Teſtament Kaiſer Maximilian's, ſich über die eigenmächtigen und gewaltthätigen Handlungen der Gegner. Letztere ſuchten ſich zu vertheidigen, anführend, daß die meiſten und mächtigſten der öſterreichiſchen Landherren ein neues Regiment gewollt, daß die alten Regenten wegen verweigerter Gerechtigkeit, Feilheit und anderer Gebrechen Allen verhaßt geweſen ſeyen, wogegen ſie, die neuen, das Land wirkſam gegen Räuber und Fehden geſchützt hätten. Nach wiederholter Rede und Gegenrede wurden die Parteien endlich auf den 30. Juli zur Anhörung des Urtheils beſchieden. Dieſes lautete durchaus gegen die Partei der neuen Regentſchaft. Die vom Kaiſer Maximilian eingeſetzten Regenten — hieß es — ſeyen befugt geweſen, die Verwaltung zu führen. Keineswegs aber habe den Gegnern das Recht zugeſtanden, eine neue Regentſchaft einzuſetzen; ſie ſeyen Rebellen, indem ſie, den kaiſerlichen Verordnungen zuwider, eine Partei erregt und eine neue Verwaltung eingeſetzt, das Volk und die Bürgerſchaft für ihre Zwecke aufgeregt und Conventikel gehalten, Anderen ihre Stellen eigenmächtig entzogen, der Kammergüter und landesherrlichen Einkünfte ſich bemächtigt hätten und auf wiederholte Aufforderung nicht davon abgeſtanden ſeyen; indem ſie neue Eide gefordert, Münze geprägt, die oberſte richterliche Gewalt auch nach erfolgtem Verbote fortgeführt, die öffentlichen Ausſchreiben der Regenten zur Unbill der kaiſerlichen Majeſtät abgeriſſen, das Ausſchreiben

zum Huldigungslandtag verschlossen gehalten, den obersten Geschützmeister abgesetzt und die Artillerie an sich gerissen hätten. Alle, die daran Theil genommen, seyen dem Fürsten zu gerechter Strafe verfallen, zugleich schuldig, den alten Regenten nach Ermessen des Fürsten Buße und Ersatz zu leisten, so wie dem Fürsten wegen der Kammergüter und anderen Stücken Rechenschaft zu legen. — Dem unerfahrenen Volke, welches sich habe verleiten lassen, wurde Verzeihung angekündigt; gegen die Urheber und Häupter der Parteiung aber sollte, auf Befehl des Fürsten, der Kammerfiscal nach ihrem Verschulden verfahren.

Wie ein Blitz aus heiterer Luft schmetterte dieses, sonderbarer Weise ihnen unerwartete Urtheil über die Verurtheilten dahin. Der Erzherzog blieb noch einige Zeit auf seinem Thronstuhle sitzen, abwartend, ob die Schuldigen Reue bezeigen und um Gnade flehen würden. Sie aber blickten, aus Schrecken oder Verstocktheit, nur starr vor sich hin und murrten. Die Hauptanstifter saßen eben mit einander vor ihrer Herberge, um über das gegen sie gesprochene Urtheil zu berathen, als der Profoß mit dem Hartschirenhauptmann, dem Marschall des Fürsten und einer Abtheilung Soldaten auf sie zutrat, und Eyzinger, Puchhaim, Copinitz und Rinner verhafteten. Mit ihnen wurden auch acht Wiener Bürger als Leiter des Aufstandes festgenommen. Gegen alle Diese wurde, auf die Klage des Fiscals, gerichtlich verfahren und nach Verhör und Untersuchung ihr Urtheil gesprochen. Am 19. August wurden Eyzinger und Puchhaim öffentlich hingerichtet; zwei Tage später erlitten ein gleiches Loos Copinitz, Rinner und sechs der verhafteten Wiener Bürger. Auch wurden dem Collegium der Münzer seine Privilegien genommen, und so endete der fast dreijährige Zwiespalt.

Damals wurden die Gemüther durch eine gewaltige Wehe der Zeit erschüttert, die, in sich fortzeugend und fortgebärend, zuletzt die alte ehrwürdige Einheit der Kirche zerriß; — es war die Reformation Martin Luther's. Der allgemeinen Geschichte des Abendlandes angehörend, berührt sie das unserem Werke gesteckte Gebiet mehr in ihren Folgen, als in ihren Anfängen, und um so mehr darf hier ein bloßer Ueberblick der äußeren Thatsachen genügen, ohne daß uns dabei die Aufgabe wird, in das verwickelte Getriebe der inneren Anläſſe zu blicken. Zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld den 10. November 1483 geboren, bezog Martin Luther, nach einer strengen und gottesfürchtigen Erziehung, in seinem achtzehnten Jahre

die Universität zu Erfurt. Nervös, aber kräftig organisirt, in seiner Jugend eine wunderbare Zusammensetzung von Heiterkeit und Schwermuth, Zweifel und Gläubigkeit, Schwärmerei und Nüchternheit, Eigenschaften, die in seinen männlichen Jahren sich im Brennpunkte einer unerschütterlichen Willensentschiedenheit sammelten, im höheren Alter zum Starrsinn verflachten, fühlte er während seiner Studien sich von der trockenen scholastischen Philosophie jener Zeit, wenn nicht abgestoßen, doch unbefriedigt und erkältet. Aber die Befriedigung, welche die Wissenschaft ihm versagte, quoll seinem sehnsuchtsvollen Geiste in reichen Strömen aus dem Buche der Bücher, der Bibel, entgegen, deren hohe Geheimnisse er tief in seine Seele preßte und die ihn selbst da, wo er, menschlich irrend, sie mißverstand, mit Kraft und Muth erfüllten. Er bedurfte ihrer, denn immer tiefer, unsäglicher drohten Trübsinn und Schmerz sein Wesen zu zerspalten. Der schwermüthige Jüngling trat, gegen den Wunsch seines Vaters, in den Orden der Augustiner, durch deren Landschaftsmeister, Staupitz, aufgemuntert, er sich noch emsiger in die Durchforschung der heiligen Schrift versenkte. Nachdem er schon drei Jahre früher Magister der Philosophie geworden, übernahm er 1508 ein theologisches Lehramt auf der erst sechs Jahre alten, daher mit Jugendungestüm empor strebenden Universität Wittenberg, las außerdem über die Ethik, Dialektik und Physik des Aristoteles; nicht ohne manchen Tadel dieses Philosophen und nachdrückliche Angriffe auf mehre, damals in großem Rufe stehende Scholastiker.

Und doch hatte der Scholasticismus, den er nach außen bekämpfte, von seinem eigenen Inneren Besitz genommen, und zackte seine Ansichten, seinen Glauben in dünne Spitzfindigkeiten aus, die ihn häufig das Wort mit dem Geiste, den Geist mit dem Worte verwechseln ließen. Nur Eines, was die Scholastiker nie besessen, oder frühzeitig verloren, blieb sein eigen für sein Leben: die Begeisterung. So geschah es, daß er in zu hitzigem Eifer den Fehler des Einzelnen dem Ganzen beimaß, das Benehmen des Ablaßpredigers Tetzel der Kirche selbst zuschob, und, was ihm seitdem in seinem Wirken manchmal begegnete, die Praxis mit der Theorie verwechselte. Bei solchen logischen Absprüngen war es kein Wunder, daß er nicht bei dem wirklichen Uebel stehen blieb, sondern, indem er in der Länge und Breite nach vermeinten Wurzeln desselben wühlte, in seinen am 31. October 1517 an der Wittenberger Schloßkirche angeschlagenen fünf und neunzig Thesen, nebst

dem Tetzel'schen Verfahren auch schon manche andere, scheinbar verwandte Punkte berührte, wenn er auch die feierliche Verwahrung hinzufügte, hiermit Nichts gegen die heilige Schrift, die heiligen Väter, den römischen Stuhl und die Kirchengesetze sagen und behaupten zu wollen.

Der gemäßigte Geist, welcher die Mehrzahl der deutschen Bischöfe beseelte, schien Anfangs den kühnen Stürmer von weiterem Vordringen abzuhalten. Die Bischöfe von Meißen, Merseburg und Zeitz, an welche Luther geschrieben hatte, warnten ihn wohlmeinend: gefährliche Händel zu vermeiden und die Rechte des heiligen Vaters nicht unvorsichtig anzutasten. Noch tiefer wirkte auf den theologischen Polemiker die väterliche Bitte des Bischofs Scultetus von Brandenburg: er möge, zur Vermeidung des Anstoßes, nicht weiter gehen, sondern einstweilen schweigen und insbesondere die deutsche Predigt vom Ablasse nicht verbreiten. Gerührt über diese Milde des Kirchenfürsten, und hierin die gemüthliche thüringische Natur nicht verläugnend, versprach Luther zu gehorchen.

Aber schon war es zu spät, und der Funke, den er unvorsichtig verstreut, schlug in Flammen auf, die selbst die Kraft eines Luther, wenn er auch gewollt hätte, nicht würde haben dämpfen können. Tetzel's unbedachte Hitze, der Luther's Schriften zu verbrennen unternahm, steigerte die Verwirrung, denn die entflammte akademische Jugend Wittenberg's rächte das rasche Verfahren durch eine noch größere Unbesonnenheit, indem sie, ohne Luther's Wissen, ja zu seinem ausdrücklich erklärten Verdrusse, Tetzel's Streitsätze gegen Luther auf offenem Markte verbrannte. Von den übrigen Gegnern Luther's, welche jetzt schnell hinter einander wider ihn auftraten, besaßen die Meisten mehr Eifer für ihre Sache, als Tact in deren Vertheidigung, die sie unnöthiger Weise oft sogar auf Punkte ausdehnten, welche er nicht angegriffen hatte und vielleicht nicht angreifen wollte. Aber reizbar und übelnehmisch, wie Luther war, nahm er in den meisten Fällen den Kampf auch dann an, wenn derselbe ihn von dem ursprünglichen Gebiete hinweg führte, so daß, ohne den Willen beider Parteien, der Gegenstand des Streites sich mehr und mehr erweiterte und in veränderte Formen warf.

Während auf der Seite dieser Gegner des Wittenberger Polemikers durch unberechneten Eifer Manches verdorben wurde, nahm Papst Leo X., ein Mann von vollendeter Bildung und jener idealen Sanftmuth der Grundsätze, welche Liebe zur Kunst und ein classischer Sinn mit sich zu bringen

pflegen, den Streit in seinem Beginne wohl zu leicht; Luther's fertige Dialektik flößte dem gelehrten Hirten der Kirche sogar eine gewisse Theilnahme ein, während Manche, die gegen Luther schrieben, dem Papste nicht hierzu berufen und nicht hinlänglich gediegen erschienen. Auch in Luther behielt bis dahin noch eine gewisse Mäßigung die Oberhand, welche ihn die, dem Kirchenoberhaupte schuldige Verehrung weder im Geiste, noch in der Form verletzen ließ; nur zu dem geforderten Widerrufe wollte er, nachdem er jetzt schon zu weit gegangen, vielleicht mehr aus Furcht vor der hiermit verbundenen Beschämung, als aus Hartnäckigkeit, sich nicht verstehen. Die Unterredung, welche Luther, Behufs des von ihm geforderten Widerrufes, in Augsburg mit dem Kardinal Cajetan hatte, besserte und verschlimmerte Nichts an der Sache; wohl aber war diese Begebenheit als die letzte entscheidende Krisis jenes Seelenkampfes zu betrachten, welchen Luther bisher in seinem Inneren gegen die, auch ihm so lange heilige Gewohnheit geistlichen Gehorsams gerungen hatte, der bei dieser Gelegenheit noch einmal matt aufflammte und dann erlosch. Mit zweideutiger Erklärung, die eben so sehr den Widerruf, als den klaren Ausspruch, nicht widerrufen zu wollen, umging, entfernte sich Luther, für seine persönliche Sicherheit besorgt, plötzlich aus Augsburg und kehrte nach Wittenberg zurück.

Indeß schien es der Mäßigung des Papstes doch noch gelingen zu wollen, den Streit ohne lautes Aergerniß beizulegen. Ein geeignetes Werkzeug hierzu fand er an seinem Kammerherrn, dem Kanonikus Karl von Miltitz, einem eben so gemäßigten, als umsichtigen, gelehrten und wohlmeinenden Manne. Dieser kam im päpstlichen Auftrage nach Deutschland, gab Tetzel'n scharfe Verweise ob seiner Mißgriffe, welche zum Anlasse der traurigen Zerwürfnisse geworden waren, und redete dann (1519) dem vor ihm erscheinenden Luther ernst und mild in's Gewissen. Luther, durch des Abgeordneten persönliche Würdigkeit entwaffnet, bekannte, zu hitzig verfahren zu seyn, und gelobte zu schweigen, wenn nämlich auch seine Gegner schweigen und ein unparteiischer Richter die Sache weiter untersuchen würde; ja er wollte in solchem Falle sogar Alle ermahnen, der katholischen Kirche treu zu bleiben, die er überhaupt nie, sondern nur Diejenigen habe angreifen wollen, welche ihm eben das Ansehen derselben zu gefährden geschienen hätten. Förmlichen Widerruf möge er, so gab er an, darum nicht leisten, weil ein solcher der Wahrheit und, bei der täglich wachsenden Kenntniß der Wissenschaft, der

römischen Kirche selbst nachtheilig werden müsse. Ueber all' diese Vorschläge selbst wollte nun Miltitz, das Beste hoffend, dem heil. Vater Bericht erstatten.

Alles kam noch darauf an, in welchem Sinne die weltliche Gewalt sich dieser kirchlichen Frage bemächtigen werde. Kaiser Maximilian war alt und gebeugt; er hatte zwar im Vorbeigehen sich gegen Luther ausgesprochen und dem Papste anheim gestellt, wie er mit demselben und seiner Sache verfahren wolle, eigener Maßregeln aber sich im Wesentlichen enthalten. Eigenthümlicher noch war die Stellung des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, als Landesherrn Luther's. Dieser Fürst, der den Beinamen des Weisen nicht der Schmeichelei, sondern seinem Werthe und der Verehrung dankte, die er nicht nur bei seinen Unterthanen, sondern bei Kaiser und Reich genoß, ein scharfblickender, doch gemäßigter Zeuge des von Allen gefühlten Verfalles geistlicher Zucht und Sitte, ein guter Katholik in seinem Herzen, doch den Fortschritt in Kirche und Staat begünstigend, erblickte damals in Luther's Verhalten noch keinen Abfall, vielmehr eine Anregung, welche die Kirche zu neuer, höherer Einheit mit sich selbst zurück führen könne. Nebstdem interessirte er sich auch persönlich für Luther'n, der als berühmter Lehrer den Glanz und Ruf seiner Universität Wittenberg nicht wenig gehoben hatte.

Kaiser Maximilian's Tod und das hiermit eintretende Vicariat änderte plötzlich die Verhältnisse und ließ, wenn auch nur für einen Moment, alle Parteien ihr Haupt mit größerer Zuversicht erheben. Auf beiden Seiten machte sich jetzt wieder die gelehrte Eitelkeit geltend, und diese rief, Miltitzens edle Hoffnungen vereitelnd, um die Zeit der Kaiserwahl jene unnütze Disputation zwischen Eck, Luther und Karlstadt hervor, bei welcher alle Theile ihre Dialektik glänzen ließen, ein Jeder sich den Sieg zuschrieb und Schlägereien zwischen den Leipziger und den Wittenberger Studenten das Endresultat waren. Luther, dessen Feuergeist lieber auf Widerstand und Gefahr, als auf Gleichgiltigkeit stoßen wollte, sah zu seinem Schrecken, daß seine Sache bereits die Fürsten und Stände kalt zu lassen anfange. Da schleuderte er, um in anderen Kreisen Mitkämpfer zu erwecken, seine Schriften über den deutschen Adel und über die babylonische Gefangenschaft in die Welt, in denen seine Ungeduld ihn weiter riß, als er vielleicht selbst gewollt und geahnet hatte.

Jetzt mußte Papst Leo das bisherige System der Milde und des Zuwartens aufgeben; seine eigenen Diener drängten ihn dazu, und am 15. Juni

1520 wurde in einer Bulle der Bann über Luther ausgesprochen, wenn er nicht binnen sechzig Tagen seine Lehre widerrufen und in Allem der Kirche gehorchen werde. Die Gemüther waren jedoch so verstimmt und lässig, daß die Bulle weniger dem Zorne oder Schrecken der Gegner, als vielmehr einer herben Kritik über Form und Inhalt begegnete, und, ein ächt deutscher Fall, die Gelehrsamkeit mehr daran mäkelte, als die Ueberzeugung. Der wackere Miltitz, auch jetzt noch nicht an einer Ausgleichung verzweifelnd, brachte Luther'n, über welchen persönlicher Werth viel vermochte, dahin, noch einmal an den Papst zu schreiben. In diesem Briefe setzte Luther zwar nicht die dem Papste gebührende Ehrfurcht, wohl aber alle Rücksicht, die er dessen Würdeträgern schuldig war, aus den Augen, wodurch die Sache nur verschlimmert wurde. Endlich riß Luther'n sein Verhängniß immer weiter von Rom und der Mutterkirche hinweg, und seine Schriften griffen bereits den Papst selbst an; auch erneuerte er noch entschiedener seine schon öfter ausgesprochene Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung, ein Punkt, in welchem selbst der größere Theil des katholischen Deutschlands einig war, und auf welchen er daher, wohl wissend, wie sehr er dadurch seine Stellung befestigte, sich vorzugsweise stützte.

Wiederum trieb der gegenseitige unbemessene Eifer, indem er über sein Ziel hinaus ging, es zu einem Aeußersten und brach die Brücken hinter sich ab. Die Universitäten von Köln und Löwen verbrannten Luther's Schriften, und Dieser antwortete darauf (10. December 1520) durch öffentliche Verbrennung des päpstlichen Rechtes, der Bannbulle und einiger Bücher seiner Gegner Eck und Emser, die Gewaltsamkeit dieser Handlung durch die naive Erklärung bemäntelnd: es sey ein alter Gebrauch, schädliche Bücher zu verbrennen, und er, als Doctor der Gottesgelahrtheit, hierzu sogar verpflichtet. Hiermit war, was er selbst bisher einzuräumen sich gehütet hatte, die Trennung seiner Lehre von der alten in den Hauptpunkten ausgesprochen. Hitzige Gemüther freuten sich dieses Rubikon-Ueberganges ihres Meisters; aber Andere, die, wie unter den Fürsten Herzog Georg von Sachsen, und unter den Gelehrten Erasmus von Rotterdam, ebenfalls eine kirchliche Verbesserung, nur in anderer Weise und auf anderem Wege wünschten, rügten offen, daß Luther ungebührlich und leidenschaftlich zu Werke gehe.

Inzwischen war der junge Kaiser Karl aus Spanien angekommen und in Aachen gekrönt worden. Bei ihm fanden sich die päpstlichen Legaten Ca-

raccioli und Aleander ein, welch' Letzterer, ein gelehrter und erfahrener Mann, die Religionsangelegenheiten vorzugsweise betreiben sollte. Aleander fand am Hofe des Kaisers sehr verschiedene Ansichten über die kirchlichen Streitigkeiten. Chievres gab zu verstehen, daß der Kaiser sich gegen den Papst so, wie Dieser gegen ihn, benehmen werde; der Franciscaner Glapio hingegen, Karl's Beichtvater, betrachtete die Angelegenheit strenger und aus dem religiösen Standpuncte. Unter den spanischen Großen waren die meisten, am heftigsten der Herzog von Alba, wider Luther eingenommen; nicht so die spanischen Kaufleute, deren Mehrzahl, von Mauren abstammend, Luther's in's Spanische übersetzte Schriften eifrig las und sich freute, daß er die Verfolgung Andersgläubiger mißbilligte. Zuletzt setzte Aleander durch, daß der Kaiser Luther's Bücher in Belgien verbrennen ließ; ein Gleiches geschah in Mainz und anderen Orten. Der Kurfürst Friedrich, welcher Luther's Schuld noch keineswegs für hinlänglich erwiesen hielt und denselben, als übrigens gehorsamen Unterthan, keiner fremden Macht zu willkürlicher Behandlung übergeben wollte, weigerte sich, trotz Aleander's lauten Klagen, den Bannspruch vollziehen zu lassen.

Um in diesem Gewirre der Meinungen Licht zu verschaffen, schlug Kaiser Karl vor, Luther's Sache auf dem Reichstage in Worms zu prüfen und zu entscheiden. Aleander erhob hiergegen Schwierigkeiten, weil es ihm unangemessen erschien, eine vom Papst bereits entschiedene Sache nochmals im weltlichen Wege untersuchen zu lassen. Allein er machte auch zugleich die Bemerkung, wie wenig Theilnahme die weltlichen Fürsten an der Sache nahmen, wie manche derselben sogar sich über jene Angriffe auf den päpstlichen Stuhl heimlich zu freuen schienen; er fand ferner, wie er umständlich dem heiligen Vater berichtete, den Adel für Luther's Neuerungen gestimmt, zum Theil aus Begierde nach den geistlichen Gütern; die niedere Geistlichkeit aus Eifersucht gegen die höhere; die Grammatiker aus Abneigung gegen die, auch von Luther herabgesetzten Werke scholastischer Theologen; viele Mönche aus Abneigung gegen den Zwang und aus Ordensneid.

Diese düstere Schilderung, welche der Gesandte des heiligen Vaters selbst von dem Zustande der Dinge entwarf, bewirkte, daß man in Rom alle seine Vorschläge annahm und ihm ausgedehnte Vollmachten ertheilte. Gleichzeitig aber wurde, da Luther, anstatt zum Gehorsam zurück zu kehren, seine Schuld noch gemehrt hatte, am 3. Januar 1521 der Bann unbedingt über

ihn und seine Anhänger in der strengsten Form ausgesprochen, und sein Bildniß wie seine Schriften verbrannt. Aleander's donnernde Rede, welche er (13. Februar 1521) in Worms vor den versammelten Fürsten wider Luther hielt, vermochte doch die Einmischung des Reichstages in die Untersuchung der Sache nicht abzuwenden, und Luther zog dabei den Vortheil, daß in seiner Angelegenheit die Staatsklugheit mit in's Spiel trat und erstere dadurch der blos geistlichen Ansicht, bei welcher er jedenfalls hätte verlieren müssen, entrückt wurde. Man betrachtete die religiösen Angelegenheiten keineswegs als persönliche, Luther allein betreffende, sondern faßte von Reichswegen die Beschwerden und Klagepunkte ins Auge, welche Deutschland wider den römischen Hof aufzustellen habe, und deren man nicht weniger als hundert und einen verzeichnete. Gleichwohl schien Luther darauf gefaßt zu seyn, daß er dem Schicksale eines Huß entgegen gehe; allein seine persönliche Herzhaftigkeit bewog ihn, es auf diese Gefahr ankommen zu lassen. Mit sicherem Geleite des Kaisers und mehrer Fürsten versehen, brach er nach Worms auf, wo einige Eiferer mit dem von ihnen aufgestellten Satze: man dürfe Luther, ohne Rücksicht auf das ertheilte sichere Geleit, als einen überführten und verurtheilten Ketzer gefangen nehmen und der kirchlichen Strafe übergeben, an der Worttreue des jungen Kaisers scheiterten.

In der Reichsversammlung, in welche am Nachmittage des 17. April 1521 Luther trat, saßen außer dem Kaiser und seinem Bruder, dem Erzherzoge Ferdinand, sechs Kurfürsten, acht und zwanzig Herzoge, dreißig Prälaten, viele Fürsten, Grafen, Abgeordnete von Städten und fremden Mächten, überhaupt zweihundert Personen. Der Vicar des Kurfürsten von Trier, Johann von Eck (nicht mit dem ingolstädtischen Kanzler zu verwechseln), führte das Wort gegen Luther und fragte ihn, ob er die Bücher, deren Titel man ihm vorlas, für die seinigen erkenne und ob er ihren Inhalt widerrufen wolle. Die erste Frage bejahte Luther; hinsichtlich der zweiten Frage zeigte er sich nicht hinlänglich gefaßt und bat um Bedenkzeit, die ihm auf vier und zwanzig Stunden gewährt wurde.

Am folgenden Tage wiederholte Eck in der Reichsversammlung jene Frage wegen des Widerrufes. Luther antwortete unbestimmt, verweigerte zuvörderst einen Widerruf im Allgemeinen, da seine Bücher nicht von gleicher Art wären, wollte nur mit Zeugnissen der heiligen Schrift widerlegt werden, und verlor sich dabei in rhetorische Absprünge; daher Eck ihn bedeutete, bei

der Sache zu bleiben und einfach die Frage zu beantworten: ob er seine Bücher widerrufen wolle. Da erklärte Luther fest: wenn man ihn nicht durch Zeugnisse der Schrift, oder durch ganz klare, einfache Gründe überwinde, so werde und wolle er nicht widerrufen, mit den Worten schließend: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen!" Nochmals ermahnte ihn der Vicar, von seinem Ausspruche abzustehen, denn kein Gesetz, kein Recht, kein Ausspruch der Kirche würde feststehen, wenn man Ausgemachtes immer wieder in Untersuchung ziehen, widerlegte Irrthümer erneuern wolle. Auch große Kirchenlehrer hätten gefehlt und unbeschadet ihrer Ehre und ihres Gewissens mangelhafte Ansichten berichtigt oder widerrufen. Wolle er sich dazu nicht verstehen, so würden Kaiser und Stände berathschlagen, was mit einem solchen Ketzer zu thun sey. „So helfe mir Gott," antwortete Luther; „denn einen Widerruf kann ich nicht thun."

Am folgenden Tage (19. April) wurde ein Schreiben Kaiser Karl's vorgelegt: „Da Luther's hochmüthige Lehre alles Bestehende angreife, so wolle er, seinem Stamme und deutschen Sinne gemäß, Alles daran setzen, die Ketzerei auszurotten. Leid sey ihm, so lange gezögert zu haben; jetzt solle Luther, wie der Geleitsbrief verspreche, zurück gebracht, sonst aber als ein Ketzer behandelt werden. Den Ständen liege ob, hierüber einen christlichen Beschluß zu fassen." — Dieses Schreiben brachte einen sehr verschiedenen Eindruck hervor; während nämlich die eifrigen Katholiken des Kaisers Muth und Glaubensfestigkeit rühmten, äußerte die entgegen gesetzte Partei: er habe sich übereilt und verfahre zu sehr im päpstlichen Sinne. Andere, unter ihnen selbst der Kurfürst von Mainz, waren besorgt wegen der Drohungen Hutten's, Sickingen's und anderer Freunde Luther's. Daher ließ der Kaiser, hauptsächlich nach dem Wunsche des Pfalzgrafen Ludwig und des Kurfürsten von Sachsen, sich bewegen, daß nochmals gütliche Unterhandlungen mit Luther begonnen würden; dies jedoch, wie die Katholiken voraus setzten, nur damit er in sich gehe, in welchem Falle man dann Sorge tragen wolle, ihm die Verzeihung des Papstes zu erwirken. Am 24. April begannen die Verhandlungen in Gegenwart der Kurfürsten von Trier und Brandenburg, des Herzogs Georg von Sachsen, des Bischofs von Augsburg und mehrer angesehenen und gelehrten Männer. Man erinnerte Luther: die Kirchenversammlungen hätten wohl Abweichendes, aber der Zeit und dem Orte Angemessenes, nichts Entgegengesetztes festgestellt; daher es unbesonnen erscheine, sich gegen

ihr Anſehen aufzulehnen. Geſetze ſeyen unentbehrlich, ſonſt wolle Jeder Lehre und That nach eigenem Gefallen regeln; aus gutgemeinten Beſtrebungen dürften leicht die ärgſten Mißbräuche, Spaltungen und Frevel entſtehen, und Kaiſer und Reich müßten mit Nachdruck für Erhaltung der Ruhe und Ordnung gegen ihn verfahren. Man ſey nicht gekommen, mit ihm zu hadern, ſondern ihn bei dem gekreuzigten Chriſtus zu bitten: er möge ſeinen Irrthümern entſagen und dadurch dem gegenwärtigen, wie dem leicht daraus entſtehenden, unermeßlichen künftigen Uebel ein Ende machen. Luther war ergriffen; er erklärte, mit Ausnahme der Koſtnitzer, gegen welche er wegen Hußens Hinrichtung geſtimmt war, keineswegs die Kirchenverſammlungen zu tadeln oder zu verwerfen. Auf die Frage: ob er ſich dem Spruche einer künftigen Kirchenverſammlung unterwerfen wolle, gab er zur Antwort: „ja, ſofern nicht Ausſprüche gegen Worte der heiligen Schrift angeführt werden," ein Satz, durch den er freilich die Willkür ſeiner eigenen Schlüſſe ſichern wollte. Den weiteren Vorſchlag: er möge ſeine Bücher der Entſcheidung und Beſſerung durch Kaiſer und Stände unterwerfen, nahm er an, jedoch nur unter derſelben ausdrücklichen Bedingung. Als ihn endlich der Kurfürſt von Trier mild und herablaſſend fragte: er möge ſelbſt angeben, wie ihm und der Sache könne geholfen werden, erwiederte Luther, der in ſchwierigen Fällen ſich gern durch irgend eine kräftige Phraſe ausdrücklicher Beweismittel überhob: „iſt es der Rath oder das Werk eines Menſchen, ſo wird's in wenigen Jahren untergehen; iſt's aber aus Gott, ſo werdet Ihr es nicht dämpfen können." So zerſchlug ſich denn auch dieſer zweite Verſuch, die Spaltung zu beſeitigen. Luther's Freunde prieſen ſeine Standhaftigkeit, ſeine Gottesbegeiſterung; die Uebrigen tadelten ſein Benehmen als Hochmuth und Eigenſinn, als der kirchlichen Ordnung und den Geſinnungen eines wahren Chriſten zuwider, indem er ſich allein für weiſe halte, alle Lehren, alle Geſetze und jede kirchliche Obrigkeit verachte, gleich als ob Chriſtus ſeine Heerde verlaſſen und noch gar kein Chriſtenthum beſtanden habe. Daß er in ſeiner letzten Antwort die Erkenntniß der Wahrheit oder Unwahrheit ſeiner Lehre von ihre Dauer abhängig gemacht, als wäre letztere allein das Maß des Guten und Böſen, ſey thörig; denn dann wäre auch der Mohammedanismus gerechtfertigt, der ſchon ſo lange beſtehe und den man nicht habe ausrotten können. — Beide Theile beharrten bei ihrem Sinne, und die Sache wurde um Nichts gefördert.

Am 26. April schied Luther aus Worms, nachdem der einseitige Antrag, ihm das sichere Geleit nicht zu halten, nochmals, selbst von seinem Gegner, Georg von Sachsen, mit Bestimmtheit abgelehnt worden. Am 26. Mai wurde Luther geächtet. Die von Aleander entworfene, im kaiserlichen Rathe, besonders von den österreichischen Räthen, mehrfach veränderte Aechtungsurkunde beginnt mit der Erörterung: welche Pflichten einem Kaiser für die Reinhaltung des Glaubens, und insbesondere Karl V. in Rücksicht auf seine rechtgläubigen Vorfahren und seine große Macht, obliegen. Hierauf wird erzählt, wie der Papst Anfangs mild, dann mit gesetzlicher Strenge gegen Luther vorgeschritten sey; dessen Irrlehren und Frevel beträfen die Sacramente, die Würde der Geistlichen, den Papst und die Kirchenversammlungen, die Lehre vom freien Willen, Messe, Fürbitte und Fegefeuer. Er befördere Ungehorsam und Aufruhr, verachte die Deutschen (indem er die von ihnen gebilligten Beschlüsse der Kostnitzer Kirchenversammlung verwerfe), rühme sich, daß er ein Ketzer, hundertmal so arg, als Huß, seyn wolle, überbiete Alle in Zügellosigkeit der Schreibart, vereinige in sich die Irrlehren aller Zeiten und sey — wie die scharfe Sprache jener Zeit sich ausdrückte — gleichsam der böse Feind in Mönchsgestalt. Man habe ihn nicht nach Worms berufen, weil man das Recht des Papstes, zu untersuchen und zu entscheiden, in Zweifel ziehe, sondern um der Bitten Einiger, um der Schwachheit Anderer willen, und um ihn durch Rath, Zureden und Verwarnungen wo möglich zu bekehren. Nunmehr erfolgt die Erzählung des Herganges in Worms, und die Klage, daß Luther sich anmaßend benommen und thöriger Weise die Sache so gewendet und dargestellt habe, als verlange man, er solle Gottes Wort verläugnen, da im Gegentheile er sich davon und von der Kirche lossage. Noch zwanzig Tage (so heißt es weiter) gilt das sichere Geleit; dann soll man ihn ergreifen und zur Bestrafung ausliefern. Jeder, der ihn schützt, aufnimmt, seine Bücher verlegt, druckt, kauft oder lies't, wird geächtet. Diese Bücher (und eben so alle namenlosen, unanständigen, alle bürgerliche und kirchliche Ordnung auflösenden Schriften, die leider täglich erscheinen) werden verbrannt. Alles Streiten und Sprechen über deren Inhalt ist verboten. Ohne Erlaubniß des Bischofs oder eines Theologen der nächsten Universität darf Nichts gedruckt und verkauft werden, was auf Religion Bezug hat. Jeder Uebertreter dieser Vorschriften ist ohne Weiteres als Beleidiger kaiserlicher Majestät zu betrachten.

Obgleich dieſes berühmte Wormſer Edict nicht allen Fürſten vorgelegt, noch von allen gebilligt wurde (ſo z. B. widerſprachen die Kurfürſten von Sachſen und von der Pfalz, und Andere hatten Worms bereits verlaſſen), waren doch die meiſten in Deutſchland und in Rom der Meinung: nachdem die Reichsacht zu dem Banne getreten, ſey die ganze Sache abgethan und zur Ruhe gebracht, und nur Wenige waren ſo ſcharfſinnig, wie der Spanier Alfons Valdes, welcher von Worms aus ſeinem Freunde Petrus Martyr über Alles Nachricht gab und mit den Worten ſchloß: „ſo iſt, wie man meint, das Ende; wie ich aber glaube, der Anfang dieſer Tragödie."

Der Kurfürſt Friedrich, nach Luther's Aechtung für deſſen perſönliche Sicherheit beſorgt, ließ denſelben (4. Mai) auf der Heimkehr von Worms unterwegs im thüringer Walde durch fünf vermummte Reiter entführen und unter fremdem Namen auf die Wartburg bringen, wo Niemand um ſeinen Aufenthalt wußte, daher Freunde wie Gegner ihn eine Zeitlang für todt hielten. Bis vor wenigen Jahren bezeichnete ein großer Baum, die Luthersbuche genannt, den Ort, wo die Vermummten den Wagen des Reformators anhielten, und erſt neuerdings (18. Juli 1841) fällte ein Sturmwind den merkwürdigen Baum.

Schon begannen die Folgen jener kirchlichen Unterwühlungen ſich auch im weltlichen Leben zu zeigen; denn Luther's Auflehnung hatte mancherlei Fragen hingeworfen, welche geſellſchaftliche und politiſche Zuſtände berührten, und deren ſich vorläufig die Kritik, nach ihr die Gewalt bemächtigte. Eine Epiſode ähnlicher Art bildet die, das ganze Reich erſchütternde Fehde des ſchwäbiſchen Ritters Franz von Sickingen, eines biederen, aber unruhigen Mannes, in welchem, an der Ausgangsſchwelle des Mittelalters, das verendende Ritterthum ſich, wie ein ſcheidendes Gewitter, noch einmal austobte und deſſen Schwert auch den großen Geiſterſturm jener Zeit mit ſeinen Blitzen durchkreuzte. Der Kaiſer Maximilian war dem tapferen Manne gewogen, bediente ſich ſeiner im Kriege wider Venedig und rettete ihn vor den Folgen der Reichsacht, die der ſtreitfertige Sickingen als Landfriedensbrecher verwirkte. Durch ſein Anſehen übte Sickingen nach Maximilian's Tode bei den Wahlgeſchäften einen nicht unwichtigen Einfluß zu Gunſten des Habsburgers Karl, und erwarb ſich die Gunſt auch dieſes Kaiſers, der ihn, da Sickingen, ſtolz auf ſein altes Geſchlecht, die angebotene Erhebung in den Reichsgrafenſtand ablehnte, zum oberſten Hauptmann, Rath und Kämmerer

ernannte. Vor Mezières kämpfte er für Karl gegen Bayard, befehligte dann mit Nassau den meisterhaft vollführten Rückzug, entfremdete sich aber später dem Kaiser und dankte sein Kriegsvolk ab. Von nun an erklärte er sich auf das Entschiedenste für die Sache der Reformation, schützte die Urheber derselben und gewährte dem verfolgten Ulrich von Hutten eine Zuflucht auf seinen Burgen. Ungeschreckt von Warnungen und Gefahren, wollte er dem neuen Glauben Bahn mit dem Schwerte brechen, und auf seine Anregung versammelte sich 1522 zu Sandau ein Ritterconvent, welcher zu dem bevorstehenden Kriege sich eng' verbrüderte; der Plan dieses Bundes war allgemeine Demüthigung sämmtlicher hohen Prälaten. Franz zog zuerst gegen den Erzbischof Richard von Trier; aber sein Feind, der Landgraf Philipp von Hessen, eilte dem Kurfürsten unerwartet zu Hilfe und nöthigte die Belagerer zum Rückzuge. Nun schlossen die Fürsten von der Pfalz und von Hessen und der Erzbischof von Trier ein Bündniß zu Sickingen's Bekämpfung, nachdem über denselben wiederholt Acht und Aberacht ausgesprochen war. Der Erzherzog, welcher befürchtete, daß durch diese Fehde die Ruhe des Reiches gefährdet werden könne, indem Franz Hilfe in Frankreich suchen, und viele Adeliche und Ritter sich mit ihm vereinigen möchten, war bemüht, im Namen des Reichsregiments einen Waffenstillstand zu vermitteln. Aber die verbündeten Fürsten wollten hiervon Nichts hören, sondern zogen im Frühjahre 1523 vor Sickingen's Feste Landstuhl, und beschossen sie eben so heftig, als der schlachtengewöhnte Ritter sie vertheidigte. Da traf eine Kugel aus einer Nothschlange einen Balken mit solcher Gewalt, daß ein Holzsplitter in Franzens Seite fuhr und ihm eine schreckliche Wunde schlug. Auf den Tod darniederliegend und von seinen Helfern verlassen, mußte er die Burg übergeben, und verschied bald darauf, am 7. Mai 1523.

Zu seinem Schmerze erfuhr Luther gar bald, welche Mißverständnisse und Uebertreibungen seine Lehre unter dem gemeinen Volke hervor bringe, und wie Schwärmer oder Betrüger sich den Wahn des Haufens zu Nutze machten. Die durch Grundherren und Obrigkeiten hart gedrückten deutschen Bauern erblickten thörigerweise in Luther einen weltlichen Messias, der ihre Ketten zu brechen, Freiheit und Gütergemeinschaft einzuführen komme. Der Bauernaufstand, ein gräßlicher Naturschrei der gedrückten Menschheit, wie ein berühmter Schriftsteller ihn nennt, verbreitete sich in schreckbar kurzer Zeit über den Rhein in den Elsaß und die Pfalz, längs des Rheines bis in den

Rheingau, von Schwaben durch die vorderösterreichischen Lande bis nach Salzburg, Tirol und Kärnten, und von Franken nach Thüringen, Hessen, Sachsen und Braunschweig.

In den österreichischen Vorlanden begann der Aufruhr schon im October 1524; namentlich empörte sich die Stadt Waldshut gegen den Erzherzog Ferdinand, welcher diese Bewegung dem Fanatismus für die neue Lehre zuschrieb, und zugleich erfuhr, daß der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg damit umgehe, sich der Bauern zu seinem Vortheile zu bedienen. Im November des nämlichen Jahres lehnten sich im Hegau die Unterthanen des Grafen von Lupfen auf, angeblich wegen unleidlicher Beschwerung, nicht aus religiösen Anlässen. Zu Anfang des folgenden Jahres rebellirten die Bauern in Kempten wider den Abt. Ihrem Beispiele folgten jene im Bisthume Augsburg; im Illerthale rotteten sich gewaltige Haufen zusammen, plünderten Klöster und Schlösser, und erschlugen mehre Adeliche, bis sie mit Hilfe des aufgebotenen baierischen Landvolkes und des Pfalzgrafen Friedrich zerstreut wurden. Zur Unterdrückung des Aufstandes in Schwaben selbst sendete der schwäbische Bund den Georg Truchseß als obersten Bundeshauptmann aus, der an der Donau die Bauern überfiel, Leipheim und Günzburg einnahm und plünderte. Doch die gebrochenen Reihen der Bauern sammelten sich, wie durchfurchte Wogen, unmittelbar wieder nach dem Streiche, der sie getheilt hatte, und das Ausrauben und Verbrennen von Kirchen und Adelssitzen nahm seinen Fortgang. Nach wiederholten Siegen über die Empörer stand Truchseß (17. April) den sechzehn tausend Mann starken Bauern, welche viel gelerntes Kriegsvolk unter sich hatten, und daher doppelt zu fürchten waren, bei Baiersfurt gegenüber. Hier kam es zu einem Vertrage mit den Bauern vom Bodensee und Algau; sie versprachen ihr Bündniß aufzulösen, und so wurde ihnen dafür in den Streitsachen wider ihre Obrigkeiten rechtlicher Austrag zugesichert.

Vom Algau wälzte sich der Aufstand in das Bisthum Augsburg, wo die Dörfer der Pflege Füssen der Bewegung sich anzuschließen gezwungen wurden. Der Bischof versuchte gütliche Ausgleichung, aber die Bauern gaben trotzige Antwort. Alles fiel von ihm ab; auch Baiern versagte ihm die erbetene Hilfe. Endlich nahm sich der Erzherzog Ferdinand seiner an, indem er den österreichischen Hauptmann Nikolaus Juritschitz nach Füssen gehen ließ, und weiteren Beistand von Ehrenberg aus zusagte. Unterdessen

besetzte ein Hause Bauern die Lechbrücke bei Binswangen, um der Hilfe von Ehrenberg den Weg zu verlegen, zog sich aber bald auf das linke Lechufer zurück. Die Gemeinde Füssen, von den Bauern mit Belagerung und Zerstörung bedroht, setzte dem Juristschitz so lange mit Bitten zu, bis er sie in den österreichischen Schutz nahm, und die förmliche Huldigung empfing. Auch mußte er, um die Wuth der Bauern zu besänftigen, das bischöfliche Wappen an den Füssener Mauern abnehmen, und das österreichische dafür aufrichten lassen. Hierauf beruhigten sich die Bauern, und schlossen einen Stillstand auf einige Zeit. Nach beseitigter Gefahr ließ Ferdinand die Stadt an den schwäbischen Bundeshauptmann übergeben, der sie so lange besetzt halten sollte, bis der Bischof den Erzherzog für seine Rüstungen und Kosten entschädigt haben würde.

Diese theilweise Beruhigung hinderte den Fortgang der Empörung im Großen nicht, welche dröhnend und blutig von einem Gau zum anderen schritt. Zwölf Artikel, welche die Bauern als gemeinsame Proclamation und Grundlage ihrer Forderungen aufstellten, gaben der durch so viele Provinzen zerstreuten Empörung einen Mittelpunkt und Zusammenhang, und machten Eine Sache aus derselben. Diese Artikel lauteten im Wesentlichen: Wir wollen unsere Geistlichen, welche nur das Evangelium lehren sollen, künftig selbst erwählen, Zehenten nur von Früchten geben, und unter Geistliche, Arme und öffentliche Bedürfnisse vertheilen; die Leibeigenschaft, als Christi Lehre widersprechend, muß aufhören; das Verbot, wilde Thiere, Vögel und Fische zu fangen, ist unnatürlich, da jene unsere Saaten verwüsten, und wenn wir auch keinem Eigenthümer zu nahe treten wollen, ist doch der Vortheil Weniger nicht der einzige Maßstab der Billigkeit. Die alten Abgaben soll man nicht erhöhen, Gemeindewälder vertheilen, oder wegen billiger Ueberlassung des Holzbedarfes Verträge eingehen. Die Strafgesetze dürfen nicht gemehrt, die Rechte am Grundbesitze nicht geschmälert, und die harte Abgabe aus dem Nachlasse der Verstorbenen nicht weiter erhoben werden. Diese Forderungen soll man uns bewilligen, oder aus der Schrift — Luther's Beispiel hatte das Berufen auf die Bibel auch in den ungeistlichsten Dingen zur Gewohnheit gemacht — beweisen, daß sie ungerecht sind.

Leider wurde den Unglücklichen selbst in billigen Punkten nichts nachgegeben, vielmehr fast durchgängig zu den härtesten Mitteln gegen sie gegrif-

ſen, und hierdurch nichts bezweckt, als ein gegenſeitiges Ueberbieten in frevelhafter Grauſamkeit. So überrumpelten die Bauern Weinsberg im Einverſtändniſſe mit der Mehrzahl der Bürger, brachten, als Blutrache für die in Schwaben erſchlagenen Bauern, alle daſelbſt befindlichen Adelichen um's Leben, ſchonten ſelbſt der Kinder nicht, und fügten oft Spott und Hohn zu ihren Grauſamkeiten. Unzählige Kirchen, Klöſter und Schlöſſer wurden niedergebrannt. Manche Adeliche geſellten ſich, ehe das Uebel ſo hoch ſtieg, aus innerer Ueberzeugung zu den Bauern, Andere der Beute wegen, die Meiſten gezwungen, um wo möglich ihr Eigenthum zu erhalten. So ward der auch durch die Dichtung bekannte Ritter Götz von Berlichingen, von den Bauern gedrängt und bedroht, auf vier Wochen ihr Hauptmann, unter der Bedingung, daß ſie keine Ausſchweifung begehen würden; aber gleichwohl vermochte er die Wüthenden nicht im Zaume zu erhalten. Nach manchem Glücke der Bauern wurden ſie im Sommer 1525 an mehren Orten im Elſaß und in Franken dergeſtalt geſchlagen, daß ſie ſich nicht mehr erholen konnten. Aber beinahe nur die Kurfürſten von Mainz und von der Pfalz wendeten gemäßigte und vernünftige Mittel an, um Ordnung und Zufriedenheit herzuſtellen; die meiſten übrigen Fürſten und Herren dagegen ließen ihrer Habgier und Rachſucht freien Lauf, und des Zahlens, Marterns, Niederbrennens war — ohne Rückſicht auf mildere Reichstagsbeſchlüſſe von 1526 — faſt kein Ende. In Würzburg zog der Henker durch das Land, und mit der Beſtrafung der Bauern wurde zugleich ein blutiges Ketzergericht verhängt. Markgraf Kaſimir von Anſpach ließ Vielen die Finger abhauen, und fünf und achtzig Bauern, weil ſie geſagt, ſie wollten ihn nicht mehr anſehen, die Augen ausſtechen, ſo daß ſie nachher, einander an den Händen führend, im Lande umherzogen und bettelten. Außerdem trieb man große Geldbußen ein, und verlangte Reinigungseide, die nicht blos auf Thaten, ſondern auch auf Gedanken gerichtet waren.

Noch tragiſcher geſtaltete ſich die Kataſtrophe, welche in Thüringen der von Schwaben und Franken dorthin verzweigte Bauernaufſtand erlitt. Der Held desſelben war der berüchtigte Thomas Münzer, aus Stolberg am Harze gebürtig, und durch das Schickſal ſeines Vaters, den der dortige Graf unſchuldig hatte hinrichten laſſen, frühzeitig zu ſchwermüthiger Grübelei und zu bitterem Groll gegen Fürſten und Adel geneigt. Er ſtudierte Theologie, ward Lehrer zu Aſchersleben, Kaplan in einem Nonnenkloſter zu

Halle, später Prediger in Braunschweig, immer unruhig und gereizt. Luther's Buch von der christlichen Freiheit scheint ihn zu jener Zeit gewaltig ergriffen zu haben; beide Männer traten in Briefwechsel mit einander, und Münzer war von Luther geschätzt. Aber nachdem Münzer (1520) erster evangelischer Prediger an der Katharinenkirche zu Zwickau geworden war, trieb er seinen Eifer für Religionsfreiheit zur äußersten Schwärmerei; er wollte weiter gehen und noch rascher eingreifen, als Luther. Bald hatte er einen Kreis um sich gebildet, der die Kindertaufe verwarf, und die Gesellschaft der Wiedertäufer genannt wurde. Seine Schwärmereien brachten seinen bisherigen Gönner, Luther, wider ihn auf, so daß derselbe auf dem Markte zu Zwickau vor mehren tausend Zuhörern gegen ihn predigte, wodurch Münzer einen bitteren Haß auf Luther warf, den er seitdem den Papst von Wittenberg nannte. Er mußte Zwickau verlassen, und trieb sich, um seine Secte zu vermehren, auch einige Zeit in Böhmen umher, wo er in Prag am Katharinentage 1521 eine Schrift an die Böhmen erließ, voll heftiger Ausfälle auf die Geistlichkeit, durch welche er die ganze Welt verführt meinte. Die Zeit der Ernte sei da, und Gott selbst habe ihn zur Ernte ausersehen, und er seine Sichel scharf gemacht. Im Lande Böhmen aber werde die „neue apostolische Kirche" angehen, und darnach überall. Einige Zeit später ward er Prediger zu Altstädt im Weimar'schen, wo er, wie früher in Zwickau, eine Gemeinde von Wiedertäufern bildete. Er lehrte: man solle Schandthaten fliehen, sich einfach kleiden, den Leib kreuzigen, ernst seyn, wenig sprechen, und den Bart wachsen lassen. Ueber religiöse Dinge muß man in der Einsamkeit nachdenken, bis Gott ein Zeichen gibt; bleibt dies aus, so mag man hadern mit Gott und auf ihn schelten, was er als Zeichen eines eifrigen Gemüthes gerne sieht. Auch in den Träumen soll man höhere Offenbarung aufsuchen und deuten. — Diese, mit unanständigen und frechen Worten entwickelte Lehre steigerte Münzer bis zu dem hochmüthigen Glauben, daß er den heiligen Geist besitze. Er blieb hierbei nicht stehen, sondern strebte zugleich eine politische Umgestaltung durch das Volk und durch Mittel der Gewalt an. Daher stiftete er eidliche Verbindungen, um alle sogenannten Bösen, namentlich Fürsten und Obrigkeiten, zu tödten und neue einzusetzen. Durch Sendschreiben an die „Auserwählten" und Emissäre setzte er weit und breit die unruhigen Gemüther in Bewegung, sie auffordernd, es nicht bei Worten bewenden zu lassen,

sondern zu Thaten zu schreiten. Ich vernehme, schrieb er an seine „lieben Brüder zu Stolberg," daß ihr gleich ruhmredig und lässig seyd, und nicht auf den Grund geht. Wenn ihr getrunken, sprecht ihr viel von der Sache; wenn ihr nüchtern, fürchtet ihr euch wie die Memmen. Darum bessert euer Leben, hütet euch vor Schlemmerei, fliehet die Lüste mit ihren Liebhabern, und stellt euch kühner an, als ihr bisher gethan habt. Einige der durch Münzer Verführten brachten Luther's Lehren und Ermahnungen von jenen Irrwegen zurück; Andere hingegen wollten das nicht aufgeben, was ihnen schmeichelte und bequem erschien; ja in Orlamünde wies ein Schuster, das Recht freier Bibelerklärung für sich in Anspruch nehmend, den Reformator über den Sinn mehrer Schriftstellen zurecht.

Wegen seiner aufrührerischen Umtriebe des Landes verwiesen, zeigte sich Münzer in der Nähe des Bauernkrieges, in Nürnberg, Schaffhausen u. s. w., und kam, von dem dort abwechselnd herrschenden Jammer und Jubel erfüllt, nach Mühlhausen, wo er 1524 wider den Willen des Rathes zum Prediger, ja bald mit allgemeiner Zustimmung zum alleinigen Prediger erhoben wurde; wenigstens verdunkelte er in den Augen der Menge seine sämmtlichen Amtsgenossen. Jetzt schickte er Commissarien zu den Bauern, die ihnen den Geist der Freiheit predigen sollten, und als der Magistrat, über solche Vorgänge in Angst gesetzt, ihn aus der Stadt entfernen wollte, erhob sich das Volk für Münzer, vertrieb den Magistrat, und errichtete einen neuen aus des Predigers Anhängern. Hierauf verjagte man die Mönche und plünderte die Klöster, wobei Münzer den besten Theil der Güter für sich selbst in Besitz nahm. Er lehrte Freiheit, Gleichheit, Ernährung der Armen durch die Reichen und — Gütergemeinschaft, ein Zauberwort, welches die ganze arme und gedrückte Menschheit begierig hörte, sie zu seinem Jünger und Mitkämpfer machte, und alsbald ein Heer von Proletariern und Müßiggängern um ihn sammelte. Offenbarungen und Heiligenträume, die er, gleich Cromwell, hatte oder zu haben heuchelte, fesselten die Massen blindlings an seinen Willen, und die in den ausgeplünderten Klöstern vorgefundenen reichen Weinvorräthe arbeiteten, in den Köpfen der Bauern, Münzer's Visionen und mystischen Entzückungen wirksam vor. Zwar schien es ihm bedenklich, außerhalb Mühlhausen in dieser Weise vorzuschreiten, und die benachbarten Fürsten aufzureizen; doch schon riß das Verhängniß, in welches er sich tollkühn gestürzt, ihn

wider seinen Willen weiter; denn ein aus Reifenstein entlaufener Mönch, Namens Pfeifer, der an Wildheit Münzer noch überbot, gewann alsbald solchen Einfluß, daß er Diesen aus der Stadt zu jagen drohte, wenn er sich kräftigen Maßregeln länger widersetze. Gleichzeitig lief Nachricht von den Fortschritten des Bauernaufstandes in Oberdeutschland ein, und Pfeifer's ergiebige Raubzüge fanden solchen Beifall, daß die Ungeübten, denen meist auch Waffen und Geschütz fehlten, übereilten Krieg wider alle benachbarten Landschaften erhoben. Jetzt aber rüsteten Kurfürst Johann (der Bruder und Nachfolger des zehn Tage vor der Frankenhauser Bauernschlacht gestorbenen Friedrich des Weisen) und Herzog Georg von Sachsen, Philipp von Hessen und Heinrich von Braunschweig so schnell, daß die Heere in der Gegend von Frankenhausen zusammen trafen. Die Bauern lagerten auf einer Anhöhe hinter einer Wagenburg. Einen Abgeordneten der Fürsten, welcher Friedensvorschläge überbrachte, hieben sie nieder; denn Münzer, mit abermaligen Visionen auftretend, verhieß ihnen gewissen Sieg, versprach die Kanonenkugeln der Feinde in seinen Aermeln aufzufangen, und zeigte ihnen einen aufsteigenden Regenbogen als Bürgschaft himmlischen Beistandes. So erwarteten denn die Bauern, im wahnwitzigen Glauben an ihres Führers göttliche Sendung und in trotziger Zuversicht auf die Wunder des Himmels, unter dem Gesange: „komm', heiliger Geist," die Schlacht, welche am 15. Mai 1525 blutig entscheidend herein brach; an fünf tausend Bauern wurden erschlagen, und was von den Uebrigbleibenden nicht den Siegern in die Hände fiel, floh vereinzelt in das Innere von Franken und Thüringen. Die Stätte, wo das Verderben die Bauern ereilte, wurde seitdem der Schlachtberg genannt. Münzer wurde gefangen, im Beiseyn der Fürsten gefoltert, und dann im Lager vor Mühlhausen geköpft. Sterbend ermahnte er die Fürsten, daß sie, um hinfort dergleichen Gefahr zu vermeiden, den armen Leuten nicht mehr so hart seyn, und die Bücher der Könige fleißig lesen sollten. Auch Pfeifer wurde später eingefangen und hingerichtet.

Als die Bauernunruhen in Thüringen getilgt waren, brachen sie im meißnischen Ober-Erzgebirge los, bei denen die ausgerissenen Bergleute aus Mansfeld und vom Harz ebenfalls thätig waren. In Schletta hieben die Empörer die Thore auf, plünderten Schloß, Bürger- und Pfarrhäuser, zogen sich jedoch vor der herbei eilenden Mannschaft des Herzogs Georg nach Grünheim zurück, plünderten das Kloster und verjagten Abt und Mönche.

In einem immer größeren Haufen sich vereinigend, warfen sich die Bauern in Königswalde, Mildenau, Schönbrunn, Arnsfeld und um Marienberg erbittert auf Geistlichkeit und Adel, die theils sich auflösen, theils sich berauben, schlagen und schänden lassen mußten. Ernst von Schönburg, welcher der Schlacht von Frankenhausen beigewohnt hatte, strafte die Rebellen an Leib und Leben; milder ging man in Zwickau zu Werke, wo Kurfürst Johann die flehenden Bauern nur mit Geld- und Gefängnißstrafe belegte, aber um so härter strafte Herzog Georg die Empörer um Annaberg. Auch in anderen Gegenden Sachsens, im Mansfeldischen und im Meiningischen, wo der sogenante Pillhäuser Haufe wüthete, wurde der Aufstand glücklich unterdrückt. Im eigentlichen sächsischen Kurlande, dem Sitze der Reformation, blieb Alles ruhig, und es gewann also den Anschein, daß letztere nur einen zufälligen Antheil an jener Schilderhebung des dritten Standes gehabt habe.

Ziemlich gleichzeitig hatte auch im südöstlichen Deutschland die Aufregung der Bauern begonnen. In Tirol bemächtigten die Rebellen sich der Stadt Brixen, plünderten die geistlichen Häuser, und zerstörten viele Adelsitze. In Salzburg frischten 1523 die Bürger ältere Beschwerden wider ihren Erzbischof auf, von dessen Herrschaft sie, da auch religiöse Anlässe hinzu traten, sich gänzlich loszureißen im Sinne hatten. Damals löschte der Erzbischof die Unruhe mittels tirolischer Truppen, welche ihm der Erzherzog auf sein Bitten gab. Aber zwei Jahre später (1525) warf der durch ganz Deutschland tobende Bauernaufruhr auch nach Salzburg neue Funken. Den Anlaß hierzu gab ein Priester, Matthäus, welchen, weil er lutherische Lehrsätze gepredigt hatte, der Erzbischof nach dem Schlosse Mitterfil in Haft sendete. Unterwegs rief Matthäus das Mitleid des Volkes an, als solle er um des reinen Wortes Gottes willen im Kerker verschmachten. Einige Männer ließen sich von seinem beweglichen Flehen rühren, und von einem gewissen Stöckl angeführt, befreiten sie den Priester. Für diese Gewaltthat wurde Stöckl ohne förmliche Untersuchung hingerichtet, worüber seine zahlreichen Freunde und Verwandten im Pinzgau und in anderen Alpenthälern schreckliches Geschrei erhoben und das ohnehin schwierige Volk in die heftigste Gährung brachten. Der Erzbischof, hiervon unterrichtet, wollte den Mißvergnügten den Vorwand nehmen, und hielt daher eine Diözesansynode zu Salzburg, durch welche er Verbesserung der Kirchenzucht und dadurch

Beruhigung der Gemüther zu erzielen hoffte, aber vergebens. Zuerst rotteten sich die Gewerken und Bergknappen zusammen, freie Religionsübung und zugleich ihre alten Gerechtsame fordernd. Die Gasteiner versammelten sich aus dem ganzen Thale im Markte, und gaben auf ähnliche Weise, wie die schwäbischen Bauern, ein Manifest in vierzehn Artikeln heraus, von denen nur der erste den Punkt der Religion berührte, — nämlich, daß das Wort Gottes und das Evangelium ohne allen Menschenzusatz gepredigt werden; daß sie sich selbst ihren Seelsorger wählen, und diesen die Obrigkeit nicht ohne besondere Ursache absetzen sollte, — die übrigen aber die Abstellung von kleinen Localsteuern betrafen. Sie schickten dann an andere Gerichte, Stall, Bauris, Windisch-Matrey ꝛc., Einladungsschreiben zur Theilnahme am christlichen Bunde gemeinsamer Vertheidigung, wählten sich Hauptleute, und alsbald erstreckte sich der Aufstand über das ganze Erzstift. Am 9. Juni versammelten sich die Ausschüsse aller Gerichte zu St. Johann im Pongau, setzten mehre Verordnungen fest, und ließen Sturm läuten von Dorf zu Dorf. Die Gebirgsbewohner, mit Gabeln, Stangen, Keulen, einige auch mit alten Waffen ausgerüstet, strömten von allen Seiten her bei Golling zusammen, um gegen Salzburg zu ziehen, und wählten Kaspar Froschler zum Führer. Während der bedrohte Erzbischof einiges Kriegsvolk zusammen brachte und den Erzherzog Ferdinand, wie auch den Herzog Wilhelm von Baiern um schleunige Hilfe angehen ließ, schickten die Bürger von Salzburg zu den Rebellen, und boten ihnen Beistand an. Der Erzbischof schloß sich hierauf mit seinem Kapitel und den Räthen in das Schloß ein, und ließ in der Stadt nur ein Fähnlein unter Johann Schenk und Sigmund von Thurn als Besatzung zurück. Diese sollten noch einmal gütliche Besprechung versuchen, aber Schenk war so unvorsichtig, durch Drohungen und Scheltworte die Wuth des Haufens nur noch mehr zu entflammen, und der von den Bürgern als ihr Feind angesehene Stadtrichter Johann Gold wäre beinahe von der erbitterten Menge umgebracht worden. Dies gab die Losung zum allgemeinen Tumulte. Die erzbischöflichen Befehlshaber mußten sich auf das Schloß flüchten; die Soldaten machten gemeinschaftliche Sache mit den empörten Bürgern. Der Bruder des hingerichteten Stöckl heftete Anschläge an die Häuser der Domherren und Räthe, worin es hieß, daß er dieses Haus so lange als sein Eigenthum betrachte, bis seines unschuldigen Bruders Tod gesühnt seyn

werde. Bewaffnete Bauernhaufen drangen an das Steinthor und in die Stadt; ihnen folgten wohlbewaffnete Bergleute aus Rauris, Gaſtein, Kitzbühl und anderen Orten. Die erzbiſchöfliche Wohnung wurde geplündert, und dann zur Belagerung des Schloſſes geſchritten, wobei man Anfangs in Ermangelung von Kanonen ſich großer Wurfmaſchinen bediente. Bei dem Nunnberge verſuchten die Empörer Minen zu bohren, was jedoch mißlang. Sie konnten den Belagerten nichts anhaben, wohl aber fügten dieſe durch ihr Geſchütz der Stadt vielen Schaden zu; daher lagerten ſich die Bürger zwiſchen dem Mönchsberge und den Sümpfen, und legten, um ungefährdet über die Salza zu gelangen, unterhalb der Brücke eine andere niedrigere an. Umſonſt bemühten ſich Abgeordnete des Erzherzogs Ferdinand und des Herzogs von Baiern, einen Frieden zu vermitteln. So dauerte die Belagerung durch vier Monate. Die bei Salzburg ſtehenden Bauern ſahen ſich bereits als Herren des ganzen Landes an, und ließen ſich von allen Städten und Märkten außer Mühldorf huldigen.

Inzwiſchen hatten, im Einverſtändniſſe mit den Salzburgern, auch die Bauern und Bergknappen der oberen Steyermark die Fahne des Aufruhrs erhoben, und ſich gegen Adel und Geiſtlichkeit an der Enns in's Feld gelegt. Der Erzherzog ſchickte einige Fähnlein Kriegsvolk ab, um jene zu Paaren zu treiben und auch dem Erzbiſchof von Salzburg zu Hilfe zu kommen; aber bei Schladmingen mußten dieſe von Sigismund von Dietrichſtein, dem Landeshauptmann der Steyermark, angeführten Truppen vor den Bergleuten mit Verluſt zurück weichen. Bei abermaligem Vorrücken nahm Dietrichſtein zwar jenes Städtchen, verlor es aber bald darauf in einem Ueberfalle wieder an die Inſurgenten, welche an drei tauſend der Soldaten niederhieben, ihn ſelbſt gefangen auf Schloß Werfen führten, zwei und dreißig andere gefangene Edelleute auf dem Markte zu Schladmingen ſchmählich hinrichteten. Die Beute vertheilten die Aufrührer unter einander, plünderten hierauf auch Berchtoldsgaden, und brandſchatzten Monſee. Als aber vierzehn Tage ſpäter der Herzog Ludwig von Baiern, als Feldherr des ſchwäbiſchen Bundes, in Verbindung mit Frundsberg dem Erzbiſchofe mit etwa zehn tauſend Mann zuzog, und ſein Geſchütz Tod und Verderben unter den Rebellen verbreitete, ſchwand die Siegeszuverſicht derſelben. Der Herzog, welcher ſie ſchonen wollte, gewährte ihnen als Schiedsrichter einen Vergleich, und der Friede ward für dieſes Jahr unter gemäßigten Bedingungen hergeſtellt.

Ueber etwaige weitere streitige Punkte sollten nach Anhörung beider Theile der schwäbische Bund, Erzherzog Ferdinand und Herzog Ludwig von Baiern schiedsrichterlich entscheiden.

Nicht lange währte die Ruhe. Erzherzog Ferdinand hatte über die Schladminger wegen der von ihnen an Dietrichstein's Truppen verübten Grausamkeit ein strenges Strafgericht ergehen, ihren Ort durch Niklas Salm verbrennen, viele der Schuldigen aufknüpfen, die Mehrzahl der Einwohner von Haus und Hof treiben lassen. Dies warf neue Funken unter die erregbare Menge, welche nur dem Zwange gewichen war. Unter dem Vorwande von Beschwerden lagerten sich bewaffnete Haufen vor Radstadt und Altenburg, zogen in den Dörfern die Sturmglocke, brandschatzten die Ortsvorsteher, und verboten unter Drohungen, von der im Vertrage festgesetzten Entschädigungssumme an den schwäbischen Bund etwas zu zahlen. Der Erzbischof berief sich auf schiedsrichterlichen Ausspruch, welcher durchaus zu seinen Gunsten lautete; der Kaiser, der schwäbische Bund, der Erzherzog Ferdinand und der Herzog Ludwig sagten ihm ihre gemeinsame Hilfe zu. Die Aufrührer hörten auf keine gütliche Vorstellung, ließen die heftigsten Drohungen laut werden, und vertrieben die erzbischöflichen Amtleute oder nahmen sie fest; auch schickten sie Emissäre in die Ortschaften, und riefen das Volk unter die Waffen — des Evangeliums wegen. Die mildern Maßregeln, mit welchen man Anfangs das Uebel zu beschwören hoffte, erhöhten nur die Zuversicht des Haufens, und machten die Sache ärger. Aus allen Dorfschaften ergoß sich ein Schwall bewaffneten Gesindels, zunächst nach Rauris, Gastein und Pongau. Bei mehren Gelegenheiten siegten die Empörer über die gegen sie gesendeten Erzbischöflichen; die Schlösser Engelsberg und Iller, und im Pinzgau Mitterfil, Fischam, Tarenbach, Lichtenberg ꝛc. wurden von ihnen ausgeraubt und niedergebrannt. Als sie aber auch Radstadt zu stürmen versuchten, wurden sie von den herbei eilenden Bundestruppen gegen Altenmarkt gedrängt, und dann gänzlich zerstreut.

Hierauf erließ (26. Juli 1526) der Erzbischof eine Aufforderung zur Unterwerfung, und, obwohl noch hin und wieder Spuren des Aufruhrs sich zeigten, erreichte die traurige Fehde nun doch ihr Ende. Den Rebellen wurde anbefohlen, sich nach Tarenbach mit den von ihnen bisher getragenen Waffen zu stellen. Denjenigen, welche erschienen, wurde eine Steuer von vier Gulden auf [illegible] der Kriegskosten auferlegt;

zugleich mußten ſie für einen halben Gulden ein rothes Kreuz löſen, das ſie als Zeichen der Sühne und des erworbenen Schutzes an ihre Hausthüre zu befeſtigen hatten. Die Menge wurde entwaffnet, zur Angabe der Anſtifter genöthigt, und mußte fernere unweigerliche Erfüllung ihrer Pflichten und Laſten geloben; die Ausführung ihrer Beſchwerden bei den Bundescommiſſarien wurde ihnen vorbehalten, und die aus Furcht ſich nicht geſtellt hatten, ſollten einen Monat Zeit haben, ſich auf jene Bedingungen zu unterwerfen. Härter erging es im Pongau, wo den Schuldigen eine Strafrede wegen verdienten Todes gehalten, und ſieben und zwanzig Rädelsführer auf der Stelle hingerichtet wurden; auf gleiche Weiſe verfuhr man bei Kuchl und Zell. Ein zahlreicher Inſurgentenhaufe überſtieg den Tauern bei Rauris, und verſuchte in Tirol neue Empörung anzuzetteln, wurde aber von Bundestruppen ereilt, zugleich von Frundsberg angegriffen, und bei Brauneck völlig aus einander gejagt.

Der Erzherzog Ferdinand hatte anfänglich, weil ſein Heer durch Salzburger überfallen worden, vom Lande Salzburg hohe Geldſummen als Genugthuung und überdies die Auslieferung der Rädelsführer verlangt. Darüber beſtürzt, ſchickten die Gerichtsgemeinden ſowohl ein langes Schreiben voll Entſchuldigungen und Bitten, wie auch bald darauf Abgeordnete an den Erzherzog und die Landſtände der öſterreichiſchen Provinzen, und flehten wegen des Aufſtandes um allgemeine Verzeihung und Gnade, worauf Ferdinand, durch dieſe Beweiſe der Reue und Demuth gerührt, von ſeinen Forderungen abſtand.

Alle jene kirchlichen und weltlichen Wirren, welche im Herzen Deutſchlands nagten, würden ſchwerlich ſo zum Aeußerſten gediehen ſein, hätte der jugendlich entſchloſſene und ſiegreiche Kaiſer die Hände freier gehabt. Aber ſein ungeheures Reich, in deſſen Gränzen die Sonne nie unterging, war mit Gefahren umſtellt; in Spanien gohr, als er dieſen Thron beſtieg, innere Unruhe, und an die Pforten Italiens pochte das Schwert des ungeduldigen Frankenkönigs. Franz I. von Frankreich, ſeit dem Siege von Marignano, in welchem er die vorher niemals zum Weichen gebrachten Schweizertruppen ſchlug, als der erſte König in Europa gerühmt, und durch den Vertrag von Noyon günſtig gegen Karl V. geſtellt, hatte nicht erwartet, demſelben bei der Bewerbung um die Kaiſerwürde nachgeſetzt zu werden, und noch weniger, immerdar und in jeder Beziehung in ihm einen überle-

genen Gegner zu finden. Zwiſchen zwei ſolchen Männern und ſolchen Mächten konnten Feindſeligkeiten faſt nicht ausbleiben, auch wenn die Verſchiedenheit der Charaktere, Anſprüche und Zwecke minder groß, die Berührungs- und Streitpunkte minder zahlreich geweſen wären. Nach einer Urkunde Ludwig's XII. vom 16. November 1513 ſollte, wie ſchon früher erwähnt worden, ſeine zweite Tochter Renata und ihre Erben Mailand erhalten; im Falle dieſe fehlten, ſeine Tochter Claudia und ihre Erben; endlich, wenn auch dergleichen nicht vorhanden wären, Franz von Angouleme. Am 1. December 1513 wurde eine Ehevertrag zwiſchen Renata und Karl V. geſchloſſen, und Mailand zur Mitgabe beſtimmt; in einem ſpäteren Entwurfe vom 24. März 1514 iſt aber von einer ſolchen Ueberlaſſung nicht mehr die Rede; auch kam die Heirat nie zu Stande. Den 28. Juni 1515 ſchenkte Claudia Mailand ihrem Gemale Franz, welcher es aber erſt durch die Schlacht von Marignano erwarb. Vergeblich ſuchte Kaiſer Maximilian das Land wieder zu gewinnen. Indem er dem Vertrage von Noyon beitrat und einen zweiten im December 1516 mit Franz, lediglich über gewiſſe Gränzberichtigungen in Italien, abſchloß, ſchien Mailand ſtillſchweigend den Franzoſen preisgegeben zu ſeyn.

Im Jahre 1483 ſtarb Franz Phöbus, König von Navarra, und es entſtand Streit, ob ſeine Schweſter Katharina, welche Johann II. von Albret heiratete, oder ſein Oheim Johann von Foix das Königreich erbe. Ludwig XII. erklärte ſich für das Erbrecht des Letzten und ſeiner Kinder Gaſton und Germaine. Als aber Jener in der Schlacht von Ravenna fiel, und Germaine Ferdinand den Katholiſchen heiratete, wendete ſich die Neigung des franzöſiſches Hofes zu Katharina und Johann von Albret. Auch verbanden ſich Beide mit Ludwig XII. zur Vertheidigung der Kirchenverſammlung von Piſa, oder verſagten doch Ferdinand dem Katholiſchen den Durchzug durch ihre Staaten. Dieſe Weigerung ward Urſache, daß Ferdinand 1512 Navarra eroberte und 1515 mit Spanien vereinigte.

Der am 16. Auguſt 1516 geſchloſſene Vertrag von Noyon ſollte nun dieſe und nicht minder die Streitigkeiten über Neapel entſcheiden. Er ſetzte den Hauptpunkten nach feſt: Karl heiratet Louiſe, die [illegible] einjährige) Tochter Franz I. Sie bringt ihm deſſen Anrecht auf [illegible] indeß zahlt Karl bis zur wirklichen Vollziehung der Ehe jährlich hundert tauſend Thaler. Kommt die Ehe durch

tigams oder der Braut nicht zu Stande, so behält jeder Theil seine bisherigen Ansprüche auf Neapel. Ist Karl schuld, daß die Ehe unterbleibt, so entsagt er denselben zu Gunsten des Königs; ist er daran nicht Schuld, so dauert Franzens Entsagung zu Karl's Gunsten fort. Dieser soll, sobald er in Spanien angekommen ist und die Sache untersucht hat, die Königin von Navarra angemessen zufrieden stellen. Ist sie durch das, was Karl ihr anbietet, nicht zufrieden gestellt, so bleibt Franzens Bündniß mit ihr in Kraft. — In Frankreich freute man sich, daß Boisy so vortrefflich, in Spanien hingegen schalt man, daß Chievres so ungeschickt unterhandelt habe, und behauptete: Navarra und Neapel gehörten unbestreitbar zu Aragonien, und man habe darüber keinen Zweifel aussprechen, so wie keine Möglichkeit des Verlustes voraus setzen sollen. Andere dagegen meinten: die Freude der Franzosen über jene ehrenvollen Bedingungen sey etwas übereilt; denn wirklicher Gewinn werde ihnen jetzt gar nicht zu Theil, und für das Versprochene hätten sie keine Bürgschaft; ja es sey ihnen eigentlich Nichts versprochen, sondern in letzter Stelle nur jedem Theile sein Anspruch vorbehalten, wo es sich künftig erst ergeben werde, wem das Hinausschieben Vortheil oder Nachtheil gebracht habe. Hinsichtlich Navarra's behauptete nun Karl: eine unbefangene Untersuchung ergebe, daß er das Land nicht allein durch Eroberung besitze, sondern auch nach Erbrecht; denn Germaine von Foix — deren Rechte weit vorzüglicher wären, als die ihrer Gegnerin — habe sie ihm feierlichst abgetreten. Nicht minder sey die Vereinigung des Landes mit Spanien auch durch den Papst bestätigt worden. Ihrerseits erklärten die Franzosen alle diese Gründe für unerheblich, und drohten, sie würden, wenn Karl nicht Pfänder und Geißeln für die Erfüllung des Vertrages von Noyon stelle, denselben für aufgelöset betrachten. Karl, zufrieden mit dem Besitze Navarra's und Neapel's, antwortete hierauf im Frühjahre 1519 so gemäßigt als möglich: er wünsche, den Frieden zu erhalten. Franz hingegen schloß noch in demselben Jahre mit dem Papste einen Vertrag über die Theilung des neapolitanischen Reiches; auch war seine Tochter, welche Karl heirathen sollte, unterdessen gestorben. Einen anderen wichtigen Streitpunkt, nämlich die wechselseitigen Ansprüche und Anrechte auf das Herzog- [illegible] beide Theile vorjetzt aus mehrfachen Gründen [illegible] gen, ohne daß deshalb auf einer oder [illegible] wurde.

Ueber Entwürfen zu einem Türkenzuge schien Franz auf einige Zeit jene Angelegenheiten aus dem Auge verlieren zu wollen. Aber gar bald gab er den beabsichtigten Kreuzzug auf, und war nun eifrig bedacht, Verbündete für seine übrigen Plane zu gewinnen. Niemand mußte ihm hierbei wichtiger seyn, als Heinrich VIII. von England und Papst Leo X. Durch Schmeicheleien und Bestechungen gewann Franz Heinrich's übermächtigen Günstling, den Kardinal Wolsey, und so kam (4. October 1518) ein Vertrag zu Stande, daß der Dauphin Marien, die Schwester des Königs von England, heiraten, Tournay Mortagne und St. Amand aber an Frankreich zurück gegeben werden sollten. Hierdurch verlor ein im October 1516 zwischen Karl V. und Heinrich VIII. geschlossener Vertheidigungsbund seine Bedeutung, und noch bedenklicher schien es Jenem, als zwischen den Königen von England und Frankreich eine persönliche Zusammenkunft verabredet wurde. Deren Folgen zuvor zu kommen, eilte Karl so sehr, Spanien zu verlassen, landete (26. Mai 1520) in Dover, bewilligte dem Kardinal Wolsey große Jahrgelder, und verständigte sich mit dem Könige über alle wichtigen Angelegenheiten. Doch unterblieb um deswillen die Zusammenkunft Heinrich's und Franzens nicht; im Juni 1520 sahen sie sich durch zwei Wochen im Lager zwischen Ardres und Guines, und wurden bald mit einander vertraut. Franz befestigte durch neue Geschenke sich in Wolsey's Gunst, und es wurde unter Andern verabredet, daß, wenn Karl und Franz in Zwist geriethen, Heinrich Schiedsrichter seyn sollte. Bei einer zweiten Zusammenkunft Karl's und Heinrich's zu Gravelingen im Juli 1520 wußte Jener gleichwohl den günstigen Eindruck, welchen Franz gemacht hatte, zu verwischen, und durch noch feineres Benehmen, kräftige Gründe und neu erregte Hoffnungen, wo nicht den König von England, doch den Kardinal Wolsey so zu stimmen, daß er ruhig ihrem schiedsrichterlichen Urtheile entgegen sehen konnte.

Mit dem Papste Leo lebte Franz aus manchen Ursachen in bedenklicher Spannung. Während er denselben vernachlässigte und beleidigte, zeigte sich Karl überall zuvorkommend und gefällig, und machte so günstige Anerbietungen, daß zwischen ihm und Papst Leo am 8. Mai 1521 ein Vertrag zu Stande kam, des Inhalts: Franz Sforza erhält Mailand, die Kirche aber Parma, Piacenza und Ferrara. Der Kaiser zahlt, nach erhaltener Belehnung, einen höheren Lehenszins von Neapel, nimmt die Familie

Medici, welcher Leo entstammte, in seinen besonderen Schutz, weiset dem Kardinal Julius große Einnahmen in Spanien und Neapel an, und genehmigt, daß Alexander Medici Herzog von Urbino werde ꝛc. So deckte sich Karl sehr geschickt nach allen Seiten, während Franz in Zerstreuungen und Abenteuern sich selbst verlor, und seinen Gegner thöricht geringschätzte. Als endlich die Franzosen bei neuen Verhandlungen auf den Vertrag von Noyon zurück gehen wollten, behaupteten die Kaiserlichen, daß eigentlich, wie die unbestimmte Fassung zeige, nichts dadurch abgethan, sondern alles nochmals zu prüfen und zu beschließen sey. Sie fügten hinzu: als Kaiser sey Karl (selbst für Artois und Flandern) Niemanden Huldigung schuldig; die Herrschaft über Burgund gebühre ihm nach Erbrecht; Genua und Mailand gehörten zum deutschen Reiche, und auf Neapel habe Franz gar keinen Anspruch, wie schon die päpstliche Belehnung Karl's erweise.

Mittlerweile veranlaßte Franz, daß an der flandrischen und der spanischen Gränze Feindseligkeiten ausbrachen; dort erhob (1521) Robert von der Mark wegen mehrer Streitpunkte Fehde gegen den Kaiser und warb dazu Söldner in Frankreich; hier führte man den Krieg im Namen des Königs Johann Albret von Navarra. Auf des Kaisers Klagen stellte sich Franz, als wollte er Robert verlassen und zur Ordnung anhalten; doch war es ihm keineswegs Ernst, und auch die Kaiserlichen verfuhren nunmehr strenger und griffen sogar französische Orte an. Nicht minder drangen die Franzosen in der Hoffnung, während der inneren Unruhen Spaniens leicht Eroberungen zu machen, über die Gränzen Navarra's hinaus; was aber die Kastilianer und Arragonier so erzürnte, daß sie nach der Schlacht bei Villalar den Franzosen entgegen eilten, sie (30. Juni 1521) bei Esquiros in der Gegend von Pampelona völlig schlugen und Navarra wieder einnahmen. Im September desselben Jahres erschien zwar ein neues Heer unter Bonnivet und eroberte Fontarabia; allein die Kaiserlichen gewannen dagegen Tournay in Flandern und in Italien nahm der Anfangs von Lautrec mit Erfolg geführte Krieg eine sehr unglückliche Wendung, weil ihm die zur Besoldung, insbesondere der Schweizer, bestimmte Summe vorenthalten wurde. Am Schlusse des Feldzuges 1521 besaßen die Franzosen nur noch Cremona, die Burg von Mailand und einige andere unbedeutende Orte; sie hatten sich durch übertriebene Strenge und Erpressungen mancher Art in der ganzen Lombardie verhaßt gemacht. Beide, Karl und

Franz, baten jetzt Heinrich VIII. um seinen vermittelnden Ausspruch, und dieser erklärte: die Kaiserlichen sollten Tournay und Mailand, die Franzosen hingegen das räumen, was sie an den spanischen und niederländischen Gränzen eingenommen hätten. Franz wollte aber den Kaiser weder im Besitze von Navarra und Neapel lassen, noch Fontarabia räumen, obgleich, abgesehen von den oben entwickelten Gründen gegenseitiger Ansprüche, Karl bei Vollziehung jenes Vorschlages durch die Räumung Mailands in der That weit mehr verloren hätte, als Franz durch die Räumung Fontarabia's und einiger unbedeutenden Bezirke.

Mißvergnügt über jenen Schiedsspruch, suchte Franz engere Verbindungen mit Schottland anzuknüpfen, wodurch Heinrich VIII. beleidigt und günstiger für den Kaiser gestimmt wurde. Hingegen schien es dem Könige Franz großen Vortheil zu bringen, als Leo X. (1. December 1521) plötzlich starb; doch nicht gering war sein Verdruß, als ein Deutscher, ein Unterthan des Kaisers, unter dem Namen Adrian VI. auf den päpstlichen Stuhl gewählt wurde. Die Franzosen befürchteten sogar, der neue Papst werde seinen Sitz aus Rom hinweg nach Deutschland verlegen; aber dieser vermied es, den Kaiser jetzt zu sehen, entweder um seine Unparteilichkeit zu zeigen, oder weil er über die spanischen Angelegenheiten ungern Rede stehen wollte. Sein ganzes Bestreben und seine Ermahnungen gingen vielmehr dahin, daß die christlichen Herrscher ihre inneren Streitigkeiten bei Seite setzen und gegen die Türken ziehen möchten, welche in Ungarn und Kroatien schreckenvolle Fortschritte machten, und im nächsten Jahre (25. December 1522) sogar Rhodos eroberten, ohne daß die Christenheit es zu hindern suchte.

Obwohl Franz neuen Zuwachs seiner Feinde besorgen mußte, und Geldnoth seine Unternehmungen lähmte, bestand er doch auf Krieg. Lautrec traf zweckdienliche Vorkehrungen; aber die kaiserlichen Feldherren Prosper Colonna und Ferdinand Avalos, Marchese von Pescara, wetteiferten ihrem Gegner mit Erfolg nach, und stellten ihr Heer bei der Bicocca, einem Schlosse zwischen Mailand und Monza, so auf, daß Lautrec es für eine Thorheit erklärte, sie daselbst anzugreifen. Aber die Schweizer, deren Sold mehr lange rückständig war, verlangten schlechterdings Geld oder den Abschied, oder eine Schlacht. Jenes war nicht herbei zu schaffen, der Abschied hätte den besten Theil des französischen Heeres aufgelöset; mußte [illegible] Lautrec die Schlacht. Sie ging (27. April 1522) für ihn völlig verloren,

und drei Tage nachher wurden die Franzoſen durch die Adorni auch aus Genua vertrieben.

Zu gleicher Zeit ſtiegen die Mißverhältniſſe zwiſchen Franz und Heinrich, zum Theile, weil die Franzoſen engliſche Schiffe aufgebracht und die Schotten gegen die Engländer unterſtützt hatten, zum Theile, weil der Kaiſer auf ſeiner Rückreiſe nach Spanien am 26. Mai in England ankam und den König auf alle Weiſe für ſich zu gewinnen ſuchte. Doch verlangte dieſer nur: Franz ſolle mit dem Kaiſer einen Waffenſtillſtand auf zwei Jahre ſchließen. Obgleich dieſer Vorſchlag, in Anſehung der italieniſchen Niederlagen, nichts weniger als unbillig war, verwarf ihn doch Franz, und nun erging am 5. Juni 1522 die Kriegserklärung Englands gegen Frankreich. Zwar machten in der Picardie die Engländer keine ſonderlichen Fortſchritte, doch theilte ihr Anfall die Kräfte der Franzoſen, weshalb (22. November) auch die Burg von Mailand verloren ging und das ganze Herzogthum an Sforza übergeben wurde. Dieſes gemäßigte und mit früheren Verabredungen übereinſtimmende Benehmen machte die italieniſchen Staaten dem Kaiſer geneigt, und die meiſten traten mit ihm in engere Bündniſſe zu wechſelſeitiger Vertheidigung des Beſitzſtandes. Aber freilich mußten mehre, ſo Florenz, Genua, Piſa, Lucca, zur Unterhaltung des kaiſerlichen Schutzheeres Geld aufbringen, und insbeſondere litt Mailand durch den Wechſel der kriegeriſchen Ereigniſſe. Nur auf der Gränze von Burgund und Franche-Comté wurde um der Schweizer willen den 8. Juni 1522 ein Vertrag über Beibehaltung des Friedens geſchloſſen.

Am 4. Juli verließ der Kaiſer England, und ſtellte die Ruhe in Spanien her. Da um dieſe Zeit der Krieg an den Pyrenäen und bei Fontarabia noch fortdauerte, ſo lag ihm viel daran, im Rücken gegen das damals reiche und mächtige Portugal geſichert zu ſein. Daher ſchickte er ſogleich einen Abgeordneten an den neuen König Johann III., ließ ihm ſein Beileid über den Tod Emanuel's bezeigen, und ihn zu einem Bunde wider Frankreich auffordern. Johann erklärte: er wolle die alten Verträge mit Spanien gern beſtätigen und den Streit vermitteln; zu einem Bruche mit dem mächtigen Frankreich fehle es ihm jedoch an Gründen. Indem aber Johann ſpäter (1525) Karl's Schweſter Katharina, und dieſer Johann's Schweſter Iſabella (1526) heiratete, war das freundſchaftliche Verhältniß hergeſtellt, und Kaiſer Karl für die ganze Zeit ſeiner Regierung nach dieſer Seite hin gedeckt.

Indessen Frankreichs Feinde an Macht und Anzahl zunahmen, dachte Franz auf keinen Frieden, sondern nur auf Eroberung Mailand's, zu welchem Zwecke er ein mit Geschütz und anderm Bedarf wohlversehenes Heer von fünfzig tausend Mann zusammenbrachte. Da störte ihn, eben so unerwartet als schmerzlich, in seinen Planen der Abfall seines nahen Verwandten, des Connetable Karl von Bourbon, der, am französischen Hofe vielfach gekränkt, zu des Königs Gegnern überging. Zwar erschien derselbe nicht als ein mächtiger Verbündeter, sondern als ein hilfsbedürftiger Flüchtling in Italien; dennoch wollte der Kaiser den Muth, die Erfahrung und den Haß des tapfern Mannes benutzen, und ernannte ihn daher zum Statthalter Italiens, ohne jedoch den Wirkungskreis seiner alten Feldherren sehr zu beschränken. Obschon der Abfall Bourbon's den Zug des französischen Heeres in etwas verzögerte, und Bonnivet auch außerdem Zeit verlor, eroberte Letzterer doch einen großen Theil des Herzogthums Mailand und hoffte auch die Hauptstadt um so leichter einzunehmen, da der kaiserliche oberste Heerführer, Prosper Colonna, ein vorsichtiger, in der Wahl passender Stellungen überaus geschickter Feldherr, daselbst (30. December 1523) starb. In demselben Jahre drang das englische Heer weit in der Picardie vor, wurde aber durch die kluge Anführung Ludwig's von la Tremouille gezwungen, das Land zu räumen. Eben so wenig richteten die Spanier bei den Pyrenäen aus, da sie am Gelde Mangel litten, und ansteckende Krankheiten unter ihnen ausbrachen. Frankreich stand am Schlusse dieses Feldzuges unverletzt da; überdies schien der Tod Papst Adrian's und die Erwählung des gemäßigten Clemens VII., eines Vetters Leo's X., nicht nur die italienische, sondern selbst die englische Politik umgestalten zu wollen, indem der Kardinal Wolsey, der in England das Staatsruder lenkte, und sich Rechnung auf den päpstlichen Stuhl gemacht hatte, seine Ausschließung dem Kaiser schuldgab.

Im nächsten Feldzuge (1524) machten die Franzosen in der Picardie nur unerhebliche Fortschritte; an der spanischen Gränze verloren sie Fontarabia; am unglücklichsten erging es ihnen in Italien, nicht sowohl, weil ihre Streitkräfte geringer, als weil Pescara und Bourbon die größeren Feldherren waren. Auf dem Rückzuge wurde Bonnivet verwundet, und Bayard, der berühmte „Ritter ohne Furcht und ohne Tadel," übernahm die Führung des Heeres. Aber im Thale Aosta an der Sessia zerschmetterte ihm eine Kugel

das Rückgrat, und an einen Baum gelehnt, das Antlitz, welches sich nie von der Gefahr abgewendet, dem Feinde zugekehrt, verschied Bayard, einer der letzten, aber herrlichsten Sprößlinge des französischen Ritterthums, das, auf die Begeisterung der Religion und der Ehre gestützt, mit Unerschrockenheit auch Großmuth und Sittenreinheit vermälte, und, wie auf dem Schlachtfelde zu Wundern der Tapferkeit, so im Leben zu Wundern des Edelmuthes und hoher Entsagung führte. Der geringe Rest des französischen Heeres ging jetzt nach der Heimat zurück; in Italien blieb dem Könige Franz keine Besitzung, kein Verbündeter, und Kaiser Karl belehnte (30. October) den Franz Sforza und seine eheliche männliche Nachkommenschaft mit dem Herzogthume Mailand. Zur Rechtfertigung dieses Verfahrens wurde in der Urkunde bemerkt: die bei der Belehnung Ludwig's XII. gemachten Bedingungen sind weder erfüllt worden, noch hat man durch dieselben überhaupt den Anspruch eines Dritten verletzen wollen. König Franz suchte niemals bei Maximilian oder Karl, als Reichsoberhäuptern, die erforderliche Belehnung nach, und wenn er sie auch erhalten hätte, wäre sie durch seine Lehensuntreue gegen Kaiser und Reich verloren gegangen. Ebenfalls ist Maximilian Sforza als unwürdig ausgeschlossen, und dessen Bruder Franz der einzige rechtmäßige und taugliche Nachfolger.

Uebrigens nahm in diesem und auch in dem folgenden Jahre der Erzherzog Ferdinand wesentlichen Antheil an dem Kriege. Er beabsichtigte sogar, persönlich einen Einfall in Frankreich zu unternehmen, oder auch sich an die Spitze des Heeres in der Lombardie zu stellen; er beförderte die Werbungen, trug einen Theil der Kosten, und ging seinem kaiserlichen Bruder wiederholt an, ihm eine seiner würdige Beschäftigung im Felde anzuweisen.

Nachdem Italien unterworfen war, drang Bourbon darauf, gegen Lyon zu ziehen, das sich leicht ergeben werde. Statt dessen wurde beschlossen, das wenig vertheidigte Marseille anzugreifen, und dadurch in den Besitz eines Hafens am Mittelmeere zu kommen. Aber diese Stadt leistete so entschlossenen Widerstand, daß nach vierzig Tagen (29. December 1524) die Kaiserlichen die Belagerung aufheben und nach Italien zurück eilen mußten. Ihr Heer war durch Mangel und Krankheiten dergestalt zusammen geschmolzen, daß Franz, statt einen vortheilhaften Frieden zu schließen, abermals mit einem Heere über die Alpen ging. Schnell nach einander nahm er den größten Theil des Herzogthums, selbst Mailand ein, und würde,

wenn er noch vorgedrungen wäre, das kaiſerliche Heer völlig aufgerieben haben. Aber, Bonnivet's zweckwidrigem Rathe folgend, ſchritt er (28. October) zur Belagerung von Pavia, und ſchickte trotz des Papſtes Widerrathen eine Heeresabtheilung gegen Neapel, um auch dieſes Reich zu erobern, wodurch er ſeine Macht theilte.

Die Kaiſerlichen entwickelten ihrerſeits die größte Thätigkeit. Antonio von Leyva vertheidigte Pavia mit Muth und Kriegserfahrung; Bourbon eilte nach Deutſchland und warb Landsknechte unter dem berühmten Georg von Frundsberg; Pescara wirkte durch Wort und Beiſpiel. Verſtärkt durch die vom Erzherzog Ferdinand geſendeten deutſchen Truppen, welche bei dieſem Unternehmen von entſcheidendem Nutzen waren, ergriffen die kaiſerlichen Heerführer mit Anfang Februars (1525) die Offenſive, und machten nach mehren kleinen Gefechten, am Morgen des 25. Februar einen Hauptangriff auf das ſtark verſchanzte franzöſiſche Lager, der den unſchätzbaren Sieg von Pavia zur Folge hatte. Gegen zehn tauſend Franzoſen, darunter ihre beſten Anführer und die Blüte des Adels, wurden erſchlagen; all' ihr Geſchütz und Gepäck ging verloren. Bonnivet, der Urheber des verkehrten Kriegsplanes, ſuchte im Gewühle den Tod und fand ihn. König Franz hatte ſich jeder Gefahr heldenmüthig ausgeſetzt und wie ein Löwe gefochten; zuletzt, von Feinden umringt und mit dem getödteten Schlachtroſſe zuſammen ſtürzend, fiel er in Gefangenſchaft. Er wurde, da er nicht kriegsgefangen nach Pavia, dem Gegenſtande ſeiner Anſtrengungen, gebracht werden wollte, in ein benachbartes Kloſter und ſpäter nach Pizzighetone geführt. Vierzehn Tage nach der Schlacht von Pavia war kein Franzoſe mehr in Italien, und auch von der gegen Neapel geſchickten Abtheilung blieben nur Wenige zurück, welche Andreas Doria in Civitavecchia abholte.

Kaiſer Karl empfing die Nachricht des Sieges mit großer Mäßigung, geſtattete keine Freudenfeſte, ſondern dankte an heiliger Stätte Gott knieend für ſein Glück und äußerte: er werde dies benützen, um Freunde zu belohnen, Feinden zu verzeihen, und den Frieden innerhalb der Chriſtenheit herzuſtellen. Auch befahl er, daß ſeine Heere auf keiner Seite in Frankreich einbrechen ſollten. Darüber, was man mit dem gefangenen Könige anfangen ſollte, wurden am kaiſerlichen Hofe verſchiedene Meinungen laut, bis endlich der Rath des Kanzlers Gatinara, eines großen lombardiſchen Rechtsgelehrten: man ſolle den König nicht freilaſſen, bevor er alle Bedingungen

erfüllt habe, Italien aber mit möglichſter Milde behandeln, um die Franzoſen daſelbſt für immer verhaßt zu machen, den Ausſchlag gab.

Franz, in Spanien ehrenvoll empfangen, fand die ihm vorgelegten Bedingungen zu hart, und hoffte, durch mündliche Verhandlung mit dem Kaiſer mildere Grundlagen zu bewirken. Aber Karl vermied, ſeinen Gefangenen zu ſehen, bis nicht Alles zwiſchen ihnen in's Reine gebracht ſey. Der ungeduldige gefangene König härmte ſich hierüber ſo ſehr, daß er krank ward. Zwar ſprach ihn nunmehr der Kaiſer, und neue Hoffnungen machten den hohen Kranken wieder geſund; aber die Unterhandlungen rückten gleichwohl langſam vorwärts, und als man einem Fluchtverſuche des Königs auf die Spur kam, wurde er noch ſtrenger bewacht.

Zwar ſtand der Kaiſer als Sieger vor der Welt da, und wußte ſeinen Gegner in ſeiner Gewalt; aber ſein Glück rief zugleich Beſorgniſſe bei den übrigen Mächten hervor, die ihm nun mehrfach hindernd entgegen traten und ihn den Sieg nicht vollſtändig benutzen ließen. Des gefangenen Königs Mutter, die ſtaatskluge Louiſe von Savoyen, ſuchte bei Heinrich VIII. und allen italieniſchen Staaten Mitleiden über das Schickſal ihres Sohnes und Argwohn über des Kaiſers Macht zu erregen. Karl fand unter den Papieren ſeines Gefangenen Beweiſe engerer Verbindungen des Papſtes und Heinrichs mit den Franzoſen, und obgleich Letzterer dem Kaiſer zu dem Siege von Pavia feierlich Glück wünſchte, meldete er doch heimlich Luiſen von Savoyen: er werde keine Theilung Frankreichs zugeben, und für die Befreiung ihres Sohnes wirken; auch kamen bereits im Juni 1525 mehre Verträge zwiſchen England und Frankreich zu Stande. Gleich zweideutig und ſchwankend war der Gang der italieniſchen Staatskunſt, und beſonders vom Papſte, von Venedig und Mailand aus, wurde insgeheim gegen den Kaiſer gewirkt. Dieſe verdächtige Treue der Italiener machte Karl geneigt, mit Franzen auf gelindere Bedingungen abzuſchließen, indem er — ſo ſchrieb er der Königin Luiſe — nur das zurückfordern wolle, was ihr Sohn, gleichwie ſeine Vorfahren, mit Unrecht beſäße.

Da die Friedensverhandlungen ſich aber noch immer hinaus dehnten, nahm Franz, um den Kaiſer zu einem beſchleunigten Abſchluſſe zu drängen, die Miene an, als wollte er die Regierung gänzlich niederlegen, in welchem Falle dann Frankreich, ohne Rückſicht auf die Perſon des Gefangenen, den Kampf wahrſcheinlich bis zum Aeußerſten fortgeſetzt haben würde.

So kam denn, nachdem beide Theile größere Forderungen und Weigerungen aufgegeben hatten, am 14. Januar 1526 zu Madrid folgender Vertrag zu Stande: Franz tritt nach ſeiner Freilaſſung das Herzogthum Burgund ab, und ſtellt dafür ſeine beiden Söhne als Geißeln. Er entſagt allen Anſprüchen auf Italien und die Niederlande, entſchädigt Bourbon und deſſen Anhänger, läßt alle Kriegsgefangenen frei, und unterſtützt niemals Johann von Albret, Ulrich von Würtemberg oder Robert von Marche. Des Kaiſers Schweſter, Eleonore, welche Franz heiratet, erhält ein Heiratsgut von zweimal hundert tauſend Thalern, nebſt Maçonnais, Auxerrois und Bar ſur Seine, darf aber keine Anſprüche auf die ſpaniſche Monarchie erheben. Der Dauphin wird mit Maria, der Nichte des Kaiſers, vermält. Der König unterſtützt den Kaiſer mit ſeiner Flotte bei den Zügen nach Italien und den Kriegen wider die Türken. Er läßt dieſen Vertrag durch die Reichsſtände beſtätigen, und verſpricht auf Eid und Ehre, ſich wieder in Spanien als Gefangener zu ſtellen, wenn die Bedingungen nicht in der geſetzten Friſt erfüllt ſind.

Von da an behandelten ſich Franz und Karl mit größter Freundlichkeit, die Verlobung fand Statt, und es folgten Feſte mancher Art. Unterdeß kam der Madrider Vertrag vollzogen aus Frankreich zurück. Karl begleitete den König bis Torrejon, erinnerte ihn nochmals an ſeine Eide und Verſprechungen, deren Franz ſich wohl zu entſinnen verſicherte, und nahm Abſchied von ihm. Am 21. März 1526 erreichte Franz die ſpaniſche Gränze und den Fluß Bidaſſoa. Auf einem Boote fuhr er hinüber, auf einem zweiten kamen ihm ſeine Söhne entgegen. Der König umarmte ſeine Söhne, die er in Spanien als Geißeln laſſen mußte, ſprang dann an's Land, beſtieg ein türkiſches Pferd, und rief, jetzt wieder die Luft der Freiheit athmend: „Noch bin ich König!“

Einige Tage darauf erſuchten ihn die kaiſerlichen Geſandten: er möge, laut ſeines Verſprechens, den Madrider Vertrag auf franzöſiſchem Boden nochmals beſtätigen. Franz antwortete jedoch ausweichend: man müſſe Parlament und Stände erſt auf den Inhalt des Vertrages vorbereiten und für deſſen Annahme zu ſtimmen ſuchen. Indeß geſchah vielmehr das Gegentheil, und die burgundiſchen Stände erklärten: ſie könnten in die Abtretung ihres Landes nicht willigen. Als Karl die ihm nunmehr ſtatt des Herzogthums gebotenen zwei Millionen Kronen nicht annehmen wollte und

auf buchstäbliche Erfüllung des Madrider Vertrages drang, warf Franz die Maske ganz ab, und ließ eine lange Rechtfertigung drucken, daß und warum er jenen Vertrag nicht halten wolle und könne. Er sey nachtheilig für Frankreich und widerspreche seinem Krönungseide, Nichts vom Reiche abzubringen; er sey erzwungen, Niemand aber verpflichtet, Etwas zu halten, was man ihm in der Gefangenschaft abpresse. Der Papst, gleicher Ansicht, habe ihn deshalb von dem an Karl geleisteten Eide bereits entbunden; ja, es sey ein solcher Eid eigentlich niemals geleistet worden. An demselben Tage nämlich, wo Franz den Vertrag vollzog und beschwor, legte er vor seinen eigenen Dienern eine feierliche Erklärung ab, daß er *Nichts* erfüllen wolle, da *Alles* erzwungen sey. Die Diener beschworen die Geheimhaltung und vollzogen dennoch mit dem Könige den Vertrag. Endlich beschloß das Parlament (26. December 1526): der König sei weder den Vertrag zu halten, noch nach Spanien zurück zu kehren verpflichtet, und hiermit hielt Franz sein Verfahren, ungeachtet der kaiserlichen Widerlegungen, vor seinem Gewissen und der ganzen Welt für gerechtfertigt.

Wenn von manchen Seiten der Vertrag, welchen Karl seinem gefangenen Gegner auferlegte, hart genannt worden ist, so läßt sich mit Grund anführen: daß, mit Ausnahme des Herzogthums Burgund, Karl alles dasjenige, was Franz abtrat, bereits besaß, und Letzterer nicht im Stande war, es ihm abzunehmen. Daß aber der Kaiser Burgund als Preis des Sieges von Pavia und für des Königs Freilassung verlangte, erscheint um so weniger unnatürlich und übertrieben, wenn man bedenkt, wie zweifelhaft die Ansprüche der Franzosen auf dieses Land überhaupt waren.

Inzwischen hatten die Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Papste ihren Fortgang gehabt, aber zu keinem Schlusse geführt, weil jener abwarten wollte, was der befreite Franz sagen und thun werde. Jetzt erhöhte der Eine die Hoffnungen des Anderen, und es kam (22. Mai 1526) zwischen dem Papste Clemens, dem Könige Franz, Venedig und Sforza ein Bund zu Stande, der sich den stolzen Namen des „heiligen" gab, und welchem auch die Schweizer, die Florentiner und Heinrich VIII. mehr oder weniger beitraten. Die Theilnehmenden — so lautete der Inhalt — versprechen sich unter einander Frieden und Schutz. Sforza erhält Mailand und zahlt jährlich mindest fünfzig tausend Goldstücke an den König von Frankreich; die übrigen italienischen Staaten treten in ihre ehemaligen

Verhältniſſe zurück. Der Kaiſer läßt Franzens Söhne gegen billiges Löſegeld frei, hält in Italien nie mehr Soldaten, als dem Papſte und den Venetianern gutdünkt, und zahlt dem Könige von England, was er ihm ſchuldig iſt. Kaiſer Karl und ſein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, werden aufgefordert, dieſem Bunde beizutreten; willigen ſie nicht unbedingt in alle ihnen vorgelegten Bedingungen, ſo wird ihnen auch Neapel abgenommen und dem Papſte übergeben, welcher jedoch einen Zins an Frankreich zahlt und dem Könige von England, ſo wie dem Kardinal Wolſey Güter und Einnahmen in jenem Lande einräumt.

König Franz ſchrieb zugleich an die deutſchen Fürſten, über den Nothſtand der Chriſtenheit klagend, welchen er hauptſächlich den ihm beſchwerlichen Punkten des Madrider Vertrages beimaß. Der Kaiſer gab darauf würdevolle Erklärung und antwortete den Abgeordneten des heiligen Bundes, welche ihm deſſen Bedingungen vorlegten: Franz thue Unrecht, ſein Wort und ſeinen Eid zu brechen; er werde die Geißeln zurück halten, Sforza als treuloſen Lehensmann züchtigen, ſein Eigenthum Neapel wider Jedermann vertheidigen, Mannſchaft in Italien halten, wie es ihm nöthig ſcheine, und den König von England mit dem Gelde des Königs Franz bezahlen. Zugleich aber ſuchte der Kaiſer durch ſeine Staatsklugheit den heiligen Bund zu trennen, und namentlich den Papſt Clemens durch verſöhnende und beſcheidene Anträge davon abzuziehen. Aber Clemens mißtraute dem Kaiſer, und hatte dafür ſein ganzes Vertrauen dem Könige Franz zugewendet. Zwar ſchloß der Papſt, als im Herbſte 1526 die Colonna einen gefährlichen Aufſtand wider ihn erregten, und Hugo Moncada mit kaiſerlichen Hilfsvölkern in die Stadt drang, einen dreimonatlichen Waffenſtillſtand, hielt ihn jedoch, nach Moncada's Abzuge, nicht, unter dem Vorgeben, die Kaiſerlichen und die Colonna hätten neue Feindſeligkeiten begangen, und belegte Proſper Colonna mit dem Banne. Nach langem Verhandeln willigte er endlich (15. März 1527) in einen Vertrag mit Lanoy, dem kaiſerlichen Vicekönig zu Neapel, und verſprach darin, eine Summe, hauptſächlich zur Befriedigung des lombardiſchen Heeres, zu zahlen; die beſetzten Orte ſollten zurück gegeben werden und die Colonna Verzeihung erhalten.

Zwar hatte das lombardiſche Heer (24. Juli 1526) die Burg von Mailand erobert und die Herrſchaft des Kaiſers in dieſen Gegenden befeſtigt; aber wenige Wochen nachher traf die Nachricht von des Ungarnkönigs

Ludwig Tode bei Mohács ein, und die Geldunterstützung, welche, in dessen Folge, der Kaiser seinem Bruder — der seinerseits ihn bei allen bisherigen Unternehmungen eben so treu als kräftig unterstützt hatte — senden mußte, vermehrte seine eigene Geldnoth. Die unbezahlte deutsche und spanische Besatzung in Mailand erlaubte sich so schnöde Gewaltthätigkeiten, daß nach mehren blutigen Kämpfen viele Einwohner lieber die Stadt verließen, ja Einige, wie erzählt wird, sich aus Verzweiflung den Tod gaben. Der Marchese del Guasto und Antonio de Leyva, unfähig, die Menge zu bändigen, gaben fast nur Trost in Worten, und erst als man dem Herzoge von Bourbon dreißig tausend Ducaten zur Befriedigung des Heeres zahlte, versprach er Abhilfe der Uebel; sonst möge der erste feindliche Schuß ihn tödten. Diese Summe reichte indeß bei Weitem nicht aus, und vergebens hoffte Karl auf Geldunterstützung in Spanien.

Mittlerweile hatte der Papst, einer Vertragsbedingung gemäß, seine Söldner vom Bundesheere abgerufen, und wegen der Gelderspariß größtentheils entlassen; er hielt sich für so sicher, daß er allen Warnungen des französischen Gesandten Bellay über neue Gefahren, die sich wider ihn zusammen zögen, keinen Glauben beimaß. Noch immer befehligte Karl von Bourbon in der Lombardie ein aus Deutschen, Spaniern und Italienern bunt zusammen gesetztes Heer. Alle aber gehorchten und hingen ihm an, wegen seiner großen Herablassung und weil er ihnen gegen die Einwohner des Landes vielen Willen ließ, so daß das Heer zuletzt mehr sein eigenes, als des Kaisers war. Seit Letzterer Eleonoren mit Franz, dem Gegner Bourbon's, vermält und diesen in Mailand ohne Geld gelassen hatte, war dessen Eifer erkaltet, wenn gleich nicht fest steht, welches seine letzten geheimen Plane waren: ob die Eroberung Neapels, die Gründung einer eigenen Herrschaft, und nächstdem die Aussöhnung mit Frankreich. Vielleicht drängte ihn zu dem Zuge nach Rom auch nur die Geldnoth, welche auch Frundsberg als Grund angibt, indem er sagt: „es ist weder Herzog von Bourbon, noch Andere gern auf Rom gezogen; aber die Noth, daß sie Besoldung beim Ansaher des Krieges müssen suchen, hat sie gezwungen und gedrungen" *). Der Kaiser, als er Kunde von diesem Zuge erhielt, erblickte in demselben keineswegs den Anlaß zu neuen Feindseligkeiten, sondern vielmehr ein Mit-

*) Frundsberg, 91.

tel, seine Gegner zu dauernden und verläßlichen Zugeständnissen künftiger Ruhe zu nöthigen. Er schrieb an Bourbon: das, was er am meisten begehre, sey ein guter Friede. Nur möge Bourbon sich hüten, daß er nicht betrogen werde, vielmehr gute Sicherheiten für Aufrechthaltung dieses Friedens nehmen, wo möglich mit der Bedingung, daß der Papst zu dem Kaiser komme, damit durch seine Hand der allgemeine Friede vorbereitet und begründet werde. Der Hauptpunkt aber sey, daß Bourbon, im Falle eines guten und sicheren Friedens oder sonstigen Vertrages mit dem Papste, die Armee in's Venetianische zu führen suche*). (Bourbon konnte, da der Tod ihn noch vor Abfassung dieses kaiserlichen Briefes ereilte, denselben nicht mehr erhalten und befolgen.)

Den mit außerordentlicher Schlauheit entworfenen Plan, sein Heer gegen Rom zu führen, verwirklichte Bourbon mit eben so großer Klugheit, obwohl er, um den Papst zu Zahlungen zu drängen, Demselben schon im December 1526 geschrieben hatte: die kaiserlichen Heere würden nicht bezahlt, und es sey unmöglich, sie im Zaume zu erhalten**). Seine vorher so widerspänstigen Soldaten ertrugen jetzt, in der Erwartung reichlicher Beute, ohne Murren die schlimme Witterung, den Mangel und die Noth aller Art. Kaum hatte der Vicekönig Lanoy Nachricht von Bourbon's Zuge erhalten, so eilte er ihm bis Florenz entgegen, erklärte, welcher Vertrag mit dem Papste geschlossen und daß darin ausdrücklich bedungen sey: Bourbon solle mit dem Heere in der Lombardie bleiben. Dieser entgegnete aber seinem alten Nebenbuhler: er sey, als Stellvertreter des Kaisers, ohne dessen ausdrücklichen Befehl an dergleichen Verträge nicht gebunden; und wäre Bourbon auch wirklich geneigt gewesen, auf Lanoy's Vorstellungen einzugehen, so hätten doch die Soldaten schwerlich Folge geleistet. Vielmehr erregten diese, den Zweck der Verhandlung ahnend, einen solchen Lärm, daß Lanoy, für sein Leben fürchtend, nach Neapel zurück eilte. Eben so reizte eine Summe Geldes, welche der Papst, zu spät jetzt zur Befriedigung der Soldaten, sendete, nur ihre Habsucht, ohne sie zu befriedigen.

In dieser Bedrängniß trat der Papst (25. April) einem Bunde bei, welchen Frankreich und Venedig wider den Kaiser schlossen; aber dieser

*) Bucholtz: „Geschichte der Regierung Ferdinand's I."
**) Raumer's Briefe, I. 251, und dessen Geschichte
hunderts, I. 320.

Bund gewährte ihm keinen Nutzen, und der Herzog von Urbino schien zwar, als Oberfeldherr der Verbündeten, Bourbon überall aufsuchen und abhalten zu wollen; allein er stand an Raschheit und Geschicklichkeit weit hinter seinem Gegner zurück, oder wollte wohl gar, aus früherer Feindschaft gegen den Papst, absichtlich kein besonderes Wagniß für denselben bestehen, Der Papst hatte weder Geld noch Brot für seine Soldaten, so daß dieselben zu Hunderten davon liefen.

Am Abende des 5. Mai 1527 langten die Kaiserlichen vor Rom an, und Bourbon forderte Aufnahme in die Stadt und freien Durchzug nach Neapel. Der Papst aber hatte, die Gefahr vor Augen, Rom's Vertheidigung vorbereitet; er fürchtete die Folgen einer vermeintlich feindlichen Aufnahme, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, Bourbon werde, weil er der Eile wegen sein Geschütz zurück gelassen, mit Gewalt nichts ausrichten können. Gleichwohl ordnete dieser Alles zum Sturme, und begeisterte durch eine kriegerische Anrede sein Heer, das, gierig nach den Schätzen der ewigen Stadt, einer solchen Anregung nicht erst bedurfte. Von einem dichten Nebel gedeckt, zogen am anderen Morgen Alle gegen die Mauern und eröffneten den Sturm. Die Römer leisteten hartnäckigeren Widerstand, als man vermuthet hatte, und schon wurde der Angriff der Kaiserlichen matter. Da ergriff Bourbon selbst eine Leiter, schrie den Seinigen zu, ihm zu folgen, und klomm die Mauer hinan. Aber im nämlichen Augenblicke traf ihn eine Büchsenkugel*) in die Hüfte; er stürzte herab und verschied nach einer Stunde. Sterbend hatte er noch Sorge getragen, daß sein Tod den Truppen verheimlicht werde; daher glaubten die meisten, ihr Feldherr habe bereits die Mauer erstiegen, und drangen herzhaft nach, während Andere, die um seinen Fall wußten, jetzt mit verdoppelter Erbitterung angriffen. Endlich gaben die Römer die Vertheidigung auf; von allen Seiten drangen die Sieger vor, und nun erfolgte eine beispiellose Plünderung und Verwüstung Roms. Nichts wurde für heilig geachtet, kein Geschlecht, kein Alter verschont, und die Freunde des Kaisers von der entzügelten Soldateska so gut beraubt und gemißhandelt, wie seine Gegner. Erst nach sieben Tagen, als die Banden sich müde getobt und gewürgt

*) Der [illegible] in seiner Selbstbiographie (Buch I., [illegible] zu haben.

hatten und Tauſende von Menſchen umgekommen waren, ſtellte ſich die Ruhe einigermaßen von ſelbſt her. Der Sultan Suleiman, als er davon erfuhr, meinte: er gehe mit dem griechiſchen Patriarchen nicht ſo um, wie die Chriſten mit ihrem Papſte. Hätte Bourbon noch gelebt, der Rom wahrſcheinlich nur ſchatzen, nicht plündern wollte, ſo würde dieſen Freveln wohl einiger Einhalt geſchehen ſeyn, obwohl ſelbſt er Mühe gehabt haben würde, den Uebermuth und die Raubgier der Truppen, zumal der italieniſchen, welche es noch ärger, als die Deutſchen und ſelbſt als die Lutheraner, trieben, zu bändigen.

Als Lanoy nach Rom kam, um an Bourbon's Stelle das Kommando zu übernehmen, weigerten ihm die Soldaten den Gehorſam, und auch Philibert von Oranien, der ſich jetzt an ihre Spitze ſetzte, vermochte kaum die zwiſchen Deutſchen und Spaniern ausgebrochenen blutigen Händel zu unterdrücken. Die Soldaten bedurften neuer Beſchäftigung, neuer Hoffnung auf Beute und Lohn, um in Ruhe erhalten zu werden; ihre unerſättliche Habgier lechzte nach den Schätzen des Papſtes. Dieſer, Anfangs geſonnen, noch im Augenblicke der Erſtürmung aus Rom zu fliehen, hatte ſeit der Kunde von Bourbon's Tode neue Hoffnung geſchöpft, und war daher in der Engelsburg geblieben. Hier aber wurde er belagert, bis Mangel an Lebensmitteln und die Beſorgniß, durch Minen in die Luft geſprengt zu werden, ihn (7. Juni) zu einem Vertrage nöthigten, vermöge deſſen er jedem Bündniſſe wider den Kaiſer entſagte, und nebſt den Kardinälen gefangen bleiben ſollte, bis er, anderer Bedingungen nicht zu gedenken, viermal hundert tauſend Dukaten für das Heer zahle.

Als der Kaiſer von all' dieſen ganz unerwarteten Ereigniſſen Nachricht erhielt, ergriff ihn zu gleicher Zeit Freude und Beſorgniß. Daß ſein Gegner, der Papſt, beſiegt und gefangen war, erſchien ohne Zweifel als ein Glück; aber zugleich mußte Karl beſorgen, Clemens werde nun um ſo heftiger ihm zürnen, des Kirchenhauptes und Roms Schickſal die allgemeinſte Theilnahme finden, und Furcht vor der ſpaniſchen Uebermacht neue Feinde erwecken, oder die bisherigen zu größerer Thätigkeit aufregen. Hatten ſich doch Heinrich VIII. und Franz I. am 30. April 1527 bereits enger verbündet, und ein franzöſiſches Heer war im Begriffe, über die Alpen nach Italien zu gehen. In dieſer Lage geſchahen mancherlei Vorſchläge: Karl ſolle Rom als Sitz der Kaiſer behalten, oder den Papſt großmüthig frei-

laſſen, oder ſich mit ihm gegen die Anhänger Luther's verbinden. Dieſe Vorſchläge erſchienen jedoch dem Kaiſer theils unmöglich, theils unzweckmäßig. Er verordnete, alle wegen der Geburt ſeines Sohnes Philipp vorbereiteten Feſte ſogleich einzuſtellen, zeigte die größte Theilnahme an dem Schickſale des Papſtes, und befahl, ihn freizulaſſen. Kaum wurde jedoch dieſer Befehl in Rom kund, ſo erhoben vor Allen die Deutſchen, welche bisher am wenigſten von der Beute und dem Gelde erhalten hatten, den lauteſten Widerſpruch, zwangen den Papſt, ihnen Erzbiſchöfe und Biſchöfe als Geißeln zu ſtellen, und drohten dieſen, da es mit der Zahlung der rückſtändigen Summen nicht ſchnell genug ging, mit dem Tode. Zum Glück erſahen dieſelben einen günſtigen Augenblick zur Flucht, und entgingen ſo der weiteren Gefahr. Aber durch die Soldaten gedrängt, beharrten die Befehlshaber des Heeres darauf: vor Bezahlung der verſprochenen Summe könnten ſie den Papſt nicht freilaſſen. Endlich (30. October 1527) kam folgender Vertrag mit dem Papſte zu Stande: Derſelbe wird freigelaſſen, ſtellt aber Alexander und Hippolyt von Medici als Geißeln, und zahlt drei hundert fünfzig tauſend Goldſtücke für das Heer. In Bezug auf Mailand und Neapel erklärt er ſich nie feindlich wider den Kaiſer, räumt ihm einige Orte pfandweiſe ein, erlaubt ihm, den Zehnten von der Geiſtlichkeit zu erheben, und denſelben, gleichwie den Ertrag der Kreuzbulle, nach Willkür zu verwenden. — Noch vor dem zur Befreiung angeſetzten Tage, nämlich in der Nacht vom 9. auf den 10. December, entfloh Papſt Clemens verkleidet nach Orvieto, und empfing um dieſelbe Zeit ein Entſchädigungs- und Rechtfertigungsſchreiben des Kaiſers, dahin lautend: daß der Krieg durch die Schuld ſeiner Feinde erhoben, die Einnahme und Plünderung Roms aber ſchlechterdings gegen ſeinen Willen und einzig von empörten Soldaten unternommen und vollführt worden ſey.

Der Kaiſer hätte jetzt ſich gern auch mit ſeinen übrigen Feinden verſöhnt, und war bereit, dem Könige von Frankreich im Weſentlichen das zuzugeſtehen, was dieſer früher ſelbſt dargeboten hatte. So wollte er für Burgund zwei Millionen annehmen, Franzens Söhne frei laſſen, ſobald nur Genua unabhängig bleibe und über Sforza's Vergehen rechtlich entſchieden werde. Aber Franz verlangte zunächſt, daß Sforza alle Beſitzungen wieder erhalte, und erklärte, von ſich auf Andere ſchließend: da er dem Kaiſer nicht trauen könne, müßten ſeine Söhne befreit werden, bevor er ſein Heer aus Italien

und Genua zurück ziehe. Es ward dem Kaiser leicht, die Kriegserklärung der Könige von England und Frankreich, welche erst lange nach ausgebrochener Fehde, den 21. Januar 1528, erging, mit überwiegenden Gründen zu beantworten. Mündlich erinnerte er, dem französischen Gesandten gegenüber, noch an das Versprechen, welches Franz ihm, kurz vor seiner Befreiung, in Torrejon gegeben und gebrochen, daß er mithin schlecht und niedrig gehandelt habe. Dies sey er, wenn Franz läugne, durch Zweikampf zu beweisen erbötig. Franz gab hierauf unter gesuchten Wendungen dem Kaiser die Lüge zurück, und stellte sich alles Ernstes, den Zweikampf annehmen zu wollen. Beide Fürsten hatten ihre persönliche Tapferkeit anderwärts zu wiederholten Malen erwiesen; dennoch kam, trotz der gepflogenen weitschweifigen Verhandlungen, dieser Zweikampf nicht zu Stande, weil Franz, mit seinem Gewissen nicht einig, ihn unter allerhand Beschönigungen hinaus zu schieben wußte, und auch von anderer Seite, indem man ungeachtet der Vorurtheile jener Zeit das Zwecklose eines solchen Unternehmens einsah, mehr scheinbar, als ernstlich darauf gedrungen wurde.

Unterdessen war das französische Heer unter Lautrec bereits im Juli 1527 über die Alpen gegangen, nahm, weil das obere Italien seit Bourbon's Abzuge von kaiserlicher Mannschaft entblößt war, Genua, Alessandria und andere wichtige Städte ein, eroberte Pavia und behandelte diese Stadt, um die daselbst erlittene Niederlage zu vergelten, auf das Grausamste. Im October setzte Lautrec über den Po; im Januar des folgenden Jahres brach er von Bologna auf; den 17. Februar (1528) verließen die Kaiserlichen Rom. Nur zwölf tausend Fußgänger und fünfzehn hundert Reiter waren von dem mindest doppelt so starken Heere noch vorhanden; alle Uebrigen waren mit Beute beschwert davon gegangen, oder hatten sich sonst verlaufen, so weit nicht Schwert oder Krankheit sie dahin gerafft. Während Lautrec die Schlacht suchte, wurde eine solche von den Kaiserlichen sorgfältig vermieden; im März endlich sammelten sich Letztere zu Neapel. Mit Ausnahme dieser Stadt und weniger Plätze war das ganze Reich in den Händen der Franzosen, deren Uebermuth und Härte indeß nothwendig allgemeinen Haß erzeugte. So wurden z. B. allein bei der Einnahme von Melfi über sieben tausend Menschen ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes hingewürgt. Gleichwohl hoffte Lautrec, als er (17. April) Neapel umlagerte, nicht ohne Grund die baldige Eroberung dieser Stadt

indem sein Heer den Kaiserlichen bedeutend überlegen und die Zufuhr zu Lande abgeschnitten war, Philibert von Oranien in Uneinigkeit mit dem an des verstorbenen Lanoy Stelle getretenen Hugo von Moncada lebte, und zwischen den deutschen und spanischen Söldnern der größte Haß sich zeigte. Das Meer stand den Belagerten nur Anfangs offen; seitdem aber Andreas Doria mit der, meist aus genuesischen Schiffen bestehenden Flotte Moncada besiegte und tödtete, stieg die Hungersnoth in Neapel so hoch, daß ein Ei einen Realen, ein Huhn einen Dukaten kostete, und man täglich die Uebergabe erwartete. Dennoch blieben die Belagerten standhaft, und allmälig traten verschiedene Ereignisse ein, welche mittelbar oder unmittelbar vortheilhaft für sie wirkten. So mußte Heinrich VIII. auf dringendes Verlangen seiner Unterthanen am 5. Juni einen Waffenstillstand mit der Statthalterin der vereinigten Niederlande eingehen; Venedig unterstützte die Franzosen nur lässig, und der Papst wollte nach so bitteren Erfahrungen um so weniger etwas wider den Kaiser vornehmen, da sich die neue Republik Florenz mit Franz verbunden hatte. Am meisten aber schadete Franz sich selbst, indem er Lautrec ohne Unterstützung ließ, und zuletzt den Seehelden Doria, der ihm bisher so sehr genützt, dergestalt beleidigte, daß derselbe einen Vertrag mit dem Kaiser schloß, nach Neapel segelte, den Kaiserlichen das Meer freigab, und sie auf alle mögliche Weise unterstützte. Jetzt brach vielseitige Noth über das französische Lager herein; das heiße Klima, die ungewohnte Kost erzeugten Krankheiten, die eine so fürchterliche Sterblichkeit hervor brachten, daß binnen Monatsfrist das ganze Heer auf vier hundert Mann zusammen schmolz. Lautrec selbst war unter den Opfern des Todes, und am 29. August wurde die Belagerung, mit Zurücklassung aller Waffen und Kriegsvorräthe, aufgehoben. Im folgenden Jahre (1529) verjagte Antonio von Leyva, obgleich von Gichtschmerzen heftig geplagt, mit der größten Tapferkeit die Franzosen auch aus dem Mailändischen. So war für dieselben ganz Italien wieder verloren, jeder Eroberungsplan vereitelt, und der Kaiser Herr des Landes. Zu diesem großentheils selbstverschuldeten Unglück kam für Franz noch der Kummer, daß seine Söhne, weil man den Versuch gemacht, sie zu entführen, seitdem in weit strengerer Obhut gehalten und alle französischen Diener von ihnen entfernt wurden.

Stand auch Karl V. für den Augenblick beinahe durchgehends im Vortheile über seinen Gegner, so machten ihm doch vielerlei Ursachen, wie

z. B. das Vordringen Suleiman's in Ungarn, die Fortschritte der Reformation, der Mangel an Geld, die Unzufriedenheit eines großen Theiles Spaniens mit dem Kriege ꝛc., das Zustandekommen eines Friedens wünschenswerth. Deshalb gab er, in Folge eines am 29. Juni 1529 geschlossenen Friedens mit dem Papste, alle im Kirchenstaate besetzten Orte zurück, verlobte seine natürliche Tochter Margaretha mit dessen Verwandten Alexander, und versprach: die Mediceer sollten in Florenz die alten Besitzungen, Rechte und Würden wieder erhalten. Papst Clemens — dem ohnehin seine inneren Verhältnisse weit mehr Noth machten, als alle auswärtigen Kriege, so daß er im bitteren Unwillen einst äußerte: er wolle lieber Kapellan, ja Stallknecht des Kaisers werden, als die Beleidigungen rebellischer Unterthanen und Vasallen länger erdulden — erlaubte, für jene zugesicherten großen Vortheile, dem Kaiser, in seinen Staaten eine geistliche Steuer zu erheben, belehnte ihn, ohne Geldzins zu fordern, mit Neapel, und nahm den Bann über die Plünderer Roms zurück. Auch hinsichtlich der Reformation und ihrer Bekenner wurde damals Einiges verabredet.

Wenige Wochen nach dem Friedensabschlusse mit dem Papste brachten die beiden Frauen, Margaretha von Oesterreich, Karl's Tante, und Louise von Savoyen, Franzens Mutter, am 5. August 1529 den Frieden von Cambray — nach den Urheberinnen auch der „Damenfriede" genannt — zu Stande. Laut desselben behielt Franz Burgund, zahlte aber zwei Millionen Kronen für die Freilassung seiner Söhne, und entsagte allen Ansprüchen in Italien und Flandern. Er versprach, Eleonoren, des Kaisers Schwester, zu heiraten, sich nie in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, und Bourbon's Anhänger und Verwandte zu entschädigen. — Während der Kaiser überall für seine Freunde sorgte und sie belohnte, entstand die lauteste Klage, daß Franz alle seine Verbündeten (Venedig, Sforza, Florenz) völlig der Willkür Karl's preisgebe, ohne nur das Geringste für sie auszubedingen. Die Furcht vor dem Kaiser verdoppelte sich auf die Nachricht, er sei in Genua angelangt und begebe sich zum Papste nach Bologna. Den 1. Januar 1530 wurde hier der italienische Frieden bekannt gemacht, in dessen Gemäßheit Venedig Alles, was es dem Kaiser oder dem Papste abgenommen hatte, heraus gab und eine Geldsumme zahlte. Dem Herzog Sforza verzieh Karl seinen Abfall und setzte ihn, gegen Zahlungen und Einräu
Schlösser, wieder ein. Der Papst, Venedig und Sforza

mit dem Kaiser einen engeren Bund. Nur die Florentiner büßten dafür, daß sie zu lange angestanden, sich mit dem Kaiser zu versöhnen. Als sie sich der Wiederaufnahme der vertriebenen Medicäer weigerten, umlagerte Philibert von Oranien (19. September 1529) ihre Stadt. Da jedoch derselbe durch eine Kugel fiel, und der Papst sich bemühte, Florenz nicht, wie Rom, mit Gewalt einnehmen zu lassen, verzögerte sich die Uebergabe bis zum 12. August 1530. Die Florentiner zahlten hierauf fünfzig tausend Goldstücke zur Befriedigung der Soldaten, stellten Geißeln, behielten vor der Hand eine Besatzung, und nahmen die vom Papste und vom Kaiser zu bestimmende Verfassung an; an die Spitze ihres Staates trat Alexander von Medici als erblicher Herzog nach dem Rechte der Erstgeburt.

Nach Schlichtung aller streitigen Angelegenheiten wurde Karl V. an seinem dreißigsten Geburtstage, dem Jahrestage der Schlacht bei Pavia, den 24. Februar 1530, in Bologna durch den Papst feierlich zum Kaiser und Könige Italiens gekrönt, nachdem er zwei Tage vorher die eiserne Krone der Lombardie auf das Haupt gesetzt hatte; während von Franz, der einst als Schiedsrichter, ja als Herr des Landes aufgetreten, nirgend mehr die Rede war.

Wir haben die italienischen Angelegenheiten, obgleich Jahre zwischen ihnen liegen, hier im Zusammenhange erzählt, um den Faden der Begebenheiten nicht zu häufig abreißen zu müssen. Aber mitten in diese Kriegsbegebenheiten fiel ein Ereigniß, wichtiger und welthistorischer für Oesterreich, als alle übrigen: der Tod des jungen Königs Ludwig in der Schlacht von Mohács und der daraus sich folgernde, durch hinreichend beleuchtete Erb- und Staatsverträge wider jeglichen Einwurf gesicherte Anfall der Kronen Ungarn und Böhmen an den Erzherzog Ferdinand und dessen Nachfolger. Die Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit, welche Ferdinand bewährte, so lange Ludwig's Tod noch nicht offenkundig war; die Thätigkeit und Unerschrockenheit, womit er seine Ansprüche verfolgte, sobald die Gewißheit seines Anspruches fest stand, werfen ein schönes Licht auf seinen Charakter.

Am 6. September (1526) erhielt Ferdinand auf der Rückreise von Speyer nach Innsbruck bei Zirl durch ein Schreiben seiner Schwester Maria, [illegible]'s, die Nachricht von der Niederlage des Ungarn- [illegible] S. 806 u. f.). Unverzüglich schrieb er am 7. aus

Innsbruck an Ludwig, den er gerettet glaubte, und verſprach ihm die ſchleunigſte Hilfe; ebenſo ſchrieb er an Ladislaw Szalkay, Erzbiſchof von Gran, an Johann von Zápolya, Woiwoden von Siebenbürgen, und an Franz von Batthyány, Ban von Dalmatien, Kroatien und Slavonien, ſie ermahnend, ſtandhaft bei ihrem Könige auszuharren; ferner ſchrieb er an die Kur- und anderen deutſchen Fürſten, und bat ſie um Hilfe für König Ludwig und das unglückliche Land; antwortete am 8. ſeiner Schweſter, daß er in drei oder vier Tagen nach Wien aufbrechen und Gut und Blut daran ſetzen werde, zu helfen, und wie er ſich freue, daß doch (wie er wähnte) der König ſich gerettet; erwirkte von den Tiroler Ständen fünf tauſend auf vier Monate bezahlte Fußknechte zu einem Zuge gegen die Türken; ſchrieb an die oberſten Landeshauptleute von Böhmen und Mähren, und forderte ſie auf, dem Könige Ludwig mit all' ihrem Kriegsvolke eiligſt zuzuziehen. — Aber ſchon begann (am 8. gegen Mittag) das Gerücht ſich zu verbreiten, auch König Ludwig ſey gefallen, und von dieſem Augenblicke an wirkte Ferdinand, wie vorhin für die Rettung des Freundes und Schwagers, mit gleicher Entſchiedenheit und Umſicht, für ſein eigenes gutes Recht, obwohl mit Rückſicht auf die Rechtsbegriffe ſeiner Zeit. Von ſeinen Anſprüchen auf die Kronen Ungarns und Böhmens durchdrungen, zeigte er ſich bereit, ſie mit dem Schwerte zu behaupten; doch verhehlte er, die Verhältniſſe wohl ermeſſend, ſich nicht, daß er jenen, wenn gleich unbeſtreitbaren Anſprüchen, nur durch die hinzu kommende Wahl volle und unbeſtrittene Giltigkeit ſichern könne. In dieſem Sinne ſchrieb er (noch in den Nachmittagsſtunden des 8. September) an ſeinen Statthalter in Niederöſterreich, Cyriac von Polheim, befahl ihm, falls das Gerücht ſich beſtätigte, ungeſäumt „geſchickte Räthe" zur Königin und „angeſehene Männer" an die geiſtlichen und weltlichen Großen in Ungarn, Böhmen, Kroatien und Slavonien zu ſenden, um zu verhüten, daß ein Fremder ſich eindränge, und ſchickte ihm zu den hierzu nöthigen Inſtructionen und Beglaubigungsſchreiben hundert acht und dreißig, mit ſeiner Namensunterſchrift verſehene Blanquetten. In der darauf folgenden Nacht kam gewiſſe Nachricht vom Tode des Königs Ludwig. Nun bat Ferdinand in einem Schreiben vom 9. September ſeine Schweſter Maria, ihm und ſeiner Gemalin Anna zur Erlangung der Kronen Ungarn und Böhmen mit Rath und That beizuſtehen, brach am 10. von Innsbruck auf, erſuchte in einem

Schreiben von demſelben Tage aus Kuefſtein ſeine Schweſter, ihm einen ihr getreuen und vertrauten Diener zu ſenden, der ihn mit ihrem Rathe und mit der Lage der Dinge in Ungarn und Böhmen bekannt mache; traf am 15. in Linz ein, erfuhr daſelbſt, daß der Oberſtburggraf in Böhmen, Zdenk Löw von Roſenberg, in Uebereinſtimmung mit den andern oberſten Beamten der Krone, die Stände nach Prag zur Wahl eines Königs berufen werde; beſchloß daher, dieſen Wahltag mit einer Geſandtſchaft in ſeinem und ſeiner Gemalin Namen zu beſchicken, und traf auch ſogleich Anſtalt hierzu; ſendete am 17. Joſeph von Lamberg an die Königin Maria nach Preßburg, ihr meldend, was ihn in Linz zurück halte, und ſie bittend, zwei oder drei, in den ungariſchen Angelegenheiten wohlerfahrene Männer zu bezeichnen, um ſie als Räthe zu gebrauchen, und ſchickte zugleich ein Schreiben für den königlichen Sekretär Thomas Nádasdy mit, für den Fall, daß die Königin riethe, denſelben zum Diener anzunehmen; ſendete am 20. den ſogleich eilends nach Linz gekommenen Nádasdy mit Aufträgen an Thomas Szalaházy, Biſchof von Weszprim, an Stephan Brodarics, Biſchof von Sirmien und ungariſchen Kanzler, an den Preßburger Grafen Johann Bornemisza und an den oberſten Reichsſchatzmeiſter Alexius Thurzó, nach Preßburg zurück; ließ am 21. an den Wiener Arzt, Michael Peremártonyi, einen geborenen Ungar, Inſtruktion und Beglaubigungsſchreiben an Johann Zápolya ausfertigen und nach Wien ſenden; ſchrieb am 22. an ſeinen Bruder, den Kaiſer, nach Granada, gab ihm ausführlichen Bericht über Alles, was geſchehen, bat ihn um Hilfe gegen die Türken und um Fürſprache bei den Ungarn und Böhmen, ſendete ihm die Entwürfe der zu dieſem Zwecke auszufertigenden Inſtructionen und Schreiben, mit denen — ſo möchte der Kaiſer befehlen — Chriſtoph von Stadion, Biſchof von Augsburg, und Friedrich Graf von Fürſtenberg nach Ungarn, Ulrich Graf von Felſenſtein und Wilhelm oder Georg, Truchſeß zu Waldburg, nach Böhmen abgehen ſollten; gab am 26. eine weitere Inſtruction für Michael Peremártonyi; erklärte am 3. October, daß, wiewohl man ihm rathe, den Titel eines Königs von Ungarn und Böhmen anzunehmen, er dies nicht thun wolle, bevor er als ſolcher auch anerkannt worden; brach einige Tage darauf von Linz auf, kam am 9. in Wien an, ließ von da durch ſeinen Kanzler Leonhard von Harrach an den Sultan Suleiman um ſicheres Geleite für Geſandte ſchreiben; ſendete den Biſchof von Neuſtadt, Dietrich Kammerer,

an den Polenkönig Sigmund um Hilfe gegen die Türken und um Beistand zur Erlangung der Kronen Ungarn und Böhmen; begab sich am 14. mit seiner Gemalin nach Hainburg zu Berathungen mit der Königin Maria, dem Bischofe Szalaházy und Thurzó, schickte das Resultat dieser Berathungen am 18. durch den Domdechanten von Laibach, Gregor Kreuzer, und Erasmus von Dornberg nach Preßburg, an den Palatin Stephan Báthory, den Bischof Broderics, den Bischof von Agram, Simon Erdödy, und die Abgesandten Kroatiens und Slavoniens; kehrte am 19. nach Wien zurück, und dankte am 23. dem Palatin und den genannten Bischöfen, daß sie sich in Beförderung seiner Sache bei den ungarischen Reichsständen so willig und geneigt erzeigten*).

Bewunderungswürdig ist die Thätigkeit und Unermüdlichkeit, welche Ferdinand in allen diesen vielseitigen Verrichtungen an den Tag legte, aber nicht minder zu rühmen seine besonnene Vorsicht, die ihn selbst sein unabweisbarstes Recht, wie sehr er sich auch desselben bewußt, und wie wenig er geneigt war, um Haarbreite davon zu weichen, nicht zu stürmisch und voreilig verfolgen ließ, indem er wohl wußte, daß er auf solche Weise nur die Leidenschaft gegen sich in den Kampf gerufen, und die Verwirklichung seiner Ansprüche erschwert haben würde. Auf dem am 8. October (1526) durch den Oberstburggrafen Löw von Rosenberg in der Burg zu Prag versammelten Landtage nahmen die Gesandten des Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemalin das Wort, verfochten die Anrechte ihrer Gebieter, und trugen darauf an, die böhmischen Stände möchten dieselben zu ihrem rechten Herrn, König und Königin, annehmen, wogegen Aufrechthaltung aller Freiheiten und Gerechtsame zugesichert wurde. Die Stände erklärten, sich hierüber berathen und dann schriftlich antworten zu wollen, wobei einige unwesentliche und erfolglose Einwürfe vorfielen. Mittlerweile bewarben sich auch die baierischen Herzoge Wilhelm und Ludwig durch Gesandte um die böhmische Krone, unter freigebigen Zugeständnissen. Es wurden hierauf von den Ständen Artikel entworfen, welche, sowohl wegen der Sicherheit des Landes, als wegen Sicherstellung der Freiheiten und Satzungen des Königreiches, dem zu wählenden Könige zur Annahme vorgelegt wer-

*) Vergl. hierüber das »Itinerar Kaiser Ferdinand's I. 1521 bis 1564,« herausgegeben von Anton v. Gévay (Wien, 1843), das [illegible] Aufklärungen gibt.

den sollten. Dann wurde, nach vorhergegangener Vorwahl, bei welcher die Wähler (22. October) sich einstimmig für Ferdinand vereinigten, am folgenden Tage zur eigentlichen Wahl geschritten, welche auf Ferdinand fiel, aber erst am Tage darauf unter großen Feierlichkeiten öffentlich bekannt gemacht wurde.

Zugleich wurde von den Ständen eine feierliche Botschaft, aus jedem Stande sechs Personen, erwählt, welche bis zum 25. November sich in Neuhaus versammeln, und von dort zu dem erwählten Könige begeben sollte. Sie sollte erwähnen, daß die Stände Ferdinand aus gutem und freiem Willen, ohne alle Verpflichtung erwählt hätten, mit der Bitte, ihr gnädiger Herr zu seyn; ferner die entworfenen Artikel bekannt machen, bei welchen, wie bei den anderen Freiheiten des Königreiches, Ferdinand sie bewahren möge. Neben anderen befand sich auch folgender merkwürdige Artikel dabei: „es erscheine nothwendig, daß der König die goldene Bulle, welche die Böhmen von Kaiser Karl IV. über die Wahl eines Königs hätten, in einem mit böhmischer Schrift und in der Landessprache geschriebenen Briefe bestätige und deutlicher ausdrücke: — daß nämlich nach dem Könige der Sohn Erbe sey, und die von dem Könige abstammenden männlichen Nachkommen; wenn aber keiner der Erben vom Mannsstamme übrig bleibe, alsdann sei die Tochter des letzten Königs Erbe, welche nicht vermält und nicht ausgestattet wäre, und Niemand sonst, weder aus männlichem, noch weiblichem Stamme; und dies nach den Freiheiten des Königreiches."

König Ferdinand nahm die Gesandten mit großer Huld auf, bestätigte ihnen auch schriftlich, er werde es gegen die Stände und Einwohner gnädig erkennen, daß sie ihn durch ihre Wahl willig und wohlbetrachtet und aus sonderer Liebe zum Herrn und Könige angenommen, und die Krone Böhmen und ihre Einwohner bei ihren Freiheiten, löblichem Gebrauch und Herkommen lassen; hinsichtlich der Artikel aber ließ er den Vorbehalt machen: so Ihre Majestät nach Ihrer Ankunft in dem Königreiche in demselben Etwas befinden würde, was Ihrer Majestät beschwerlich und dem Königreiche wenig oder gar nicht nützlich wäre, so sei er der Zuversicht, daß die Stände solches, was Ihrer Majestät besonders beschwerlich, nicht begehren würden. In der erbetenen zweiten Antwort blieb er bei diesem Vorbehalte stehen; aber um so milder und gütiger sprach er sich in der dritten aus, die, obgleich bei Obigem stehen bleibend, doch den Zusatz enthielt:

wo die Geſandten in dieſer Antwort noch einigerlei Gebrechen oder Mängel fänden, möchten ſie es anzeigen; daß die Stände und die Geſandten ſelbſt erkennen möchten, daß ſie an ihm einen gnädigen Herrn und König haben ſollten, der ſie allweg in ſeinem Schutz und Schirm halten wolle. Mündlich verſtändigte er die Geſandten noch: ſie möchten nicht glauben, was, wie er vernehme, in Böhmen geſagt worden: nämlich, daß er der neu aufkommenden Lehre geneigt ſey; vielmehr halte er, wie ſeine Vorfahren, feſt an dem Glauben der heiligen chriſtlichen Kirche.

Vor der Abreiſe der Geſandten erließ Ferdinand drei Majeſtätsbriefe für Böhmen vom 13. December 1526, einen dahin deutend: daß das Königreich Böhmen aus eigenem freien Willen und nicht aus Verpflichtung ihn zum Könige gewählt; — den zweiten, daß er Mähren und alle zur Krone Böhmen gehörigen Lande gegen die Anſprüche und Anfeindungen des Johann Zápolya, der ſich zum Könige von Ungarn aufgeworfen, beſchützen wolle. Der dritte endlich enthielt die Beſtätigung aller Verſchreibungen und Bewilligungen früherer Könige von Böhmen, namentlich in Betreff der mit dem Baſeler Concilium wegen des Gebrauches des Kelches geſchloſſenen Compactate, wobei Ferdinand Böhmen und Mähren gegen Jeden, der ſolche verletzen würde, zu ſchirmen und die päpſtliche Beſtätigung derſelben zu betreiben übernahm; eben ſo die Beſtätigung der Rechte, Freiheiten und Begnadigungen, welche die Könige Böhmens ſeit Ottokar den Ständen und Städten verliehen; endlich die Verpflichtung, das Schloß Karlſtein, die Reichskleinodien und die Landtafel Keinem ohne Rath und Willen der Stände anzuvertrauen; nur Eingeborenen die Landesämter zu geben, auch nur mit ihnen die Schlöſſer und Städte der Krone Böhmen zu beſetzen; keine zur Krone Böhmen gehörigen Länder, Fürſtenthümer, Städte, Schlöſſer u. dgl., auch nicht als Morgengabe, der Krone zu entfremden, das davon Abgebrachte vielmehr zurück zu bringen, die böhmiſche Münze nicht ohne Willen des ganzen Landes zu verringern oder zu niedern u. ſ. w.

Die in Brünn verſammelten mähriſchen Stände, an welche Ferdinand ſendete, erklärten: daß ſie die Königin als „rechte und geborene Erbin der Markgrafſchaft erkenneten, und daß ſie nach dem, dem Könige Wladislaw und deſſen Erben gethanen Eide und anderen Gerechtigkeiten dieſelbe, und nach derſelben Ihren Gemal als rechte Herren und Frauen annehmen, ſo jedoch, daß dieſelben Ihre Freiheit beſtätigten;“ worauf Ferdinand, eheſtens

nach Brünn zu kommen, dort der Landschaft die Pflicht zu thun und ihre Freiheiten zu bestätigen, und der anderen Artikel wegen mit den Ständen und nach deren Rathe sich gnädiglich zu vergleichen versprach. Aehnliche Antwort erfolgte auch von den zu Lubschitz versammelten schlesischen Fürsten und Ständen, nämlich: daß sie beide Ihre Majestäten zu Erbkönig und Königin annähmen; doch möge Ferdinand ihre Freiheiten und Privilegien bestätigen. Weil aber die Herren und Einwohner Böhmens wider die Gerechtigkeit der Schlesier unbillig die Wählung eines Königs sich allein zuzögen, so bäten sie, daß ihre Freiheit und Gerechtigkeit hierin ergänzt werde und sie und ihre Nachkommen dieserhalb keines Nachtheiles gewarten dürften. Ferdinand sagte ihnen ihre Wünsche zu. Von den Lausitzern erging die bereitwilligste Anerkennung; nur trugen auch hier die Stände auf Erhaltung und Bestätigung der Landesfreiheiten an.

Nachdem dies Alles geordnet, trat König Ferdinand im Januar des folgendes Jahres (1527) mit entsprechendem Glanze den Zug nach Böhmen an; viele edle Herren kamen ihm von da bis Iglau entgegen. An der Gränze des eigentlichen Königreiches leistete Ferdinand (30. Januar) den in den Artikeln vorgezeichneten Eid, welcher dahin lautete: daß er bei seiner Krönung in der Prager erzbischöflichen Kirche zu St. Veit denjenigen Eid leisten werde, den er leisten solle, und dazu verpflichtet sey, sie bei ihren Ordnungen, gesetzlichen Freiheiten, Gerechtsamen und bei all' dem, was dieser Eid in sich enthalten werde, zu bewahren. Am 5. Februar kamen ihm alle drei Stände bis Maleschik entgegen, und bei der Ankunft zu Prag bewillkommneten ihn feierlich alle Zünfte mit ihren Fahnen, ingleichen alle Rathsherren der drei Städte. Die Krönung wurde (24. Februar) im St. Veitsdome durch den Bischof von Olmütz mit vieler Pracht und Feierlichkeit, und Tags darauf jene der Königin vollzogen.

Uebrigens wurden wahrscheinlich in der Zwischenzeit vor der Krönung bei den Ständen im Namen des Königs die Bedenken vorgebracht, die er bei einigen Artikeln des Landtagsschlusses von 1526 hatte, welche er „für sich beschwerlich und zugleich dem Lande selbst nachtheilig, ja zum Theile beinahe für lächerlich ansah," und auf deren Abänderung er antrug. Diese Artikel waren namentlich: die scharfen Bestimmungen gegen jede Wahl und Krönung eines Nachfolgers bei Lebzeiten des Königs; daß der König nicht die Macht haben solle, Jemanden seines Amtes zu entsetzen; daß der-

selbe bei seiner Entfernung aus dem Reiche die Regierung eingeborenen Böhmen mit dem Rathe der Stände übertragen solle, was Ferdinand zwar nicht ablehnte, wohl aber zu erwägen gab, ob nicht die Mährer und Schlesier darüber eine Beschwerde tragen könnten; daß der König in das Königreich betreffenden Sachen sich nie anderer, als böhmischer Räthe bedienen solle: daß alle das Königreich betreffenden Schreiben durch die böhmische Kanzlei und mit dem böhmischen Siegel ausgefertigt werden sollten, worüber sich die Mährer beschwert fänden, welche lateinische und deutsche Freiheitsbriefe und Erlasse von böhmischen Königen mit anderem, als dem böhmischen Siegel ausgefertigt, aufweisen könnten. Eben so empfänden die Mährer, Schlesier und Lausitzer Beschwerde darüber, daß alle Aemter in Böhmen und den einverleibten Provinzen nur eingeborenen Böhmen gegeben werden sollten. Ferner scheine hinsichtlich des Krönungseides, wie derselbe vorgelegt sei, es beschwerlich, daß nie eine Veräußerung von der Krone geschehen sollte, ohne Vorwissen des ganzen Reiches; überhaupt sei ihm beschwerlich, einen härteren und schwereren Eid, als seine Vorfahren gethan, zu schwören. Was jene begehrte Ergänzung und deutlichere Ausdrückung der Bulle Karl's IV. betreffe, so gehe nicht wohl an, daß Ferdinand solches thue, weil es nicht in der Macht des Königs liege, die Bullen eines römischen Kaisers zu erweitern und zu declariren, anders als sie in sich lauten. — Es scheint auch in den meisten Stücken hierbei geblieben, und die Bestätigung Ferdinand's in den erwähnten Artikeln nicht weiter erfolgt zu seyn, als die früheren Freiheitsbriefe bestimmt hatten.

Ferdinand reiste dann in der Mitte der Fastenzeit nach Brünn, und von da nach Schlesien, um die Huldigung der Stände Mährens, so wie der schlesischen Fürsten und Stände persönlich zu empfangen. Nach Breslau kamen auch der Herzog Georg von Sachsen und der Kurfürst Joachim von Brandenburg, um wegen Sagan und Krossen und anderer zur Krone Böhmen gehörigen Lehen dem Könige Ferdinand zu huldigen. Eben so erschien auf dem zweiten Prager Landtage (1528) der Pfalzgraf Friedrich, um feierlich für sich und seine Brüder die Belehnung wegen der pfälzischen Lehen in Böhmen nachzusuchen, und die dem Könige und dem Königreiche schuldige Vasallentreue neuerdings zu versprechen.

Gleich nach seiner Erwählung zum Könige von Böhmen gab Ferdinand seinem Bruder, dem Kaiser, Nachricht hiervon, die Hoffnung aus-

ſprechend, daß auch in Ungarn die Wahl auf ihn und keinen Anderen fallen dürfte. Aber hier hatte der Unglückstag von Mohács, ſtatt Vereinigung gegen die Gefahr, nur noch größere Spaltung erzeugt, und einige Pflichtvergeſſene ſuchten ſogar die Rettung gerade dort, von woher das Verderben gekommen: bei den Türken. Die Königin hatte ſogleich nach der Niederlage die Stände auf den 25. November zu einem Reichstage nach Komorn beſchieden, um über die verhängnißvolle Lage des Reiches zu berathen; auch der Palatin Báthory ermahnte die Stände, dieſe wichtige Verſammlung nicht zu verabſäumen, nachdem man, wegen der Verbrennung und Erſchöpfung Ofen's und Peſth's, keinen geeigneteren Ort, als Komorn, ausfindig zu machen gewußt. Von dem vorhabenden Wahlgeſchäfte wurde ſonderbarer Weiſe in der Einladung nichts erwähnt.

Johann von Zápolya beſuchte die Verſammlung nicht, wiewohl er vorher ſelbſt die Königin aufgefordert hatte, einen Reichstag auszuſchreiben. Indem er von Szegedin gegen Tokai aufbrach, ſuchte er vor allen den Peter Perényi für ſich zu gewinnen, welcher mit ihm zugleich Kronwächter war und die Lage Ungarns zu der eigenmächtigen Beſetzung von Saros Patak benutzt hatte, deſſen Inhaber, Palocz, ohne Erben bei Mohács gefallen war. Er gewann Perényi dadurch für ſich, daß er ihm Saros Patak verſicherte und ihn an ſeiner Stelle zum Woiwoden von Siebenbürgen ernannte. Ingleichen ernannte er den Emerich Cibak zum Grafen von Temesvár, und ſetzte ihn, als Laien, in den Beſitz des Bisthums Waradein. So mit einem bedeutenden Anhange verſehen und durch die Beredſamkeit des Verbóczy unterſtützt, wurde Zápolya von ſeinen in Tokai verſammelten Freunden als König begrüßt, der zur Verſtärkung ſeiner Partei noch den Paul Verbay zum Erzbiſchof von Gran, den Natilius zum Biſchof von Siebenbürgen ernannte, und die anderen unbeſetzten Bisthümer an Laien vertheilte. Hierauf beſetzte er Ofen, deſſen zerſtörter Zuſtand ihm Thränen erpreßt haben ſoll, dann Gran und Weißenburg, erhob eigenmächtig die Reichskrone und führte ſein Heer nach Stuhlweiſſenburg, wohin er wegen ſeiner Krönung einen Reichstag ausgeſchrieben hatte, und wo er vorerſt die Leiche des Königs Ludwig feierlich beſtattete. Vergebens ſendete König Ferdinand Abgeordnete nach Stuhlweiſſenburg an die von Zápolya dahin beſchiedenen Stände, und ſuchte ſie von dieſem verfaſſungswidrigen Landtage abzumahnen, ſie auffordernd, ſich auf dem rechtmäßigen, durch die Königin und den

Palatin nach Komorn berufenen, einzufinden. Zápolya's vornehme Anhänger wendeten ſich nach kurzer Unterredung an das Volk, und ſagten, daß ſie wegen der Wahl ſich bereits einverſtanden. Da erſcholl ein lauter Zuruf von den Soldaten des Prätendenten, und in aller Eile erfolgte dann durch den unter Drohungen dazu gezwungenen Neitraer Biſchof Stephan Podmanicky (Paul Verday hatte unter Vorwendung kirchlicher Bedenken ſich unerwartet dieſes Dienſtes geweigert) die Krönung (11. November 1526). Den Geſandten Ferdinand's, welche Einſpruch zu thun gekommen waren, hatte man Gehör verweigert. Zápolya bemühte ſich hierauf, die Anerkennung des Sultans zu erlangen, ließ ſeine Wahl und Krönung in allen Comitaten bekannt machen, und den von der Königin und dem Palatin ausgeſchriebenen Landtag als nunmehr überflüſſig verbieten. Gegen die Anhänger Ferdinand's erkannte er die Strafe der Untreue und beleidigten Majeſtät, der Vermögensconfiscation und Ehrloſigkeit, und ſchrieb ſodann auf einem neuen Convente ſtarke Contributionen aus, angeblich zur Vertheidigung wider die Türken, in der That aber, um ſich gegen Ferdinand behaupten zu können.

Indeſſen verfolgte König Ferdinand mit der an ihm gewohnten feurigen Thätigkeit ſeine rechtmäßigen Anſprüche. Nach Zápolya's widerrechtlicher Krönung bat Ferdinand brieflich (17. November) den König Sigmund von Polen um Hilfe wider den Gegenkönig, und erhielt von ihm erwünſchten Beſcheid; am anderen Tage hörte er die kroatiſchen Geſandten und erhielt von ihnen das Verſprechen, auf den Komorner Landtag zu kommen, und befahl hierauf ſeinen nach Eßlingen abgehenden Geſandten, den daſelbſt verſammelten Kurfürſten und Fürſten über die ungariſchen Zuſtände Bericht zu erſtatten, und bei denſelben um Beiſtand gegen Zápolya anzuhalten. Der nach Komorn ausgeſchriebene Landtag mußte, weil dieſer Ort in Zápolya's Gewalt gerathen, nach Preßburg verlegt werden, wo ſich jetzt viele der Anhänger Ferdinand's einfanden, nachdem ſie erfahren hatten, daß derſelbe ſeine Anſprüche mit Ernſt zu verfolgen gedenke. Unter ihnen befanden ſich Alexius Thurzó, Thomas Nádasdy, der Waizener Biſchof und Kanzler Broderics, der Biſchof von Weszprim, Stephan Mailáth, Nikolaus Gherend, der Vicepalatin Emerich Vergy, Franz Revay, Balthaſar Bánffy, Ludwig Pekry, Stephan Giulay, Kaſpar Horváth u. A., wie auch die Deputirten der königlichen Freiſtädte und ein zahlreicher niederer Adel. Der Reichstag wurde begonnen und auf demſelben Ferdinand, nachdem der Palatin

und auch die Gesandten der Königin Maria eifrig für ihn gesprochen, in dem Franciscanerkloster zu unserer lieben Frau einstimmig zum Könige erwählt.

Erst seit dem Tage dieser Wahl (16. December 1526) nannte sich Ferdinand König von Ungarn, und zählte von da an die Jahre seiner Regierung. Schon früher (30. November) hatte er für seine Anhänger, namentlich für Báthory, Szalaházy, Broderics, Batthyány, Thurzó u. A., die bei ihrem Bestreben, ihm zur ungarischen Krone zu verhelfen, etwa zu Schaden kommen würden, eine Schadloshaltungsurkunde ausgestellt, und in einer anderen Urkunde vom nämlichen Tage, auf Ersuchen der Königin Maria und auf Bitten jener seiner Anhänger erklärt: daß er die Freiheiten der gesammten ungarischen Stände unverletzt erhalten und beschützen wolle, auch wenn er durch Waffengewalt zum Reiche gelangte, nicht anders, als wenn er frei und einstimmig zum Könige gewählt worden wäre. Ganz Ungarn theilte sich nunmehr in zwei Parteien, eine für den rechtmäßigen, die andere für den Gegenkönig; Manche gingen, je nachdem größerer Vortheil lockte, abwechselnd von dieser zu jener über, oder umgekehrt. Georg Frangipani, von Zápolya mit einigen Schlössern des Palatins Báthory beschenkt, stand auf des Gegenkönigs Seite und rieth ihm, die Anhänger Ferdinand's sogleich mit Waffengewalt zu zwingen, während er demselben, durch feindlichen Einfall in die Steyermark, in seinen eigenen Landen zu thun geben wolle. Dagegen wurde der Kronhüter Perényi von Alexius Thurzó durch die Hoffnung, daß auch Ferdinand ihm die Woiwodschaft von Siebenbürgen und Saros Patak sichern werde, für Letzteren gewonnen, und überbrachte ihm die Krone. Die Stände in Slavonien, d. i. im heutigen Kroatien, erklärten (18. December 1526 und 6. Januar 1527) sich zu Dombró für Zápolya; hingegen huldigten die Stände in Kroatien, d. h. im Lande über der Kulpa, (1. Januar 1527) zu Czetin dem Könige Ferdinand.

Des Letzteren Lage war, durch die Kronen, welche sich jetzt auf seinem Haupte begegneten, zwar glänzender, aber auch desto unruhiger gestaltet; denn zu der Sorge, wie er sich gegen Zápolya werde behaupten können, gesellte sich noch jene vor den Türken, welche seit der Moháczer Schlacht sowohl Ungarn, als Ferdinand's Stammlande schrecklich bedrohten. Er hatte seine bedenkliche Stellung schon früher (22. September 1526) seinem kai-

ferlichen Bruder in einem Briefe geschildert, den derselbe beinahe zwei Monate später zu Granada erhielt. Obgleich durch den italienischen Krieg sehr in Anspruch genommen, widmete Karl V. seinem Bruder doch die aufrichtigste und möglichst thätige Theilnahme, und ging sogleich auf dessen Bitten ein; indem er die verlangten Instructionen und Briefe an die Stände von Ungarn, Böhmen, Kroatien und Slavonien nach den Entwürfen Ferdinand's ohne Verzug anzufertigen befahl, dieselben mit einer Zugabe von hundert tausend Ducaten in Wechseln durch Anton Mendoza über Brüssel an Ferdinand sendete, dann (30. December) zu Toledo, nach erhaltener Nachricht von der Wahl Ferdinand's zum Könige von Böhmen, Dankſagungsschreiben an die Stände daselbst, und in der begründeten Voraussetzung, Ferdinand müsse jetzt auch schon zum Könige von Ungarn erwählt seyn, eventuell dergleichen Briefe auch an die Stände von Ungarn, Kroatien und Slavonien schreiben und dem Mendoza nachsenden ließ. Da aber dieser mit den Geldern und Briefschaften erst am 24. Februar 1527, an welchem Tage Ferdinand zum Könige von Böhmen gekrönt wurde, in Prag ankam, so hatte Karl bei all' seiner Bereitwilligkeit weder in Ungarn, noch in Böhmen einen Einfluß auf die Wahl Ferdinand's.

Der Kaiser rieth seinem Bruder, gegen die Türken sich in kein gefährliches Wagniß einzulassen, sondern auf der Linie der Vertheidigung stehen zu bleiben; er wünschte sogar, daß Ferdinand auch gegen Zápolya es nicht zu offenen Feindseligkeiten kommen lassen, sondern mit demselben, was es auch koste, eine Uebereinkunft zu treffen versuchen möchte; wenn ihm nur die Krone verbleibe. Ferdinand war hierzu geneigt, und unter des Polenkönigs Sigmund Vermittlung wurde in Olmütz eine Zusammenkunft der beiderseitigen Bevollmächtigten eröffnet. Jeder Theil sprach eifrig für seinen Gebieter; wie klar auch Ferdinand's Abgeordneter dessen gutes Recht dargethan, so blieben doch Zápolya's Gesandte, die Nationaleifersucht stachelnd, hartnäckig bei dem Satze stehen: Ferdinand hätte aus den Verträgen nicht mehr Recht, als ein Indier oder Babylonier, und als ein geborener Spanier habe er gar nicht gewählt werden können. Zwar wären Sigmund, Albert, Ladislaw Fremde gewesen; aber gegen neue Dinge gehörten neue Mittel.

Da diese Vermittlung vergeblich war, so suchten die polnischen Gesandten wenigstens eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum Jahresende zu bewirken; aber Ferdinand's Bevollmächtigte lehnten dies ab,

und drangen, da Zápolya seinen Gegner wahrscheinlich mit Feindseligkeiten zu überraschen gedachte, vielmehr in den König, jetzt zur That zu schreiten, und dem Gegenkönige nicht Zeit zu lassen, sich durch Bündnisse zu verstärken. Auch Ferdinand erkannte jetzt die Nothwendigkeit, die Entscheidung der Waffen zu suchen, und ernannte zum Anführer den Markgrafen Kasimir von Brandenburg, welcher deutsche Reiterei und Hilfstruppen von den Herzogen Georg von Sachsen und Erich von Braunschweig an sich zog, und nach voran gegangener Kriegserklärung an Zápolya den Zug mit der Wegnahme des Schlosses Devon und der Aufforderung des Schlosses zu Preßburg eröffnete, das auf Bedingungen sich ergab. Katzianer besetzte Tyrnau, und es langten drei tausend Mann schwäbisches Fußvolk an. Ferdinand selbst brach mit fünfzehn hundert Reitern von Wien auf, betrat, vom Palatin feierlich empfangen, Ungarn am 1. August und erklärte: daß er mit einem Heere nur darum nach Ungarn gekommen, um die alte Ruhe herzustellen, und das Reich gegen die Unbilden innerer Feinde zu schirmen, worauf er den vom Bischofe von Weszprim geleisteten Eid in üblicher Form leistete. In Ungarisch-Altenburg erhielt er auch die freudige Nachricht, daß seine Gemalin ihm einen Sohn (Maximilian) geboren. Die Deutschen und Böhmen wünschten den König vom Schauplatze der Gefahr entfernt, aber die Ungarn begehrten, ihn auch im Felde an ihrer Spitze zu haben, weil seine Gegenwart Alle ermuthigen und seine Partei verstärken würde. Ferdinand's muthiger Sinn war schnell für diesen Antrag gewonnen.

Schon war auf mehren Seiten der kleine Krieg entbrannt. Für Ferdinand hatte sich nebst Anderen auch der sogenannte „schwarze Mann" erklärt, ein kühner Parteigänger, der, vorgeblich ein Abkömmling der serbischen Könige, sich als Czar Johannes begrüßen ließ, bis Szegedin vordringend, den gegen ihn gesendeten Peter Perényi schlug, dann aber in einem anderen Gefechte gegen Emerich Cibak unterlag und getödtet wurde. Da Zápolya dieses Scharmützel als einen wichtigen Sieg verkünden ließ, so glaubte Ferdinand, um die Seinigen nicht zu entmuthigen, entschiedener auftreten zu müssen; daher brach er mit seinem etwa ein und zwanzig tausend Mann starken Heere nach Raab auf, wo Stadt und Schloß sich ihm freiwillig unterwarfen, und nahm kurz nach einander Komorn, Tata, Gran, Wissegrad. Dann zog er nach Ofen, dessen Bürger ihm bis Altofen entgegen kamen, schlug hier durch einige Zeit seine Residenz auf, und lud den gesamm-

ten Adel auf den 3. November nach Stuhlweiſſenburg. In letzterer Stadt, wo man ſich gegen Ende Octobers verſammelte, und wohin auch die beiden Königinnen Anna und Maria zu Schiffe kamen, hielt König Ferdinand unter zahlreicher Begleitung einen eben ſo feierlichen, als glanzvollen Einzug. Bald darauf trafen der Erzbiſchof von Gran und Perényi mit der heiligen Reichskrone ein. Am 3. November geſchah die feierliche Krönung. In aller Frühe wurde Ferdinand in die Kapelle des h. Emerich, dann in glänzendem Zuge in die Frauenkirche geführt. Graf Wolfgang Peſtingen trug das Reichsſchwert, Alexius Thurzó den Reichsapfel, der Palatin die Krone, Stephan Perényi das Zepter. Am Hochaltare, nachdem die Eidesleiſtung, die Salbung und die üblichen Gebete geſchehen, hielt der Erzbiſchof die Krone über dem Haupte Ferdinand's, während der Palatin dreimal nach einander die ganze Verſammlung fragte: „Wollt Ihr den König Ferdinand? Gefällt Euch der König Ferdinand?“ Als nun alles Volk ihm zujubelte: „Wir wollen dieſen König Ferdinand; uns gefällt vor Allen König Ferdinand; ihn und ſonſt Keinen begehren wir; ihm und ſonſt Keinem wollen wir gehorchen!“ ſetzte der Erzbiſchof dem Könige die Krone auf das Haupt. Es folgten Dankgebet und Hochamt, bei welchem der König die Communion empfing. Von hier verfügte ſich der König in eben ſo feierlichem Zuge zu Fuß über ausgebreitete Tücher in die Peterskirche, wo er den Ritterſchlag ertheilte; dann in die St. Martinskirche vor der Stadt, wo er nochmals den Eid, alſo eigentlich den dritten, ablegte, und eine ermahnende Rede an die Großen hielt: ſie möchten, damit das durch innere und äußere Feinde erſchütterte und geſchwächte Reich wieder aufgerichtet werden könne, ſtets treu und feſt geſinnt und ihm gehorſam bleiben; er ſeinerſeits verſpreche, jederzeit dafür Sorge zu tragen, daß ſie an Heil, Gütern und Wohlſtand geſichert wären, und wenn es gälte, ſein eigenes Gut, ja ſich ſelbſt dafür hinzugeben. Hierauf ritt, nach altem Brauche, der König auf einen Hügel, und theilte mit dem Schwerte die Lüfte nach den vier Himmelsgegenden. Am anderen Tage hatte die Krönung der Königin Anna Statt, auf welche ritterliche Spiele folgten. An die Feſte reihte ſich zuletzt die ernſte Feierlichkeit eines Trauerbegängniſſes für König Ludwig, welchem Ferdinand und ſeine Gemalin in Trauerkleidern beiwohnten. Ferdinand war der letzte in Stuhlweiſſenburg gekrönte König; denn durch Feindesmacht und inneren Zwieſpalt fiel die alte Krönungsſtadt auf lange Zeit in die Hände der Osmanen.

Die feierliche Krönung brachte Ferdinand's Anhängern vermehrte Zuverſicht und Einheit, und ſogar Viele von denen, die bisher gegen ihn geweſen, erkannten ihn nunmehr als Ungarns einzig rechtmäßigen König. Wider ihn ſtanden in Kroatien Chriſtoph Frangepani, Johann Bánffy, der Biſchof Erdöd von Agram, der Verweſer des Priorates von Vrana, Johann Táhy u. A.; dagegen für Ferdinand der Ban Franz Batthyány, ſein College Carlowitz, die beiden Zrinyi und viele Andere. Batthyány zog ſich zuerſt über die Drave zurück. Frangepani, um ihn herbei zu locken und dann ihm eine Schlacht zu liefern, ſchritt zur Belagerung von Warasdin, nahm die Stadt ein, wurde aber bei Berennung des Schloſſes auf den Tod verwundet. Sterbend ermahnte er die Seinigen zur treuen Ausdauer für Zápolya, und ernannte Táhy zu ſeinem Nachfolger im Heerbefehle. Aber ſein Tod zerſtäubte die Partei des Gegenkönigs, welchem nur Táhy und Erdöd anhänglich blieben. Auf Ferdinand's Seite folgte dem verſtorbenen Markgrafen Kaſimir im Kommando Nikolaus Salm, der in zwei Gefechten, an der Theiß und vor Tokai, die feindlichen Hauptleute Franz Bódó und Paul Bakics mit großem Verluſte zurück getrieben, wodurch Zápolya's Streitkräfte zerſprengt wurden, und Tokai in König Ferdinand's Hände gerieth, zu welchem nun auch Bakics überging. Auf dem zahlreich beſuchten Reichstage zu Ofen (October 1527) wurde nun denjenigen wenigen Herren, die noch bei dem Gegenkönige aushielten, eine kurze Friſt geſtellt, binnen welcher ſie dem rechtmäßigen Könige Ferdinand huldigen, oder als Feinde des Reiches betrachtet werden ſollten. Ein von Zápolya in Siebenbürgen zuſammen gerafftes neues Heer, das unter Bodó's Anführung Erlau überfiel und einnahm, wurde von Bakics in einem hitzigen Treffen zerſtreut und der Anführer gefangen genommen.

Zápolya, auf allen Seiten geſchlagen und von der Reichsverſammlung geächtet, brütete den ſchwärzeſten und ſeinem Vaterlande verderblichſten Plan aus: den eines Angriffsbündniſſes mit den Erbfeinden desſelben, den Türken. In dieſer Abſicht ſendete er den feingebildeten, in der Kunſt der Rede und Unterhandlung überaus erfahrenen Polen Hieronymus Laſczky, Palatin von Siradien, im December 1527 nach Konſtantinopel, und der ſeltenen Gewandtheit dieſes Mannes gelang es, nicht nur den Sultan Suleiman, ſondern auch deſſen allmächtigen Großweſir Ibrahim Paſcha dergeſtalt für ſeine Anliegen zu gewinnen, daß die Pforte Zápolya als König

von Ungarn anerkannte, und ihn mit Waffengewalt wider Ferdinand zu schützen versprach. Dieser, von dem Bündnisse unterrichtet, sendete im Frühjahre 1528 ebenfalls eine Botschaft — die erste österreichische — nach Konstantinopel, doch nicht, um Bündniß oder Beistand zu suchen, sondern, um Frieden anzubieten oder Waffenruhe zu unterhandeln. Da aber Sultan Suleiman den Zug gegen Ungarn bereits beschlossen hatte, und die gemessene Sprache der Gesandten seinem Stolze zu wenig schmeichelte, so hatte diese Sendung keinerlei Erfolg. Ueberdies wurden auf Anstiften Venedigs die österreichischen Botschafter bis in den März des folgenden Jahres in Konstantinopel zurück gehalten, wie denn überhaupt bei dem ganzen Streite die Einwirkung der meisten, dem Hause Habsburg ungünstig gesinnten Mächte nicht zu verkennen war.

Neues Waffenunglück vermehrte inzwischen Zápolya's Grimm. Es war ihm gelungen, abermals gegen sieben tausend Mann zusammen zu bringen, die aber zu Anfang des Jahres 1528 durch die königlichen Truppen unter Katzianer unweit Kaschau angegriffen und in die Flucht gejagt wurden. Die Einnahme von Zips, Lykaw, Trencsin und anderen festen Schlössern folgte diesem Siege. Zápolya, bei Kaschau mit Mühe der Gefangenschaft entronnen, floh nach Polen, zu dem ihm befreundeten Krakauer Kastellane Johann Tarnowsky, der ihm auf seinem Schlosse zu Tarnow eine Zufluchtsstätte gewährte, ohne daß jedoch Polen im Uebrigen dem Gegenkönige Unterstützung bot. Während dessen Anhänger, Lasczky, dem Könige Ferdinand einen Fehdebrief zusendete, erließ Zápolya ein Schreiben an die deutschen Kurfürsten und Stände, in welchem er seine Sache mit Anklagen gegen Ferdinand führte, denselben unter anderen beschuldigte, daß er Jaicza, die letzte Brustwehr, welche mitten im Winter durch Unachtsamkeit des Befehlshabers in türkische Gewalt gekommen war, preisgegeben habe, und sich vor den, für die Christenheit nachtheiligen Folgen verwahrte, die sein Streit mit Ferdinand herbei führen könne.

Inzwischen machte Zápolya, durch den zugesicherten Beistand des Sultans ermuthigt, neue Anstrengungen. Seine Anhänger in Ungarn sammelten abermals einen Heerhaufen, und erfochten bei Saros Patak einen kleinen Sieg, in dessen Folge der Gegenkönig nach Ungarn zurück kehrte, und in Slavonien seine Partei zu neuer Thätigkeit rief. Sein zusammen geschmolzener Anhang vermehrte sich wieder.

Immer näher und schrecklicher wälzte sich nun die durch Zápolya aufgewühlte Türkengefahr heran. Ferdinand verhehlte sich die Größe derselben nicht, aber diese Ueberzeugung steigerte nur seinen Muth und seine Thätigkeit, und er ließ nichts unversucht, ihr einen Damm entgegen zu stellen. Zu diesem Zwecke hielt er in Brünn und Prag Landtage, und erlangte hier wie dort die Zusicherung erheblicher Streitkräfte. Gleiches erfolgte in Wien, und auch in Graz, Klagenfurt und Innsbruck hielt er in gleicher Absicht außerordentliche Landtage. Eben so beschickte er die Höfe von Polen und England, und auf dem im Frühjahre 1529 eröffneten Reichstage zu Speyer, wo nicht nur Türkenhilfe, sondern auch Beilegung des Religionszwistes erzielt werden sollte, ermahnte Ferdinand in kraftvoller Rede das gesammte Reich zur Anstrengung wider die Türken. Aber die religiösen Spaltungen traten hier einem kräftigen und gemeinsamen Beschlusse hindernd in den Weg. Zuletzt, als Ferdinand die Nachricht von dem Aufbruche des Sultans vernahm, erließ er von Linz aus (28. August 1529) ein feuriges Manifest an die ganze Christenheit, worin er sie zu Beiträgen für Unterhaltung des Heeres gegen die Türken ermahnte.

Aber allenthalben stieß der muthige Redner auf Unthätigkeit und Kälte. In Ungarn selbst lähmte die Parteiung jede kräftige Maßregel, und der gegen Zápolya dort geführte kleine Krieg hatte so viele allgemeine Beschwerden im Gefolge, daß zum Theile selbst Diejenigen, welche an Ferdinand hingen, mit Unmuth erfüllt wurden. Unter diesen Umständen fehlte es dem Könige Ferdinand bis zum entscheidenden Augenblicke an der hinlänglichen Macht, um die ungarischen Festungen so stark zu besetzen und auszurüsten, daß sie den Türken auf die Dauer hätten Widerstand leisten können.

Am 13. Mai 1529 brach Sultan Suleiman von Konstantinopel auf, nachdem er früher ein in türkischer Sprache abgefaßtes Schreiben an Ferdinand gerichtet, in welchem er, ohne dies im Ernste zu meinen, sich die Miene gab, als sey er geneigter, mit dem Könige Freundschaft zu schließen, als gegen ihn Krieg zu führen, und für das Ferdinand keinen Uebersetzer fand. Regengüsse hatten, als wolle bei der Lässigkeit der Menschen die Natur dem gräulichen Feinde den Sieg erschweren, die Flüsse angeschwellt, so daß das türkische Heer unter großen Beschwerden über die Morawa, Save und Drave gelangte. Von Laszky und sechs tausend Reisigen begleitet, kam Johann Zápolya nach Mohács, um — als vorgeblicher König von Ungarn —

dem Sultan die Hand zu küſſen. Von dort weiter vorrückend, lagerte Suleiman am 3. September in den Weinbergen von Ofen, welche Thomas Nadásdy mit neugeworbenen deutſchen Söldnern beſetzt hielt, während ſich bei Altenburg ein Heer aus mähriſchen und böhmiſchen Truppen aufſtellte. Am fünften Tage war das untere Thor von Ofen weggenommen, und am folgenden wurde ohne Breſche geſtürmt. Beſatzung und Bürgerſchaft hatten ſich in das Schloß zurück gezogen. Als aber auch hier die Türken heftig andrängten, beſtand die Beſatzung, wider den Willen ihres Anführers Beſſerer und Nádasdy's, auf Uebergabe gegen freien Abzug, verhandelte eigenmächtig mit den Feinden und überlieferte dieſen ohne große Mühe die Hauptſtadt des Reiches, welche von da an durch anderthalb Jahrhunderte in türkiſcher Gewalt verblieb. Die Janitſcharen, ergrimmt, daß die Capitulation ſie um die reiche Ausſicht der Plünderung gebracht hatte, entſchädigten ſich dafür nicht nur durch den Verkauf der Einwohner als Sclaven, ſondern auch durch die Ermordung der, vermöge der Capitulation mit ihrer Habe abziehenden Deutſchen. Am ſiebenten Tage nach Ofens Eroberung fand die feierliche Einſetzung Zápolya's auf den ungariſchen Thron Statt, wobei jedoch der Sultan ſehr wenig Rückſicht für ſeinen Schützling zeigte, denn er ließ ihn durch keinen höchſten Kronbeamten, ſondern blos durch ſeinen zweiten Generallieutenant, den Segban-Baſchi, abholen und im königlichen Schloſſe inſtalliren. Als türkiſchen Befehlshaber Ofens ließ Suleiman bei ſeinem Abzuge den Hasan, Sandſchak-Bey von Ilbeſſan, zurück.

Um den Feind im Herzen ſeiner Staaten anzugreifen, rückte Suleiman jetzt geraden Wegs gegen Wien vor. Der Erzbiſchof von Gran, Paul Vardaj, übergab aus Furcht ſeinen Biſchofsſitz ohne Schwertſtreich, und blieb während der ganzen Belagerung Wiens im türkiſchen Lager. Auch Raab, wo der mit dem Geſchütze abziehende Befehlshaber Amberg das Schloß niedergebrannt hatte, leiſtete keinen Widerſtand; eben ſo ergaben ſich mehre Städte und Schlöſſer zwiſchen Ofen und Wien ohne Kampf. Nur Preßburg erklärte, ſich nicht früher zu unterwerfen, als bis Wien gefallen ſey, welche Bedingung der Sultan einging, und erſchwerte, während der Belagerung der öſterreichiſchen Hauptſtadt, den Feinden die Zufuhr auf der Donau.

Mitten im Drange der Noth hatte König Ferdinand doch eine mächtige Beſatzung in Wien verſammelt; bei derſelben befanden ſich zwölf Fähnlein Reichstruppen unter dem Befehle des Pfalzgrafen Philipp. Außerdem

rechnete man noch auf Zuzug aus dem Reiche, aus Baiern, Salzburg u. ſ. w. Nebſt dem Pfalzgrafen waren in Wien noch folgende höhere Befehlshaber: Graf Niklas von Salm, Verwalter der oberſten öſterreichiſchen Feldhauptmannſchaft; deſſen Schwiegervater, Wilhelm Freiherr zu Roggendorf; Feldmarſchall Beck von Leopoldsdorf, Proviantmeiſter und Vicedom in Niederöſterreich, und der oberſte Zeugmeiſter Ulrich Leyſer. Da während der Belagerung König Ferdinand in Prag war, um die Kriegsrüſtungen in den böhmiſchen Ländern zu betreiben, ſo hatte er den Freiherrn Georg von Puchheim zu ſeinem Statthalter in Niederöſterreich ernannt, welchem zwanzig Kriegsräthe und Commiſſarien — unter ihnen der Stadthauptmann Hans von Griſſeneck, der niederöſterreichiſche Kanzler Niclas Rabenhaupt, dann Hans Katzianer, Oberſt der leichten Reiterei; Eck von Reiſchach, Oberſt über ſechs Fähnlein; Freiherr von Els, Oberſt über ſieben Fähnlein, und Niklas von Thum, Oberſt über Reiſige und Spanier — beigegeben waren.

Suleiman ſendete auf ſeinem Zuge gegen Wien den Statthalter von Semendra, Mohammed Beg, voraus, um das Land zu lichten und Kundſchaft einzubringen. Die Renner und Brenner durchſtreiften verheerend und mordend die Gegend weit umher. Einer der erſten Gefangenen, bei Gelegenheit eines Ausfalles aus dem Stubenthore, war Chriſtoph von Zedlitz, des Grafen Hans von Hardeck Fähnrich, mit ſechs Reitern. Dieſe mußten ein Jeder den abgeſchnittenen Kopf eines ihrer Waffengefährten, auf eine Lanze geſteckt, dem Sultan bis Bruck an der Leytha entgegen tragen, wo Suleiman ſelbſt ſie ausfragte, und wobei Zedlitz durch ſeine Geiſtesgegenwart und Kraft den Feinden Achtung einflößte.

Am 27. September (1529) lagerte Suleiman vor Wien bei dem Dorfe Simmering; um ſein ungeheures Zelt ſtanden zwölf tauſend Janitſcharen, hinter ihnen bis auf die Schwechat hinab der Beglerbeg Statthalter von Anatoli Behram mit den aſiatiſchen Truppen. Von St. Marx die Landſtraße herein bis gegen das Stubenthor, und dann hinüber bis zum Wienerberge dehnte ſich das Lager des Großweſirs Ibrahim aus; rechts von Simmering ſtand der Defterdar mit den Reichskanzleien; in einiger Entfernung die den türkiſchen Heereszug begleitenden ungariſchen Ueberläufer, Peter Perényi, Paul Varday u. A. Ferner befand ſich zwiſchen St. Marx und dem Wienerberge der ganze Artilleriepark von drei hundert großen und kleinen Kanonen, Karthaunen, Falkaunen und Feldſchlangen, unter dem Topdſchi-

Baſchi, d. i. dem oberſten Befehlshaber des ſchweren Geſchützes. Auf dem Wienerberge und hinter demſelben hielten der jüngere Balibeg und vor ihm bis gegen die Stadt herein Chosrewbeg, jener der Statthalter Bosniens, dieſer Serbiens, beide die Befehlshaber der Vor- und Nachhut des Heeres in dieſem Feldzuge; vor dem Burgthore die rumeliſchen Truppen; vor dem Schottenthore und gegen Döbling hinaus der Paſcha von Moſtar, in allem gegen hundert zwanzig tauſend Mann und zwanzig tauſend Kameele. Der Woiwode Kasim führte den Befehl über acht hundert Naſſaden, d. i. Donauſchiffe, und Martoloſen (unregelmäßige Soldaten), mit welchen dieſelben bemannt waren.

Während die Belagerer in den geſchilderten ſieben Lagern die Stadt einſchloſſen, hatten, dem Angriffe entſprechend, die Befehlshaber der Beſatzung die Vertheidigung des Walles nach folgenden ſieben Stellungen eingetheilt. Am Stubenthor, alſo gerade gegenüber dem Großweſir und dem hinter demſelben gelagerten Sultane, und rechts und links des Stubenthores, links bis zum rothen Thurme und rechts bis zur Hälfte des Walles gegen das Kärntnerthor, ſtand der Pfalzgraf Philipp mit hundert Reitern und vierzehn Fahnen Reichstruppen; von hier am Kärntnerthore und bis an's Auguſtinerkloſter die niederöſterreichiſchen Truppen unter Eck von Reiſchach; im Auguſtinerkloſter und bis zur Burg Abel von Holneck und die Steyermärker; vom Burgthore bis zum Schottenthore Leonhard von Fels mit öſterreichiſchen Fähnlein und den Bürgerhauptleuten der Stadt Wien; die Burg vertheidigte Ulrich Leyſer. Unter dem Schottenthore bis zum Werder und im Elend, dem Aufenthalte der Juden, ſtand Reinprecht von Ebersdorf mit einem öſterreichiſchen Fähnlein und den ſpaniſchen Truppen; vom Werder und Salzthurm (Salzgries) bis an den rothen Thurm der Hauptmann der Hoftrabanten und Oberſter über vier Fähnlein böhmiſcher Knechte, Ernſt von Brandenſtein, mit den reiſigen Pferden des Hans von Hardeck. Es waren zuſammen nicht über ſechzehn tauſend bewaffnete Streiter, gedeckt durch einen, nicht ſechs Schuh dicken, von äußeren Streifwerken entblößten Wall. Aber der Geiſt der Anführer gab dem kleinen Häuflein Muth, und ſchien ſelbſt die Mauern feſter zu machen. Unmittelbar vor dem Anzuge der Türken waren die Vorſtädte niedergebrannt, auch das alte Markgrafenſchloß am Kalenberge geſprengt und geſchleift worden, um den Feinden keine Gelegenheit zu geben, ſich feſtzuſetzen. Die Stadtthore wurden vermauert und verrammelt, bis

auf jenes unter dem Salzthurm, das zu Ausfällen offen blieb. Innerhalb des Walles, vom Stuben- bis zum Kärntnerthore, wurde, in der Entfernung von zwanzig Schuh, ein neuer Wall aufgeworfen und ein neuer Graben gehöhlt, das Gestade an der Donau mit Pallisaden verpfahlt, zwischen der Schlagbrücke und dem Salzthurme neues tüchtiges Bollwerk errichtet. Um möglichst den Wirkungen des Brandes und der Kugeln zu begegnen, wurden die hölzernen Dächer der Stadt abgetragen, das Pflaster aufgebrochen und Feuerwachen ausgestellt. Das eben nur zur Besatzung der Mauern ausreichende Geschütz war folgendermaßen vertheilt. Auf der Burgbastei eine doppelte Haubitze und fünf Falkaunen, auf dem Bollwerke zwischen dem Burg- und Schottenthore eine Karthaune. Es wurden zwischen diesem Bollwerke und dem Schottenthore acht Schießscharten in dem Walle angebracht und mit drei Schlangen (langen Geschützen) versehen. Den Ravelin des Schottenthores vertheidigten eine halbe Schlange, eine Singerin (zwölfpfündige Karthaune) und vier Falkaunen (sechspfündige kleinere Kanonen). In der Ecke bei dem Judenthurme, außerhalb in einem Halbthurme, standen zwei Falkaunen, und innerhalb auf dem spanischen Bollwerke eine Karthaune und eine große Nothschlange (größte, nur in Nothfällen gebrauchte Gattung), der Greif genannt; auf der hohen Brücke und der Renngasse im Garten des Salzburgerhofes eine Singerin und eine halbe Schlange, gegen die Donau und den Werd (Leopoldstadt) mündend; bei'm Werderthore auf dem Ravelin zwei Falkaunen, und eben so viele auf dem Ravelin des Salzthurmes; im Garten des Predigerklosters (Dominicaner) eine halbe Schlange und eine Falkaune, hinter vier neugebrochenen Schießscharten; auf der Katze (Cavalier) und auf dem Kasten des Klosters zwei halbe Schlangen; vom Stuben- bis zum Kärntnerthore acht Falkaunen und eine Singerin; auf dem Kloster St. Jacobs (Jacoberhof) unter dem Dache zwei Falkaunen; auf dem durch Eck von Reischach vertheidigten Bollwerke zwischen dem Stuben- und Kärntnerthore drei doppelte Haubitzen, eine Singerin und drei kleine Mörser; auf einem Hause bei'm Kärntnerthore zwei kleine Falconette (einpfündige Kanonen); auf dem Kärntnerthore eine große Nothschlange, eine halbe Schlange und eine Falkaune; auf der Streichwehr zwei eiserne Kammerfalkaunen, und auf dem Ravelin wieder eine Falkaune; rechts vom Thore gegen St. Klara (Bürgerspital) eine Singerin; im Kloster St. Klara eine halbe Schlange und eine Falkaune; auf dem Platze vor

St. Klara zwei doppelte Haubitzen mit Hagelgeschütz, ein großer und zwei kleine Mörser; zwischen dem Platze vor St. Klara und dem Augustinerkloster eine Karthaune, eine Singerin und eine große Rothschlange hinter neugeöffneten Schießlöchern; neben dem Bollwerke im Thurme zur Streichwehr zwei große eiserne Steinbüchsen mit Hagelgeschütz, und oben auf dem Thurme zwei Falkaunen; außerdem auf allen Thürmen und Mauern eine große Anzahl der Stadt angehöriger, doppelter, einfacher und halber Hakenbüchsen. Die Zahl der sämmtlichen schweren Geschütze, welche Wien vertheidigen sollten, belief sich auf nicht mehr als zwei und siebzig, also noch nicht zum vierten Theile der feindlichen Artillerie anreichend.

An demselben Tage, wo Suleiman zu Simmering Lager schlug (27. September), fuhren vier hundert türkische Nassaden die Donau hinauf und verbrannten alle Brücken des Stromes, wozu die Belagerten selbst den Anfang gemacht. Letztere hatten auch ihre eigene Donauflotte verbrannt, um sie nicht in Feindeshände gerathen zu lassen. Die Janitscharen setzten sich in den abgebrannten Vorstädten und begannen an den Mauern rechts und links vom Kärntnerthore zu graben und zu sprengen, indem die eigentliche Angriffslinie von dem Bollwerke bei'm Augustinerkloster bis zu dem zwischen dem Kärntner- und Stubenthore gelegenen Thurme reichte. Tags darauf unternahmen die Belagerten, dritthalb tausend Mann stark, den ersten Ausfall am Kärntnerthore, und tödteten den Türken zwei hundert Mann, darunter einen Tschausch und zwei Jajabaschi (Hauptleute); selbst der, verlarvt um die Stadt reitende Großwesir wäre beinahe gefangen genommen worden. Auch trieben am Nachmittage die Spanier durch ein heftiges Gewehrfeuer vom Werderthore aus acht, mit Büchsen und anderen Gewehren beladene Schiffe, die, vom Kalenberge herfahrend, bei der langen (neuen) Brücke landen wollten, zurück. Von diesem Abende an bis zum 15. October schwiegen nach Kriegssitte alle Glocken und Uhren der Stadt, und die Viertelstunden wurden nur mit dem Primglöcklein von St. Stephan geschlagen. Am 29. September fielen drei Fähnlein zum Burgthore aus, zogen sich aber, nach einigem, den Türken zugefügten Schaden, bald wieder zurück. Durch einen Ueberläufer erfuhren die Belagerten die Richtung der gelegten türkischen Minen, deren eine links vom Kärntnerthore, die andere rechts gegen das Kloster St. Klara (Bürgerspital) lief, und arbeiteten auf beiden Punkten mit Gegenminen entgegen. Am 2. October drang der Beg von Semendra

gegen das Burgthor heran, wo ihm ein Ausfall begegnete, tödtete den Belagerern dreißig Mann und führte zehn Gefangene mit sich fort. Am anderen Tage wurden die Lanzenknechte bei'm Frauenhause mit den Türken handgemein und verjagten sie aus demselben; das Kärntnerthor und die kleine Schlagbrücke vor demselben wurden angezündet, mehre Janitscharen verwundet, ein türkischer Hauptmann erschossen. Zu dem Regen, der vom Himmel strömte, gesellte sich der Kugelregen der Türken, deren Geschütz durch die ganze Nacht fortdonnerte und die Zinnen des Kärntnerthurmes entblößte, auf welchem, bis er wieder mit einer neuen hölzernen Brustwehr versehen war, das Schießen eingestellt werden mußte. Die Türken waren eben so emsig im Minelegen, als die Belagerten im Entgegenwerfen von Gegenminen, so daß die beiderseitigen Minengräber oft nur klafterweit von einander getrennt waren; zugleich befahl der Sultan den Begen der Renner und Brenner, mit ihren Leuten Sturmleitern zu verfertigen, wie auch denasiatischen Truppen Reisig zuzuführen, um damit die Gräben auszufüllen. Am 6. October bereitete der Pfalzgraf einen nächtlichen Hauptsturm bei dem Salzthurme vor. Die Ausführung verspätete sich jedoch, und als es dazu kam, war es schon heller Tag, so daß die Janitscharen aufgelärmt wurden und Widerstand leisteten. Aus Feigheit oder Verrath gab einer der Ausfallenden ein falsches Commando, worauf die Truppen gegen die Stadt zurück flohen. Ihr Hauptmann Wolf Hagen nahm keinen Antheil an der schimpflichen Flucht, sondern vertheidigte sich, bis er übermannt und mit vier hundert Gefährten getödtet wurde. Den Eck von Reischach schützte sein fester Harnisch vor den Kugeln und Streichen. Die Türken, welche bei diesem Scharmützel ebenfalls mehre Hauptleute verloren, versuchten mit den fliehenden Belagerten zugleich in die Stadt zu dringen, wurden aber mit Hellebarden und anderen Gewehren von den Mauern zurückgeschleudert.

Hauptstürme, schon früher befürchtet, erfolgten erst, nachdem durch zwei, am 9. October Nachmittags rechts und links vom Kärntnerthore auffliegende türkische Minen zwei gewaltige Breschen gelegt waren, durch welche die Türken jetzt haufenweise herein drangen. Aber Niklas von Salm, besonnen und kaltblütig auch im verhängnißvollsten Momente, und Johann Katzianer mit vier Fähnlein Oesterreichern und Kärtnern standen fester, als die geborstenen Mauern, in den Breschen, und schlugen ständhaft alle Angriffe ab, während von den Basteien und Thürmen das trefflich zielende

ſchwere Geſchütz furchtbar in die gedrängten Rotten der Stürmenden hinein ſchmetterte. Trompeten und Paukenwirbel, vom Stephansthurme und von dem St. Klarenplatze ertönend, feierte jeden glücklich abgeſchlagenen Sturm. Zwei Minen ſprangen noch am Kärntnerthore auf und erweiterten die Breſche; doch folgte diesmal nicht, wie früher, ein augenblicklicher Sturm; vielmehr hielt der Großweſir, ergrimmt über den ſchlechten Fortgang der Belagerung, einen Kriegsrath, in welchem für den folgenden Tag ein letzter Sturm beſchloſſen wurde; denn Kälte, Mangel an Lebensmitteln, mehr aber noch die Unluſt des Heeres machte den Abzug räthlich. Der ſinkende Muth der türkiſchen Soldaten, welche bei den letzten Stürmen bereits mit Prügeln hatten in den Kampf getrieben werden müſſen, wurde durch große Geſchenke und noch größere Verſprechungen noch einmal künſtlich belebt.

Gewaltige Vorkehrungen wurden zu dem letzten, über Sieg oder Abzug entſcheidenden Sturme getroffen. Unterdeſſen erbaten und erhielten Paul Bakics und Johann Katzianer vom Pfalzgrafen und von Salm die Erlaubniß, mit leichten und ſchweren Reitern gegen Nußdorf hin auszufallen. Erſterer ſendete ſeinen Oberſtlieutenant Erich Magnus voraus, ließ durch dieſen vermöge verſtellter Flucht die Türken bis zu den Weinbergen locken, überfiel ſie hier aus ſeinem Hinterhalte, tödtete und fing ihrer Viele. Mit der ſiebenten Morgenſtunde des 14. October begann der Sturm, zu welchem die Türken von ihren Anführern in drei Haufen mit Keule, Stock und Säbel angetrieben werden mußten, ſo ſehr fürchteten ſie die ſpaniſchen Röhre und die deutſchen Bratſpieße, wie ſie die langen Schwerter der deutſchen Fähnlein nannten. Mittags flogen zu beiden Seiten des Kärntnerthors zwei Minen auf; das Auffliegen einer dritten, welche das Burgthor ſprengen ſollte, wurde vereitelt. Vier und vierzig Klafter des Walles lagen in Breſche; der Knall der beiden Minen war die Loſung zum Sturme, der bis um zwei Uhr gewaltig an den Mauern zu beiden Seiten des Kärntnerthores rüttelte, wo links Hektor von Reiſchach, rechts Graf Niklas von Salm ſich dem toſenden Türkenſchwalle unerſchütterlich entgegen ſtemmten. Den Grafen Salm verletzte ein abprallender Stein ſchwer am Schenkel; aber faſt gleichzeitig prallten auch die Türken von dem unbeſiegten Wien zurück, nachdem vierthalb hundert der Ihrigen in der Breſche gefallen. Der Sultan befahl den Janitſcharen, den vergeblichen Sturm einzuſtellen und abzuziehen. Vor Mitternacht brachen ſie ihre Zelte ab, Alles verbrennend, was ſie nicht fortſchleppen

konnten; ſelbſt die Greiſe unter den gefangenen Bauern und Prieſtern warfen ſie in das Feuer, hieben gegen tauſend Weiber und Kinder in Stücke und trieben die übrigen, mit Stricken um Hals und Leib, wie Schlachtvieh in die Sclaverei fort.

Ein feierliches Hochamt in der St. Stephanskirche feierte am anderen Tage die Befreiung der Stadt; die Glocken, denen jene angſtvollen Tage die ehernen Zungen gelähmt, miſchten jetzt ihr andachtsvolles Geläute wieder in die Töne der Schalmeien, Zinken und Flöten, welche vom Stephansthurme ſchollen, und laut donnerte das Geſchütz auf den Wällen die Kunde von der Schmach des Feindes, dem Triumphe der Chriſtenheit. Die abziehenden Türken verhüllten ihre Schande mit den Rauchſäulen aufflammender Dörfer, mit denen ſie ihre Straße bezeichneten. Mit Wortgepränge und Großſprecherei ſuchten ſie den ruhmloſen Abzug zu beſchönigen. Der Antrag der durch die öſterreichiſchen Kriegscommiſſarien ins türkiſche Lager geſendeten Boten, auf gegenſeitige Auswechſelung der Gefangenen lautend, wurde dahin verdreht, als hätten die Chriſten Unterwerfung angelobt und der Sultan dieſerhalb Gnade an ihnen geübt. Gegen die Kriegscommiſſarien nahm der Großweſir in ſeinem Antwortſchreiben die Miene an, als habe der Sultan nicht Wien in ſeine Gewalt bringen, ſondern dort nur Ferdinand aufſuchen wollen.

Am 16. October brach der Sultan, am anderen Tage der Großweſir von Wien auf. Der Letztere hatte vorher noch einen Verſuch gemacht, ſich durch Verrath der Stadt zu bemächtigen, indem er drei übergelaufene deutſche Kriegsknechte beſtach, als vorgeblich entſprungene Gefangene nach Wien zurück zu kehren, die Stadt an fünf Orten anzuzünden, dann wieder in's türkiſche Lager zu kommen, die geeignetſte Gelegenheit zur Ueberrumpelung zu verrathen und den auf dieſe Nachricht am Wienerberge harrenden Heerhaufen als Wegweiſer in die Stadt zu geleiten. Die Verräther wurden entdeckt und hingerichtet. Die Urſachen der Sinnesänderung des Sultans und ſeines plötzlichen Rückzuges von Wien, worüber, wie über einzelne Momente der Belagerung, mancherlei Fabeln in Umlauf gekommen, waren: Mangel an Belagerungskunſt und Lebensmitteln, die eintretende ſchlimme Jahreszeit und das Murren der Janitſcharen über die ungewöhnliche Kälte*). Von

*) Vergl. Hammer-Purgſtall: Wien's erſte aufgehobene türkiſche Belagerung. Peſth, 1829.

Wiens Mauern war der allzerſchmetternde Stoß osmaniſcher Eroberung in Deutſchland zum erſten Male blutend abgepraallt.

Der Zug des türkiſchen Heeres, durch Schneegeſtöber beſchwert und durch öſterreichiſche Streifparteien beunruhigt, ging bis Bruck an der Leitha, vieles Gepäck wurde unterwegs verloren. Hans Katzianer, Paul Bakics und Sigmund Weichſelberger ſtreiften täglich in Flanken und Rücken der Türken und jagten ihnen gefangene Weiber und Kinder, Kameele und Gepäck ab. Dennoch ſchleppten die Türken eine Unzahl chriſtlicher Gefangenen mit ſich fort, die ſie aus der Umgegend weit und breit zuſammen getrieben; denn während der dreiwöchentlichen Belagerung Wiens hatten die Renner und Brenner, von gleichzeitigen Geſchichtſchreibern der Sakman genannt, ſowohl das Land um Wien, als als auch Nieder- und Oberöſterreich, Ober- und Unterſteyermark unter Verheerung, Raub, Mord und Brand durchſtreift; vom Fuße des Kalenberges, von Heiligenſtadt und Döbling bis nach Brunn und Enzersdorf am Gebirge, lagen Dörfer und Gehöfte in Aſche, die Saaten wüſt. Gleich am erſten Tage der Einſchließung Wiens hatten die bosniſchen Truppen die Weinberge um Heiligenſtadt verheert, und am Tage des letzten Sturmes kühlten ſie ihren Unmuth im Blute der wehrloſen Einwohner. Zu Döbling wurden die Steuerbücher verbrannt, der Pfarrer, Peter Heindl, umgebracht; in Penzing die Kirche der ſieben Eichen und der ſieben Gemeinen angezündet; in Hietzing aus dem brennenden Gotteshauſe nur das Madonnenbild unter das Laubwerk eines Baumes gerettet; Hütteldorf und St. Veit, Mödling mit allen Urkunden und Privilegien des Ortes, die Häuſer außer der ſchützenden Ringmauer des Marktes Berchtoldsdorf, verſanken in dem gräulichen Gemengſel rauchender Aſche und rauchenden Blutes. Auch Baden entging der Zerſtörung nicht und wurde nachmals vom Kaiſer Ferdinand mit dem Geſchenke des Frauenbades entſchädigt; die untere Stadt von Kloſterneuburg verbrannt, die obere fruchtlos belagert. Wenige Tage ſpäter ſetzten die Renner und Brenner ihr verruchtes Handwerk ſchon im Lande unter der Enns, im Markte Amſtetten und in der Pfarre Biberbach fort, wurden aber von Ypſitz und Waidhofen, ſo wie von den Furten der Enns, wo der Uebergang möglich geweſen wäre, durch den Anführer der Landwehr, Hans von Starhemberg, zurück geſchlagen. Von hier wendeten ſie ſich gegen die Steyermark, wo aber das Landvolk muthig gegen ſie aufſtand, ſie in einzelnen Haufen todtſchlug und die gefangenen Mordbrenner

verbrannte. Zu Stockerau bewachten die beiden Brüder Kuenring beide Ufer der Donau; tausend Türken, welche zu Schiffe in's Marchfeld übersetzt, wurden vom Grafen Julius von Hardeck aufgerieben. Die fliehenden Türken retteten sich in ein Schiff, das mit der ganzen Last zu Grunde ging. Erlebeck von Trausnitz wehrte sich mit sechzehn Leuten in einer Mühle so mannhaft, daß über drei hundert Türken umkamen. Ein anderer Türkenschwarm, welcher, verfolgt, sich in einen festen Thurm bei Korneuburg geworfen, wurde von dem Landvogte, Georg von Leuchtenberg, zusammen gehauen.

Vierzig tausend seiner Leute hatte dem Sultan die Belagerung Wiens gekostet; aber es wurden auch neun tausend Christen, die sich aus Wien, Preßburg, Oedenburg mit Weib und Kind in den Wienerwald geflüchtet, von den Rennern und Brennern erwürgt, und eben so viele in die Sclaverei fortgeschleppt. Kurz nach dem Falle Ofens war auch die ungarische Reichskrone, die keineswegs, wie erzählt wird, nach der Krönung Ferdinand's gegen Gesetz und Herkommen in den Händen Peter Perény's blieb und mit ihm in die Gewalt von Parteigängern Zápolya's fiel, sondern seit jener Krönung unverrückt in ihrem damals gesetzlichen Aufbewahrungsorte zu Wyssegrad lag, mit diesem in die Hände der Türken gerathen und zwar weil der Palatin Stephan Báthory weder durch Bitten noch Befehle König Ferdinand's zu bewegen war, dieselbe zur rechten Zeit in das sichere Preßburger Schloß bringen zu lassen.

Am Schlosse Weissenburg, an der Gränze Ungarns und Steiermarks gelegen, das der Aufforderung sich nicht ergab, ließ das vorbei ziehende Türkenheer eine ungeheure Kanone zurück, und das Schloß wurde von da an Böstenburg genannt. Während das Raubheer in allen Richtungen nach Beute streifte, verfolgte Suleiman mit den Seinigen in langsamen und zugleich unordentlichen und beschwerlichen Märschen, seinen Rückzug. Zu Ofen, wo er am zehnten Tage nach dem Abzuge von Wien eintraf, kam ihm „König Janusch" — wie die Türken den Zápolya nannten — entgegen, wünschte im feierlichen Divan dem Padischah handküssend Glück zum siegreichen Feldzuge, und wurde durch Geschenke geehrt. Auf dem Wege nach Belgrad war zu Bath Monostor feierliche Ausstellung der entführten ungarischen Reichskrone, welche der Großwesir den hierzu im Divan versammelten Paschen als eine aus der Zeit Nuschirwan's, des gerechtesten der persischen Kaiser (531 — 581), herrührende Krone zeigte, und sie dann dem bevollmächtig-

ten Sachwalter Suleiman's in Ungarn, Aloisio Gritti, Peter Perény und dem gelehrten Simon Athinai übergab, um sie zu Ofen auf des Zápolya Haupt zu setzen. Nachdem Suleiman (10. Nov.) zu Belgrad gelagert, von hier prahlende Siegsberichte erlassen, traf er in der Hälfte Decembers zu Konstantinopel wieder ein.

Im deutschen Reiche dehnte der kirchliche Spalt auch die politischen Zerklüftungen, denen jener oft nur als Vorwand und Mittel diente, immer weiter aus einander. Albrecht von Brandenburg, seit 1511 Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, schloß (8. April 1525) mit dem Könige Sigmund von Polen einen Vertrag, nach welchem das Ordensland in ein von Polen lehenbares, für Albrecht oder seine männlichen Nachkommen erbliches weltliches Herzogthum verwandelt wurde, womit die Annahme des lutherischen Lehrbegriffes an sich verbunden war. Ereignisse solcher Art mußten natürlich die Besorgnisse der katholischen Fürsten und Prälaten erwecken, und es fanden in Dessau und anderen Orten Berathungen Statt, wie man ihnen künftig vorbeugen könne; auch deuteten kaiserliche Schreiben auf die nothwendige Vollziehung des Wormser Gesetzes, welche allerdings eine Vertilgung der neuen Lehre in sich geschlossen hätte. Deshalb verbanden sich Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen (Bruder und Nachfolger Friedrichs des Weisen), Landgraf Philipp von Hessen, die Herzoge von Braunschweig und Mecklenburg, der Fürst Wolfgang von Anhalt, die Grafen von Mansfeld, die Städte Straßburg, Magdeburg, Nürnberg und Augsburg, (im Mai und Juni 1526) zu dem sogenannten Torgauer Schutzbündniß für Vertheidigung der neuen Lehre gegen alle Versuche gewaltsamer Unterdrückung, und widersprachen — obgleich Luther und Melanchthon diesen Schritt mißbilligten, weil er den Reichsverhältnissen zuwider laufe und man in religiösen Angelegenheiten allein auf Gott vertrauen müsse — auf dem am 25. Juni 1526 zu Speyer eröffneten Reichstage, der Vollziehung des Wormser Beschlusses mit Nachdruck. Diese Vollziehung, sagten die Städte, würde jetzt um so zweckwidriger sein, da die Anhänger der neuen Lehre sich gemehrt hätten, und die Aussicht auf eine allgemeine Kirchenversammlung, bei dem Zwiste des Papstes und des Kaisers, weiter hinaus gerückt sei. Man möge deshalb für eine deutsche Kirchenversammlung sorgen, und vor deren Entscheidung keine Gewalt brauchen. Bei diesen und anderen, ganz entgegen gesetzten Ansichten, war der Reichstag im Begriffe, sich feindselig aufzulösen, als haupt-

sächlich auf Betrieb des Königs Ferdinand und des Kurfürsten von Trier beschlossen wurde, den Kaiser zu bitten: er möge nach Deutschland kommen und für eine deutsche Kirchenversammlung Sorge tragen. Bis dahin möge Jeder in seinem Lande so verfahren, daß er davon Gott und dem Kaiser Rechenschaft abzulegen im Stande sei. Dieser Beschluß war den Bekennern der neuen Lehre vortheilhaft; wenigstens gewährte er ihnen Zeit; dazu kamen des Kaisers Kämpfe in Italien, König Ferdinand's unruhige Besitznahme Ungarns, welche Beider Augen nothwendig von den deutschen Angelegenheiten ablenkten.

Während die Anhänger der Reformation durch jene Umstände an Zahl, Haltung und Bedeutung gewannen, schwächten sie sich auf der anderen Seite durch den Streit mit den schweizerischen Reformirten, und stellten sich durch ihr Benehmen hinsichtlich des sogenannten Pack'schen Bündnisses in ein zweideutiges Licht. Des Herzogs Georg von Sachsen bisheriger Vicekanzler, Otto von Pack, war nämlich in die Dienste des Landgrafen Philipp von Hessen übergegangen, und machte Denselben glauben, daß am 25. Mai 1527 zu Breslau zwischen König Ferdinand, Mainz, Brandenburg, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Georg von Sachsen, Wilhelm und Ludwig von Baiern und anderen Prälaten und katholischen Fürsten ein geheimes Bündniß geschlossen worden sei auf Ausrottung der neuen Lehre, unbedingte Herstellung alles Alten, Theilung aller Länder der Besiegten u. s. w. Wie unwahrscheinlich auch diese durch Nichts gerechtfertigte Erfindung war, so fand sie doch in jenen Zeiten des Argwohns und der Leidenschaft, zumal bei dem leicht erregbaren Landgrafen, Glauben, und es folgten Kriegsrüstungen in Hessen und Kursachsen (1528). Als sich Philipp, nach dem feierlichen Läugnen aller angeblichen Theilnehmer, noch nicht beruhigte, war die Beschuldigung, daß diese Händel ihm willkommen gewesen, nicht unnatürlich, und mit Recht klagten Mainz, Bamberg und Würzburg, als er sie, die hiebei ganz Schuldlosen, zwang, ihm hundert tausend Gulden für den Aufwand an Kriegskosten zu zahlen. Pack, des Betruges überwiesen, entfloh und wurde später (1536) in den Niederlanden hingerichtet.

Unter solchen aufreizenden Vorfällen kam der Frühling des Jahres 1529 heran, wo man einen Reichstag zu Speyer über die Türkengefahr und über die religiösen Angelegenheiten hielt, und hinsichtlich der letzten durch Mehrheit der Stimmen beschloß: „wo des Kaisers Befehle seither befolgt

wurden, ſoll es auch fernerhin geſchehen; wo die neue Lehre eingeführt und ohne Gefahr des Aufruhrs nicht auszurotten iſt, ſoll man ſich dennoch bis zur Zeit der Kirchenverſammlung aller weiteren Aenderungen enthalten, die Irrlehrer vom Abendmahle und die Wiedertäufer nicht dulden, die Meſſe nicht weiter abſchaffen, oder ſie doch für diejenigen, welche ihre Fortdauer wünſchen, ungeſtört beibehalten. Niemand darf der Religion wegen Andere verfolgen, fremde Unterthanen aufnehmen und ſchützen, oder den Wormſer Landfrieden verletzen ꝛc. Hingegen legten mehre Fürſten und Stände am 19. April einen Widerſpruch ein, behauptend: ohne Einſtimmigkeit könnten Beſchlüſſe ſolcher Art nicht gefaßt, oder zur Ausführung gebracht werden, und es ſey nicht ihre Schuld, daß die Kirchenverſammlung und die Abſtellung der Beſchwerden wider den römiſchen Hof ſich ſo lange verzögere. Auch über den Ausdruck, daß die neue Lehre nur da bleiben ſolle, wo ſie ohne Aufruhr nicht auszurotten, ſprachen ſie ſich ſehr bitter aus; eben ſo gegen die Beibehaltung der Meſſe, die verlangte Herſtellung der Geiſtlichen und ihrer Güter und noch andere Punkte. Indeß bewirkten dieſe und ähnliche Vorſtellungen keine Aenderung der Beſchlüſſe, ſondern nur ein wechſelſeitiges Verſprechen, ſich bis zur allgemeinen Kirchenverſammlung aller Gewaltthaten zu enthalten. Vor ihrer Abreiſe legten aber die Bekenner der neuen Lehre noch eine Berufung an den Kaiſer, eine freie Kirchenverſammlung, endlich an jeden verſtändigen, unparteiiſchen chriſtlichen Richter ein. Zu dem Kurfürſten von Sachſen, dem Landgrafen von Heſſen, den Herzogen von Lüneburg, den Fürſten Wolfgang von Anhalt u. A. geſellten ſich die Städte Straßburg, Ulm, Konſtanz, Lindau, Nürnberg, Reutlingen, Memmingen, Heilbronn, Nördlingen u. a. m. Von dieſen Widerſprüchen und Berufungen erhielten die Bekenner der neuen Lehre ſpäter den Namen Proteſtanten.

Zu dem Unterſchiede der Principien fand ſich ſonach auch der unterſcheidende Name, und hiermit war die Trennung ſelbſt in der Form ausgeſprochen. Die Gegenwirkung mußte ſich nun noch ernſter zeigen. Die Geſandten der Proteſtanten, welche (im September 1529) dem Kaiſer die Beſchlüſſe ihrer Herren, ſo wie ein ihm mißfälliges Religionsbuch überreichten und zuletzt die obige Berufung einlegten, wurden mit ziemlicher Strenge zurecht gewieſen, indem, wie man ihnen ſagte, die geringere Anzahl ſich ſtets den Beſchlüſſen der Mehrzahl unterwerfen müſſe, welcher die reine Lehre, die Beſſerung der Uebelſtände, und die Veranſtaltung einer Kirchenverſammlung

nicht minder, als ihnen, am Herzen liege. Gleichzeitig verlautete: im Frieden zwischen dem Kaiser und dem Könige von England sey festgesetzt, daß in Keines Landen ketzerische Bücher in fremder Sprache gedruckt werden sollen, bei Strafe des Verbrennens derselben, und der Verhaftung und Züchtigung aller Drucker, Verkäufer, Leser u. s. w. Ferner wurde ausgesprengt: Karl habe dem Papste versprochen, die Lutheraner mit Güte oder Gewalt dem römischen Stuhle zu unterwerfen. In den Niederlanden und in Köln fielen wirklich bereits strenge Maßregeln gegen Bekenner des neuen Glaubens vor.

Aehnliche Erscheinungen erregten bei den Protestanten Besorgnisse, und es kam zu vielfältigen Berathungen, ob und wie man den Gefahren entgegen treten könne und solle. Hierbei zeigten sich aber die verschiedenartigsten Ansichten, und während z. B. der schnell mit seinen Entschlüssen fertige Landgraf von Hessen, den politischen Standpunkt festhaltend, darauf drang, sich mit allen von der alten Kirche Abgefallenen eng zu verbinden, während Manche in ihrer Kühnheit sogar einen Krieg mit dem Kaiser, sofern er ihrer religiösen Ansicht zuwider sey, keineswegs scheuten und davon sprachen, ihn gar nicht aus Italien nach Deutschland kommen zu lassen, verwarf der gewissenhaftere, von seinen Theologen geleitete, Kurfürst von Sachsen nicht nur jeden Ausweg der Gewalt, sondern auch jede Verbindung mit Solchen, die nicht in allen Punkten der Lehre, den Wittenbergern beiträten, welch' Letztere, auf Luther's Unbeugsamkeit gestützt, sich mehr und mehr für die Unfehlbaren anzusehen begannen.

Um diese Trennung der Neugläubigen unter einander zu beseitigen, suchte der Landgraf Philipp vor allen Dingen eine Aussöhnung mit den Schweizern zu Stande zu bringen. Durch Zwingli's und seiner Anhänger Bestrebungen hatte die Reformation in mehren Cantonen (Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen) die Oberhand gewonnen, dadurch aber auch ein festeres Zusammenhalten der katholischen Cantone bewirkt, wie denn Luzern und die vier Waldstädte, welche getreu an der alten Lehre hielten, am 22. April 1529 ein Schutzbündniß mit dem Könige Ferdinand abschlossen. In den meisten Punkten stimmten die Ansichten der Zwinglianer mit jenen der deutschen Protestanten überein; nur in der Abendmahlslehre wichen sie entschieden von einander ab, da Zwingli die körperliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi bestritt, die Einsetzungsworte nur bildlich, ideal, verstanden wissen wollte; während Luther strenger an den Worten der Schrift hing und

namentlich in ſeiner Streitſchrift: „daß dieſe Worte Chriſti: das iſt mein Leib, noch feſte ſtehen, wider die Schwarmgeiſter," ſeine Anſicht in heftigen Ausdrücken wider Zwingli verfocht. Um dieſe Irrung zu beſeitigen, traten auf des Landgrafen Veranſtaltung am 1. October 1529 einerſeits Luther, Melanchthon, Jonas, Oſiander, Brenz und Agrikola, andererſeits Zwingli, Oekolampadius, Bucer und Hedius in Marburg zuſammen, trennten ſich aber nach mehrtägigem Geſpräche wo möglich noch feindlicher, als vorher. Zwar trug der ſanftere Zwingli darauf an: obgleich wirkliche Verſchiedenheiten nicht verhehlt werden dürften, ſo müßten ſich doch im Uebrigen Alle wie Brüder betrachten und Abweichungen in der Hoffnung dulden, daß Gott die Irrenden erleuchten werde. Aber der heftige Luther wies dieſen Antrag von ſich, und ſelbſt Melanchthon und Brenz erklärten dem, mit dieſer Unnachgiebigkeit höchlich unzufriedenen Landgrafen: die ſchweizeriſchen Ketzer könne man weder für Brüder halten, noch ſich mit ihnen verbinden. In politiſcher wie in moraliſcher Hinſicht brachte dieſe innere Spaltung der Sache der Proteſtanten großen Nachtheil, und mit Grund ſagten ihnen die Katholiken nach: beide Theile bezögen ſich auf die Schrift und beſchuldigten einander doch der gröbſten Irrthümer; es könne alſo nur der heilige Vater und die Kirche entſcheiden, keineswegs aber jeder Einzelne ſeine Meinung für unfehlbar ausgeben.

Der Kaiſer, eine allgemeine chriſtliche Bewaffnung wider die Türken im Auge, ſuchte zugleich nach Mitteln, die Religionsſpaltungen am beſten zu beſeitigen. Einige ſeiner Vertrauten riethen zur Strenge; Andere, ſo der gemäßigte Kanzler Gatinara, zu ruhiger Prüfung und gelinderen Mitteln; die Meiſten endlich vereinigten ſich für die Berufung einer allgemeinen Kirchenverſammlung. Der Papſt ſuchte jedoch aus mehrfachen, eingeworfenen Gründen einer ſolchen auszuweichen. Faſt über Alles, was die Proteſtanten in Zweifel zögen, wäre von Kirchenverſammlungen bereits entſchieden worden; Anderes erſchiene offenbar verkehrt oder unauflöslich, und auf jeden Fall ſey es leichter und beſſer, wenn der Papſt etwaige Bedenken entſcheide, als wenn man dazu eine Kirchenverſammlung nach den von den Proteſtanten vorgeſchlagenen, ganz unanwendbaren Grundſätzen berufe. Bei ſolchen Einwürfen des römiſchen Hofes gegen die Zweckmäßigkeit einer Kirchenverſammlung in dem vorliegenden Falle, erſchien es dem Kaiſer zuletzt gerathener, zu verſuchen, ob und wie viel man auf einem Reichstage ausrichten könne. In

der Ladung zu demselben wurde die Nothwendigkeit, gegen den Erbfeind aller Christen wirksame Maßregeln zu ergreifen, als der Hauptgrund und Zweck vorangestellt; dann jedoch mit größter Mäßigung und Gelindigkeit angekündigt, man wolle auch über die Religionsirrungen handeln und heilsame Beschlüsse fassen. Damit aber Solches desto besser und nutzbarer geschehen möge, solle man die Zwietrachten bei Seite setzen, Widerwillen fallen lassen, vergangene Irrungen Jesu Christo anheim stellen, eines Jeden Meinung und Lehre mit Sorgfalt, Liebe und Güte hören, erwägen und verstehen, damit alsdann, was auf beiden Seiten nicht richtig ausgelegt oder gehandelt sey, abgethan, und Alle zu einer einzigen christlichen Wahrheit, Religion, Gemeinschaft und Kirche verglichen und geeinigt werden könnten.

Wie sehr man auch Grund hatte, diese milden Aeußerungen des Kaisers für aufrichtig zu halten, so hegten doch die Protestanten noch immer Mißtrauen und Besorgnisse. Indeß hielt auf dieser Seite die Autorität Luther's, der jede Auflehnung wider die von Gott eingesetzte Obrigkeit unter allen Umständen als einen höchsten Frevel erklärte, die gelegentlichen kriegerischen Anwendungen glücklich zurück. Ohne daher auf Gewalt und Widerstand zu sinnen, dachten für jetzt die Protestanten nur darauf, wie sie ihre Ansichten darstellen und rechtfertigen sollten, und ihre Theologen entwarfen, nach des Kurfürsten von Sachsen Weisung, eine Uebersicht ihrer Lehre, welche unter dem Namen der Torgauer Artikel bekannt geworden ist. Hierauf brachen (April 1530) alle Berufenen nach Augsburg zum Reichstage auf. Luther'n ließ man indeß, um Anstoß und Gefahr zu vermeiden, als einen Geächteten in Koburg zurück, und unter den mitgenommenen Theologen auf protestantischer Seite war Philipp Melanchthon (geb. 16. Februar 1497) unstreitig der bedeutendste und ausgezeichnetste, so wie, wegen seiner natürlichen Mäßigung, Sanftmuth und Duldsamkeit, für eine so schwierige und folgenreiche Verhandlung, wo Luther's Heftigkeit nur geschadet hätte, der passendste.

Gegen Ende des Märzmonats 1530 verließ der Kaiser Bologna, hielt sich aber in der Lombardei, in Tirol und Baiern so lange auf, daß er erst den 15. Juni Augsburg erreichte, wo er einen feierlichen Einzug hielt. Das erste Zeichen der vorhandenen Spaltung war, daß die Protestanten sich weigerten, der Messe und den katholischen Prozessionen beizuwohnen, oder ihre Theilnahme nur als Reichspflicht, nicht als eine religiöse Handlung betrach-

teten. Gleich pflichtmäßig erschien es ferner den Geistlichen beider Parteien, ihre Lehre darzustellen und die entgegen gesetzte zu widerlegen; woraus aber so viele Anzüglichkeiten hervor gingen, daß man übereinkam: der Kaiser möge unter den Geistlichen gemäßigte Männer auswählen, welche allein predigen und sich in der Regel darauf beschränken sollten, aus der Schrift Abschnitte vorzulesen, Beichte zu hören und den Segen auszutheilen. Bei Eröffnung des Reichstages (20. Juni) hielt indeß Vincenzio Pimpinelli eine strafende Rede, in welcher er, nach eindringlicher Schilderung der Türkengefahr, sagte: „Obgleich ihr Deutsche dies Alles wißt, bedenkt Ihr Euch dennoch, schlaft fort und sperret vor Faulheit das Maul auf. Ja, die Türken sind in manchen Dingen besser, als die Deutschen: sie gehorchen Einem, Diese Keinem; Jene sind einstimmig, Diese zwistig; Jene halten fest am Alten und haben eine Religion; Diese neuern und verwandeln das Heilige, Unwandelbare, vom heiligen Geiste Bestätigte, in Possen und Unzucht."

Kaiser Karl stellte die Türkengefahr und die Religionsangelegenheiten als Hauptgegenstände der Berathung auf, und wollte zuerst von jener handeln, weil die Noth dringend und eine Verschiedenheit der Ansicht darüber nicht wohl möglich sey; aber die meisten Stände hielten die religiösen Fragen für die wichtigeren, und wollten wohl ihre Abstimmung über die Türkenhilfe nach dem günstigen oder ungünstigen Ausfall kirchlicher Beschlüsse abmessen. Hinsichtlich derselben bemerkte der Kaiser: genaue Befolgung der Wormser Gesetze würde vielen Uebeln vorgebeugt haben; doch möge jetzt jeder Theil seine Ansichten frei und schriftlich darlegen, damit man bessere Kenntniß von den Gründen des Zwiespalts erhalte, und desto leichter und schneller zu christlicher Einigkeit zurück kehre. — Dieser Aufforderung und der eigenen Neigung gemäß, ließen die Protestanten durch Melanchthon ein Bekenntniß ihrer Lehre entwerfen, welches, nachdem es von mehren ihrer Theologen geprüft und auch von Luther gebilligt worden, von dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Braudenburg, dem Herzoge Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, und dem Rathe von Nürnberg und Reutlingen unterschrieben wurde. Am 25. Juni wurde dieses Bekenntniß, welches unter dem Namen des augsburgischen bekannt und berühmt geworden ist, feierlich übergeben und in der Reichstagssitzung vorgelesen. Was nun aber weiter zu thun sey, darüber waren die Meinungen sehr verschieden. Einige

wollten die Wormſer Beſchlüſſe gegen Luther ſogleich und ſtreng vollziehen; Einige dem Kaiſer die Entſcheidung anheim ſtellen; Andere eine Prüfung und Widerlegung des Bekenntniſſes vorher gehen laſſen; noch Andere, wie z. B. der Kardinallegat Campeggio, riethen: man ſolle ſich nur auf eine mündliche Antwort einlaſſen, ſonſt aber die proteſtantiſche Partei durch Belohnungen und Strafen zerfallen machen. Da das Letztere nicht thunlich erſchien, ſo kam man auf den Gedanken zurück, das augsburgiſche Bekenntniß zu widerlegen. Die erſte Widerlegungsſchrift, an welcher Eck, Wimpina, Faber, Cochläus und andere Gegner Luther's Theil hatten, gefiel dem Kaiſer nicht, daher er ſie zurück gab und die Ausarbeitung einer zweckmäßigeren verlangte, welche dann (3. Auguſt) in der Reichstagsſitzung vorgeleſen, und am Schluſſe ernſtlich erklärt wurde: nach dieſen Beweiſen ihres Irrthums ſollten die Proteſtanten in allen Punkten zur katholiſchen Kirche zurück kehren, widrigenfalls der Kaiſer, als oberſter Schutzvogt der Chriſtenheit, andere Maßregeln ergreifen müſſe. Die Proteſtanten ließen hierauf durch Melanchthon eine Widerlegung jener Gegenſchrift und aller verwandten Streitſchriften verfaſſen, und ſo ſchien der Reden und Gegenreden kein Ende werden zu wollen, ohne daß man dabei dem Ziele näher rückte.

Während deſſen hatte der Landgraf von Heſſen ſich abermals, doch wieder vergeblich, bemüht, eine Ausſöhnung mit den Schweizern zu Stande zu bringen; die Wittenberger Theologen erklärten ihm auch jetzt: man könne die ſchweizeriſchen Ketzer nicht für Brüder halten oder ſich mit ihnen verbinden. Aus denſelben Gründen übergaben die Städte Straßburg, Memmingen, Konſtanz und Lindau ein beſonderes Bekenntniß, welches den Namen des vierſtädtiſchen (confessio tetrapolitana) bekam, von dem augsburgiſchen nur in einigen Worten über die Abendmahlslehre abwich, und hinzu fügte: man ſolle das Volk von unnützem Streite abhalten und zum Weſentlichen der Abendmahlslehre hinweiſen. Dennoch bewirkte dieſer Unterſchied eine Trennung der Reformirten. Auf katholiſcher Seite wurde eine ſtrenge Widerlegung jenes vierſtädtiſchen Bekenntniſſes gegeben, und noch immer waren hier die Eifrigen der Meinung: unbedingte Vollziehung der Wormſer Beſchlüſſe werde am beſten die Wahrheit obſiegen laſſen und die Einigkeit herſtellen.

Doch begegneten faſt Alle einander in der gleich ſtarken Abneigung vor offenem Bürgerkriege, und Viele meinten: es ſey eine ſolche Stellung und Faſſung der ſtreitigen Lehren möglich, daß man in Frieden neben einander

leben könne. Die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, Christoph von Stadion, Bischof zu Augsburg, Herzog Heinrich von Braunschweig u. A. drangen darauf, neue Unterhandlungen mit den Protestanten anzuknüpfen. Ueberhaupt zeigten sich die Fürsten am mildesten, und unter ihnen, nach Melanchthon's Zeugniß, vor Allem der Kaiser. „Nach so ungemeinem Glücke (schreibt Jener von ihm) behält er eine so große Mäßigung des Gemüths, daß keines seiner Worte, keine That irgend anmaßlich gerügt werden kann. Es zeigt sich an ihm weder Begier, noch Stolz, noch Härte; selbst Religionssachen hört er mit Billigkeit an. Sein Leben ist voll der preiswürdigsten Beispiele der Selbstbeherrschung, Enthaltsamkeit und Mäßigkeit. Häusliche Zucht, welche sonst bei den Fürsten Deutschlands so streng war, wird jetzt blos in dem Haushalte des Kaisers beibehalten, und kein Unwürdiger kann sich deshalb in sein Vertrauen einschmeicheln. So oft ich ihn erblicke, glaube ich einen von jenen gepriesenen Helden oder Halbgöttern zu sehen, die einst, wie man glaubt, unter den Menschen wandelten." Es kam zu neuen Unterhandlungen, zu einem abermaligen Religionsgespräche zwischen Melanchthon und einigen katholischen Theologen; aber wie nahe man sich auch in manchen Punkten zu stehen schien, so stieß man sich doch in anderen um so schroffer ab, und namentlich brachte Melanchthon's Begehren: man möge den Kelch auch den Laien, und den Priestern die Ehe bewilligen, durchaus abschlägige Antworten hervor, und später wurden alle Forderungen der Protestanten, welche der Kaiser in Rom vorlegte, als der Kirche nachtheilig und den Gesetzen zuwider, verdammt.

Nachdem nun Verhandlungen, Ermahnungen, Drohungen ohne Erfolg geblieben, der Landgraf von Hessen, einen schlimmen Ausgang besorgend, unter mancherlei Vorwänden Augsburg bereits verlassen hatte, faßten endlich der Kaiser und die katholischen Stände (19. November 1530) einen Reichsschluß, welcher die neue Lehre verwarf, die alte bestätigte, und den Protestanten eine noch nicht fünfmonatliche Frist setzte, letztere wieder anzunehmen. Ferner sollten sie alle Neuerungen und Bekehrungen einstellen, die Kirchengüter heraus geben, keine Geistlichen oder Mönche beunruhigen und Niemand an Ausübung des Gottesdienstes hindern. — Uebrigens wurden die Beschwerden wider den päpstlichen Stuhl von den Ständen nochmals in Anregung gebracht und darauf gedrungen, daß spätestens nach Jahr und Tag eine allgemeine Kirchenversammlung zusammen trete.

Kaiſer Karl, den ſeine auf den Reichstag geſetzten Hoffnungen getäuſcht hatten, hoffte nun um ſo mehr von einer Kirchenverſammlung, die er jetzt mit eben ſo viel Ernſt als Aufrichtigkeit betrieb. Seinen Geſandten zu Rom ſchrieb er: „alle Unterhandlungen haben ſich zerſchlagen; Gewalt zu brauchen fehlt es an irgend hinreichenden Mitteln, und Katholiken wie Proteſtanten dringen auf die Berufung eines Concilium. Ich achte zwar die Gründe, welche Papſt und Kardinäle dawider anführen; wenn ſie indeß nicht bald die Hand dazu bieten, ſo iſt zu fürchten, daß ganz Deutſchland vom römiſchen Stuhle abfällt und das Uebel ſich noch über andere Länder verbreitet.“ Die Erklärungen des Papſtes, auf welche ſich der Kaiſer bezieht, lauteten: „es iſt unnöthig, bereits verdammte Lehren auf einer Kirchenverſammlung nochmals zu unterſuchen und zu beurtheilen; auch muß man beſorgen, daß die Neuerer daſelbſt noch weiter vorſchreiten und weltliche, wie geiſtliche Einrichtungen anfeinden werden. Doch gebe ich, obgleich auch ein hindernder Türkenkrieg bevor ſteht, den Gründen des Kaiſers nach und bin bereit, die Verſammlung zu berufen; nur mag er dafür ſorgen, daß die Proteſtanten den an ſie bereits ergangenen Forderungen wirklich genügen, ſich dem Concilium unterwerfen, und daß die fraglichen Punkte möglichſt kurz zuſammen geſtellt werden. Führt man darunter das geſetzlich Feſtſtehende als zweifelhaft auf, ſo müſſen alle Geſetze ihre Kraft, alle Entſcheidungen das öffentliche Vertrauen verlieren. Oder ſoll etwa nur die Bibel, und nur nach lutheriſcher Ueberſetzung und Auslegung gelten, mit Verwerfung aller anderen Autoritäten? Wahrlich, eine Kirchenverſammlung, ſo angeordnet, wie es Recht und Herkommen mit ſich bringen, werden die Lutheraner als unfrei und unpaſſend verwerfen; eine, angeordnet nach ihrem Sinne, muß das Uebel auf den höchſten Punkt treiben und alles Weltliche und Geiſtliche dem Richterſtuhle der Menge unterwerfen.“ — Als der Kaiſer gleichwohl darauf beharrte: das Uebergewicht der Gründe ſpreche für eine Kirchenverſammlung, ließ ihm Clemens gewiſſe Bedingungen der Berufung vorlegen, über welche man ſich einigte; als Ort der Verſammlung war Mantua Beiden genehm. Hierauf erließ Papſt Clemens (1. December 1530) Rundſchreiben über die Berufung einer Kirchenverſammlung, deren Hauptzweck die Vertilgung der lutheriſchen Ketzerei ſein ſollte.

Die Proteſtanten, von geiſtlicher und weltlicher Seite bedroht, wollten ſich nun über die Frage vereinigen: ob und durch welche äußere Mittel man

sich gegen etwaige äußere Gewalt schützen solle? kamen aber auf einer, von ihnen dieserhalb (December 1530) zu Schmalkalden gehaltenen Zusammenkunft so wenig in's Reine, daß kein anderer Entschluß hervor ging, als: der Kaiser solle ersucht werden, er möge dem Reichsfiscal befehlen, die Protestanten der Religion wegen unangefochten zu lassen, widrigenfalls sie sich unter einander treulich beistehen wollten. — Noch mehr erhöhten sich die zeitherigen Besorgnisse der Protestanten, als Karl den Antrag machte: man möge seinen Bruder Ferdinand, den man in Religionssachen für noch eifriger, als den Kaiser hielt, zum römischen Könige erwählen, und, wie weiterhin erzählt werden wird, diese Wahl auch wirklich zu Stande kam. Den Zorn des Kaisers und des Königs jetzt doppelt fürchtend, drangen sie auf den Abschluß eines sichernden Bündnisses, und vor dieser mit Entschiedenheit ausgesprochenen Forderung mußten selbst Luther und Melanchthon, welche jede opponirende Stellung gegenüber der gesetzlichen Gewalt für tadelnswerth und gottlos zu erklären pflegten, verstummen, oder wenigstens jenen Satz biegen und mildern. So wurde denn (27. Februar 1531) zwischen sieben Fürsten, zwei Grafen und eilf Städten des augsburgischen Bekenntnisses in Schmalkalden ein vollständiger Bund geschlossen, des Inhalts: wenn einer von ihnen oder ihren Unterthanen der Religion oder einer damit verwandten Sache wegen befehdet oder vergewaltigt würde, so wollten sie sich ohne Verzug und nach ihrem höchsten Vermögen beistehen, und kein Theil ohne des anderen Wissen Stillstand oder Frieden schließen. Doch sey dieser Bund weder gegen den Kaiser, noch einen Reichsstand, noch irgend Jemand, sondern lediglich zur Vertheidigung und Rettung geschlossen. — Der Vorschlag, sich auch mit den Schweizern zu verbinden, wurde, großentheils auf Luther's Betrieb, nochmals wegen der abweichenden Abendmahlslehre verworfen; hingegen erließ man nach Frankreich, England und Dänemark Rechtfertigungsschreiben des bisherigen Verfahrens. Diese trugen indeß zunächst keine erhebliche Frucht, sondern gaben nur Gelegenheit zu dem Vorwurfe, daß die Protestanten rechtswidrig fremde Mächte in einheimische Angelegenheiten verwickelten. Am meisten hofften Jene allerdings von Franz I., der überall Abneigung gegen Karl und Ferdinand zeigte, und vermöge eines zwischen ihm, den Protestanten und den Herzogen von Baiern (26. Mai 1532) geschlossenen Vertrages hundert tausend Thaler zu etwaigem feindlichen Gebrauche übersendete. Bald darauf aber, als er den Papst

zu gewinnen suchte, erklärte Franz: nicht Achtung oder Freundschaft habe ihn dahin gebracht, die Protestanten zu unterstützen, deren Grundsätze er verabscheue, sondern der Wunsch, des Kaisers Macht zu beschränken. Papst Clemens theilte diese Erklärung dem Kaiser und Dieser den Protestanten mit, welche hierauf jenes Geld sogleich zurück sendeten, und sich aller Dankbarkeit gegen einen so zweideutig gesinnten Freund überhoben hielten.

Diese Wahrnehmungen, der in der Schweiz wirklich ausgebrochene Religionskrieg, furchtbare Rüstungen der Türken, Mangel einer überwiegenden Kriegsmacht, Achtung vor Recht und Gesetz, Abscheu vor innerem Kriege, dies und Aehnliches wirkte noch mehr, als früher, auf alle Gemüther. Daher führten die, hauptsächlich durch die Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz mit kaiserlicher Zustimmung gepflogenen Unterhandlungen, nach Uebersteigung vieler Schwierigkeiten, endlich (23. Juli 1532) zum Nürnberger Religionsfrieden, der als ein wichtiger und heilsamer Ruhepunkt in dem damaligen religiösen Zwiespalte zu betrachten ist. Es wurde darin festgesetzt: bis auf die Zeit einer Kirchenversammlung oder anderweitiger Reichsschlüsse soll zwischen Kaiser und Ständen ein steter Friede seyn, und wider die Protestanten weder im Wege der Gerichte, noch der Gewalt Etwas vorgenommen werden; wogegen sich diese verpflichten, auch ihrerseits den Frieden getreulich zu halten, und das Gebührende zur Türkenhilfe beizutragen. — Obgleich dieser Friede zunächst nur zwischen dem Kaiser und den Protestanten, welche hierdurch als eine politische und kirchliche Partei anerkannt wurden, vermittelt, auch nicht von allen katholischen Ständen berathen und angenommen ward, ließ ihn Kaiser Karl dennoch im ganzen Reiche verkündigen, und machte somit Alle des unschätzbaren Gutes des Friedens theilhaftig, so wie denselben für Alle bindend.

Auf dem Reichstage zu Augsburg, wo auch König Ferdinand sich mit ansehnlichem Gefolge eingefunden hatte, wurde Derselbe von seinem kaiserlichen Bruder, und zwar nach dem österreichischen Privilegium auf freiem Felde, feierlich mit den österreichischen Landen belehnt. Die Handlung, welcher drei Kurfürsten beiwohnten, fand nahe bei dem Schlosse Walburg, etwa eine Stunde von Augsburg, Statt. Vier Fürsten begehrten in hergebrachter Förmlichkeit für Ferdinand die Lehen, welche das Haus Oesterreich an sich gebracht und gekauft habe, Würtemberg einbegriffen. Hierauf empfing Ferdinand, zu Pferde sitzend, im herzoglichen Ornate von rothem

Sammt und weißem Hermelinfutter, den Erzherzogshut auf dem Haupte und einen ſilbernen Stab in der Hand, die Lehen. Ritterſpiele und Tafelrunden beſchloſſen dieſe Feierlichkeit.

Wichtiger, als jene Förmlichkeit, war die Einleitung zu Ferdinand's Wahl zum römiſchen Könige. Schon um das Jahr 1525 war dieſer Gegenſtand in Anregung gekommen; aber er ſtieß auf ſtarke Hinderniſſe, denn nicht nur wirkte die proteſtantiſche Partei und, durch Umtriebe auch Frankreich dagegen, ſondern Herzog Wilhelm von Baiern zeigte ſich, geſtützt auf einen beträchtlichen Anhang, als ein eifriger Mitbewerber und Nebenbuhler, beſonders nachdem er mit Kurmainz (1529) eine dahin zielende Uebereinkunft geſchloſſen hatte. Während des Augsburger Reichstages nahm jedoch der Kaiſer dieſe Angelegenheit wieder ernſthaft auf, und gewann die Kurfürſten von Mainz, Trier, Köln, Brandenburg und Pfalz für ſeinen Plan. Es wurde beſchloſſen, für den Fall, daß der Papſt, auf zu geſchehendes kaiſerliches Anſuchen, die gegen Sachſen waltende Excommunication für dieſen Wahlact aufzuheben geneigt ſey, auch die ſächſiſche Wahlſtimme zu hören, außerdem aber ſie auszuſchließen. Statt in Frankfurt, welche Stadt wegen des Glaubens dem Kaiſer ungehorſam, und überdies von der Peſt heimgeſucht ſey, wurde Köln zur Wahlſtätte auserſehen. Uebrigens ſollte Ferdinand als römiſcher König dieſelben Punkte und Artikel beſchwören, welche der Kaiſer beſchworen hatte, und in Köln genauer verglichen werden, was Demſelben für Gewalt und Befehl in ſeiner Regierung zukäme.

Inzwiſchen wurden der Kurfürſt von Sachſen und der Herzog Wilhelm von Baiern auf dem Reichstage mit einander über die Art und Weiſe einig, wie ſie gegen die Gewalt proteſtiren wollten, ohne daß des Kaiſers freundliches Entgegenkommen bei Letzterem einen Erfolg hatte.

Nach beendigtem Reichstage zogen der Kaiſer und Ferdinand zuſammen nach Köln, wo der Kaiſer (24. December 1530) alle Kurfürſten perſönlich, auch die kurſächſiſche Geſandtſchaft, in ſeine Wohnung entbieten, und ihnen die Gründe der Wahl zuſtellen ließ, welche namentlich ſeine nothgedrungene Abweſenheit und das Erforderniß einer Reichsregierung während derſelben betrafen. Die Kurfürſten erhoben einiges Bedenken gegen ſeine Entfernung, wie auch gegen die Wahl eines römiſchen Königs, und blieben dann bei der Bitte ſtehen, der Kaiſer möge, wenn denn einmal gewählt werden ſolle, ihnen eine freie Wahl verſtatten. Hingegen erinnerte

der Kaiſer, eine freie Wahl ſey nur in Erledigung des Reiches üblich; wo dieſe aber nicht Statt finde, habe, wie das Beiſpiel Friedrich's und Maximilian's zeige, der Kaiſer eine Wahlperſon zu bewilligen. Als nun aber Ferdinand ſelbſt wegen der freien Wahl ſich für die Kurfürſten verwendete, gab der Kaiſer nach, und die Wahlhandlung begann, früherer Beſtimmung gemäß, am 29. December, während die ſächſiſche Botſchaft, zu welcher der Kurprinz Johann Friedrich ſelbſt gehörte, förmliche Proteſtation dagegen einlegte, worauf jedoch die Kurfürſten, welchen die Vollmachten der ſächſiſchen Botſchaft nicht genügten, eben ſo wenig Rückſicht nahmen, als auf das Abrathen des Landgrafen Philipp, des Herzogs von Lüneburg und einiger Grafen. Nach vorangegangenen Förmlichkeiten und Ablegung des Wahleides geſchah am 5. Januar 1531 die wirkliche Wahl, und nachdem die fünf Kurfürſten ihre Stimme für Ferdinand gegeben, gab Dieſer, in ſeiner Eigenſchaft als König von Böhmen ebenfalls Wahlfürſt, die ſeinige, nahm die Ernennung an, dankte den Wählern, und beſchwor die vorher gemeinſchaftlich verglichenen Artikel. Der Kaiſer gab erfreut ſeine Beiſtimmung. Dem erwählten Könige wurde ein langer goldener Rock, und darüber ein Pallium von goldenem Zeuch, mit weißem Hermelin gefüttert, angelegt und eine Halbkrone aufgeſetzt; im Chor der Kirche wurden die üblichen Pſalmen und Collecten gebetet, und hierauf der Erwählte auf den Altar geſetzt, die Wahl öffentlich kundgemacht und der Lobgeſang angeſtimmt.

Drei Tage nachher erhoben ſich die beiden Monarchen nach Köln, wo in der Liebfrauenkirche die Krönung Statt fand. Nachdem hier Ferdinand die von dem Erzbiſchofe von Köln, als Conſecrator, an ihn gerichteten ſechs Fragen in Bezug auf die Bethätigung des Glaubens in gerechten Werken, den Schirm der Kirche, das gleiche Recht für Reiche und Arme ꝛc. mit dem feierlichen Volo und beſonderer eidlicher Gelobung beantwortet, eben ſo die Umſtehenden die Frage: ob ſie ſich Dieſem als Fürſten und Lenker unterwerfen, ſeine Herrſchaft mit Treue befeſtigen wollten, — durch wiederholtes Fiat erwiedert hatten, geſchah dann in der Sacriſtei die Salbung; vor dem Altare die Umgürtung mit dem Schwerte Karl's des Großen, nachdem es dem Könige entblößt in die Hand gegeben worden, durch Mainz und Trier; die Darreichung des Ringes, Zepters und Apfels durch Köln; die Krönung mit der Krone Karl's des Großen; der Eid; dann die feierliche Inthroniſirung auf dem Stuhle Karl's des Großen vor dem Altare Simon's und

Judä, mit den Worten: „Behalte von nun an den Sitz des Reiches, welches Dir, wie Du weißt, nicht nach Erbrecht und väterlicher Nachfolge, sondern durch die Fürsten oder Wähler im Reiche Alemannien's übertragen ist.“ Es folgten noch andere Feierlichkeiten und Feste, und nach Beendigung derselben berathschlagten der Kaiser und der römische König mit den Kurfürsten wegen der zu Köln beschlossenen Einung, wegen der Protestationsschrift von Sachsen und anderen; des schriftlichen Abschiedes der sächsischen Botschaft vom Kurfürsten von Köln; der Zuschrift der zu Schmalkalden versammelten Stände ꝛc.

Das Bündniß zum Schutze der Wahl wurde auf zehn Jahre geschlossen. Würde einer von den Theilnehmern wegen der Wahl oder wegen einer daraus abgeleiteten Ursache, unter irgend einem Vorwande angegriffen, so sollte Jeder sich verhalten, als gelte der Angriff ihm selbst. Die Hilfe zur Abwehr eines Ueberfalls sollte zuerst in drei hundert Reisigen und sechs hundert zu Fuß bestehen; das Wiedereroberte dem verbleiben, der es früher inne gehabt. Im Falle eines Ueberzugs mit Heereskraft wollten sie einander mit ganzer Macht zuziehen. Müßte Ferdinand der Wahl wegen einen Aufrührischen überziehen, so sollten Alle zu den Kosten beitragen. — Am anderen Tage huldigte Aachen dem römischen Könige, der sodann nach Linz ging; während der Kaiser in dringenden Angelegenheiten nach Brüssel reis'te.

Der Abzug der Türken von Wien hatte dem Könige Ferdinand für den Augenblick die Hände freier gemacht und seinem Ansehen genützt; der gegen Zápolya und dessen Anhänger ausgesprochene päpstliche Bann auf die feindliche Partei eine einschüchternde Wirkung hervor gebracht. Des Königs Freunde suchten von Ungarn immer mehr Gebietstheile zurück zu erobern, und so die Macht ihres Herrn dort auszubreiten. Johann Hardeck nahm Altenburg, Katzianer Trencsin, Vihel, Homona ꝛc. Noch vor Ende des Jahres 1529 eroberten Kaspar Seredy Erlau, Ruprecht Herberstein und Franz Bebeck Kaschau für Ferdinand zurück. Ludwig Pekry überfiel mehre Anhänger Zápolya's, und nahm ihnen ansehnliche Beute ab. Ferdinand ernannte den heldenmüthigen Grafen Niklas Salm zu seinem obersten Heerführer in Ungarn, und dieser nahm die Stadt Gran ein, konnte sich jedoch des wohlvertheidigten Schlosses nicht bemeistern, und wurde durch Zápolya's Entsatz zur Rückkehr genöthigt. Diese wechselnden Erfolge ließen Ferdinand eine billige und seiner würdige, friedliche Auseinandersetzung mit Zápolya

wünſchen, wozu der König Sigmund von Polen und der Herzog Georg von Sachſen ihre eifrige Vermittlung boten. Es wurden dieſerhalb auch Convente gehalten; aber die Forderungen Zápolya's, der nichts Geringeres, als Ferdinand's gänzliches Abſtehen von dem Beſitze Ungarns beantragte, zerſchlugen das Friedenswerk. Zápolya regte ſogar den Paſcha von Semendra zu einem Einfalle nach Oeſterreich und Mähren an, der jedoch, da die Türken nur bis an den Waagfluß vordringen konnten, und auf ihrem Rückzuge durch Ungarn die Güter aller Parteien ohne Unterſchied verwüſteten, für den Gegenkönig ſelbſt die bitterſten Früchte trug, obwohl bei dieſer Gelegenheit auch die Gottſchee des Krainlandes von den Rennern ſchrecklich verheert wurde. Dabei wüthete der Bürgerkrieg in Ungarn und Kroatien heftig fort. Um wo möglich durch einen Hauptſchlag die Verwirrung zu endigen, zog Wilhelm von Roggendorf mit königlichen Truppen vor Ofen, beſetzte dieſe Stadt, nachdem auch der Erzbiſchof von Gran ſich und ſeine Feſte dem Könige unterworfen, und ſchritt dann zur Belagerung des Schloſſes, in welchem Zápolya ſelbſt ſich mit ungariſcher und türkiſcher Beſatzung befand. Aber auf des Letzteren Nothruf brach Thomas Nádasdy alſogleich die Belagerung von Sziget ab, und eilte zum Entſatze nach Ofen. Dies und der Mangel an hinreichendem Geſchütze bewog Roggendorf (14. December 1530) zum Abzuge. Hierauf wurde zwiſchen Ferdinand und Zápolya, Anfangs ein dreimonatlicher, dann zu Wiſſegrad (17. Mai 1531) ein einjähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen.

Ferdinand hatte auch (27. Mai 1530) den Lamberg und Juriſchitz an den Sultan nach Konſtantinopel geſchickt, um Waffenſtillſtand, gute Nachbarſchaft und Eintracht zu ſchließen. Die Geſandten wurden mit langen Förmlichkeiten von dem hoffärtigen Großweſir Ibrahim hin- und hergezogen, um Weihnachten entlaſſen, und kehrten erſt im Februar des folgenden Jahres zu Ferdinand zurück. Die ganze Sendung war eine vergebliche; denn der Sultan blieb feſt dabei ſtehen: Ungarn gehöre ihm durch Eroberung, Zápolya ſei von ihm dort eingeſetzt, und wer Dieſen im Beſitze des Landes angreife, greife ihn, den Sultan, ſelbſt an. Eben ſo erfolglos war (Ende 1531) eine von Ferdinand nach Konſtantinopel geſendete dritte Botſchaft; nur daß Suleiman jetzt nicht gegen Ferdinand, ſondern gegen den Kaiſer Karl zu ziehen erklärte, und zwar weil Dieſer fortwährend vom Kriege gegen die Türken ſpreche, Ferdinand hingegen den Frieden wünſche.

Da Suleiman's Ankunft in naher Aussicht, so arbeiteten der Kaiser und König Ferdinand an hinlänglichen Gegenrüstungen. Auf des Letzteren Bitte sendete der Papst hundert tausend Goldgulden auf sechs Monate, und erließ ein Ermahnungsschreiben an alle Ungarn, sich gegen die Türken vereinigt zu vertheidigen. Aehnlichen dringenden Aufruf erließ auch Ferdinand. Das deutsche Reich brachte nur neun und zwanzig tausend Mann zusammen, welche der Pfalzgraf Friedrich nach Oesterreich führen sollte. Reichlichere Hilfe kam aus Böhmen; der Kaiser sendete neun tausend Spanier, auch eine Abtheilung angeworbener Italiener und gediente niederländische Truppen, ingleichen auf der Donau schweres Geschütz, das er in Nürnberg gekauft, und kam selbst nach Wien, wo man, weil man in dieser Gegend den Angriff des Sultans erwartete, nach dem Rathe des Herzogs von Alba in drei großen Lagern eine vertheidigende Stellung annahm.

Im April 1532 eröffnete Sultan Suleiman, an der Spitze eines Heeres von zweimal hundert tausend Mann, mit drei hundert Feldstücken, seinen Zug gegen Kaiser Karl und Deutschland. In Belgrad wuchsen seinem Heere noch fünfzehn tausend Tataren, in Essek hundert tausend Mann, angeführt von Chosrewbeg, dem Statthalter von Bosnien, zu. Auf dem Marsche fielen die Schlösser Siklós, Egerszek, Babócza, Belovár, Bergentze, Kápolna, Esikfó, Safade, Kapornak, Wutusch, Pölöske, Rum, Hidvég, Körmendvár, Ikervár, Mesteri, Szombathely (Steinamanger). Am 12. August lagerten der Sultan und der Großwesir vereinigt vor Güns, welches Niklas Jurischitz wie ein Löwe vertheidigte. Von allen Seiten wurde Geschütz aufgepflanzt, in drei Tagen die Hochwehr der Mauern in den Grund geschossen, dann minirt und zwölfmal gestürmt, durch das Handgeschütz der Belagerten aber jeder Angriff vereitelt. Dreimal ließ der Großwesir den tapferen Vertheidiger auffordern, die Stadt zu übergeben, jährlichen Tribut zu zahlen, oder sich mit zwei tausend ungarischen Gulden, als Geschenk für die Janitscharen, loszukaufen. Jurischitz's Antwort blieb sich gleich: das Schloß gehöre nicht ihm, daher könne er keinen Tribut zahlen, und zwei tausend Gulden habe er nicht. Da erfolgte ein Hauptsturm. Schon hatten die Asaben und Janitscharen die Mauern erstiegen und acht Fahnen aufgepflanzt, als die Greise, Weiber und Kinder in der Stadt ein so durchdringendes Wehgeschrei erhoben, daß die Stürmenden, von einem panischen Schrecken ergriffen, zurück stürzten, und sogar zwei Fahnen in den Händen der Bela-

gerten ließen. Juriſchitz wurde hierauf zum Großweſir geladen, ſtellte ſich, obgleich verwundet, ein, wurde ehrenvoll empfangen, und entwickelte nun gleiche Fertigkeit der Rede und Unterhandlung, wie vorher des Degens. Er verſtand ſich endlich dazu, daß, um den Sultan und deſſen Heer durch den Schein des Sieges zufrieden zu ſtellen, einige Türken die Breſche beſetzen, Allahgeſchrei erheben und eine Fahne aufpflanzen ſollten. Als dieſe leere Prahlerei, die einzige Frucht einer dreiwöchentlichen Belagerung, geſchehen war, zogen die Türken und der Großweſir mit dem Heere ab.

In Wien erwartete man nun die angedrohte Ankunft des Sultans. Statt deſſen zog Letzterer, wegen vorgerückter Jahreszeit, wie wegen Mangel an Lebensmitteln und ſchwerem Geſchütze, bei Neuſtadt vorüber in die Steyermark, den Feldzug in einen gewöhnlichen Streifzug auflöſend. Gleichzeitig ſtoben die Renner und Brenner, von Kaſimbeg geführt, unter den gräulichſten Verwüſtungen durch Oeſterreich bis über die Enns, getrauten ſich aber nicht nach Stadt Steyr, und wurden auf ihrem Rückzuge, wo ſie Markt Weyer verbrannten, mit großem Verluſte von Waidhofen zurück geſchlagen. Auch auf dem weiteren Rückzuge erlitten ſie durch deutſche und ungariſche Truppen, endlich ſelbſt durch die Bauern blutige Schlappen, ſo daß ihrer nur Wenige entkamen. Kaſim ſelbſt, ſo wie ſein Nachfolger Osman, wurden in den Gefechten getödtet. Unterdeſſen zog Suleiman durch die Thäler von Friedberg, Kirchberg, Hartberg, welche Schlöſſer er nach hartem Widerſtande nahm und verbrannte, nach Graz, vermochte jedoch nicht, ſich der Stadt zu bemeiſtern, und verlor beim Abzuge durch Katzianer acht tauſend Mann. Weiter ging ſein Marſch längs der Drave und durch den Paß bei Vinicza, am Ausgange der Steyermark, abermals nicht ohne Verluſte. Von den Streitern wurde Feiſtritz und Gonoviz niedergebrannt, die Gegend um Cilli und Neuhaus verheert. Bei Herbartie trennte ſich der Großweſir vom Sultan; Dieſer zog mit den Janitſcharen und Sipahi links über Capronczа und Verőcze auf Poſega; Jener aber rechts mit dem Nachtrab des Heeres über Kreutz, Gudovecz, Chosma, Velica und Zápolya's Stammſchloß ruhig vorüber. Den ruhmloſen Rückzug beſchönigte der Großweſir Ibrahim durch ein großſprechendes Schreiben an König Ferdinand: ſie hätten den Kaiſer Karl aufgeſucht und nirgends gefunden. Die Stadt Poſega wurde verbrannt; die unter Eſſek gelegenen Schlöſſer Podgaracs und Naſſicz ſandten die Schlüſſel ihrer Thore als Zeichen der Uebergabe, und wurden von

Großweſir verliehen. Dreißig tauſend Gefangene ſchleppten die Türken aus Ungarn, Steyermark und Slavonien in die Sclaverei fort. Am 18. November kehrte Suleiman nach Konſtantinopel zurück.

Gern hätte Ferdinand an den Rückzug des Sultans ein großes, heldenmüthiges Unternehmen geknüpft; aber der Kaiſer war nicht geſonnen, den Krieg weiter fortzuſetzen, er entließ daher ſeine und die Reichstruppen, und ſtellte nur die angeworbenen italieniſchen ſeinem Bruder zur Verfügung, der es bitter beklagte, „daß eine ſo ſchöne Gelegenheit verloren worden, um Gott zu dienen, und die Chriſtenheit von den Tyrannen zu befreien.“

Während noch Suleiman an der Drave ſengte und raubte, eroberte Kaiſer Karl's berühmter Admiral Andreas Doria (19. September 1532) einen der feſteſten Seehäfen des türkiſchen Reiches, die Stadt Koron in Morea, ſegelte nach Patras, das ſich ebenfalls ergab, und dann gegen Lepanto. Von den beiden Dardanellenſchlöſſern ergab ſich das Schloß von Morea gutwillig; jenes vom feſten Lande wurde mit Sturm genommen, hierauf das mit dem Blute von drei hundert Janitſcharen überſchwemmte ätoliſche Dardanellenſchloß Molineo erobert. Nach Verheerung der Küſten von Sykion und Korinth kehrte Doria wegen vorgerückter Jahreszeit mit der Flotte zurück.

Bald nach dem Rückzuge Suleiman's ließ Ferdinand neue Verhandlungen mit Zápolya anknüpfen, und es wurde ein Waffenſtillſtand bis zum 30. April 1533 geſchloſſen. Man ſuchte die Vereinigung Ungarns durch Verzichtleiſtung des Zápolya, der jetzt nicht ſo unbedingt mehr auf türkiſche Hilfe ſich ſtützen konnte, gegen freigebige Einräumung anderer Vortheile zu erlangen. Weil aber Zápolya einer ſolchen Uebereinkunft ſich immer von Neuem wieder entzog, ſo wechſelten noch durch fünf Jahre wiederholt geſchloſſene Waffenſtillſtände mit einzelnen Feindſeligkeiten.

Der ungenügende Erfolg des von den Türken ſogenannten „alemanniſchen Feldzuges wider den König von Spanien,“ Doria's Eroberungen in Morea und neue Kriegsentwürfe gegen Perſien, hatten Suleiman zu einem Frieden mit König Ferdinand geneigter gemacht; daher erhielt der Letztere ohne Schwierigkeit ſicheres Geleite für ſeinen Botſchafter, Hieronymus von Zara, und Dieſer ſchon wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Konſtantinopel Audienz bei dem Sultan (14. Januar 1533). Die Unterhandlungen wurden auf beiden Seiten mit orientaliſchem Bombaſt und

ſamſten Formalitäten, in denen der Großweſir es noch weiter, als der Padiſchah getrieben wiſſen wollte, geführt, die Schlüſſel von Gran dem Scheine nach übergeben, obſchon der Platz ſelbſt nach wie vor in Ferdinand's Händen blieb, und von Letzterem verſprochen, daß er bei ſeinem Bruder ſich wegen Koron's Zurückgabe verwenden wolle. Suleiman nannte Ferdinand Sohn, der mit ihm, und mit dem er allen Beſitz gemeinſchaftlich haben wolle, und Ibrahim denſelben Bruder. Dennoch verſtand ſich der Sultan nur in ſo weit zum Frieden, als Ferdinand ſich mit Zápolya einigen könne; was ſie unter einander beſchließen und feſtſetzen würden, wolle er beſtätigen. Auf dieſer ſchwankenden Grundlage wurde der Friede geſchloſſen, und zwar, wie Suleiman mündlich dem Hieronymus ſagte, „nicht auf ſieben, oder fünf und zwanzig, oder hundert Jahre, ſondern auf zwei hundert, drei hundert, oder ewig, wenn nicht der Gegentheil ſelbſt ihn bräche; der Königin Maria gebe der Padiſchah ihr Heiratsgut, und was ſie in Ungarn beſeſſen.“ Auch fügte der Großweſir Ibrahim hinzu: der Padiſchah werde Freund der Freunde, Feind der Feinde ſeines Sohnes, Königs Ferdinand, ſeyn; wolle Kaiſer Karl gleichen Frieden, ſo ſende er Botſchaft an die hohe Pforte.

Der Kaiſer würde, hätte er nur dem Zuge ſeines Herzens folgen dürfen, am liebſten dem ſich zurück ziehenden Sultan nachgeſtürmt ſeyn, um den Ungläubigen die Rückkehr auf lange zu verleiden; aber die ſpäte Jahreszeit, Ungeduld der zum Theile nicht regelmäßig bezahlten Söldner und der Wunſch mancher Fürſten, mit ihrer Mannſchaft nach Hauſe zu ziehen, zwangen ihn, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben. Auch fehlte es nicht an anderen Gegenſtänden, die ſeine Thätigkeit dringend in Anſpruch nahmen. Zuvörderſt begab er ſich nach Bologna, und brachte den Papſt dahin, im Januar 1533 mit ſcheinbar größerem Ernſte Rundſchreiben wegen der Kirchenverſammlung zu erlaſſen; dann ſchloß er (24. Februar) ein Vertheidigungsbündniß mit allen italieniſchen Staaten (Venedig ausgenommen), wonach ſie zur Erhaltung des Friedens und zur Abwehr fremder Gewalt Mannſchaft ſtellen, beſolden und der Führung eines kaiſerlichen Feldherrn anvertrauen wollten; der Kaiſer hingegen ſeine Soldaten aus Italien wegzog oder entließ. Kaum aber war er im April 1533 über Genua nach Spanien zurück gekehrt, ſo verſuchte König Franz von Frankreich, welcher mit dem Allen höchſt unzufrieden war, in Italien neue Verbindungen anzuknüpfen, und fand zunächſt [illegible]le, indem er ihm Hoffnung

machte, die Kirchenverſammlung, welche Karl ſo lebhaft betrieb, zu vereiteln. Man fürchtete nun um ſo mehr den baldigen Ausbruch eines Krieges, weil Franz bereits im October 1532 mit Heinrich VIII. ein enges Bündniß geſchloſſen hatte. Daß der Kaiſer den Franz Sforza im ruhigen Beſitze des Herzogthums Mailand ließ, hätte jedem Unbefangenen beweiſen können, daß er keine habſüchtigen Abſichten hege; allein dem Könige von Frankreich, der, aller Entſagungen ungeachtet, ſeine Anſprüche auf Mailand nie aufgab, mochte ſolche Uneigennützigkeit keineswegs willkommen ſeyn, weil ſie ihm den Grund zu neuen Klagen raubte, und ſein Verfahren in ein zweideutigeres Licht ſtellte. Aber all' dieſe Plane und Berechnungen ſtürzten großentheils zuſammen, als Papſt Clemens den 26. September 1534 ſtarb. Sein Nachfolger, Alexander Farneſe, als Papſt Paul III., zeigte ſich allen Kriegsplanen ſo abgeneigt und dem Kaiſer ſo zugethan, daß Dieſer, weit entfernt, den Frieden innerhalb der Chriſtenheit zu ſtören, freie Hände gegen die Ungläubigen erhielt.

Seit vielen Jahren war die Küſte Spaniens und Süditaliens den Seeräubereien und Anfällen der Mohammedaner ausgeſetzt. Die Johanniter, welchen Karl V. im April 1530 Malta und Gozzo eingeräumt hatte, vermochten nicht, ſie abzuhalten; ja, die Gefahr erhöhte ſich von Tage zu Tage, ſeitdem Chaireddin Barbaroſſa, urſprünglich ein Kaufmann auf Mitylene, dann durch Klugheit und Tapferkeit Anführer einer bedeutenden Flotte, zuletzt, nach des Königs Mulei Hasan Vertreibung, ſogar Herr von Tunis und ein begünſtigter Schützling Suleiman's geworden war. Im nächſten Jahre, ſo ging das Gerücht, wolle er Neapel angreifen; auch nahmen die Räubereien und Plünderungen ſchon jetzt kein Ende. Obgleich eine große Anzahl Franzoſen als Gefangene in Tunis ſchmachtete, und der allgemeine Vortheil der Chriſtenheit hervorgehoben wurde, ſo lehnte König Franz doch alle Theilnahme an einer Unternehmung wider jenen Raubſtaat und zum Beſten des Hilfe ſuchenden Mulei Hasan ab, denn er ſei mit Suleiman und Chaireddin im Frieden; ja er gab dieſen von den feindlichen Planen des Kaiſers Nachricht. Einigen Beiſtand leiſtete König Johann von Portugal, noch mehr deſſen Bruder Ludwig. Mit der Blüte des ſpaniſchen Adels ging Karl (29. Mai 1535) zu Barcelona an Bord der Flotte, die aus einem halben Tauſend von Schiffen beſtand, mit deutſchen, italieniſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Truppen bemannt. Der

befehligte dieſelben, der Marcheſe Guaſto die Landtruppen unter Karl's eigener Leitung. Am 16. Juni wurden vor Goletta, d. i. dem Kohlenſchlunde, welcher die Landenge von dem Teiche, der bis an die Stadt Tunis reicht, vertheidigte, die Truppen ausgeſchifft, Goletta einen Monat lang belagert, und am 14. Juli erſtürmt, dabei das ganze ungeheure Arſenal und über hundert Schiffe erobert. Nach dem Verluſte dieſes Platzes wollte Chaireddin ſein Heil in offener Schlacht verſuchen, und vorher die in Tunis gefangen gehaltenen ſieben tauſend Chriſtenſclaven ermorden laſſen, wovon ihn jedoch die Seinigen abhielten. Er faßte eine Stellung außerhalb der Stadt; aber ein Theil ſeiner Soldaten verweigerte ihm den Gehorſam, während die Chriſtenſclaven in Tunis ſich befreiten, und vor Chaireddin die Thore der Stadt ſchloſſen, worauf Letzterer mit den ihm treu Gebliebenen in's Gebirg flüchtete. Am 21. Juli führte Karl ſein Heer gegen Tunis. Gern hätte er die Stadt mit Plünderung verſchont; aber die Raubſucht ſeiner Soldaten, zumal der Spanier, ließ ſich nicht Feſſeln anlegen; durch zwei Tage plünderten dieſe, ermordeten dreißig tauſend Einwohner, und führten zehn tauſend in die Sclaverei, bis der Kaiſer bei Todesſtrafe weitere Plünderung verbot. Am 8. Auguſt wurde der friedliche Vertrag zwiſchen dem Kaiſer und dem von ihm wieder eingeſetzten Mulei Hasan unterzeichnet und beſchworen darin die Freigebung aller Chriſtenſclaven im ganzen Reiche von Tunis, der freie Aufenthalt der Chriſten mit ungeſtörter Religionsübung bedingt. Auch verpflichtete ſich Mulei Hasan, Bona, Biſerta und Afrikije dem Chaireddin, der ſie noch beſetzt hielt, zu entreißen, und dem Kaiſer zu übergeben, welcher auch Goletta beſetzen, und als Koſten der Beſatzung jährlich zwölf tauſend Dukaten von Mulei erhalten ſollte. Am 17. Auguſt ſegelte Karl von der berberiſchen Küſte ab. Das ganze Abendland hallte wieder von dem Ruhme des Kaiſers, der bei dieſem Heldenunternehmen keinen Vortheil für ſich geſucht, nur für die Ehre ſeines Glaubens gekämpft, und mit ſiegreichem Schwerte die Feſſeln von dreißig tauſend Chriſtenſclaven gelöſet hatte, und wie die Chriſtenheit ihn damals in allen Landen pries, daß er Gut, Leib und Leben im gerechten Kriege wage, ſelbſt ſeine Feinde unterſtütze, während die meiſten anderen Könige und Fürſten nur ihrer kleinen Streitigkeiten und des nächſten Vortheils gedächten; ſo begeiſterten auch den erhabenſten epiſchen Sänger unſerer Tage

— — — — — „die Waffenthaten des Kaiſers
Carol, die er vollbracht' auf dem wogenden Meer und dem Feſtland,
Als er vom ſchmählichen Joche tuniſiſcher Räuber die Chriſten
Löſ'te mit Siegers Hand, Europa's zagenden Völkern
Frieden errang, und dem Meer' erkämpfte die heilige Freiheit" *).

Am unmuthigſten über dieſen neuen und verdienten Ruhm des Kaiſers war König Franz I., und als Karl in ritterlicher Artigkeit die in Tunis befreiten franzöſiſchen Gefangenen dem Geſandten ihres Vaterlandes übergab, reizte dies den König, ſtatt ihn dankbar zu ſtimmen, nur zu Zorn und Neid. Ungeachtet der Zerrüttung ſeines Landes, dachte er nur an Krieg und Eroberung, verband ſich mit Heinrich VIII., der über die Scheidung von ſeiner Gemalin, Katharina von Aragonien, mit Kaiſer und Papſt zerfiel, ſo wie mit Karl's Gegner, dem Herzoge Karl von Geldern; er mehrte ſeine Flotte in Marſeille, und gründete neue Legionen, reizte die Proteſtanten überall gegen den Kaiſer, und gab Geld, um den König Ferdinand aus Würtemberg zu vertreiben; ja, er ſchloß endlich 1535 ein öffentliches Schutz- und Trutzbündniß mit den Türken, wobei er den deutſchen Ständen vorſpiegelte: die Türken führten nur Krieg, um des Kaiſers Streben nach allgemeiner Herrſchaft zu brechen, Karl hindere alſo in Wahrheit den Türkenfrieden; dagegen diene Frankreichs Bündniß mit den Türken zum Vortheile der Chriſtenheit, indem man einen Verbündeten leichter, als einen Feind zurück halten könne. Er ſprach von der innigen Verwandtſchaft des deutſchen und des franzöſiſchen Volkes, und ließ den deutſchen Proteſtanten vorlügen, daß er das augsburgiſche Bekenntniß genau ſtudirt habe, und ihren Anſichten weit näher ſtehe, als man glaube; während er gleichzeitig in ſeinen Ländern Anhänger der neuen Lehre foltern und verbrennen, und dieſe Grauſamkeiten in Rom als Beweis ſeiner Anhänglichkeit an die alte Lehre anpreiſen ließ. Die Proteſtanten lehnten jedoch ſeinen Antrag, ſich mit ihm gegen den Kaiſer zu verbinden, ab, und ſo ſtand Franz demſelben mit ſeinen Anſprüchen auf Savoyen und Mailand vereinzelt gegenüber. Die Hinrichtung eines franzöſiſchen Emiſſärs, Maraviglia, in Mailand machte Franz als neuen Klaggrund geltend.

Am 24. October 1535 ſtarb Herzog Sforza von Mailand kinderlos, und ſetzte den Kaiſer zum Erben ein, was Dieſem als eine neue Beſtätigung ſeiner Rechte gelten konnte, wenn er anders einer ſolchen bedurft

*) Pyrker's „Tuniſias."

hätte. Franz dagegen meinte: seine Ansprüche an Mailand lebten durch jenen Todesfall wieder auf, weil er ihnen angeblich nur zu Gunsten Sforza's entsagt habe. Daß diese Behauptung dem Sinne der Friedensschlüsse von Madrid und Cambray widersprach, und Sforza nur durch die Gnade Karl's wieder in den Besitz des verlorenen Herzogthums gekommen war, ließ Franz sich nicht kümmern.

In Neapel, wohin der Kaiser von Tunis aus im November 1535 kam, erfuhr er den Tod Sforza's, und König Franz versuchte — obgleich er das mailändische Gebiet schon mehrmals verletzt, und den Herzog von Savoyen, den Schwager Karl's, mit Heeresmacht überzogen hatte — den Weg der Unterhandlung. Karl erklärte sich auf Franzens Vorschläge überaus billig; aber sofort steigerte Dieser seine Ansprüche. Der Kaiser machte den günstigen Antrag: dem dritten Sohne Franzens Mailand, wiewohl getrennt von Frankreich, zu überlassen, sofern derselbe eine seiner Nichten heirate; doch Franz verlangte, ohne allen Rechtsgrund, das Land für seinen zweiten Sohn, und zwar dergestalt, daß er, der König, selbst im Besitze bleibe, bis er demselben freiwillig entsage. Gleichzeitig dauerte die feindselige Behandlung des Herzogs von Savoyen fort.

Als nun Kaiser Karl im April 1536 in Rom eintraf, wo das Volk den Christenerretter mit Begeisterung aufnahm, und hier durch den französischen Gesandten das verläumderische Gerücht ausgestreut fand: er habe sein Versprechen, Mailand an Franz zu geben, schnöde gebrochen, erklärte er sich in einer feierlichen Sitzung vor dem Papste und den versammelten Kardinälen in einer umständlichen Rede über seine Verhältnisse zu dem Könige, Diesem die dreifache Wahl lassend: entweder Mailand unter den gestellten Bedingungen für den Herzog von Angoulême anzunehmen und Savoyen zu räumen; oder einen Zweikampf unter der Bedingung einzugehen, daß der Unterliegende für die Kirchenversammlung, Ausrottung der Ketzerei und Besiegung der Türken wirke, auch entweder Burgund, oder Mailand räume; oder durch Krieg alle Streitfragen zu entscheiden. Die Vorschläge des Kaisers, welche den Franzosen amtlich zugestellt wurden, führten zu keiner Einigung, und der von Franz bisher lässig geführte Krieg nahm von da an ein ernsteres Gepräge an.

Karl hatte mit großer Thätigkeit die Zeit der Unterhandlungen dazu benutzt, sich zu rüsten, so daß er, die Heere ungerechnet, welche in die Cham-

pagne und Picardie einfallen ſollten, in Norditalien über fünfzig tauſend Mann und hundert Kanonen beiſammen hatte. Ohne Schwierigkeit verjagte er die Franzoſen aus Savoyen, und ſtand plötzlich an der Gränze ihres Reiches. Anfangs war er unſchlüſſig, ob er in Frankreich einfallen ſollte; aber die allgemeine Stimme des Heeres bewog ihn, dieſen Entſchluß zu ergreifen, und am 25. Juli 1536 betraten ſeine Krieger den franzöſiſchen Boden, und zogen ungeſtört weiter; denn die Franzoſen hatten, um dem feindlichen Heere die Mittel der Erhaltung zu rauben, das Land verwüſtet, die Einwohner ſich entfernt, und die ſtreitbare Mannſchaft ſich in befeſtigten Lagern verſammelt, welche die Kaiſerlichen weder erobern, noch umgehen konnten. Letzteren ſchlug die Hoffnung, Aix oder Arles zu gewinnen, fehl, und das dem Kaiſer geneigte Avignon nahmen die Franzoſen durch eine Kriegsliſt. Unter Mangel und Beſchwerden langte das kaiſerliche Heer (25. Auguſt) vor Marſeille an, aber das entvölkerte und verwüſtete Land bot keine Hilfsquellen; der Genuß ſchlechter Lebensmittel und die Hitze der Jahreszeit erzeugten Krankheiten, bis Karl hierdurch und durch allerlei Unfälle gezwungen wurde, am 10. September die Belagerung Marſeille's mit Zurücklaſſung vieler Waffen und vielen Gepäckes aufzuheben. Der Rückzug wurde unter großen Verluſten an Menſchen, Pferden und Vorräthen vollbracht; dreißig tauſend Menſchen kamen bei dem verunglückten Feldzuge um, unter ihnen des Kaiſers berühmter Feldherr Antonio de Leyva und der gefeierte ſpaniſche Idyllendichter Garcilaſo de la Vega. Hätten die Franzoſen kühne Verfolgung gewagt, ſo würde das Heer Karl's vernichtet worden ſeyn; er ſelbſt kam krank nach Genua, und ſegelte im November nach Spanien. Aus der Picardie wurden die Kaiſerlichen ebenfalls zurück gedrängt, und „Karl von Oeſterreich," weil er auf die Ladung des Pariſer Parlamentes, wegen Flandern und Artois perſönlich die Huldigung zu leiſten, nicht erſchien, als ungetreuer Vaſall verurtheilt. So feindſelig war man am franzöſiſchen Hofe dem Kaiſer geſinnt, daß man ihm ſelbſt den zufälligen Tod des Dauphin beimaß.

Der Feldzug des folgenden Jahres (1537) blieb unentſcheidend, und endlich wurden beide Theile dem Frieden geneigt, der Kaiſer wegen der Türkengefahr, der König, weil ſein Bündniß mit den Türken die allgemeinſte Mißbilligung erntete, und ihm doch keine Hoffnung gab, die alten Eroberungsplane zur Erfüllung zu bringen. Hierzu kam, daß die Königin Eleo-

nore und Papst Paul III. eifrigst für den Frieden wirkten; der Letztere besonders, um desto kräftiger gegen die Türken und Protestanten auftreten zu können. Nachdem schon im Laufe des Jahres 1537 mehre Urkunden über Waffenstillstände zwischen den kriegführenden Parteien vollzogen worden, begab sich der fünf und siebzigjährige Papst selbst nach Nizza, um durch persönliche Vermittelung einen völligen Frieden zu Stande zu bringen. Er konnte aber die ebenfalls angelangten Monarchen nicht vermögen, einander zu sehen und zu sprechen, sondern mußte sich begnügen, daß zwischen ihnen (18. Juni 1538) ein Waffenstillstand auf zehn Jahre geschlossen wurde. Vermöge desselben behielt Jeder, was er besaß; den Abgefallenen wurde Verzeihung, den meisten Verbannten Herstellung, allen Unterthanen freier Handel bewilligt, kleinerer Bedingungen nicht zu erwähnen. Nur der Herzog von Savoyen, dessen Land zum Theile von Franzosen, zum Theile von Kaiserlichen besetzt blieb, war mit diesem Ausgange unzufrieden, trat indeß später, mit Vorbehalt seiner Rechte, dem Waffenstillstande bei. — Auf der Rückfahrt nach Spanien, im Juli 1538, trieb Sturm oder Absicht den Kaiser an die französische Küste. Nach so langer Feindschaft, Herausforderungen und Vorwürfen kam er unerwartet mit Franz zusammen, und Beide suchten einander in wechselseitigem Vertrauen und in Höflichkeit zu übertreffen, worin Viele eine neue Bürgschaft künftiger Waffenruhe erblickten.

In Deutschland übte der Nürnberger Religionsfriede einen wohlthätigen Einfluß; obgleich kein Theil mit demselben vollständig zufrieden war, am wenigsten der Papst Clemens VII. und die eifrigen katholischen Stände. Jenen erwiederte jedoch der Kaiser: er sey unschuldig, daß die Wormser Beschlüsse nicht zur Vollziehung gekommen, und besser würde es stehen, wenn der heilige Vater gleich nach dem Augsburger Reichstage eine Kirchenversammlung berufen, und sich nicht zu Karl's Feinden hingeneigt hätte. Auf protestantischer Seite eiferte am heftigsten der Landgraf von Hessen nebst seinen Theologen gegen die unbestimmte Fassung des Friedens und die dadurch gehemmte Ausbreitung der neuen Lehre; anderer Meinung war Luther, der jedes Uebel für geringer als einen Bürgerkrieg hielt. So beruhigten sich endlich alle Parteien, und vereinigten sich in Regensburg, schneller als jemals, über die Türkenhilfe, die peinliche Gerichtsordnung und mehre innere Verbesserungen, besonders hinsichtlich des Kammergerichtes. Hierbei trat jedoch von Neuem der erste erhebliche Zweifel hervor, indem

die Katholiken behaupteten: der Religionsfriede verbiete alle Gewaltſchritte hinſichtlich der Religion, mithin dürften die Proteſtanten auch in Betreff der geiſtlichen und Kirchengüter keine Veränderung vornehmen, oder es ſey doch in ſolchem Falle das Kammergericht berechtigt, Prozeſſe einzuleiten und wider die Proteſtanten zu erkennen. Dieſe entgegneten: der Friede betreffe alle Perſonen, Sachen, Güter und Renten, welche mit Glauben, Kirche und Religion irgend in Verbindung ſtänden; denn es verſtehe ſich von ſelbſt, daß in eigentlichen Glaubens- und Religionsſachen das Kammergericht niemals entſcheiden könne.

Indeß hielt die Hoffnung auf baldige Eröffnung einer allgemeinen Kirchenverſammlung und geſetzliches Feſtſtellen aller Zweifelsfragen noch immer von gewaltſamen Maßregeln zurück, und der Kaiſer, welcher nach Beſeitigung des Türkenkrieges zu dem Papſte eilte, that ſein Möglichſtes, um alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Weit entfernt, jenem Wunſche beſtimmt zu widerſprechen, bot Clemens anſcheinend dazu die Hand, und begann das Concil auszuſchreiben, während er insgeheim dasſelbe zu hintertreiben ſuchte, von welchem, wie weit die Sachen bereits gediehen, ſich auch wohl ſchwerlich eine genügende Wirkung, geſchweige denn eine Vereinbarung hätte erwarten laſſen.

Während der Kaiſer in Bologna auf die politiſche Nothwendigkeit hinwies: man müſſe, damit Deutſchland wieder zur Ruhe und Einigkeit gelange, den Proteſtanten mehr bewilligen, hielt Papſt Clemens ſtrenger auf die kirchliche Conſequenz, und deutete die Gefahr an, durch falſche Mittel die vorhandenen Uebel noch zu vergrößern. Doch gingen (im Februar 1533) Abgeſandte des Papſtes in alle Lande, um ſich mit den Königen über vorläufige Bedingungen zu einigen. Auf römiſcher Seite verlangte man unter Anderen: die Kirchenverſammlung ſolle nach herkömmlicher Weiſe gehalten werden; Jeder unterwirft ſich ihren Schlüſſen, und enthält ſich, bis dieſe ergehen, aller Neuerungen in Religionsſachen. Wer die Verſammlung hindert, oder ihre Entſcheidungen verwirft, wird mit aller Macht zum Gehorſam gezwungen. Sechs Monate, nachdem man ſich über dies Alles, den zu erwählenden Ort ꝛc. geeinigt hat, beruft der Papſt die Kirchenverſammlung, damit ſie ein Jahr ſpäter beginne. Daß aber jene Verſtändigung, von welcher die Berufung des Concil's abhängig gemacht war, nicht zu Stande kommen werde, wußte man in Rom recht wohl, da König

Franz Allem zu widersprechen pflegte, was der Kaiser wünschte, und am sichersten in diesem Falle, wo er dessen größeren Einfluß auf die Kirchenversammlung vorher sah und die Herstellung der Einigkeit in Deutschland durch dieselbe fürchtete.

Päpstliche Gesandte kamen mit jenen Anträgen auch nach Sachsen, wo (16. August 1532) dem verstorbenen Kurfürsten Johann sein Sohn Johann Friedrich gefolgt war, ein ehrenwerther Mann, doch der ernsten Aufgabe, welche seine Stellung mit sich brachte, nicht gewachsen, zusammen gesetzt aus Phlegma und Feuer, die sich fortwährend in ihm entgegen arbeiteten, aus Unentschlossenheit und überstürzender Eile, großmüthig, tapfer, im Dienste seines Glaubens das höchste Opfer nicht scheuend, aber auch beschränkt in seiner Einsicht und begriffsstörrig. Dieser veranlaßte (Juni 1533) eine Versammlung der Protestanten zu Schmalkalden, welchen eine Kirchenversammlung, die sie vorher so eifrig betrieben, jetzt plötzlich gefahrdrohend für ihre Sache erschien. Die Bedenken, welche sie dagegen erhoben, gaben in Rom Vorwand zu neuen Verzögerungen, so daß erst nach dem Tode des Papstes Clemens VII., unter Paul III., die Frage über die Kirchenversammlung wieder mit Ernst aufgenommen wurde.

Der früher allgemeine Haß wider den geächteten und vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg, mit dessen Lande König Ferdinand noch zuletzt auf dem Augsburger Reichstage feierlich belehnt worden war, hatte sich im Laufe der Zeit allmälig gelegt. Denen, welche bei Ulrich's Verschwendung sich bereichert, mißfiel die Sparsamkeit des österreichischen Regiments; auch Ferdinand's Abwesenheit gab Anlaß zu Beschwerden, und Manche behaupteten endlich, bei dem ganzen Hergange wären die Reichsgesetze über Acht, Eröffnungen, Belehnungen u. s. w. nicht gehörig beobachtet worden. Doch würden diese Stimmungen so wenig gewirkt haben, als amtliche Erklärungen einiger Kurfürsten und Stände, wenn sich nicht der dem Herzoge feindliche schwäbische Bund, hauptsächlich wegen der religiösen Spaltung seiner Mitglieder, (1533) aufgelöset hätte, indem die katholischen Theilnehmer fanden, daß der Bund sich ihrer bei den Pack'schen Händeln nicht genug angenommen hätte; die protestantisch Gesinnten aber sich mehr zum schmalkaldischen Bunde hingezogen fühlten, und gleichzeitig der König von Frankreich kein Mittel unversucht ließ, um eine Verbindung zu trennen, die fast immer treu zu Deutschlands Kaisern gehalten hatte.

Während des nächsten Jahres, wo der Kaiser in Spanien abwesend, und König Ferdinand in Ungarn beschäftigt war, unternahm, von schnellem Handeln den sichersten Erfolg sich versprechend, der Landgraf Philipp von Hessen, ohne Rücksicht auf Luther's Widerspruch und die Reichsgesetze, mit Hilfe französischen Geldes die Herstellung Herzog Ulrich's. Die österreichische Regierung in Schwaben war auf einen so unerwarteten Angriff nicht gefaßt; ihre an Anzahl der feindlichen nicht gewachsene Mannschaft wurde, nach Verwundung ihres Anführers, des Pfalzgrafen Philipp, am 13. Mai 1534 zwischen Nordau und Hausen in Schwaben zum Weichen gebracht, worauf der Landgraf, weiter vorrückend, auch Tübingen, Hohen-Urach und Hohen-Asperg nahm, hiermit die Eroberung des würtembergischen Landes vollendete und hier überall dem alten Herzoge Ulrich den Eid der Treue schwören ließ. Doch glaubten die Meisten, hiermit sei die Sache keineswegs abgemacht, sondern es dürfte ein größerer, allgemeinerer Krieg entstehen, wie der König Franz sehr gewünscht hätte. Aber der Kaiser Karl und der König Ferdinand benahmen sich, obgleich sie den Hergang streng und als Friedensbruch rügten, sehr gemäßigt; ja der Letzte, der lieber eigene Opfer bringen, als einen inneren Krieg in Deutschland entzündet sehen wollte, erbot sich zum Rechtsgange und erklärte: er habe Würtemberg vom schwäbischen Bunde gekauft. Zugleich fühlte er aber wohl, daß weder dieser, noch alle anderen Rechtstitel gegen Anfechtungen sichern würden, und andererseits mußte Ulrich nebst seinen Verbündeten einsehen, daß der neue Gewinn ohne höhere Bestätigung nicht sicher, und diese nur durch anderweite Nachgiebigkeit zu erlangen seyn werde. Diese Ansichten beider Theile führten zu einem Vertrage, welcher am 29. Juli 1534 zu Kaden in Böhmen zwischen Ferdinand, Sachsen, Hessen und Würtemberg geschlossen wurde. Ulrich — so kam man überein — bekommt Würtemberg als österreichisches Reichsafterlehen, und Oesterreich erbt das Land nach Ausgang des Mannsstammes. Der Herzog und der Landgraf leisten dem Kaiser und dem Könige Ferdinand feierliche Abbitte; Alle erkennen Letzteren als römischen König an. Der Nürnberger Religionsfriede wird aufrecht erhalten, und das Kammergericht leitet keine Processe gegen die Protestanten, als solche, ein. Hierunter werden aber Sacramentirer, Wiedertäufer und ähnliche unchristliche Parteien nicht verstanden, vielmehr in den Ländern der Reichsstände nicht geduldet. So ging das theuer erkaufte Würtemberg für Oesterreich wieder verloren.

Papſt Paul III. nahm den Gedanken einer Kirchenverſammlung mit aufrichtigerem Ernſte auf, als ſein Vorgänger Clemens, und legte, nachgiebiger, als dieſer, den Proteſtanten gar keine Bedingungen vor, ſondern verlangte blos, daß ſie die Kirchenverſammlung beſchicken ſollten, welche über Form, Anordnung, Entſcheidung u. dgl. ſelbſt das Nöthige feſtſetzen möge. Aber die Proteſtanten glaubten ſich jetzt am meiſten durch eine Kirchenverſammlung bedroht, und der Widerſtand gegen eine ſolche ging, wie früher das Verlangen darnach, nun von ihnen aus. Um einen Vorwand zu haben, ſtießen ſie ſich daran, daß Mantua, eine undeutſche Stadt, Sitz der Verſammlung werden ſollte; nebſtdem behaupteten ſie: der Papſt könne nur als Partei, nicht als Richter, auftreten, und in älterer Zeit wären keineswegs blos Prälaten, ſondern auch Fürſten und andere Stände auf ſolchen Verſammlungen erſchienen ꝛc. Zwar wurde ihnen entgegen gehalten: Mantua gehöre noch zum deutſchen Reiche, und ſey doch den anderen Völkern bequemer, als eine eigentlich deutſche Stadt; auch wären die Proteſtanten in viel ſchlimmerem Sinne Partei, als der Papſt, und Fürſten oder erwählte Laien könnten in Religionsſachen nicht entſcheiden; aber die Leidenſchaft hörte nur ihre eigenen Gründe.

Ueber die Einreden der Gegner hinweg gehend, erließ der Papſt (2. Juni 1536) ein feierliches Rundſchreiben, daß alle Väter ſich zum 23. Mai 1537 in Mantua einfinden ſollten. Ob nun gleich dieſe Friſt weit genug hinaus geſchoben war und der Krieg zwiſchen Karl und Franz jede Verſammlung unmöglich machte, waren doch die Proteſtanten voll Furcht und Argwohn. Zwar ging die Hoffnung, welche Landgraf Philipp dem Könige Franz gemacht haben ſoll, er werde, nach Beſeitigung der würtembergiſchen Angelegenheit, König Ferdinand's Beſitzungen angreifen und nach Italien ziehen, aus mehren Gründen, und insbeſondere deshalb nicht in Erfüllung, weil Ferdinand ſich in Allem billig zeigte, während Franz die Proteſtanten in ſeinem Reiche mißhandelte; allein deſto eifriger ſuchte Philipp einen Bund mit Heinrich VIII. zu Stande zu bringen, welcher ſich vom Papſte ganz losgeſagt hatte und mit dem Kaiſer zerfallen war. Der glaubenseifrige Kurfürſt Johann Friedrich und ſelbſt Luther waren jedoch der Meinung: man dürfe ſich mit Jenem, da er über manche Hauptpunkte der Lehre abweichend denke, nicht verbinden, und eine ſolche Mehrung der Zahl ſtärke

während Heinrich in ähnlicher Weiſe erklärt

unumgänglich, und zu dem augsburgischen Bekenntnisse könne er sich nicht verstehen.

Je mehr die Protestanten also durch ihre eigene Unduldsamkeit unter einander sich in Parteien schieden, desto größere Behutsamkeit und Mäßigung ward ihnen zur Pflicht, da kein gemeinsamer Stützpunkt sie deckte. Höchst willkommen war ihnen unter solchen Umständen ein kaiserliches Schreiben vom 7. Juli 1536, welches aussprach, daß Karl ihnen der Religion wegen auf keine Weise zu nahe treten werde; daß aber auch sie Alles, was zu Unruhen Anlaß geben könne, sorgsam vermeiden möchten. Dies versprachen Alle unter Dankesbezeigungen, obgleich Einige bemerken wollten, die Milde des Kaisers entstehe nur aus Furcht vor einer Verbindung der Protestanten mit Frankreich, und Andere behaupteten: die Verlängerung des schmalkaldischen Bundes und die Aufnahme neuer Glieder sey mit jenem Versprechen unverträglich. In dem zu Michaelis 1536 entworfenen neuen Bundesvertrage waren mehre Bestimmungen aufgenommen über Beiträge, Kriegsmacht, Anstellung der Hauptleute u. s. w. Von dreizehn Stimmen sollte die Mehrheit entscheiden, und die Oberanführung halbjährig zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen wechseln. Nochmals wurde ausgesprochen, daß der Bund nur die Vertheidigung gegen etwaigen Angriff bezwecke, wie denn auch seine Kräfte wirklich zu mehr nicht ausreichten, ungeachtet des Hinzutrittes von Würtemberg, Pommern, Hamburg, Kempten, Frankfurt und Hannover, und eines besonderen Vertrages mit Dänemark. Um dieselbe Zeit wurden, auf Johann Friedrich's Befehl, durch Luther und einige andere Wittenberger Theologen nochmals die Punkte zusammen gestellt, welche man den Katholiken gegenüber behaupten, oder worin man nachgeben wollte, und die erforderlichen Falls auf dem Concil vorgelegt werden sollten. Diese, gewöhnlich die schmalkaldischen genannten, Artikel sind im Wesentlichen desselben Inhalts, wie das augsburgische Bekenntniß; nur ist, wie die zunehmenden Jahre Luther's Ausdruck schneidender und rücksichtsloser gestalteten, Vieles härter und schärfer gefaßt und der Abfall vom Papste, unter leidenschaftlichen Zusätzen und Argumenten, noch entschiedener, unbedingter ausgesprochen.

Im Februar 1537 erschien der kaiserliche Vicekanzler Held in Schmalkalden und trug vor: der Kaiser habe es gnädig aufgenommen, daß die Protestanten sich weder mit Frankreich noch mit England eingelassen; dagegen

könne er nicht billigen, daß sie, unter dem Vorwande, als betreffe es die Religion, die Gerichtsbarkeit des Kammergerichts verwürfen, dem Nürnberger Religionsfrieden zuwider ihre Lehre ausbreiteten, neue Mitglieder in ihren Bund aufnähmen und gegen die Kirchenversammlung so viele Schwierigkeiten erhöben, so daß es selbst Auswärtigen erscheine, als hätten sie mehr die Zerrüttung des deutschen Reiches, denn die Erhaltung des Friedens und der Ordnung, im Auge. — Die Protestanten suchten sich hierüber zu verantworten: von dem Reichskammergerichte hätten sie keine Unparteilichkeit zu erwarten, da dasselbe fast ausschließend aus Katholiken gebildet sey und das gesammte päpstliche Recht für giltig anerkenne; die Verbreitung ihrer Lehre könne ihnen nicht zum Vorwurfe angerechnet werden, da auch die Katholiken Jene, welche von der neuen zur alten Lehre zurück kehrten, bereitwillig aufnähmen; der Kirchenversammlung endlich könnten sie auf keine Weise sich anvertrauen, so lange deren sämmtliche Mitglieder durch Eide an den Papst gebunden, über die Hauptgrundsätze Nichts im Voraus festgestellt, und die Vertilgung der Ketzerei offen als Hauptzweck bezeichnet werde.

Held machte ihnen hierauf bemerklich: unmöglich könnten die Protestanten allein festsetzen, was bei Rechtsstreitigkeiten Religionssache sey oder nicht, und da nun Reichstag und Kirchenversammlung zur Entscheidung nicht auf der Stelle da wären, so weise man dieses Recht am natürlichsten dem Kammergerichte zu, welches nach Gesetz und Herkommen, nicht nach Willkür, entscheiden werde. Ueber Inhalt und Zweck ihres Bundes, dessen Mitglieder, und die vorgebliche Genehmigung zu neuen Religionsveränderungen, möchten sie sich dem Kaiser erklären, ihm aber nicht das Verzögern der Kirchenversammlung, noch einzelne römische Ausdrücke beimessen; denn auch Karl wünsche, daß jene Versammlung frei, unbefangen, unparteiisch, nach wahren Grundsätzen verfahre, und die Protestanten würden diese Grundsätze in Anregung zu bringen, zu vertheidigen, doch nicht für Alle vorzuschreiben haben.

Der nach Schmalkalden gekommene päpstliche Nuntius Vorst, mit welchem die Protestanten sich in gar keine Erörterungen einlassen wollten, fügte hinzu: die protestantischen Geistlichen wären ihren Häuptern nicht mehr unterthan, als die Prälaten dem Papste, und nach obigen Forderungen müßten selbst der Kaiser und die christlichen Könige als Partei betrachtet werden. Daß man Ketzereien austilgen wolle, sey eine ganz angemessene

Aufgabe, und wenn die Protestanten sich hierdurch verletzt fühlten, müßten sie, noch weit mehr, als über den Papst, sich über Könige, Fürsten und Stände beschweren, welche derselben Ansicht wären. Ueberhaupt würde, wenn man den Protestanten ihre Forderungen zugestehen wollte, Niemand auf der Kirchenversammlung erscheinen können, als die schmalkaldischen Verbündeten.

Letztere suchten nun in einer zweiten Gegenschrift ihre früheren Gründe zu verstärken und die neuen Einwendungen zu widerlegen. Held, welcher nicht die zu solchen Verhandlungen nöthige Ruhe besaß, verlor über diesen unausgesetzten Einwürfen, auf welche er stieß, die Geduld. In Deutschland umher reisend, eiferte er laut, daß die Protestanten jede Aussöhnung, jede billige Uebereinkunft von sich wiesen. Der unerfreuliche Ausgang seiner Sendung aber, welcher des Kaisers schönste Hoffnung betrog, ward eine Hauptveranlassung zu dem am 10. Juni 1538 in Nürnberg zwischen mehren Fürsten und Prälaten — dem Kaiser Karl, dem Könige Ferdinand, den Herzogen von Baiern, Kurmainz, Salzburg, den Herzogen Georg von Sachsen, Erich und Heinrich dem Jüngern von Braunschweig — geschlossenen katholischen Gegenbündnisse, dessen Wortlaut dahin ging: der Nürnberger Religionsfriede solle aufrecht erhalten werden, Niemand wolle oder dürfe die Protestanten überziehen; wohl aber werde man sich mit aller Kraft vertheidigen, wenn Jemand wegen des katholischen Glaubens beleidigt, oder die Theilnehmer in irgend einer Weise gefährdet würden. Obgleich bei weitem nicht alle katholischen Stände diesem Bunde beitraten, so mußte derselbe doch die Protestanten um so mehr einschüchtern, da Karl, wie wir gesehen, um dieselbe Zeit den Waffenstillstand von Nizza schloß, für andere Unternehmungen freie Hand erhielt, und nunmehr auf keine Hilfe von Frankreich und England zu hoffen war.

Wirklich bestätigte der Kaiser, wohl nur um das übergroße Selbstvertrauen der Schmalkaldener herab zu stimmen, in Toledo (20. Mai 1539) jenes katholische Vertheidigungsbündniß; aber schon einen Monat früher (19. April) war, unter Vermittelung der Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz, in Frankfurt ein neuer Vergleich zu Stande gekommen. Es soll — so lautete sein Inhalt — Friede und Anstand auf fünfzehn Monate Statt finden, und binnen dieser Zeit, durch Religionsgespräche oder auf andere Weise, wo möglich eine Einigung getroffen werden. Ist eine solche nicht zu

erzielen, ſo bleibt der Nürnberger Religionsfriede und das Regensburger Mandat bis zum nächſten Reichstage in Kraft. Der Religion oder Ketzerei halber wird kein Prozeß wider die Proteſtanten erhoben; dagegen halten ſie ihrerſeits Frieden, nehmen keine neuen Mitglieder in ihren Bund auf, enthalten ſich der Einziehung geiſtlichen Gutes, und ſtellen Hilfe gegen die Türken. — Der Papſt Paul III., mit dieſem Vergleiche unzufrieden, glaubte, da die weltlichen Mächte der Ruhe jedes Opfer brachten, der Ketzerei um ſo entſchiedener im kirchlichen Wege begegnen zu müſſen, und betrieb jetzt das Concil, trotz entgegen geſtellter mehrſeitiger Hinderniſſe, mit verdoppeltem Eifer. Die Verſammlung hätte, nach ſeiner Verordnung, ſchon am 1. Mai 1538 in Vicenza beginnen ſollen; nachdem aber ſeine Abgeordneten daſelbſt vergeblich auf die Berufenen gewartet hatten, mußte er die Eröffnung nochmals auf unbeſtimmte Zeit hinaus ſchieben.

Nach dem, wegen einer Steuerangelegenheit empörten Gent, nahm der Kaiſer, auf beſondere Einladung des Königs Franz, ſeinen Weg über Paris (1540). Er wurde hier mit großer Auszeichnung aufgenommen; aber wenig fehlte, ſo hätte man, um ihn zur Abtretung Mailands zu zwingen, ſich ſeiner Perſon bemächtigt. Seine Gewandtheit rettete ihn aus dieſer Lage, und er gelangte glücklich nach Gent, wo jedoch alsbald der Connetable Montmorency und der Kardinal von Lothringen eintrafen und verlangten, daß Karl nunmehr die Uebergabe Mailands an Frankreich in aller Form beſtätige. Letzterer erklärte dagegegen: nie werde er dieſes Land an Frankreich überlaſſen, und dadurch alle Verbindung ſeiner Staaten auflöſen. Um aber die ewigen Streitigkeiten zu beendigen, wolle er ſeine älteſte Tochter dem Herzoge von Orleans vermälen, und ihr die flandriſchen Staaten als Königreich mitgeben. Dagegen müſſe Franz Savoyen und Piemont räumen, und Philipp II. die Erbin Navarra's heiraten, damit künftig auch nach dieſer Seite alle Streitgründe wegfielen. Aber die bitteren Proteſtationen des Königs von Frankreich, der weder Savoyen und Piemont aufgeben, noch von Mailand abſtehen wollte, lenkten immer mehr von einer Verſtändigung ab, bis Karl (11. October 1540) Philipp mit Mailand belehnte, wodurch auch die übrigen Vorſchläge außer Wirkung geſetzt wurden.

In Deutſchland ſchritt, ungeachtet des Frankfurter Vergleichs, die Reformation im Sturmſchritte weiter. Der ſtreng katholiſche Herzog Georg von Sachſen ſtarb den 17. April 1539 ohne Hinterlaſſung männlicher

Erben. Er hatte vor seinem Tode festsetzen wollen, daß sein protestantischer Bruder Heinrich (der Fromme) und dessen Söhne nur dann zur Nachfolge gelangen sollten, wenn sie keine Religionsveränderung im Lande vornehmen, und dem Nürnberger katholischen Bunde beitreten würden; bis dahin sollte das Land durch den Kaiser und den römischen König verwaltet werden. Aber noch ehe Georg dieses Testament unterzeichnen konnte, überraschte ihn der Tod. Herzog Heinrich trat daher ohne Hinderniß die Regierung im albertinischen Sachsen an, und führte hier, im entschiedensten Widerspruche mit den Gesinnungen seines Vorgängers, sogleich die Reformation ein. Zu der letzteren bekannte sich auch Joachim II., seit 1535 Kurfürst von Brandenburg; Köln und Pfalz zeigten sich nachgiebiger als sonst; den Schweizern hatte man sich wenigstens genähert, und die nordischen Königreiche sah man bereits vom Katholicismus losgerissen. Mit dieser Macht erhoben sich die Kühnheit und das Selbstvertrauen, aber auch die vertragswidrigen Uebergriffe der Protestanten in Religionssachen (wie denn z. B. nach dem Tode des Bischofs von Naumburg der Kurfürst Johann Friedrich das ganze Stift einzuziehen Anstalt machte), so wie in gleichem Maße das Mißtrauen und die Strenge auf Seite der Katholiken, so daß die gegenseitige Stellung beider Theile wieder schwieriger zu werden drohte, als sie es gewesen.

So standen die Verhältnisse, als (1540) der Kaiser die Protestanten abermals seiner friedlichen Gesinnungen versichern, ihnen aber zugleich zu verstehen geben ließ, es liege ihnen mehr am Kirchengute, als an der Kirchenlehre, und sie bildeten mehr eine, seinen Feinden günstige, politische, als eine Religionspartei. Die Protestanten verwahrten sich gegen die letztere, auf Franzens übertriebene Darstellungen begründete Ansicht, und erboten sich zur Rechenschaft über die, innerhalb ihrer eigenen Gerichtsbarkeit, eingezogenen Güter. Um weitere Verständigung zu erzielen, wurden jetzt abermals Religionsgespräche angeordnet, aber nur, um sich, wie früher schon, auch jetzt von deren Fruchtlosigkeit zu überzeugen; denn weder in Speyer, noch in Hagenau und Worms wurde Etwas bezweckt, zum Theil, weil schon über Form und Hergang eine Menge Fragen aufgeworfen, und mit Eigensinn diese und jene Meinungen vertheidigt wurden. Ueberdies verlangten die Protestanten, daß Jegliches von Neuem zur Berathung gestellt werde, während die Katholiken die Ansicht hatten, daß es nicht nöthig sey, auf das, in Regensburg Verglichene, nochmals zurück zu kommen.

Um die Protestanten zu beruhigen, hatte der Kaiser, ihrem Wunsche gemäß, nochmals an das Kammergericht verfügt, und die einsichtvollsten, herzlichsten Ermahnungen zum Frieden erlassen, die jedoch, wie so oft schon, an der Leidenschaftlichkeit der Parteien scheiterten. Seine Friedenshoffnungen gleichwohl noch immer nicht aufgebend, ernannte der Kaiser (13. April 1541) in Regensburg Pflug, Eck und Gropper zu Sprechern der Katholiken; Melanchthon, Bucer und Pistorius zu Sprechern der Protestanten, und verlangte ferner, daß sie, zur zweckmäßigen Abkürzung, bei ihren Verhandlungen eine von Gropper oder Vicelius entworfene Darstellung zum Grunde legen sollten. Der Legat Contarino, welcher nichts wesentlich Anstößiges in dem Buche fand, ließ sich dies gefallen, und leitete die Sache nur so, daß zuletzt vom Papste gesprochen wurde, damit man nicht gleich vornherein zerfalle. Die Beauftragten begannen ihr Geschäft mit Ernst und gutem Willen, und verglichen sich unerwartet über mehre Punkte, z. B. die Freiheit des Willens, die Erbsünde und die Rechtfertigung. Nun aber kehrte der leidenschaftliche Eck, welcher bisher krank gewesen, zu den Berathungen zurück, tadelte laut jene, durch den Kaiser vorgelegte Schrift (schon darum, weil er sie von seinem Gegner Vicelius entworfen glaubte), und verklagte Gropper und Pflug, daß sie den Protestanten zu viel nachgegeben hätten. Denselben Tadel mußten die protestantischen Sprecher von Luther, und insbesondere von dem Kurfürsten Johann Friedrich erfahren, der in seinem Eifer und seiner Aengstlichkeit so weit ging, daß er dem Kaiser gar nichts Bestimmtes über die abzuschaffenden Mißbräuche vorlegen wollte, vielmehr gesonnen war, Melanchthon gänzlich abzurufen, weil dieser es für unrecht hielt, auf Dinge, welche ihm unwichtig schienen, mit Heftigkeit zu bestehen. So gedieh denn, zum großen Schmerze des Kaisers, der, nach einstimmigem Zeugnisse beider Parteien, durchaus am gemäßigtesten war, und die Aussöhnung aufrichtig wünschte, auch dieses Friedenswerk in's Stocken. Karl's Kanzler, Granvella, erklärte hierauf: der Kaiser und seine Räthe wären keine Theologen, und wollten sich auf deren Feinheiten nicht einlassen; sie verlangten vielmehr, daß man gegenseitige Duldung zugestehe, weil das Uebel sonst noch größer und allgemeiner werde. Aber hierbei trat ihm, wie vorher der Eigensinn der Protestanten, wieder die Unbeugsamkeit der Katholiken entgegen, die da erklärten: indem es nur Einen Glauben gebe, müsse man in Jeglichem die Duldung fliehen, und die darüber begonnene Verhandlung sey

höchst gefährlich, nichtswürdig und gegen alles Recht. Auf solche Weise abermals in seinen edlen Entwürfen zur kirchlichen und politischen Versöhnung Deutschlands durchkreuzt, blieb dem Kaiser nur noch die Frage übrig, nach welchen Ansichten er den Reichsschluß fassen solle? Hier wälzte sich ihm natürlich der Sturm der Parteimeinungen fast noch heftiger entgegen. Zwar lautete, nach dem mehrstimmigen Verlangen, der Reichsabschied, hinsichtlich der Klöster, geistlichen Güter, der neuen Bekehrungen, des Kammergerichtes u. s. w. gegen die Protestanten; da diesen aber der Kaiser, in einer besonderen Urkunde vom 29. Juli 1541, viel mildere Bedingungen zugestand, und fast nur offenbare Gewalt verbot, so waren sie, wenn auch nicht ihren, hiermit zum Theil sehr unzufriedenen Mitständen gegenüber, doch in Bezug auf ihn beruhigt und gesichert, und versprachen Hilfe gegen die Türken.

Damals litten die Küsten Spaniens und Italiens fürchterlich von den Verheerungen und Plünderungen, welche der, von Chaireddin als Oberbefehlshaber in Algier eingesetzte Hasan Arhah*) durch seine Seeräuber verüben ließ. Deshalb eilte der Kaiser von Regensburg nach Italien, und sah in Lucca den Papst, welcher einer Kirchenversammlung nicht widersprach, möglichst für den Frieden mit Frankreich wirkte, und, gleich einigen Räthen, den Kaiser von der vorgenommenen Expedition gegen Algier abzubringen suchte. Andreas Doria nämlich und der Statthalter von Mailand, Marchese del Guasto, stellten vor: die Gefahren von Frankreich und der Türkei her wären größer und dringender, und für einen Feldzug gegen Algier die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt. Karl beharrte jedoch bei seinem Plane; denn er hielt es für beschimpfend, Mißhandlungen seiner Unterthanen länger zu dulden; auch werde die türkische Macht durch den Angriff auf Algier ebenfalls geschwächt, und König Franz sey außer Stande, vor Beendigung des Unternehmens mit Nachdruck Krieg zu beginnen. Der Erfolg vor Tunis schien auch diesen Zug in voraus zu verbürgen. Mit vier und siebzig Galeeren, zwei hundert großen und kleinen Schiffen, auf welchen sich zwei und zwanzig tausend Fußgänger, tausend Reiter, vier hundert maltesische Soldaten, auch viele spanische Damen befanden, welche Neugier der Fahrt beizuwohnen drängte, lagerte Kaiser Karl (20. October 1541) in der Bai des östlich von

*) Auf dem unlängst in Algier entdeckten Grabmale desselben heißt er: „Der Chalifah Abu Mohammed Arhah." (Vgl. Allg. Zeitung v. 25. Jan. 1845.)

Algier gelegenen Vorgebirges Tementus (Matafus). Hasan Arhah, obgleich nur über geringe Streitkräfte verfügend, war dennoch zum äußersten Widerstande gefaßt, und verweigerte die geforderte Uebergabe. Am folgenden Tage ordnete daher der Kaiser das Heer in drei Treffen gegen Algier, auf welchem Marsche man, wegen der vielen Krümmungen der Küste und der Angriffe der feindlichen Reiterei, welche zurück getrieben werden mußte, drei Tage zubrachte. In der Nacht vom 23. zum 24. October sollte das Geschütz mit Pulver und Kugeln sammt dem Mundvorrathe an's Land geschafft werden. Da erhob sich plötzlich ein furchtbarer Orkan, der das Meer wie mit Geißeln peitschte, und die Flotte verderblich durch einander warf. Vierzehn Galeeren scheiterten, und in Allem gingen hundert und dreißig Schiffe verloren. Die Noth der Christen weckte den fanatischen Muth der Barbaresken; sie unternahmen einen wüthenden Ausfall, welcher, verbunden mit einem mörderischen Geschützfeuer aus der Festung, den Kaiserlichen viele Leute kostete. Den fliehenden Rest rettete der Kaiser, der inmitten der allgemeinen Bestürzung allein seine Fassung und Besonnenheit erhielt. Von den gescheiterten Galeeren wurden vierzehn hundert gefangene Mohammedaner befreit, die christliche Mannschaft niedergehauen. Zu dem Sturme gesellte sich ein dreitägiger Regen, welcher den Boden zerweichte und pfadlos machte; die Krieger mußten mit den geschlachteten Pferden ihren Hunger stillen. Unter entsetzlichen Beschwerden und Gefahren wurde der Rückzug nach Tementus angetreten, wo (31. October) das Heer sich einschiffte, auch unterwegs noch von Stürmen beunruhigt. Der Kaiser hatte treulich alle Mühseligkeiten seiner Krieger getheilt, überall Muth und Trost zugesprochen, und war der Letzte, der sich einschiffte. Von Elementen, nicht von Menschen besiegt, gab er für diesmal das Unternehmen auf, und erreichte Ende Novembers Spanien.

Jenes Unglück vor Algier und die abermaligen Fortschritte der Türken in Ungarn, welche wir weiterhin melden werden, ließen die Macht des Kaisers dem Könige Franz als so erschüttert erscheinen, daß derselbe jetzt den günstigen Zeitpunkt eines Krieges mit seinem Gegner gekommen glaubte. Zu diesem Zwecke verband er sich noch mit Dänemark, Schweden, dem Herzoge von Kleve und mit neapolitanischen Unzufriedenen; nur Heinrich VIII. ließ sich diesmal nicht für seine selbstsüchtigen Entwürfe gewinnen. Wieder suchte er die alten, oft schon beseitigten Ansprüche und Forderungen hervor, um an sie den Vorwand eines Krieges zu knüpfen, besonders aber wurde mit

lautem Geschrei die Ermordung der französischen Emissäre Rincon und Fregoso hervor gehoben, mit welcher es folgende Bewandtniß hatte. Rincon, ein Spanier, aus Medina del Campo gebürtig, hatte schon 1532 dort verdächtige Geschäfte getrieben, so daß nach ihm gefahndet wurde, und war entweder rechtswidrig zu den Spaniern übergegangen, oder wegen der früher in seiner Vaterstadt vorgefallenen Unruhen geächtet worden; Fregoso aber hatte, als ein Gegner Doria's und der kaiserlichen Partei, Genua verlassen müssen. Beide schickte Franz nach Venedig und Konstantinopel, um wider den Kaiser Verbindungen anzuknüpfen. Verkleidet, ohne Pässe und ohne amtlichen Charakter, schifften sie heimlich auf kleinen Booten den Po hinab, um das venetianische Gebiet zu erreichen. Der davon benachrichtigte Statthalter von Mailand, Marchese del Guasto, gab deshalb Befehl, sie aufgreifen zu lassen; bei dem Widerstande, den sie leisteten, entstand ein ernsthaftes Gefecht, und Beide wurden erschlagen. Diese Begebenheit stellte nun Franz als einen vorsätzlichen Mord, als eine Verletzung alles Völkerrechtes dar, beschuldigte den Marchese auf das Heftigste, und suchte den Verdacht der Anstiftung selbst auf den Kaiser zu lenken. Guasto läugnete feierlich alle Theilnahme an dem Vorfalle, erbot sich zur Rechtfertigung durch Waffen oder vor Gericht, und rief den Schiedsspruch des heiligen Vaters an, dem er sich auch zur Haft stellen wollte. Der noch in Deutschland abwesende Kaiser wußte übrigens gar Nichts von der Reise jener Männer, und stellte daher mit Recht in Abrede, auch nur zu ihrem Aufgreifen jemals Befehl ertheilt zu haben. Gleichwohl kündigte ihm Franz, nachdem er das Mißlingen der Expedition gegen Algier abgewartet, in den beleidigendsten Ausdrücken den Krieg an, und suchte die Protestanten auf seine Seite zu bringen. Aber diese hatten bereits im Mai 1541 ihm ablehnend geantwortet und ihm seine Tyrannei gegen ihre Glaubensgenossen vorgeworfen, vielmehr bewilligten sie, auf einem Reichstage zu Speyer im Februar 1542, dem Könige Ferdinand Türkenhilfe, nachdem er für sich und den Kaiser, obgleich ohne Beistimmung eifrig katholischer Stände, den Religionsfrieden auf fünf Jahre verlängert hatte. Auch schlugen Franzens nächste Hoffnungen fehl, indem er, den Krieg im Sommer 1542 auf allen Seiten beginnend, seine Kräfte zu sehr getheilt hatte, und noch bedenklicher ward seine Lage, als Heinrich VIII. sich im nächsten Jahre, hauptsächlich der schottischen Angelegenheiten halber, gegen ihn erklärte.

Da machte Franz völlig gemeinſame Sache mit den Türken, ja mit afrikaniſchen Seeräubern, gegen den Kaiſer. Mit Suleiman's Genehmigung ſchiffte der franzöſiſche Seemann und Geſandte, Paulin, die türkiſche Flotte leitend, ſich mit Chaireddin Barbaroſſa ein, nahm das Schloß von Meſſina, verbreitete Schrecken an den italieniſchen Küſten, und ſegelte dann nach Marſeille, wo die franzöſiſche Flotte, unter Anführung des Herzogs von Enghien, ſich mit der türkiſchen vereinigte, und mit derſelben vor Nizza ankam. Die Stadt ergab ſich; doch das Schloß, von dem Malteſerritter Simeoni heldenmüthig vertheidigt, konnte nicht bezwungen werden, bis Uneinigkeit zwiſchen Enghien und Chaireddin, und ein aufgefangener Brief des Marcheſe del Guaſto, welcher dem Malteſer baldigen ſtarken Entſatz verhieß, die Türken zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzuge bewogen; doch ließ Chaireddin in ſeinem Grimme vorher noch die Stadt plündern und verbrennen.

Gleichwohl erſchienen auf dem Reichstage von Nürnberg im März 1543 franzöſiſche Geſandte, läugneten keck, daß ihr König jemals ein Bündniß mit den Türken geſchloſſen habe, und beklagten ſich bitter, daß kein Deutſcher bei ſeinen Brüdern, den Franzoſen, in Dienſte gehen ſollte, wurden aber, als Feinde des Reiches, gebührend hinweg gewieſen.

Um dieſe Zeit begab ſich der Kaiſer aus Spanien nach Italien, und ſprach den Papſt in Buſſeto, welcher durch den Kardinal Grimani alle Gründe für den Frieden zuſammen ſtellen und Jenem vortragen ließ. Wie klare Gründe aber auch Karl vorbrachte, und deshalb wünſchte, daß der Papſt ſich wider Franz erklären möchte, ſo wollte Paul III. ihm doch nur gefällig ſeyn, wenn er den Peter Ludwig Farneſe mit Parma und Piacenza belehne, ja, gegen anſehnliche Summen dieſe Belehnung vielleicht ſogar auf Mailand ausdehne. Man konnte ſich hierüber nicht einigen, und als der Kaiſer ein Geſetz erließ, daß kein Fremder Pfründen in Spanien erhalten ſollte, erklärte der Papſt: die Kirchenverſammlung, welche bereits im November 1542 in Trient hatte beginnen ſollen, müſſe des Krieges wegen noch weiter hinaus geſchoben werden.

In Deutſchland, wohin der Kaiſer ſich von dort begab, war, wegen mancherlei neuer Irrungen, ſeine Gegenwart dringend nöthig geworden. In Kurſachſen währte der Streit über die Stifter fort; aber noch ernſthafter geſtaltete ſich der Streit zwiſchen den Mitgliedern des ſchmalkaldiſchen Bundes und dem unruhigen Herzoge Heinrich von Braunſchweig, von welchem 1538

der Landgraf Philipp von Heſſen feindſelige Briefe aufgefangen hatte, woraus ſich zwiſchen beiden Theilen der gereizteſte Schriftenwechſel entſpann, deſſen pöbelhafter Ton ſelbſt in jenen, an Derbheit der Sprache gewöhnten Tagen unerhört war. Luther, der ebenfalls gegen Heinrich, als „wider Hans Wurſt," ſchrieb, trieb es nicht feiner. Der Kaiſer, mit Recht über ſolches Aergerniß empört, verlangte das Aufhören dieſes Schriftenwechſels. Herzog Heinrich war mit den Städten Braunſchweig und Goslar in Streit gerathen, und hatte auf ein kaiſerliches Gebot, einſeitige Sprüche des Kammergerichtes wider die letzte nicht zu vollziehen, keine Rückſicht genommen. Deshalb beſchloſſen die ſchmalkaldiſchen Verbündeten, jene Städte, die zu ihrem Bunde gehörten, mit Heeresmacht zu unterſtützen. Mit achtzehn tauſend Mann rückten ſie in das Braunſchweigiſche ein, zwangen den Herzog zur Flucht, bemächtigten ſich (12. Auguſt 1542) ſeiner Hauptſtadt Wolfenbüttel, ſo wie ſeines ganzen übrigen Landes, ſetzten daſelbſt eine Regierung, und führten die Reformation ein. Vergebens wies König Ferdinand auf Unterſuchung und Rechtsſpruch hin, vergebens erließ das Kammergericht ernſte Ladungen; die Proteſtanten beharrten bei ihrer Ablehnung der Rechtsſprüche des letzteren, deſſen Parteilichkeit aus Glaubensrückſichten behauptend. Auch auf dem im Januar 1543 zu Nürnberg eröffneten Reichstage, wo ebenfalls jene Punkte, doch ohne Erledigung, zur Sprache kamen, und zugleich die Türkenhilfe in neue Anregung gebracht wurde, wiederholten die Proteſtanten ihre Aeußerungen gegen das Kammergericht, und verlangten, daß die ihnen günſtige kaiſerliche Erklärung des Regensburger Reichsabſchiedes von allen Ständen beſtätiget, und der einſtweilige Friede in einen beſtändigen verwandelt werde. Weil nun aber jene Stände weit weniger nachgiebig waren, als der römiſche König, legten die Proteſtanten gegen den gefaßten Reichsabſchied feierlichen Widerſpruch ein. Mahnende Stimmen, ſelbſt von Männern der Partei ausgegangen, wurden nicht gehört.

Die proteſtantiſche Partei ſtand auf dem Punkte, auch in dem Kurfürſtenrathe das Uebergewicht zu bekommen, indem der Erzbiſchof Hermann von Köln, ein geborener Graf von Wied, in ſeinem Stifte die alten Kirchengebräuche abzuſchaffen und, mit Hilfe Melanchthon's und Bucer's, die Reformation daſelbſt einzuführen begann, zugleich auch Schritte that, in den ſchmalkaldiſchen Bund aufgenommen zu werden, was jedoch, ſelbſt auf der Seite des letzteren, unerwartet auf Hinderniſſe und Verzögerung ſtieß.

Nach des Kaisers Ankunft zu Speyer (20. Juli 1543) trugen ihm protestantische Abgeordnete die Wünsche ihrer Partei vor, worauf er ihnen durch den Vicekanzler Naves beruhigende Erklärungen gab. Von dort eilte Karl in die Niederlande, um sich dem Herzoge Wilhelm von Kleve zu widersetzen, welcher mit französischer Hilfe die alten, schon vor fünfzig Jahren vom Reiche verworfenen Ansprüche seines Hauses auf Geldern zu behaupten suchte. Weil König Franz in diesem entscheidenden Augenblicke seinen Gegner nicht unterstützte, der Kurfürst von Sachsen, des Herzogs Schwager, sich ruhig verhielt, und Landgraf Philipp von Hessen dem Kaiser ausdrücklich versprach, sich nicht in den Streit zu mischen, so besiegte dieser ohne Mühe seinen Gegner, und nöthigte ihn (7. September 1543) zu einem Vertrage, in welchem der Herzog allen Religionsneuerungen und dem Bündnisse mit Frankreich entsagte, seine Ansprüche auf Geldern aufgab, und dem Kaiser und Reiche Treue gelobte. Seitdem blieb Herzog Wilhelm in gutem Einvernehmen mit dem Kaiser, und vermälte sich 1546 mit dessen Nichte, Maria, der Tochter König Ferdinand's.

Den Reichstag zu Speyer, von welchem die meisten Parteien große Erwartungen hegten, eröffnete der Kaiser im Februar 1544, und benahm sich in seiner schwierigen Stellung zwischen Katholiken und Protestanten, im Westen gedrängt durch Franzens Feindseligkeiten und Umtriebe, im Osten durch die herein brechende Flut der Osmanen, mit bewunderungswürdiger Umsicht, Besonnenheit und Klugheit. Verständig und unparteiisch hielt er die Parteien aus einander, denen gleichsam am Fuße seines Thrones mit einander zu ringen gelüstete. So verlangten z. B. Sachsen und Hessen: Heinrich von Braunschweig solle gar nicht auf dem Reichstage erscheinen, weil er an Braunschweig und Goslar gefrevelt, in aufgefangenen Briefen von dem Kaiser, dem römischen Könige u. A. ungebührlich gesprochen und sonstige Unwürdigkeiten begangen habe; wogegen Heinrich mannigfache Gegenbeschuldigungen vorbrachte, und den Kurfürsten wie den Landgrafen als Friedensbrecher vom Reichstage ausgeschlossen wissen wollte. Karl, inmitten der hitzigen Streiter seine Ruhe behauptend, erklärte: vor untersuchter und ausgemachter Sache könne er keinen dieser Anträge bewilligen; auch sey es den Reichsgesetzen angemessen, daß er bis dahin die Länder des Herzogs durch unparteiische Fürsten verwalten lasse. Weil er die Leidenschaften nicht befriedigte, kehrten diese zum Theile den Stachel der Verläumdung gegen

ihn ſelbſt. Dennoch brachte er (10. Juni) einen ziemlich befriedigenden Reichsabſchied zu Stande, mit der Beſtimmung: alle Beſchlüſſe gegen die Proteſtanten bleiben bis zu einer allgemeinen oder deutſchen Kirchenverſammlung ausgeſetzt; die Beiſitzer des Kammergerichts ſollen künftig aus beiden Parteien erwählt, jetzt aber daſelbſt kein Rechtsſtreit gegen die Proteſtanten entſchieden werden. Gleich allen Uebrigen, ſtellten ſie Hilfe gegen die Türken und deren Freund, den König Franz.

Mit dieſen Bewilligungen, welche zwar wieder nur auf eine gewiſſe Dauer lauteten, aber doch für den Augenblick Sicherheit gaben, waren die Proteſtanten ſo ziemlich, weniger jedoch die eifrig katholiſchen Stände zufrieden, welche letzteren den gefaßten Beſchlüſſen widerſprachen, und durch Cochläus, einen Hauptgegner Luther's, deren Hauptmängel umſtändlich aus einander ſetzen ließen. Auch der Papſt erließ (24. Auguſt 1544) ein vorwurfsvolles Schreiben an den Kaiſer, worin es hieß: der Letztere maße ſich unbefugter Weiſe an, über Glaubensſachen zu entſcheiden, ein Nationalconcilium zu verſprechen, und deſſen Schlüſſen Giltigkeit bis zur Berufung des allgemeinen zuzugeſtehen. Auch er, der Papſt, wolle eine freie und chriſtliche Kirchenverſammlung; damit ſie jedoch chriſtlich ſey, dürfe man ſie nicht mit Ketzern vermiſchen, als ob Diejenigen, welche ſich von der Kirche getrennt, ein Theil der Kirche wären. Zu entſcheiden aber, wer ein Ketzer ſey, käme nicht dem Kaiſer, überhaupt Niemanden zu, ſondern einzig dem Papſte.

So erntete der Kaiſer, indem er, die Entſcheidung der Streitfragen mit Ruhe und Schonung für beide Theile verfolgend, die Einwirkung des Parteigeiſtes hier wie dort ausſchließen wollte, häufig von beiden Seiten Vorwürfe. Dadurch ungeirrt, verlor er doch zugleich ſein vorzüglichſtes Ziel, die Erkämpfung eines günſtigen Friedens mit Frankreich, nicht aus dem Auge. Während ſein Bundesgenoſſe, Heinrich VIII., bei Calais landete und Boulogne umlagerte, drang er ſelbſt bis in die Champagne vor, und erreichte, trotz aller Gegenanſtrengungen der Franzoſen, im September Epernay und Chateau Thierry. Schon ſahen die Muthigeren ſeines Heeres im Geiſte ſich in Paris, um dort dem Könige Geſetze vorzuſchreiben, ja, deſſen Reich zu theilen. Doch des Kaiſers Beſonnenheit ließ ſich von dem bisherigen Kriegsglücke nicht zu gefährlichen Wagniſſen hinreißen; wohl erwog er, daß ohne eine Schlacht Paris nicht zu erreichen; daß die ſchlimme Jahreszeit im

Anzuge, und Geldmangel bereits eingeriſſen ſey; daß ferner ſeiner Thätigkeit noch ſo vieles Andere zu thun übrig bliebe, und alle Länder gleichſehr nach dem Frieden ſchmachteten. Aus ähnlichen, noch dringenderen Gründen ſiegte diesmal auch in Frankreich die Partei des Friedens, geleitet von der Königin Eleonore und dem Herzoge von Orleans. Bei ſolchen gemeinſamen Anläſſen wurde (18. September 1544) zu Crespy der Friede unter folgenden Bedingungen geſchloſſen: Jeder Theil gibt ſeine ſeit dem Waffenſtillſtande von Nizza gemachten Eroberungen zurück. Der König von Frankreich ſtellt ein Hilfsheer gegen die Türken, und entſagt allen Anſprüchen auf Aragonien, Mailand, Neapel, Flandern, Artois und Geldern; der Kaiſer hingegen auf Boulogne, Peronne, die Städte an der Somme und Niederburgund. Franzens zweiter Sohn, Herzog Karl von Orleans, heiratet binnen Jahresfriſt entweder Maria, die Tochter Karl's, oder Anna, die Tochter König Ferdinand's, und erhält im erſten Falle ſogleich die Statthalterſchaft, und nach des Kaiſers Tode den Beſitz der Niederlande, im zweiten Falle aber das Herzogthum Mailand. Der Herzog Karl III. wird, nach Vollziehung jener Ehe, in ſeine Lande wieder eingeſetzt. Der Kaiſer vermittelt den Frieden zwiſchen Frankreich und England. Beide, Karl und Franz, wollen für die Herſtellung der Einigkeit in der Kirche und die Berufung einer Kirchenverſammlung wirken. In den Frieden eingeſchloſſen ſind, unter andern Mächten, alle dem Kaiſer gehorſamen Stände des Reiches. — Karl zeigte auch durch dieſe Uebereinkunft ſeine Mäßigung und ſein aufrichtiges Streben nach Frieden, indem er, nach ſo vielen errungenen Vortheilen, gleichwohl ſeinem Gegner all' Dasjenige bewilligte, was er ihm vor dem Beginne aller Feindſeligkeiten angeboten hatte. Der bald darauf (8. September 1545) erfolgende, unerwartete Tod des Herzogs von Orleans ſetzte jedoch alle auf ihn Bezug habenden Punkte jenes Vertrages außer Kraft. Franz wollte nun anderweitige Vorſchläge machen; aber Karl, im ſiegreichen Beſitze, wollte ſich über den Inhalt des Friedens hinaus zu keinen Abtretungen verſtehen, und leiſtete nur das Verſprechen, Frankreich nirgends anzugreifen, womit es ihm gewiß Ernſt war. Auf dieſe Weiſe ſcheiterten die Vergrößerungsplane des Königs von Frankreich zum vierten Male gänzlich.

Der Sturz und die Erdroſſelung des Großweſirs Ibrahim (16. März 1536) wirkte erſchütternd auf das Friedensverhältniß zwiſchen der Türkei und dem Abendlande zurück. Venedig, das, durch türkiſche Botſchaft zu

einem Bündniſſe mit Frankreich gegen den Kaiſer aufgefordert, ſeine Neutralität wahren wollte, erregte zuerſt den Zorn des Sultans. Er ſendete eine Flotte gegen Venedig, mit welcher der Doge Doria vor der Inſel Paro ein ſiegreiches Gefecht beſtand; dafür ſtreiften ausgeſchiffte türkiſche Truppen einen Monat lang durch das Land, und ſchleppten (Auguſt 1537) zehn tauſend Gefangene mit ſich fort. Die Belagerung des tapfer vertheidigten Corfu mißglückte dem Sultan, der (7. September) ſeine Truppen wieder einſchiffte, ſo daß nach acht Tagen die Inſel von Feinden wieder rein war.

Ungeachtet des mit Ungarn beſtehenden Friedens hatten häufige türkiſche Streifzüge Statt gefunden, die man überhaupt von dieſer Seite ſchon ſeit längerer Zeit nicht als Friedensbruch zu betrachten gewöhnt war. Chosrewbeg, der Statthalter von Bosnien, und der Woiwode Murad von Verboſen, hatten dalmatiniſche Schlöſſer erobert, und bei Selowa zwei Schlöſſer aufgeführt, um dem durch ſeine Lage unzugänglichen Felſenſchloſſe Klis die Zufuhr abzuſchneiden, und die Einwohner durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen. Der Burghauptmann Peter Kruſſics eilte mit fünf tauſend Mann zum Entſatze herbei, wurde aber geſchlagen, er ſelbſt mit den meiſten ſeiner Leute getödtet. Als die Beſatzung von Klis den abgeſchnittenen Kopf des Kruſſics von den Türken aufgeſteckt ſah, ergab ſie ſich. Murad eroberte die Schlöſſer Bozko, Beriszlo, Obrovaz. Trotz des mit Ferdinand beſtehenden Friedens ſtrengten Chosrewbeg und Mohammedpaſcha Jahjaoghli, Statthalter von Semendra, ſich eifrig an, in Ungarn Eroberungen zu machen. Um den Streifereien des Letzteren in der Gegend von Poſega und Eszek ein Ziel zu ſetzen, ſammelte ſich Ferdinand's Heer zu Kapronca, am rechten Ufer der Drave, ſechzehntauſend Mann Fußvolk und acht tauſend Reiter. Dieſe, größeren Theils Huſaren, führte Ludwig Pekry, unter ihm Paul Bakics, Balthaſar Bánffy und der begnadigte Raubherr Ladislaw Moré. Das tiroliſche Fußvolk befehligte der Graf Ludwig Lodron, die Böhmen Albrecht Schlick, die Oeſterreicher Graf Julius von Hardeck, die Steyermärker Johann Ungnad, die Kärntner Erasmus Mager von Fuchsſtadt, die Krainer Johann Katzianer, welchem zugleich der Oberbefehl des ganzen Heeres übergeben war. Jahjaoghli berief, auf die Nachricht von der Zuſammenziehung des königlichen Heeres, ſogleich bedeutende Verſtärkungen zu ſich nach Vucovar. Katzianer war mit acht großen, und ein und vierzig kleinen Kanonen über die Karaſchitza nach Valpo vorgerückt, und hatte ſich oberhalb Eszek gelagert, um

dasselbe zu beschießen, woran ihn jedoch die Türken durch stete Beunruhigung seines Heeres hinderten. Walachen, Zigeuner, Donauschiffer und Martolosen (serbische Gränzsoldaten) raubten und stahlen, auf Jahjaoghli's Befehl, die Pferde und Ochsen, welche die königliche Artillerie führten, schnitten ihnen Zufuhr und Mundvorrath ab, und umringten sie so, daß kein Mann sich außer dem Lager zu zeigen wagen durfte. Auch die Hoffnung Katzianer's, zu Erdöd Mundvorrath zu finden, scheiterte; er trat über die Vuka den Rückmarsch an, während dessen die Brücke unter der Last der schweren Kanonen zusammen brach, und dieselben in die Flut hinab riß. Die schweren Kanonen wurden hierauf im Stich gelassen, die leichten aber und die Munitionskarren an einander gekettet, so daß sie eine bewegliche Wagenburg bildeten, zwischen welcher das Heer marschirte. Zu Deakovar kamen ihnen Jahjaoghli und Murad mit den tapfersten Martolosen entgegen. Unter fortwährendem Schneegestöber ging der Marsch über den hohen Vertizo-Bergrücken; in der Ebene wartete des Heeres die türkische Reiterei. Am 1. December 1537 wurden die königlichen und türkischen Reiter handgemein, und der tapfere Paul Bakics wurde mit seinen entschlossensten Hauptleuten von den feindlichen Kugeln niedergeschmettert. Gegen Abend wurde in der Ebene zwischen Gorian und Schirokopolje gelagert; es waren nur noch zwei Auswege offen, entweder der über Kasika nach Valpo, durch einen drei Meilen langen, von Verhauen durchschnittenen Wald, oder jener links von Gorian in das Gebirg zur Burg St. Elisabeth, welche dem Raubherrn Ladislaw Moré angehörte. Nach längerem Streite entschied man sich im Kriegsrathe für den Weg nach Valpo. Aber in der Nacht zog Moré mit seinen Truppen nach seiner Burg ab; ihm folgten Johann Ungnad und der Agramer Bischof Simon Erdödy mit ihren Leuten, und vor Tagsanbruch räumten Ludwig Pekry und Katzianer selbst das Feld. Als Graf Lodron beim Erwachen sich von den Waffengefährten so schändlich verlassen, und die Feinde zum Angriffe bereit sah, beschloß er, mit den Oesterreichern, Böhmen, Tirolern und Kärntnern durch ruhmvollen Tod die Schmach der Abtrünnigen wett zu machen, gab die Pferde den Kranken und Verwundeten, und zog aus dem Lager kühn den weit überlegenen Feinden entgegen. Erasmus Mager, der Türken Aufmerksamkeit durch seinen glänzenden Helm und hohen Federbusch erregend, erlag, einer der Ersten, ihren Geschossen. Die Oesterreicher wurden von der Uebermacht erdrückt aufgerieben; ihr Hauptmann Kuenringer mit Georg Ta

und Leonhard Lamberg gefangen genommen; Graf Niklas Thurn entrann, obgleich verwundet, dem Gewürge. Die Böhmen, von ihrem Anführer Albert Schlick feig verlaſſen, wurden ſchrecklich zuſammen gehauen. Lodron, mit ſchweren Wunden an Kopf und Bruſt, wurde mit den treu bei ihm ausharrenden Tirolern gegen einen Teich gedrängt, und ergab ſich, auf Murad's ehrenvolle Aufforderung, mit drei Rotten. Letztere wurden kriegsgefangen nach Konſtantinopel geführt; Lodron aber, weil ſeine tödtliche Verwundung ihn rettungslos erſcheinen ließ, auf Jahjaoghli's Befehl von ſeinen Wächtern getödtet. Das ganze Lager ſammt allem Geſchütze fiel in der Türken Hände. Unter den Kanonen war eine auffallend durch ihre Laſt und Größe, und ſpielte noch ein halbes Jahrhundert lang unter dem Namen der Katzianerin eine geſchichtlich merkwürdige Rolle, namentlich dreißig Jahre ſpäter bei der Eroberung von Szigeth. Die Köpfe von Paul Bakics, Lodron und Mager kamen als Siegeszeichen nach Konſtantinopel. Von den Gefangenen wurden ſpäter Taifel und Belzer gegen den, in einem kleinen Scharmützel gefangenen, und von Thomas Nádasdy in Verwahrung gehaltenen Muradaga ausgewechſelt; Pekry und Katzianer, wegen ſchimpflicher Feldflucht, in Wien feſtgenommen. Pekry, im Kerker erblindet, wurde erſt nach ſieben Jahren losgelaſſen; Katzianer entkam aus ſeiner Haft auf die Burg Koſtanitza in Kroatien, ließ ſich von da in verrätheriſche Verbindung mit Mohammedbeg von Bosnien ein, wurde von Ferdinand geächtet, ſuchte gleichwohl ſeine Nachbarn, die Grafen Zrinyi, in ſein Einvernehmen mit dem Feinde zu verwickeln, und wurde deshalb von ihnen bei einem Gaſtmahle umgebracht.

Die erlittenen Nachtheile ließen ſowohl den König Ferdinand, als ſeinen Nebenbuhler Zápolya, der nach dieſen Siegen der Türken doppelte Abhängigkeit von ihnen fürchten mußte, den Frieden wünſchen. Ferdinand ſendete an ſeinen Gegner den Lundner Erzbiſchof und den Tiroler Leonhard Colonna von Felß, welche zu Großwardein (24. Februar 1538) einen Friedensvertrag mit Zápolya's Abgeordneten ſchloſſen, überaus günſtig für den Letzteren, deſſen Anmaßungen dabei zum Theile den Vortheil der Anerkennung gewannen. Zápolya ſollte im unangefochtenen Beſitze von Siebenbürgen und mehr als der Hälfte von Ungarn bleiben, und hierin gegen Suleiman von dem Kaiſer und dem Könige ſelbſt geſchützt werden; Letztere erkannten ihn in ſeinem Gebietstheile als wirklichen ſouverainen König von Ungarn an. Keinem der beiderſeitigen Vaſallen ſollte erlaubt ſeyn, von dem einem zu dem

anderen Könige überzugehen, noch Letzterem, dergleichen Ueberläufer aufzunehmen. Im Falle sowohl Kaiser Karl als König Ferdinand ohne männliche Leibeserben verstürben, sollte ganz Ungarn den Söhnen und Nachkommen Zápolya's zufallen. Dagegen entsagte Zápolya allen Bündnissen wider den Kaiser und den König, und versprach, seine Verbündeten zum Beitritte zu diesem Friedensschlusse einzuladen. Alles, was Ferdinand von Ungarn bereits inne hätte, sollte er künftig frei, mit königlicher Machtfülle innerhalb der, durch eine ungarische Commission festzustellenden Gränzen besitzen, auch Slavonien, Kroatien und Dalmatien ihm verbleiben. Nach Zápolya's Tode, auch wenn derselbe einen Sohn hinterließe, sollte das ungarische Reich ungetheilt mit allen dazu gehörigen Provinzen und aller königlichen Machtfülle an Ferdinand oder dessen Nachkommen, oder, wenn diese fehlten, an den Kaiser, dessen Söhne und Erben gelangen. Würde dem Zápolya ein Sohn geboren, so sollte dieser alle väterlichen Güter, die bereits vorhandenen, wie die noch zu erwerbenden, erben, dieselben, mit der Zipser Gespanschaft vereinigt, vom Kaiser zu einem Herzogthume erhoben und mit diesem Titel dem Sohne Zápolya's zuerkannt werden. Erst wenn dieses geschehen, sollte Ferdinand den durch Zápolya's Tod erledigten Reichsantheil übernehmen dürfen. Angeblich aus Besorgniß vor dem Sultan, in der That aber aus anderen Gründen, ließ Zápolya sich die Bedingung zugestehen: daß dieser Friedensvertrag für den Anfang geheim gehalten, überhaupt erst dann verkündigt werden sollte, wenn von seiner Bekanntmachung keine weitere Gefahr für das Reich zu befürchten sey. Die schiedsrichterliche Bestimmung dieses Zeitpunktes wurde dem Kaiser vorbehalten, und die Erfüllung manches Artikels von der öffentlichen Kundmachung des Friedensvertrages abhängig gemacht, zu welcher es, wie Zápolya voraus berechnet, niemals kam.

Beinahe gleichzeitig (8. Februar 1538) kam ein Bündniß zwischen dem Papste, dem Kaiser und der Republik Venedig, sowohl zur Vertheidigung, als zum Angriffe gegen die Türken zu Stande, welchem auch König Ferdinand beitrat. Zu den Kosten sollte der Papst ein Sechstel, Venedig ein Drittel, der Kaiser die Hälfte beitragen. Aufgestellt sollten werden fünfzig tausend Mann zu Fuß, fünfthalb tausend Reiter und eine Flotte von zweihundert Dreideckern, von welchen der Papst sechs und dreißig, der Kaiser zwei und achtzig, eben so viel Venedig zu liefern hatten. Die Fürsten und Staaten Italiens sollten zu den Kriegskosten so viel beitragen, als es dem

Papſte billig ſcheinen werde, und dieſer Antheil den Theilnehmern gemeinſchaftlich zu gute kommen. König Ferdinand ſollte in Ungarn ein ſtarkes Heer aufſtellen, zu welchem die anderen Theilnehmer Nichts beizutragen hätten, dafür aber zu der übrigen Expedition Nichts geben. Der Malteſerorden ſollte nach Kräften mitwirken; Gleiches der Papſt von Rußland und Polen begehren, dem Könige von Frankreich ein ehrenvoller Platz im Bündniſſe offen gehalten werden. In einer Nebenübereinkunft wurde, wohl etwas zu voreilig, ſogar ſchon ein Theilungsvertrag über die künftig diesſeits des Bosporus zu erobernden türkiſchen Provinzen vorgezeichnet, und ſpäter kamen noch einige Zuſätze dazu, unter Feſtſtellung noch bedeutend größerer Contingente.

Wie haltlos in ſich auch der Großwardeiner Friedensvertrag zwiſchen dem Könige Ferdinand und Zápolya erſcheinen mußte, ſo rechnete ihn Suleiman dem Letzteren doch als eine Verletzung der Lehenspflicht an, und überzog ihn mit Krieg. Zápolya rüſtete ſich, den Angriff aufzuhalten, forderte von Ferdinand die vertragsmäßige Unterſtützung, und mahnte den Moldauer Woiwoden Peter Rareſch, ſo wie den walachiſchen, Radul, zur Heerfolge. Dem Peter Rareſch war dies zugleich ein Kampf für ſeine eigene Rettung, denn nachdem er vor neun Jahren (1529) aus Furcht den Sultan als ſeinen Oberlehensherrn anerkannt, hatte er ſpäter den Tribut verweigert, und dadurch, wie auch noch aus anderen Urſachen, den Zorn des Sultans gegen ſich erregt. Dieſer brach (9. Juli 1538) an der Spitze eines Heeres gegen den Woiwoden auf, verbrannte Jaſſy, nahm die Hauptſtadt des Landes, Suczawa, und bemächtigte ſich aller Schätze des nach Siebenbürgen entflohenen Rareſch, deſſen Bruder Stephan er, auf Bitte der zuſammen berufenen Bojaren, als Woiwoden der Moldau einſetzte. Um aber die Provinz künftig beſſer in Unterthänigkeit zu erhalten, erklärte der Sultan Akjerman für eine türkiſche Feſtung, legte Beſatzung mit einem Paſcha hinein, und wies ihr ein vom Pruth bis zum Dnjeſtr ſich erſtreckendes Gebiet als unterthäniges Land (Raja) zum Unterhalte an, welches dem Hasanbeg als Sandſchak von Akjerman und Kili verliehen wurde.

Der herannahende Herbſt und Zápolya's Rüſtungen hielten diesmal den Sultan vom weiteren Vordringen ab. Dem Zápolya ſendete er offene Drohung, ihn als einen Undankbaren gänzlich verderben zu wollen, zugleich aber auch geheimen Wink, er möge um Schonung bitten, ſeine Rüſtungen glaublich entſchuldigen, und die ſeit einiger Zeit vorenthaltenen Geſchenke

einbringen. Zápolya, ohne Rücksicht auf seine Verbündeten, war froh, um so leichten Preis den Frieden zu erhalten, gab vor, als hätte seine Bewaffnung nur dem Woiwoden Peter Rareſch, als Feind der hohen Pforte, gegolten, und ſendete die Geſchenke, womit der Sultan vorläufig ſich begnügte und ohne weitere Feindſeligkeit aus der Moldau abzog.

Jener Gefahr entgangen, vermälte ſich der zwei und fünfzigjährige Zápolya (23. Februar 1539) mit Iſabella, der Tochter des Königs Sigmund von Polen, und ließ ſie als Königin krönen. Je mehr Ferdinand auf Bekanntmachung des Großwardeiner Vertrages drang, deſto künſtlichere Vorwände erfand Zápolya, um jenem Anſinnen zu entgehen, während ſeine Anhänger durch Feindſeligkeiten gegen Ferdinand's treue Reichsſaſſen den Frieden ungeſtraft verletzten. Mittlerweile verſchlimmerte ſich jedoch auch Zápolya's eigene Stellung. In dem Waizener Biſchof Stephan Broderics ſtarb ihm ſeine feſteſte Stütze; zugleich forderte Suleiman drohend die regelmäßigere Sendung der jährlichen Geſchenke und die Auslieferung des Woiwoden Peter Rareſch, welchem Zápolya ſichere Unterkunft in Cſikſó zugeſtanden hatte. Endlich empörten ſich auch noch die Siebenbürger Woiwoden Stephan Mailáth und Emerich Balaſſa wider ihn zu Gunſten des rechtmäßigen Königs Ferdinand. Dem Zápolya gelang es, durch ſchnelles Einſchreiten den Aufſtand zu unterdrücken; aber ſchweres Siechthum verbitterte ihm dieſen Erfolg. Krank kam er von Gyula-Weiſſenburg nach Mühlenbach, wo er ſeiner nahen Auflöſung entgegen ſah, hier aber noch aus Ofen die erfreuliche Kunde erhielt, daß ſeine Gemalin (7. Juli 1540) ihm einen Sohn geboren, der in der Taufe Johann Sigmund genannt worden. Sterbend verſammelte er ſeine Anhänger um ſein Lager, ernannte den Georg Uthyſſenics zum Vormund ſeines Sohnes und zum Anwalt und Beſchützer ſeiner Gemalin, und forderte im treuloſen Widerſpruche mit dem Inhalte des Großwardeiner Vertrages, ſie auf, ſeinen Sohn ſchnellmöglichſt zu krönen, und mit aller Anſtrengung die öſterreichiſche Herrſchaft in Ungarn auf immer zu brechen. Ein Schlaganfall lähmte ihm Sprache und Kraft, und am 22. Juli verſchied er; ſeine Leiche wurde nach Stuhlweiſſenburg in die Gruft der Könige geführt. Dies war der Ausgang des Gegenkönigs Zápolya, der, durch Ehrgeiz geleitet, ſich ein Leben voll Sorge, Kampf und Widerwärtigkeit geſchaffen, und im Ertragen derſelben größere Ausdauer und Mannheit bewieſen hatte, als in eigentlicher Thatkraft. Durch ſein ſchmähliches Bündniß mit

den Türken, den Feinden seines Glaubens und Vaterlandes, hatte er über letzteres auf Jahrhunderte unsägliches Elend gebracht, und sein Andenken gebrandmarkt.

Zápolya's Tod rief in Ungarn nur neue Parteiungen hervor, statt die früheren zu vereinigen; bevor noch derselbe bekannt gemacht wurde, versammelte sich die Zápolya'sche Faction, um sich eidlich für Isabella und ihren Sohn zu erklären. Nur der Erzbischof von Colocza, Franz Frangepani, verweigerte den Schwur, wies auf die Unverletzlichkeit des Großwardeiner Vertrages hin, zürnte über die Unterwürfigkeit, welche jene Faction dem Sultan erzeigte, und gesellte sich den Anhängern König Ferdinand's zu; seinem Beispiele folgten Franz Bebek und Sigmund Balassa. Dagegen hielten die Anderen (September 1540) auf dem Rakoser Felde eine sogenannte Reichsversammlung, riefen hier den drei Monate alten Johann Sigmund zum Könige von Ungarn aus, und übertrugen, bis zu seiner Mündigkeit, die Reichsverwaltung seiner Mutter, der entschlossenen Isabella, in Gemeinschaft mit dem in Thatkraft und Umsicht Allen überlegenen Eremiten Martinuzzi, Peter Petrovics und Valentin Török. Zugleich aber setzten Mailáth und Balassa auf der Fogaraser Burg den Widerstand gegen die Zápolyaner fort, nöthigten den Valentin Török zur Aufhebung der Belagerung, und brachten ganz Siebenbürgen in Verwirrung, indem Mailáth damit umging, sich von dem Sultan mit dieser Provinz belehnen zu lassen, dieserhalb auch Botschaft an Suleiman sendete, und die Geburt eines Leibeserben Zápolya's als eine Täuschung schilderte.

Auch König Ferdinand's Anhänger, an ihrer Spitze Peter Perényi, waren nicht müßig, und ermahnten vorzüglich die drei Nationen Siebenbürgens zur Treue für den rechtmäßigen Herrn. Auf ihren Betrieb wurde der (26. August) nach Schäsburg ausgeschriebene Tag von dem ungarischen Landadel, den Szeklern und Sachsen außerordentlich zahlreich besucht, Mailáth, der sich die Miene gab, für Ferdinand zu stehen, und Balassa zu Generalkapitänen mit aller, bisher als Woiwoden ihnen eigenen Macht, ernannt.

Inzwischen erhielt Mailáth aus Konstantinopel erwünschte Antwort, und den von ihm (21. September) nach Berethalom berufenen drei Nationen erklärte ein türkischer Abgeordneter: der Sultan habe den Stephan Mailáth mit Siebenbürgen belehnt; sie möchten ihm daher als ihrem Fürsten und Herrn gehorchen. Mailáth's Vertraute waren hiermit sogleich einverstanden; die Anderen forderten und erhielten eine fünfmonatliche Bedenkzeit.

Der Sultan, im Herzen keiner der ungarischen Parteien vollständig trauend, hatte einen Tschausch nach Ofen gesendet, um sich von dem wirklichen Vorhandenseyn des Leibeserben Zápolya's zu überzeugen. Die Königin Isabella, schön und klug, zeigte sich dem Tschausch in Trauerkleidern, mit dem Kinde, dem Schutzbefohlenen des Sultans, auf dem Arme, und tränkte den Knaben vor den Augen des Türken. Hingerissen von dem rührenden Anblicke, küßte der Tschausch die Füße des Knaben, und schwur, daß König Johann's Sohn, und kein Anderer, Ungarn beherrschen solle. Gleichzeitig beschickte Isabella die siebenbürgischen Landsassen, sie vor Mailáth's Betruge und Lügen warnend, indem in Konstantinopel die Dinge ganz anders stünden, worauf Emerich Balassa zur Partei der Königin übertrat, und sich dem gegenseitigen Schutzbündnisse wider Mailáth anschloß.

König Ferdinand hoffte Anfangs im friedlichen Wege zum Ziele zu gelangen. Er sendete den Siebenbürgern Versicherungsbriefe, daß sie keine Trennung ihrer Provinz von Ungarn, noch weniger türkische Botmäßigkeit befürchten sollten; er werde ihre innere und äußere Ruhe kräftig schützen. An die Königin Isabella schickte er den jungen Grafen Niklas von Salm, um sie zur Erfüllung des Großwardeiner Vertrages zu ermahnen, sie für sich ihres Brautschatzes und reichlicher Einkünfte, ihren Sohn seiner väterlichen Erbgüter und des Zipser Herzogthums zu versichern, im Weigerungsfalle aber ihr mit Krieg zu drohen. Isabella entgegnete, sie dürfe und wolle sich nicht erklären ohne den Rath ihres Vaters, welcher Schiedsrichter seyn solle.

Wohl wissend, daß diese Vertröstung auf den Schiedsspruch des Polenkönigs den Zápolyern nur Zeit gewinnen sollte, um türkische Hilfe an sich zu ziehen, ließ Ferdinand ein Heer, angeführt von Leonhard Colonna von Felß, gegen Ungarn aufbrechen, welches die Stadt Vissegrád (17. October) und Waizen einnahm, und sich dann, wieder über die Donau gehend, gegen Ofen wendete. Hier lagerte Felß bei den oberen Waizener Bädern vier Wochen lang unthätig. Unterdessen kam es im Heere zwischen den Deutschen und den Ungarn zu erbitterten Reibungen, endlich zu blutigem Kampfe, in dessen Folge Jene vertrieben wurden. Zugleich ward den Belagerern sichere Kunde von der Festigkeit und den ausreichenden Vertheidigungsmitteln des Platzes. Felß, im Streite mit seinen Mitfeldherren und

unmuthig über den Zwiespalt seiner Truppen, hob die Belagerung auf, besetzte mit einiger Mannschaft das unvertheidigte Pesth, und zog mit der übrigen gegen Vissegrád, dessen Schloß er zur Uebergabe zwang. Während dieser Zeit hatte Peter Perényi auch die Stuhlweissenburger zum Abfalle von Isabella gebracht, und den Valentin Török zurück geschlagen. Weitere Unternehmungen aufgebend, kehrte hierauf Felß, durch Krankheit und Mißmuth bewogen, nach Wien zurück.

Besser, als in diesem erfolglosen Feldzuge, schritten König Ferdinand's Angelegenheiten in Siebenbürgen vor, wo, durch Vermittelung seiner Abgeordneten, der gesammte ungarische Adel, mit den Woiwoden Mailáth und Balassa, die Szekler und die Sachsen sich zu Anfang des Jahres 1541 für ihn erklärten. Schon ließ Isabella wegen Ofens freiwilliger Abtretung Verhandlungen anstellen, als eine im unrechten Augenblicke ausgeschriebene Steuer Alles in's Stocken brachte. Ferdinand, auf den Reichstag nach Regensburg reisend, setzte den Wilhelm von Rogendorf als Oberbefehlshaber in Ungarn ein, der jedoch als Ausländer dort auf Widerwillen und Hindernisse stieß.

Vergebens hatte Ferdinand durch wiederholte Botschaften den Frieden mit der Türkei zu erhalten gesucht. Laszky sollte (1540) den Sultan bewegen, gegen ein jährliches Geschenk den bisher von Zápolya besessenen Theil Ungarns an Oesterreich zu überlassen, und nach Zápolya's Tode wurde Andronicus Tranquillus eiligst nach Konstantinopel gesendet, um des Sultans Räthe für Ferdinand's Interesse, die Behauptung Ungarns, zu gewinnen. Laszky wurde nicht zum Besten aufgenommen, und hatte Mühe, Entschuldigungsgründe wegen der Belagerung Ofens vorzubringen; der Sultan schnaubte ihn zornig an: ob sein Herr nicht wisse, daß Ungarn türkisches Eigenthum sey, ließ ihn einsperren, und den Krieg gegen Ferdinand verkünden (7. November 1540).

Mit beginnendem Frühjahre (1541) führten Chosrew, Mohammed Jahjaoghli und Muradbeg türkische Scharen nach Ofen zu Isabellens Schutze. Valentin Török geleitete sie gegen Waizen, das die von Felß zurück gelassene schwache Besatzung übergeben mußte. Aber vor Pesth wurden die Türken von der deutschen Besatzung so nachdrücklich empfangen, daß sie das Stürmen verweigerten und schleunig abzogen, von Husarenhaufen verfolgt, welche die türkische Nachhut sammt ihrem Aga niedersäbelten.

Wilhelm von Rogendorf, des Oberbefehls müde, mußte denselben gleichwohl auf König Ferdinand's Wunsch beibehalten, kam am 3. Mai vor Ofen an, und ließ den Platz unschädlich beschießen, weil, wie er wußte, Isabella ohnehin im Begriffe stand, Stadt und Burg zu übergeben. Als Martinuzzi dies vereitelte, und höhnende Antworten gab, schritt Rogendorf zur förmlichen Belagerung, ließ die Feuerschlünde heftig gegen die Stadt arbeiten, und einige Stürme unternehmen, die jedoch von den Belagerten abgeschlagen wurden. Eben so mißlang, durch Rogendorf's Schuld, ein im Einvernehmen mit Ofener Rathsmitgliedern unternommener Versuch, die königlichen Truppen heimlich in die Stadt zu führen.

Für Suleiman schien jetzt der richtige Zeitpunkt gekommen, unter dem Vorwande der Vertheidigung Isabellens und ihres Sohnes, den längst beabsichtigten Hauptstreich gegen Ungarn auszuführen. Auf die Nachricht von der Ankunft des königlichen Heeres vor Ofen war er von Konstantinopel aufgebrochen. Der Statthalter von Semendra, Jahjaoghli, sollte voraus nach Ungarn einrücken; jener von Bosnien, Ulama, die Nachhut bis Belgrad führen. In Suleiman's Gefolge waren sein Eidam und Liebling, der zweite Wesir Rustem, und der gefangen gehaltene Botschafter Laszky, der erst auf dem Rückzuge von Ofen seine Freiheit wieder erhielt. In Belgrad wurde Mailáth, der aus seiner Fogaraser Burg durch Ahmed, den Sandschakbeg von Nikopolis, und durch den von Suleiman wieder eingesetzten Woiwoden der Moldau, Peter Raréſch, listig gelockt und festgenommen worden, dem Sultan überliefert und unter dem Vorwande, daß er mit Perényi Verbindung angeknüpft, nach Konstantinopel in die sieben Thürme zu ewiger Gefangenschaft abgeführt, womit die Rolle des ehrgeizigen und zweideutigen Mannes ausgespielt war.

Die Türken rückten nun (Ende Juni) zu Wasser und zu Lande gegen Ofen vor, ohne daß Rogendorf zweckmäßige Maßregeln traf, sie abzuhalten. Gegen die Ansicht der übrigen Feldherren, ließ er das Lager am Fuße des St. Gotthardsberges aufschlagen, auf der kleinen Insel im Strome eine Schanze aufwerfen, mit Geschütz besetzen, und durch eine Brücke mit dem Lager verbinden. Hier blieb er, auf die Ankunft deutscher Hilfsvölker rechnend, unthätig stehen, wie sehr auch die Seinigen ihn zum Schlagen drängten. Die Türken eroberten die kleine Insel sammt dem dort befindlichen Geschütze, und hieben die deutsche Besatzung theils nieder, theils

sprengten sie dieselbe in den Fluß. Zwar wurde die Insel den Türken wieder entrissen, und die Letzteren auch auf der Insel Csapel überwältigt, aber dieser Erfolg nicht benutzt. Längeres Zuwarten mußte zum Verderben führen; denn Suleiman war mit der türkischen Hauptmacht im Anzuge; Rogendorf aber erklärte, ohne Willenserklärung des Königs seinen Posten nicht zu verlassen, und spann zur Unzeit auch noch nutzlose Friedensunterhandlungen mit Isabella an. Als endlich die Schreckenskunde eintraf, daß Suleiman nur noch sechs Tagmärsche entfernt sei, ließ sich Rogendorf zu spät den Befehl zum Rückzuge abdringen (25. August), der zur Nachtzeit in vier Abtheilungen auf das linke Donauufer geschehen sollte. Das Unternehmen wurde den Türken verrathen. Die ersten zwei Abtheilungen setzten glücklich über den Strom. Sodann aber erhob sich ein schrecklicher Sturm, sprengte die Brücke, zerriß die Ankertaue, und zerstreute die Schiffe. Als nun gleichzeitig die Feinde das Lager von allen Seiten überfielen, war das Verderben des zurück gebliebenen Fußvolkes entschieden, das nach allen Seiten in die Waffen und das Geschütz der Gegner rannte. Die Türken verfolgten die königlichen Schiffe, eroberten mehre derselben, und bohrten andere sammt der Mannschaft in den Grund; nur einige entkamen nach Komorn, wohin auch Rogendorf zu Wasser sich flüchtete, aber schon nach einigen Tagen an seinen Wunden starb. Mit Tagesanbruch (22. August) landete Kasim, der Befehlshaber der türkischen Donauflotte, vor Pesth, vertrieb die deutsche und böhmische Reiterei, und setzte sich in den Besitz der Stadt, wie auch alles schweren Geschützes und der Kriegsvorräthe.

Der Wesir Mohammedpascha und die Bege zogen (25. August) dem Sultane zur feierlichen Bewillkommnung entgegen, und am anderen Tage führte derselbe sein Heer auf dem rechten Donauufer nach Altofen, wo er lagerte, ließ sich sechs hundert gefangene Krieger Rogendorf's vorführen, und mit Ausnahme einiger Hauptleute, z. B. des Oesterreichers Balthasar Puchhaimer und des Böhmen Melchior Borziza, sie niederhauen. Am 28. ritt der Tschauschbaschi Aliaga nach Ofen mit vier goldenen Ketten und drei kostbar aufgeschirrten Pferden für den Sohn Zápolya's, mit Ringen, Stoffen und Armbändern für die Königin Isabella, als Geschenken Suleiman's, und mit anderen Kostbarkeiten, welche der den Sultan auf diesem Feldzuge begleitende Prinz Bajesid übersendete. Die Botschaft lautete: dem Sultan verbiete das Gesetz, die Königin selbst zu besuchen; sie möge

ihm ihren Sohn mit den Edlen, welche die Feſtung ſo tapfer vertheidigt, in's Lager ſchicken. Die Königin erſchrak heftig über dieſe Zumuthung, und berieth ſich die ganze Nacht mit ihren Vertrauten; Martinuzzi bewog ſie, dem Begehren des Sultans zu folgen. Am 29. Auguſt wurde der kaum ein Jahr alte Johann Sigmund Zápolya von einer Amme, zwei alten Frauen, und von den ſechs erſten Räthen und Beſchirmern der Königin: Martinuzzi, Petrovics, Valentin Török, Stephan Verböczy, Urban Bathyany und Podmanicky begleitet, in's Lager geführt; das Kind mit den drei Frauen in einem vergoldeten Wagen, neben welchem die Räthe zu Fuß gingen. Sandſchake und Tſchauſche kamen mit dem Oberſtmarſchall und dem Oberſtkämmerer zum Empfange entgegen, und geleiteten das Kind in ein von Janitſcharen und Leibwachen umringtes Zelt, aus welchem ſie vor den Sultan geführt wurden. Petrovics ſollte das Kind vor Suleiman tragen; da es aber weinte, und nicht von der Amme wollte, ſo trug es dieſe ſelbſt, von den Räthen begleitet, und kam bald darauf, von Podmanicky, dem Oberſtmarſchall und dem Oberſtkämmerer geführt, in's Zelt zurück. Die fünf anderen Räthe blieben im Gezelte des Divans, und der Sultan ließ ihnen durch die Weſire ſeinen Entſchluß ankündigen, Ofen für ſich einzunehmen. Während dies geſchah, hatten die Janitſcharen bereits bei Gelegenheit des feierlichen Aufzuges ſich unvermerkt in die Stadt geſchlichen und die Thore beſetzt; es wurde Sicherheit des Lebens und Eigenthumes ausgeſprochen, gegen gutwillige Auslieferung der Waffen und freundliche Aufnahme der Janitſcharen, und hiermit war die türkiſche Herrſchaft in der Hauptſtadt Ungarns gegründet.

Die fünf ungariſchen Räthe wurden ſieben Tage lang im türkiſchen Lager behalten, und mit ihnen unterhandelt, ob die Königin nicht nach Konſtantinopel geführt werden ſolle. Iſabella ihrerſeits unterhandelte durch ihres Vaters Botſchafter zu Konſtantinopel und durch Ruſtempaſcha um die Loslaſſung ihrer Räthe. Als der Janitſcharen-Aga das Schloß zu Ofen, in welchem ſich die Königin befand, aufforderte, erklärte ſie: das Schloß gehöre dem Sultane, aber ſie bitte, man möge, ſo lange ſie ſich dort aufhalte, Niemand hineinlaſſen. Dies wurde zugeſagt, aber nicht gehalten; der Aga nahm Beſitz von dem Thore; ſeine Leute gingen aus und ein, beleidigten Niemand, erbrachen aber die Gefängniſſe. Am 1. September wurde die Königin verſtändigt, ſie müſſe abziehen und Büffel kaufen, um ihre Hab-

seligkeiten fortzubringen; zugleich forderte und erhielt der Janitscharen-Aga die Schlüssel des Zeughauses. Am 2. September ritt Suleiman selbst zu Ofen ein, und weihte die Kirche Unserer lieben Frau zur ersten Moschee Ofens. Zwei Tage später erhielt Isabella ein Diplom, in welchem Suleiman bei dem Propheten, bei seinen Ahnen und seinem Säbel schwor, Ofen nur während der Minderjährigkeit ihres Sohnes zu behalten, dann aber Demselben zurück zu geben. Die Königin solle, unter des Sultans Schutze, frei und unabhängig über ganz Siebenbürgen, mit Einschluß der Gespanschaften Szathmár, Zaránd, Bihár, Zolnok, Marmaros, in Ungarn über alles Land am linken Ufer der Theiß, über das Kaschauer Gebiet bis an Siebenbürgen, über Lippa und Temesvár herrschen.

Zur Besatzung von Ofen wurden tausend Martolosen, zwei tausend Janitscharen, tausend Reiter, drei hundert Ssolak (Bogenschützen) und einige hundert Schiffleute bestimmt, und der Oberbefehl dem ehemaligen Statthalter von Bagdad und nachmaligen von Anatoli, Suleimanpascha, einem geborenen Ungar, mit der Würde eines Wesirs, d. i. Pascha von drei Roßschweifen, verliehen. Chaireddin Efendi wurde als Richter der Moslimen, der Kanzler Verbóczy aber als ungarischer Oberrichter angestellt. Die Räthe wurden in Freiheit gesetzt, mit einziger Ausnahme des Valentin Török, der, obgleich eifriger Türkenfreund, dem Sultane verdächtigt, als Gefangener nach Konstantinopel geschickt wurde, wo er nach fünf Jahren in den sieben Thürmen starb, und so den gebührenden Lohn seines Verrathes an seinem Vaterlande und dessen rechtmäßigem Könige erntete.

Den Verbóczy tödtete alsbald die Reue, und er wurde ohne christliches Begräbniß unter den Juden eingescharrt. Dem Petrovics wurde das Sandschak von Temesvár zugesendet, der Königin aber bekannt gemacht, daß der Sultan auch Fünfkirchen für sich wünsche. Die Janitscharen besetzten das Schloß; die Fleischhauer der Stadt wurden als Henker verwendet. Am 18. September zog die Königin, sowohl ihres Thrones, wie des ihr als Morgengabe zugesicherten Schlosses beraubt, und hierdurch ebenfalls für ihre Verbindung mit den Feinden ihres Glaubens und des Reiches nach Verdienst belohnt, mit der Krone und den Reichsinsignien aus der Hauptstadt nach Lippa in die durch äußeren Glanz nothdürftig beschönigte Verbannung. Was christliche Fürsten einander streitig gemacht, nahm ohne Mühe und Blut der Türke für sich in Besitz.

Noch während Suleiman sich zu Ofen befand, traf eine abermalige Botschaft des Königs Ferdinand ein, überbracht durch den Grafen Niklas von Salm und Herrn Sigmund von Herberstein, um wo möglich zu erforschen, welchen Frieden die Türken zu gewähren geneigt seyen. Die genannten Botschafter hatten die Weisung, für den Besitz von ganz Ungarn dem Sultan jährliche hundert tausend Gulden anzutragen; wäre dies unthunlich, so sollten sie die Zurückgabe der nach Zápolya's Tode durch Ferdinand's Waffen eroberten Oerter und noch außerdem für den ruhigen Besitz des übrigen, österreichischer Botmäßigkeit unterworfenen Antheiles von Ungarn, jährliche vierzig tausend Gulden versprechen. Der Sultan ließ ihnen antworten: er habe Ungarn durch Waffengewalt in Besitz genommen, und bevor schriftlicher Vertrag gewährt werden könne, müßten Gran, Tata, Vissegrad und Stuhlweissenburg zurück gegeben werden. Bald darauf kehrte Suleiman nach Konstantinopel zurück.

Die allen früheren Verheißungen Hohn sprechende Arglist, wodurch Suleiman den Besitz der Hauptstadt Ungarns erschlichen hatte, der Uebermuth und die Härte, womit er diese Erwerbung fest hielt, lösete das Erstarren, in welches der Schrecken des ersten Augenblickes die Gemüther geschlagen, allmälig in zürnendes Wiedererinnern auf. Ungarische Landherren gingen nach Böhmen und Mähren, um hier die Noth Ungarns zu schildern, und zum Beistande aufzumuntern, und fanden Theilnahme und günstige Zusage. Die Königin Isabella, empört über Suleiman's Wortbrüchigkeit, that Vorschläge zum Frieden; doch zogen sich die Unterhandlungen in die Länge. Auch versammelten sich aus eigenem Antriebe die adelichen Gesammtheiten von fünfzehn, dem Könige anhänglichen Komitaten, um ihm ihre Dienste zur Befreiung der Hauptstadt und Rettung des Reiches anzubieten, und auf dem vom Könige (12. Februar 1542) nach Neusohl ausgeschriebenen Landtage wiederholten drei und dreißig Magnaten, der königlichen Freistädte Machtboten und die Abgeordneten von drei und dreißig Gespanschaften dieses Gelübde; auch wurde hier eine allgemeine Kriegssteuer und Schilderhebung beschlossen, Maßregeln, die zu großen Erfolgen hätten führen müssen, wären sie schnell und mit Entschiedenheit verwirklicht worden. Zugleich betrieb Ferdinand auf dem Reichstage zu Speyer den Türkenzug; zum obersten Feldherrn wurde der Kurfürst Joachim von Brandenburg ernannt. Vergeblich sendete im Juli 1542 König Ferdinand den Sekretär

Tranquillus Andronicus abermals nach Konſtantinopel, und zwar mit dem Auftrage, ſich den Beſitz Ungarns als ein Geſchenk der Freigebigkeit Suleiman's zu erbitten (welche Form des Antrages natürlich blos dem Eingehen auf türkiſche Phraſeologie entſprang), und dafür ein jährliches Geſchenk, erſt von fünfzig tauſend, dann bis hundert tauſend Ducaten anzutragen. Der Botſchafter wurde in Konſtantinopel ſehr unfreundlich aufgenommen, lief Gefahr für ſeine perſönliche Sicherheit, und kehrte unverrichteter Dinge zurück.

Unter langſamen und ſchwerfälligen Vorbereitungen, welche den Türken hinlängliche Zeit gewährten, ſich indeſſen zu verſtärken, brach endlich, vom Kurfürſten Joachim angeführt, das vierzig tauſend Fußgänger, acht tauſend Reiter ſtarke Reichsheer auf; ihm ſchloſſen ſich Johann Ungnad, Landeshauptmann der Steyermark, mit zehn tauſend Mann, mehre ungariſche Magnaten mit erheblichen Streitkräften an, ſo daß das Heer nun an achtzig tauſend Mann betrug. Die Ungarn begehrten laut, gegen Ofen geführt zu werden; aber die deutſchen Heere entſchieden ſich für eine Belagerung Peſth's; man überſchritt auf Brücken die Donau, nahm das verödete Waizen ein, und rückte, nach abermaligem Zeitverluſte, gegen Peſth vor.

Der neue türkiſche Statthalter von Ofen, Balipaſcha, rief den Ulama, Statthalter von Bosnien, und Murad, den Sandſchak von Poſega, Jenen mit drei tauſend, Dieſen mit tauſend Reitern, zu Hilfe. Tauſend Janitſcharen befehligte ihr Generallieutenant, der Segbanbaſchi Jusuf; der Reſt waren Gränzſoldaten, Aſaben und Martoloſen (September 1542). Jusuf unternahm zuerſt einen Ausfall gegen die Ungarn, welcher Nichts entſchied. Am folgenden Tage näherte ſich Alexander Vitelli, der Anführer der päpſtlichen Truppen, den Mauern, wurde aber plötzlich von den aus zwei Thoren hervor brechenden Feinden umzingelt, und ſchlug ſich mit Anſtrengung durch. Des andern Morgens ließ ſich Jusuf durch Vitelli's verſtellte Flucht aus den Mauern hervor locken, und man kämpfte bis zum Abend ohne Entſcheidung, wo dann der aus Kroatien herbei ziehende Niklas Zrinyi die Türken zurück ſchlagen half. Jetzt erſt begann man die eigentliche Belagerung. Das Feuer der Geſchütze legte einen Theil der Mauern in Breſche, und Vitelli, hoffend, daß ſeine Waffengefährten ihm nachfolgen würden, unternahm mit ſeinen Italienern den erſten Sturm. Aber Uneinigkeit zwiſchen den Deutſchen und den Ungarn hielt beide ab, dem kühnen Beiſpiele nach-

zueifern, und nach empfindlichem Verluste mußte Vitelli zurück weichen. Den Umständen und der Witterung beimessend, was die Anführer selbst verschuldet hatten, ordnete der Kurfürst Joachim, trotz der Einwürfe einzelner Tapferen, nach sieben Tagen den Rückzug an, verfolgt von Jusuf, den jedoch Vitelli und der Herzog Moriz von Sachsen in einem nachdrücklichen Angriffe bis Pesth zurück schlugen.

Während dieses Feldzuges gerieth Peter Perényi in den Verdacht geheimen Einverständnisses mit den Türken und des Strebens nach der Königswürde. Ferdinand ließ ihn daher festnehmen, und nach Neustadt in Haft führen. Dieser Vorfall erregte große Gährung unter den Ungarn, und vermehrte ihre Zwistigkeiten mit den Deutschen dergestalt, daß Ferdinand's Statthalter in Ungarn, der mit Perényi verschwägerte Alexius Thurzó, dem Könige den Dienst aufkündigte, auch Martinuzzi hierdurch seines Gegners Ferdinand Sache wesentlich erschwert glaubte, und daher seine Gebieterin Isabella bewog, von dem am 26. Juli 1542 geschlossenen Frieden zurück zu treten und keine Bedingung desselben zu erfüllen.

Schon näherte sich von Neuem der Sultan Suleiman, um die blutige Faust auf Ungarns Eroberung zu legen. Die Donauflotte, angeführt von Alibeg, eilte mit ungeheuren Vorräthen ihm voraus, und im April 1543 folgte Suleiman selbst unter barbarisch-großartigen Zurüstungen. Fünf tausend vier hundert Kamehle waren mit Proviant und Munition belastet; tausend Waffenzeugschmiede (Dschebedschi), fünf hundert Minirer, acht hundert Kanoniere (Topdschi), vier hundert Kanonenfuhrleute (Toparabadschi), drei hundert Kämmerer (Kapidschibaschi) zu Pferde begleiteten den Zug. Während Suleiman die mörderische Absicht der Unternehmung mit dem Prunkgewande einer Festlichkeit umhüllte, hatte der Krieg schon in Slavonien und Ungarn durch Balipascha, den Statthalter von Ofen, und Ulama, den von Bosnien, begonnen. Letzterer, in Gemeinschaft mit Murad, dem Sandschak von Posega, und Kasim, dem Sandschak von Mohács, nahm Urban Batthyány's Schloß, das zwischen Cris und Posega gelegene Athina, dann Sophronika, das Schloß Stephan Bánffy's, und das dem Keglevics gehörige Belostina. Den verwegenen Raubherrn Ladislaw Moré vertrieben sie aus seinem Schlosse Rahocza, und als ihm sein Freund Stephan Loszonz seine Burg Nana am Fuße des Matragebirges eingeräumt, erstürmte Balipascha die Burg, und sandte den Moré mit seinen Söhnen gefangen nach Konstantinopel, wo dieselben

durch Abschwörung des christlichen Glaubens sich ein besseres Schicksal bereiteten, als Mailáth und Török erduldet. Hierauf belagerten Murad, Chisrbeg von Güstendil, Mehsibeg von Valona und Ahmedbeg von Lepanto das Schloß Valpo oder Eszek am rechten Ufer der Donau; die bei Siklós und Fünfkirchen sich sammelnden königlichen Truppen wurden zerstreut, siebzig Nasen und eben so viele Paar Ohren bei dieser Gelegenheit abgeschnitten, und Forgács gefangen genommen. In das belagerte Valpo warf Ahmedpascha, der Beglerbeg von Rumili, über drei tausend steinerne Kugeln, und zwang den Platz zur Uebergabe (22. Juni 1543), worauf er zur Belagerung von Siklós schritt, welche Stadt nach kurzer Beschießung sich am achten, das Schloß am elften Tage der Belagerung ergab, und dem Sandschak des Begs von Mohács zugewiesen wurde. Fünfkirchen übergab während dieser Zeit die Besatzung freiwillig an die Türken.

Während Suleiman von Siklós gegen die Donau aufbrach, zog der Beglerbeg von Rumili über Fünfkirchen hinaus, nahm das Schloß Száz durch gütliche Uebergabe, und vereinigte sich zu Serard wieder mit dem Heere des Sultans. Dasselbe zog vorerst an dem links von Tolna gelegenen Schloß Nianyavar, obwohl von da aus der Zug beunruhigt wurde, vorüber, und lagerte zu Földvár; am 22. Juli aber zog Suleiman feierlich in Ofen ein, wo die Truppen große Parade machten, und Belohnungen vertheilt wurden. Vierzig der größten Kanonen, welche Kugeln von einem bis drei Zentner schossen, fuhren die Donau hinauf, unter der Oberaufsicht des Begs von Silistra, des Persers Sehri Mar, d. i. Schlangengift, welcher zu Silistra das von Konstantinopel dahin gebrachte Geschütz eingeschifft und die Donau herauf gebracht hatte. Am 29. Juli begann die Belagerung von Gran, dessen dreizehn hundert Mann starke Besatzung aus Deutschen unter den Befehlen der Hauptleute Tristan Vierthaler und Michael Regensburger, Spaniern unter Martin Liscani und Franz Salamanca, und Italienern unter Vitelli und Tornielli bestand. Drei hundert fünf und siebzig Kanonen wurden von den Türken auf hundert sieben Schiffen von Ofen herauf geführt, und zugleich die Gegend nach Stuhlweissenburg hin durchstreift. Suleiman schickte drei Renegaten nach Gran hinein: einen Spanier, einen Deutschen und einen Italiener, von denen ein Jeder die Truppen seiner Nation in ihrer eigenen Sprache zur Uebergabe zu bereden suchte. Die Krieger blieben jedoch taub für Verheißungen, wie für Drohungen;

sie waren ermuthigt durch die eben angekommene Verstärkung von sechs hundert Mann, welche der Spanier Sanzio Cotta mit der Versicherung baldiger Zahlung der Soldrückstände aus Wien gebracht hatte. Dagegen ging ihr geschicktester Feuerwerker, ein Calabrese, zu den Türken über, und zugleich wurde Letzteren durch Ueberläufer der schwächste Theil der Stadt, nämlich der Wasserthurm, verrathen, gegen welchen sofort ihr Geschütz von der Insel aus gerichtet wurde. Am 6. August wagten die Türken den ersten Sturm, der, bei gleichem Verluste auf beiden Seiten, abgeschlagen wurde. Als, von einer Kanonenkugel weggerissen, das vergoldete Kreuz vom Gipfel des gothischen Münsters herab stürzte, rief Suleiman in froher Ahnung: „Gran ist erobert!" Bald erfüllte sich dieses Wort, denn nachdem über zehnthalb tausend eiserne und über zwei tausend bleierne Kugeln in die Stadt geschleudert worden, unterhandelten die Spanier Liscani und Salamanca um gütliche Uebergabe gegen freien Abzug mit ihrem Eigenthume. Am 10. August wurde diese Capitulation unterzeichnet, auf türkischer Seite aber schlecht gehalten. Höhnend nahm Aliaga dem Liscani seine mit Geld beladenen Pferde, sprechend: wer zu Schiffe wegfahre, bedürfe keiner Pferde. Die Besatzung mußte, bevor Suleiman sie abziehen ließ, erst noch die Todten begraben, den Schutt aufräumen und andere niedrige Arbeiten verrichten, während ihre Angehörigen vor ihren Augen empörend gemißhandelt wurden. Der Sultan hoffte sie dadurch zur Verläugnung ihres Glaubens und zum Eintritt in seine Dienste unter lockenden Bedingungen zu bewegen; aber nur Wenige ließen sich dazu herbei. Suleiman weihte den Dom zur Moschee ein, übertrug sieben Begen mit fünf hundert Festungssoldaten, fünf hundert Asaben, fünf hundert Beschlü, fünf hundert Gönüllü, eben so vielen Janitscharen und zwei tausend Martolosen die Besatzung von Gran, unterordnete den dortigen Richter jenem von Ofen, und theilte das Sandschak dem Pascha von Ofen zu. Seitdem seufzte die erzbischöfliche Stadt durch zwei und fünfzig Jahre unter türkischem Joche.

Das kleine, aber feste und leicht zu vertheidigende Dotis unterwarf sich dem Sultane auf die erste Aufforderung, wofür die abziehende Besatzung seidene Kleider zu Geschenken erhielt; dennoch wurde der Platz als unwichtig zerstört. Den Burghauptmann Hannibal Tasso ließ sein Feldoberster Tornielli wegen feiger Uebergabe hinrichten. Von Gran wälzte sich das Osmanenheer gegen die alte ungarische Krönungsstadt Stuhlweissenburg,

dessen Belagerung am 20. August begann. Noch ehe das Geschütz von Ofen angekommen war, wurden die Laufgräben eröffnet. Nach acht Tagen war eine starke Bresche gelegt; dennoch wurden zwei Stürme abgeschlagen, da selbst Mönche und Frauen in den Reihen der Belagerten kämpften. Erst am 4. September ergab sich die Stadt, um für hundert fünf und vierzig Jahre das Joch türkischer Botmäßigkeit zu tragen. Der tapferen Besatzung gewährte Suleiman sicheren Abzug, aber von der Bürgerschaft, welche durch ihr Verzagen die frühzeitige Uebergabe verschuldet hatte, ließ er viele theils hinrichten, theils nach Ofen und Belgrad in die Gefängnisse abführen. Als Sandschak von Stuhlweissenburg setzte er den Ahmedbeg ein, und ließ tausend Janitscharen und drei tausend Landsoldaten als Besatzung zurück. Indessen hatte der Woiwode Kasim die Festung Nianyavár für Suleiman erobert. Zugleich streiften die Tataren in zwei Horden weit und breit umher, und verfolgten die von Stuhlweissenburg abziehenden königlichen Truppen. Niklas Zrinyi schlug sie am Somlyó-Berge, tödtete ihrer drei tausend, und wurde nur durch eine empfangene Wunde an Verfolgung seines Sieges gehindert. Franz Kapolnay stellte sich ihnen mit sieben hundert Mann am Ausflusse des Sihowassers aus dem Plattensee entgegen, und fiel in heldenmüthiger Abwehr der Feinde. Suleiman besuchte in Stuhlweissenburg die Gräber der Könige, und ließ die wegen Leistung des Vasalleneides versammelten Einwohner, bis auf jene wenigen, mit welchen er die Capitulation geschlossen, niederhauen. Dann trat er seinen Rückzug an, schlug zu Peterwardein Brücke über die Donau, und kehrte, das Heer in die Winterquartiere entlassend, nach Konstantinopel zurück.

Durch Rüstungen und Aufgebote abgehalten, konnte König Ferdinand erst nach Suleiman's Abzuge nach Preßburg kommen. Ihn erwarteten acht tausend gerüstete Ungarn aus den nördlichen Gespanschaften; auch vier tausend Mann italienisches Fußvolk, vom Papste Paul III. ausgerüstet, war zugegen; acht tausend deutsche Landsknechte, zwanzig tausend Böhmen und Mährer folgten dem Könige. Als aber heftiger Regen den Stand im Lager unerträglich machte, zogen die Böhmen und Mährer, die Reichstruppen und Italiener, trotz des Königs beweglichen Vorstellungen, ab. Es wurde ein Landtag zu Neusohl gehalten, wo die Ungarn mit seltenem Gemeinsinn und würdiger Entsagung zu jedem Opfer sich bereit erklärten, obgleich die Prälaten, Magnaten und Landherren durch die Streifzüge der

Türken fast ohne Ausnahme die Hälfte ihrer Güter und Einkünfte verloren hatten. Auch der Reichstag zu Speyer bewilligte eine, freilich langsam aufzutreibende Geldhilfe zur Unterhaltung eines Heeres von vier tausend Reitern und vier und zwanzig tausend Fußgängern, wovon der Kaiser einen Theil seinem Bruder Ferdinand zur Heerfahrt wider die Türken überlassen sollte.

Unterdessen hatte Letzterer in Ungarn neuen Verlust erlitten. Die Einwohner des mit ansehnlichen Freiheiten begabten Marktfleckens Groß-Oroszi, einstigen Wohnsitzes der königlichen Orozen (Trabanten, Thürhüter), erboten sich nach Ofens Falle den Türken zu freiwilliger Unterwerfung, und sicherten sich dadurch auf einige Zeit vor diesen Drängern. Daher hatten viele wohlhabende Familien sich ebendorthin gewendet, wodurch der Ort sehr zunahm. Doch im Frühjahre 1544 überfielen türkische Rotten aus Gran den Markt, raubten ihn aus, erschlugen die Einwohner, oder schleppten sie in die Sclaverei. Sie waren nur die Vorhut des größeren Machthaufens, welchen der türkische Statthalter Ungarns Jahjapaschasade Mohammedpascha gegen die Kronfeste Vissegrád oder Plintenburg führte. Derselbe berief seinen Bruder, den neuernannten Sandschak von Stuhlweissenburg, Ahmedbeg, und den Sandschak von Szegedin, Derwischbeg, den Sandschak von Mohács, Kasimbeg, und jenen von Posega, Muradbeg, nahm die Hälfte der Janitscharen von Gran und Ofen, und belagerte mit dieser Macht Vissegrád. Die Besatzung war schwach, aber, bei der Festigkeit des Platzes und dem Muthe des Befehlshabers Peter Amade, keine stärkere nöthig; doch ihr Heil hing von der Behauptung des Wasserthurms ab, und da Tornielli wegen der überall vom Feinde besetzten Straßen nicht zu Hilfe kommen konnte, mußte der Platz nach Aufzehrung aller Vorräthe sich ergeben. Es war freier Abzug zugestanden worden; aber die Janitscharen fielen über die Besatzung her, und hieben sie bis auf den letzten Mann nieder. Mit Mühe rettete Mohammedpascha das Leben des tapferen Amade. Durch den Fall dieses Platzes war Suleiman Herr der Donau bis Komorn.

Von dieser Eroberung hinweg zog Mohammedpascha über die Donau nach Neograd, dessen Besatzung, eingeschüchtert durch das Schicksal der Vissegráder, entflohen war, und legte einen Woiwoden als Befehlshaber hinein. Dann rückte er östlich vor das Schloß Hatván, dessen Befehlshaber, die Gebrüder Dancza, nachdem sie dasselbe in Brand gesteckt, feig nach Erlau

entflohen waren, löschte das Feuer und gab dem Platze einen Woiwoden. Bald darauf fielen auch die im vorigen Feldzuge in der Nähe von Tolna unerobert gelassenen Schlösser Dombovár, Döbrököz und Simontornya, alle drei am Flüßchen Sarvis gelegen, und Opora, westlich vom letzten, welchem ein Sandschak zur Vertheidigung bestellt wurde. Ein anderer türkischer Haufe belagerte das slavonische Dorf Velika, das die Besatzung, durch die hinein geflüchteten zahlreichen Bauern gezwungen, übergeben mußte. Zum Lohne wurden von den Türken alle Bauern umgebracht, und nur die Soldaten verschont. Aus Slavonien drangen dann Ulama und Malkodsch nach Kroatien ein, und nahmen das in der Nähe von Ivonitza gelegene Schloß Moszlovina, welches Peter Erdödy mit geringer Mannschaft besetzt hielt, weg, so daß dem Bischofe von Agram schon für seine zunächst gelegenen Schlösser Dombró und Chasma bangte. Hierauf durchstreiften sie den ganzen Theil des Warasdiner Gebietes, der bis Somsedvár hinaus Sagoria, d. i. der hinter dem Gebirge gelegene, heißt. In das Lonskaner Feld gelangend, stießen sie auf Niklas Zrinyi mit Kroaten und Georg Bildenstein mit Steyermärkern und Kärntnern, und schlugen sie in die Flucht. Glücklicher war der Honter Obergespan Franz Nyáry auf dem Felde bei Szalka, wo er den von Levencz nach Gran ziehenden Odabaschi Husein schlug, diesen selbst und mit ihm fünf hundert Türken tödtete, die übrigen versprengte und aufrieb.

Des Königs Muth war durch alle Unfälle nicht gebeugt, und sein Beispiel regte auch in Ungarn zu immer neuen Beweisen des Vertrauens, wie zu immer beharrlicheren Anstrengungen an. Dabei suchte er aber auch im Wege der Unterhandlung sich und dem Lande Ruhe zu verschaffen. Der Erzbischof von Gran unterhandelte als Statthalter des Königs durch seine Abgeordneten Deseuffy mit dem Pascha von Ofen um einen endlichen Waffenstillstand, der, während Nicolaus Sicco in Konstantinopel für Ferdinand die weiteren Friedensunterhandlungen führte, für die Dauer dieser Botschaft verlängert wurde. Sicco sollte den Frieden auf den Fuß des beiderseitigen damaligen Besitzstandes in Ungarn unterhandeln, und dafür ein jährliches Geschenk von zehn tausend Ducaten für den Sultan, von drei tausend für den Großwesir und tausend für jeden der anderen Wesire zugestehen. Gleichzeitig sendete Kaiser Karl den Niederländer Veltwyck nach Konstantinopel ab, um den Frieden, sowohl für Deutschland, als für Oesterreich, einvernehmlich mit Ferdinand's Gesandten, zu unterhandeln.

Am 10. November 1545 wurde zu Adrianopel vorläufig ein Waffenstillstand auf anderthalb Jahre geschlossen, dabei jedoch ernsthaft an einem dauernden Frieden gearbeitet, und daher im nächsten Jahre (1546) Veltwyck als Botschafter Karl's und Ferdinand's in Einer Person zum zweiten Male nach Konstantinopel gesendet. Die Unterhandlungen währten ein halbes Jahr lang; die erheblichste Schwierigkeit machten die Forderungen der Türken, welche Anfangs sogar Dotis und Erlau, dann alle im Steuerbuche des Defterdars Chalil osmanischer Botmäßigkeit zugeschriebenen Reiterlehen zwischen Gran und Komorn, und endlich alle Güter Valentin Török's, Perényi's und anderer, unter türkischen Schutz geflüchteten Magnaten begehrten. Endlich (13. Juni 1547) vereinigte man sich dahin, daß die Einkünfte und Güter der Reichsbarone, deren Ertrag von den Türken auf jährliche acht tausend Ducaten berechnet war, mit jährlichen fünf tausend Ducaten, jene Perényi's und Török's mit zehn tausend, und die Timare (kleine militärische Lehen) mit fünf tausend vergütet werden sollten, welche, die schon früher zugestandenen jährlichen zehn tausend Ducaten hinzu gerechnet, jährlich dreißig tausend Ducaten betrugen. Unter der Bedingung, daß diese jährlich an die Pforte abgetragen werden sollten, wurde der Friede oder vielmehr Waffenstillstand am 29. Juni auf fünf Jahre zwischen dem Könige Ferdinand und der Pforte abgeschlossen, und in demselben der Kaiser Karl, der Papst, der König von Frankreich und die Republik Venedig begriffen; der erste Vertrag, durch welchen Oesterreich zu Abführung von Jahresgeldern an die Türken sich verpflichtete.

Während jener kriegerischen Vorfälle, durch welche ein großer Theil Ungarns zur türkischen Provinz herab sank, verfolgte in Deutschland der Kaiser unausgesetzt das feste Ziel einer Kirchenversammlung, welche von den Parteien theils begünstigt, theils in Zweifel gestellt, theils mit Heftigkeit angefochten wurde. Auf einem Reichstage, welchen König Ferdinand bei der Kränklichkeit seines Bruders im März 1545 zu Worms eröffnete, damit zuerst Hilfe gegen die Türken bewilligt, dann über die kirchliche Einigung verhandelt werde, erklärten die Protestanten: nur wenn ihnen der Friede unabhängig von den Beschlüssen einer päpstlichen Kirchenversammlung zugesichert, und die angeregte Umgestaltung des Kammergerichtes ausgeführt werde, könnten sie sich zu der geforderten Hilfe gegen die Türken verstehen. Obgleich der hierauf selbst in Worms eintreffende Kaiser sie dar-

über zurecht wies, und der als päpstlicher Bevollmächtigter angekommene Kardinal Farneſe vorſtellte: wenn die Proteſtanten mit ihrem Verwerfen der Kirchenverſammlung obſiegten, ſo ſchrieben ſie offenbar dem Kaiſer, wie dem Papſte Geſetze vor, daher man nöthigenfalls Gewalt gegen ſie brauchen müſſe, wozu er im Namen des Papſtes große Anerbieten zu machen beauftragt ſey, — ſo lautete doch der Schluß des Reichstages auf Beſtätigung der früheren Friedensſtände und Vergleiche; die Religionsſtreitigkeiten ſollten nur im Wege der Güte beſeitigt, zu dieſem Zwecke neue Religionsgeſpräche eingeleitet, und auf dem nächſten Reichstage auch die Angelegenheit des Kammergerichtes in Ordnung gebracht werden. Die Zeit bis zu Eröffnung desſelben verfloß aber keineswegs in völliger Ruhe; der Streit über die Naumburger Biſchofswahl dauerte fort; der Kurfürſt von Köln machte Anſtalt, ganz zu den Proteſtanten überzugehen; Herzog Heinrich von Braunſchweig ſuchte ſich, ohne den Rechtsſpruch abzuwarten, mit Gewalt wieder in den Beſitz ſeines Landes zu ſetzen, wurde aber (21. October 1545) von dem Kurfürſten Johann Friedrich und dem Landgrafen Philipp geſchlagen, und nebſt ſeinem Sohne Karl Victor gefangen nach Kaſſel und Ziegenhain geführt.

Das nach Kaſſel ausgeſchriebene Religionsgeſpräch verwarfen einige katholiſche Prälaten ganz, weil es den Formen der Kirche nicht angemeſſen, vom Papſte nicht erlaubt, und nach Eröffnung einer allgemeinen Kirchenverſammlung ganz entbehrlich ſey; jene Katholiken und Proteſtanten aber, welche erſchienen, ließen, ein Theil wie der andere, ſo wenig von ihren Grundſätzen nach, daß das Ganze ſich erfolglos auflöſete. Nach dem Frieden von Creſpy fand Paul III. ſich bewogen, die Berufung einer allgemeinen Kirchenverſammlung, welcher jetzt kein Krieg mehr als Hinderniß oder Vorwand entgegen ſtand, zu beeilen. Aber ſeine bevollmächtigten Legaten trafen (März 1545) in Trient ſo wenig Biſchöfe an, daß ſchon aus dieſem Grunde die Verſammlung nicht eröffnet werden konnte. Zudem wurden die Anweſenden über die Zögerungen ungeduldig, und geriethen in Geldmangel, welchem der Papſt nicht wohl abhelfen konnte, weil ſonſt die Proteſtanten leicht Anlaß genommen hätten, dies als Beſtechung auszulegen. Manche gingen deshalb ohne Erlaubniß fort. Zwar widerſprach der Kaiſer ſtandhaft dem Auflöſen oder Vertagen der Verſammlung; aber kaum waren einige Bedenken beſeitigt, ſo rief König Franz im November die franzöſiſchen

Biſchöfe zurück, um die Proteſtanten zu gewinnen und gegen den Kaiſer aufzureizen.

Endlich (13. December) eröffnete der Kardinal del Monte das Concilium mit einer würdigen, dem Gegenſtande angemeſſenen Rede. Gleich Anfangs entſtand Meinungsverſchiedenheit zwiſchen den Biſchöfen und Orden über das Stimmrecht, indem es Jene nur den Häuptern der Letzten, oder ſolchen zugeſtehen wollten, welche es durch ausdrückliche Verleihung beſäßen. Es wurde beſchloſſen, nicht nach Nationen, ſondern nach Köpfen abzuſtimmen, was, bei der Ueberzahl der Italiener, dem Papſte vortheilhaft war. Niemand durfte ſeine Stimme durch einen Stellvertreter ablegen oder ſich überhaupt vertreten laſſen. Die Verſammlung wurde in mehre Abtheilungen geſondert, damit man leichter berathen, Verbindungen hindern oder trennen, hauptſächlich aber vorbeugen könne, daß ein talentvoller, unruhiger Kopf das Ganze beherrſche und fortreiße. Hinſichtlich der Frage: in welcher Ordnung die Gegenſtände zu behandeln wären, wichen die Meinungen ſehr von einander ab. Die Kaiſerlichen drangen nämlich darauf, mit der Kirchenverbeſſerung anzufangen, weil aus dem geſunkenen Zuſtande der Kirche und der Geiſtlichkeit die Ketzereien entſtanden, und ehe dieſes Uebel nicht gründlich gehoben ſey, alle Beſtimmungen über die Lehre ohne Eindruck und Wirkung bleiben würden. Einige hingegen wollten mit der Lehre und dem Glauben, als dem Wichtigeren und allem Uebrigen zu Grunde Liegenden, beginnen; Andere hielten Beides für unzertrennbar; Manche endlich wollten vor Allem auf einen allgemeinen chriſtlichen Frieden hinwirken und die Lutheraner freundlich einladen.

Dies Alles führte wieder zu mancherlei Zögerungen, bis zuletzt gleichzeitig über Lehre und Kirchenverbeſſerung gehandelt wurde. Daß man bei Eröffnung der zweiten Sitzung das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß vorlas, billigten Manche, weil vom Gewiſſeſten und Unbeſtrittenſten auszugehen ſey; Andere hingegen tadelten es, weil man ja hierin mit den Lutheranern übereinſtimme. Der Papſt endlich tadelte, daß Fragen jener Art ohne ihn durch die Kirchenverſammlung entſchieden worden wären, indeß war die Sache nicht rückgängig zu machen; auch äußerten die Kaiſerlichen: eine raſche Verdammung der Proteſtanten werde dieſe erbittern und den Hauptzweck der Einigung verloren gehen laſſen; während Andere darauf hinwieſen, daß, wenn die Kirchenverbeſſerung auf dem Concilium gar nicht

in Anregung komme, der deutſche Reichstag vielleicht um ſo willfähriger darauf eingehen werde.

Während die Väter beriethen und verſchiedene Punkte der Luther'ſchen Lehre einer ſtrengen Prüfung unterwarfen, nahmen die deutſchen Angelegenheiten eine Wendung, welche die Thätigkeit der Kirchenverſammlung, wenn auch nicht ganz unterbrach, doch bedeutend hemmte. Luther, der, wie ungehorſam auch der Kirche, deſto gehorſamer der weltlichen Gewalt ſich gezeigt und, bei aller Kühnheit ſeines Gemüthes, aller Rückſichtsloſigkeit ſeines Handelns, ſtets den äußeren Frieden zu erhalten, einen Religionskrieg zu vermeiden geſtrebt hatte, ſollte den Ausbruch der Feindſeligkeiten, die ihn tief und ſchmerzlich bewegt, und ſeine Sache ihm vielleicht in einem ganz anderen Licht gezeigt haben würden, nicht mehr erleben. Gealtert und verdüſtert, ſtarb er am 18. Februar 1546 zu Eisleben, das ihn geboren hatte. Seine Freunde beklagten ihn, aber ſie waren, was ſie ſich nicht verhehlen mochten, durch ſeinen Tod auch einer Feſſel entledigt und athmeten freier auf; denn in der letzten Zeit war das Anſehen, das ſie aus alter Verehrung ihm einräumten, ihnen ſelbſt am hemmendſten geweſen. War doch die Kampfesfreudigkeit, welche den merkwürdigen Mann in den Tagen ſeiner Jugend und ſeiner Kraft getragen hatte, in ſeinem Alter zur unerſprießlichen Streitſucht ausgeartet. Während er früher ſeinen Gegnern mit der Waffe der freien Forſchung entgegen treten zu wollen ſchien, entriß er dieſelbe ſeinen eigenen Anhängern, und, in dem Glauben an eigene Unfehlbarkeit befangen, ſeine einſeitige Meinung willkürlich zum Dogma ſtämpelnd, nahm er mit der einen Hand die Freiheit zurück, welche er mit der anderen zu geben ſchien, verweigerte eigenſinnig dieſelbe Duldung, welche er von ſeinen Gegnern ſo beherzt forderte. So kam es, daß noch bei ſeinen Lebzeiten im Schooße ſeiner Gemeinde ſich eine heimliche Reaction gegen den von ihm ausgeübten Druck bildete, und man nur äußerlich ſeine Autorität ſchonend fortbeſtehen ließ; daß ſelbſt ſeine Lieblingsjünger, Melanchthon obenan, ſich von dem Lehrbegriffe ihres Meiſters entfernten, und kurz nach deſſen Tode das im Stillen großgezogene Geſpenſt des Kryptocalvinismus die Bekenner des neuen Glaubens ſpaltete und zu blutigen Verfolgungen gegen einander hetzte.

Manche glaubten, die raſchen Schritte der Kirchenverſammlung und Luther's Tod würden allen Neuerungen von ſelbſt ein Ende machen. Der

weitblickende Kaiser theilte diese Meinung nicht, hielt es aber für seine unerläßliche Pflicht, in diesem scheinbar günstigen Augenblicke kein Mittel unversucht zu lassen, was zur Ordnung führen könne. Deshalb lud er den Landgrafen Philipp von Hessen, den unternehmendsten und unruhigsten der protestantischen Fürsten, zu einer persönlichen Zusammenkunft nach Speyer ein, bei welcher Philipp (28. März 1546) erklärte: des Kaisers Verhältnisse zu dem Papste, zu Frankreich, den Türken und der Kirchenversammlung machten den Protestanten viele Sorge, doch hoffe man Alles in Frieden und Güte zu schlichten. Der Kaiser gab hierauf beruhigende Antwort, darauf hindeutend, daß die Protestanten selbst die Kirchenversammlung, für welche er aus redlichen Absichten wirke, seit Jahren begehrt hätten, und daß er jetzt ohne alle Heeresmacht, blos von seinen Dienern begleitet, erscheine, Beweis genug, wie er nicht Krieg bringe, sondern Frieden erwarte. Der Landgraf entgegnete: nach seiner Ansicht wäre das beste Mittel, die Lehre ganz frei zu lassen und die früheren Friedensschlüsse aufrecht zu erhalten, oder höchstens auf einer deutschen Kirchenversammlung weiter zu berathen. Hierauf erwiederte Karl: in Glaubenssachen könne nur eine allgemeine christliche Versammlung Etwas beschließen; er aber sey außer Stande, den anderen Völkern hierüber Etwas vorzuschreiben. Doch würden diese ihre Ansichten und Rechte, so wenig wie er selbst, dem Papste preisgeben. Sollte der Friede auf diesem Wege nicht zu erlangen seyn, so sey er bereit, in anderer Art weiter zu verhandeln. Mit den protestantischen Theologen allein, die unter sich nicht einmal einig wären, dürfte man nie zum Ziele kommen; besser, wenn die Fürsten selbst Vergleichspunkte entwürfen, welche der etwaigen Berathung zum Grunde gelegt würden. Er begehre nichts Höheres, als Vergleichung in der Religion; wo diese nicht erfolgte, wäre allerlei Böses zu erwarten. Er habe weder Heller noch Pfennig vom Reiche; weil es aber darum sich handle, Frieden und Ruhe zu gründen, so sehe er die Ungelegenheit seiner Person nicht an. Ungeachtet seiner Leibesbeschaffenheit, seiner vielen Geschäfte in anderen Reichen, der Rüstungen Frankreichs und Englands, der Unfälle in seiner Familie, begebe er sich, ohne selbst Etwas von den Ständen zu begehren, zum Reichstage. Sollte er nun allein daselbst ankommen, die Fürsten aber wegbleiben, so könne er Nichts ausrichten.

Ungeachtet solcher dringenden Ermahnungen und dreimaliger Bitten, welche Karl mit seltener Herablassung und Geduld an den Landgrafen ver-

ſchwendete, blieb dieſer, allerlei Vorwände benutzend, dabei ſtehen, daß er den Reichstag nicht beſuchen werde, worauf der gekränkte Kaiſer ſeinen Weg nach Regensburg fortſetzte, wo er jedoch ſo wenige Stände verſammelt antraf, daß er mit Grund ſich über ſolche Gleichgiltigkeit und Vernachläſſigung bitter beſchwerte. Als endlich Mehre ankamen, trennten ſich beide Religionsparteien völlig von einander zu beſonderen Berathſchlagungen und entgegen geſetzten Beſchlüſſen; die Katholiken nämlich verwieſen die Entſcheidung aller Streitpunkte auf die allgemeine Kirchenverſammlung in Trient, und verlangten, daß die Proteſtanten gezwungen würden, dieſelbe zu beſchicken und deren Schlüſſe anzuerkennen, während hingegen die Proteſtanten auf unbedingte Verlängerung des Friedensſtandes und auf einen Religionsvergleich, im Wege eines deutſchen Concils, drangen. Der Kaiſer war eben ſo ſehr außer Stande, die Parteien auszuſöhnen, als gegen eine von beiden in dieſem Augenblicke Gewalt zu brauchen, wie denn überhaupt jede entſcheidende Maßregel mit den größten Schwierigkeiten und Gefahren verbunden war. Jeder Krieg galt dem Kaiſer mit Recht für ein ungemein großes Uebel, auch war deſſen Ausgang bei den beſchränkten Mitteln ſehr ungewiß; gleichwohl konnte man den dermaligen Zuſtand kaum einen Frieden nennen, da die kirchliche Spaltung in eine bürgerliche überging und allen Gehorſam gegen Geſetze und Beſchlüſſe auflöſete. Kein Wunder alſo, daß Karl endlich über ſeine wirkungsloſe Stellung ungeduldig ward, und die Ueberzeugung hegte, das Kaiſerthum gebe ihm andere Rechte, welche für Deutſchlands wahren Vortheil geltend zu machen ſeine unerläßliche Pflicht ſey; erſt nach Herſtellung des bürgerlichen Gehorſams werde ſich auch in Rückſicht der Religion die billige Mitte finden und durchſetzen laſſen.

Aber nicht nur die Wiederbegründung eines geordneten Rechtszuſtandes in Deutſchland, ſondern auch eine im Herzen der öſterreichiſchen Beſitzungen ſich heranbildende Gefahr, welche unmittelbar aus den deutſchen Wirren ihre Nahrung ſchöpfte, machte dem Kaiſer ein entſchiedenes Einſchreiten zur Pflicht. Jede religiöſe Erſchütterung vermehrte und ſteigerte die Schwingungen, die in Böhmen noch von dem großen hußitiſchen Kampfe nachzitterten, und pflegte hier zunächſt auch politiſche und bürgerliche Gährungen anzuregen; der Glaubensſtreit im benachbarten Sachſen mußte daher auf Böhmen nothwendig eine verhängnißvolle Einwirkung üben. Hier erhob ſich alſo aus den Trümmern des Utraquismus eine religiös-politiſche

Partei, welche, das Kelchnerthum an den deutschen Protestantismus anlehnend, theils geheim, theils öffentlich als Verbündete der Schmalkaldener auftrat. Das urkundliche Recht in Böhmen hatte durch die Vernichtung der, bei der großen Feuersbrunst in Prag am 2. Juni 1541 mitverbrannten alten Landtafel eine große Störung und Unterbrechung erlitten. König Ferdinand that Schritte wegen bald möglicher Herstellung der Landtafel, auch entwickelte er in Gemeinschaft mit den Landtagen, besonders 1545, eine große Thätigkeit in Beziehung auf innere Gesetzgebung.

Bei dieser Gelegenheit kam es auch insbesondere zur Sprache, daß die im Jahre 1526 vor der Wahl Ferdinand's beschlossenen, und von diesem durch die Wahlbotschaft zur Bestätigung vorgelegten Artikel wieder eingetragen werden sollten, mit Ausnahme jenes Artikels, welcher sich auf die Krönung des Thronerben bei Lebzeiten eines Königs bezöge, als welcher später, wegen der Gegenvorstellungen und verweigerten Bestätigung Ferdinand's, wieder aus der Landtafel gelöscht worden war. Hiermit hing wohl zusammen, daß der König in Bezug auf die neue Zusammentragung der Privilegien und Freibriefe, worunter auch die von ihm selbst beim Antritte seiner Regierung ausgestellten Verschreibungen gehörten, jenen Revers in veränderter Form neu auszustellen wünschte, welchen er über die freie Wahl seiner Person zum Könige gegeben hatte. Seinem Wunsche gemäß wurde ihm von den Ständen auch wirklich jener frühere Revers zurück gegeben, und er stellte dafür einen anderen Revers aus, worin zwar auch der freien Wahl seiner Person Erwähnung geschah, aber die Königin Anna ausdrücklich Erbin genannt wurde. Er beabsichtigte dabei, daß seinem früheren Reverse künftig nicht die Auslegung gegeben werden könne, als habe er die Wahlfreiheit nicht blos hinsichtlich seiner Person, sondern auch so anerkannt, daß Anna nicht der Bulle Karl's IV. nach Erbin gewesen sey, und wollte der schwierig gesinnten Partei den Anlaß nehmen, sich eine ungebührlich große Befugniß in Absicht auf die Wahl und Anerkennung unter den verschiedenen Individuen des königlichen Mannsstammes, und noch mehr in Ansehung der eventuellen weiblichen Erbfolge, geschweige denn die Möglichkeit thatsächlicher Störungen offen zu halten.

Der Einfluß der Gegenpartei in Böhmen zeigte sich am deutlichsten auf dem Landtage 1546, wo die Stände die Landtagsgeschäfte vorzunehmen aus dem Grunde verweigerten, weil der König Anfangs sich durch

ſeinen älteſten Prinzen, Maximilian, vertreten ließ. Nach ſeiner perſönlichen Ankunft ſetzte jedoch der König den Beſchluß namhafter Rüſtungen und Kriegsſteuern gegen die Türken oder gegen Andere, welche die Ruhe des Königreichs und der Nachbarländer gefährden würden, durch, worunter, bei der mittlerweile auf die ſchärfſte Spitze getriebenen Stellung der Schmalkaldener, dieſe Letzteren verſtanden waren.

Während der umſichtige Herzog Moriz von Sachſen ſich auch dadurch enger an das Haus Oeſterreich anſchloß, daß er eigens nach Prag kam, um die zwiſchen Böhmen und Sachſen beſtehende Erbvereinigung zu erneuern, erließ der Kurfürſt Johann Friedrich, jetzt offen gegen den Kaiſer gerüſtet, ein Schreiben an die böhmiſchen Stände, um ſie mit ihrem Könige in Zwieſpalt zu bringen, ſie abzuhalten, Demſelben wider ihn beizuſtehen, und, unter Berufung auf die alte Erbvereinigung, ſie aufzufordern, die gute Nachbarſchaft aufrecht zu halten. Um hierbei auf die Utraquiſten zu wirken, gab er an, er werde von dem Kaiſer nur wegen des Evangeliums und wegen der Abendmahlsfeier unter beiderlei Geſtalt, verfolgt. Die Stände erblickten jedoch in Johann Friedrich's Unternehmungen zunächſt einen Angriff auf die Krone Böhmen durch Verletzung der Lehenspflicht, worin er wegen der großen Lehen in Sachſen ſtand, und antworteten daher dem Kurfürſten: ſie hätten die Erbvereinigung ſtets unverbrüchlich gehalten, er aber ſie verletzt, und ſie würden ihren König gegen Jedermann mit Gut und Blut vertheidigen. Inzwiſchen ließ Ferdinand die von dem Kaiſer ihm überſchickte Achtserklärung gegen den Kurfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen in Böhmen öffentlich bekannt machen, und verſammelte bei Kaaden das böhmiſche Heer, welches, nach dem Rathe der Stände, in des Kurfürſten Gebiet einrücken ſollte, mit dem Befehle, nur die böhmiſchen Lehen zu erobern.

Inzwiſchen wurden die Proteſtanten nicht müde, durch aufregende Flugſchriften die Böhmen gegen ihren König zu ſtimmen und ſie zu bewegen, Demſelben ihren Beiſtand gegen den Kurfürſten zu verſagen. Da die politiſche Seite des Streites hierbei klug umgangen, und immer nur die religiöſe in den Vordergrund gerückt war, als gälte des Kaiſers Rüſtung vornehmlich der Unterdrückung des Kelchnerthums, ſo machten dieſe Schriften bei einem großen Theile der nach Kaaden gekommenen utraquiſtiſchen böhmiſchen Mannſchaft Eindruck. Es entſtand Mißtrauen und Widerſetzlichkeit;

die picardisch gesinnten Stände des Bunzlauer Kreises stellten sich gar nicht; einige blieben, beim Vorrücken des Heeres von Kaaden, eigenmächtig dort zurück; andere zogen geradezu wieder nach Hause. Nach fruchtloser gütlicher Ermahnung rief Ferdinand die Widerspänstigen vor sein, mit mährischen Räthen besetztes königliches Gericht, ließ an einigen der Ueberwiesenen die Todesstrafe vollziehen, andere mit Verweis davonkommen. Dennoch währte die schwierige Gesinnung fort, und namentlich versagte Prag die geforderte Stellung bewaffneter Mannschaft, bevor nicht ein allgemeiner Landtag seine Einwilligung dazu gegeben haben werde; unter den böhmischen Herren zeigten sich manche zu dem Zuge bereit, während andere demselben mit Hartnäckigkeit widerstrebten, und diese Opposition endlich in Auflehnung und feindseligen Widerstand gegen den König und den Kaiser ausartete.

Nach Ferdinand's Abreise von Prag versammelten sich die Prager, mit Deputirten der Städte Nimburg, Kolin, Kaurzim, Czaslau, Böhmischbrod, und regten die Gemeinde zu offenem Aufruhr an. Man zog die Glocken, und die rebellische Versammlung, viele tausend Köpfe stark, begab sich dann von den Rathhäusern, unter Absingung hußitischer, picardischer, lutherischer, böhmisch-brüderlicher und anderer Lieder, je nachdem der eine oder der andere Hause dieser oder jener Lehre zugethan war, in das Carolinum. Hier ließen die Prager die vorbereiteten Bundesartikel, wie auch ein neueres Schreiben Johann Friedrich's bekannt machen, und es wurde (10. Februar 1547) ein Bündniß zum gegenseitigen Schutze wider allen Schaden, den ihnen der König zufügen möchte, geschlossen; mit der Bestimmung, daß die Prager sich auf den Landtagen von den städtischen Abgeordneten nicht trennen, und daß die Prager Gemeinden nach Läutung der beiden großen Glocken in eine Gemeinde zusammen treten sollten. Die utraquistischen oder der neuen Lehre zugethanen Mitglieder des Herren- und Ritterstandes aus dem Königgrätzer, Chrudimer, Czaslauer, Kaurzimer, Bechiner, Prachiner, Moldauer und Podbrader Kreise kamen, auf die Kunde hiervon, in zahlreichen Haufen nach Prag, und begehrten in den Bund der Gemeinden aufgenommen zu werden, was ihnen mit großer Bereitwilligkeit zugestanden wurde. Am 15. Februar kam diese Conföderation unter allerhand Feierlichkeiten zu Stande; man entwarf eine Bundesverfassung und setzte mehre Artikel fest, welche, die Freiheiten des Königreichs

betreffend, vom Könige verlangt und auf dem nächſten Landtage in's Werk geſetzt werden ſollten. Der Kurfürſt Johann Friedrich belobte die Conföderirten brieflich wegen ihrer Weigerung, wider ihn in's Feld zu ziehen, und forderte ſie auf, Uebertreter und Zerſtörer der Erbeinigung zu beſtrafen, auch Jene, welche mit dem Könige über die Gränze zögen, mit ernſtlichem Befehle davon abzuhalten. Zugleich ließ Johann Friedrich drei ſeiner Hauptleute, Heinrich und Georg von Plauen, und Thumshirn, in Böhmen einrücken, dies als ein Mittel erklärend, die Stände überhaupt in die Bewegung zu ziehen, womit die Partei ſich ganz einverſtanden fühlte.

Auf ihre eigene Stärke und jenen äußeren Beiſtand geſtützt, nahm die Conföderation alsbald einen gebieteriſchen Ton an; ſie beſchwerte ſich bei dem Könige bitter, daß Derſelbe den Herzog Moriz von Sachſen und andere Fremde und Ausländer gerüſtet und gewappnet nach Böhmen ziehen laſſe, und drohte, dieſe Gäſte mit Gewalt abzutreiben. Angeblich zur Vertheidigung des Landes, rüſteten ſich die Conföderirten gegen den König ſelbſt, und ſtellten, im Einverſtändniſſe mit Johann Friedrich, die beſchloſſene Kriegsmacht auf, deren oberſter Hauptmann, Pflug von Rabenſtein, mit zehntauſend Mann in den Elbogner Kreis zog, um den Zug des Königs nach Eger zu hindern; in gleicher Abſicht wurden die Wege dorthin durch Verhaue geſperrt. Die Mährer und Schleſier ſuchten ſie ebenfalls in ihren Bund zu ziehen, und, obgleich der König mit Ernſt und Ruhe ſie zum Gehorſam zurück zu bringen ſuchte, beſchloſſen ſie, dem geächteten Kurfürſten von Sachſen alle mögliche Hilfe zu thun.

Daß, wie noch kurz vorher die Verhandlungen mit dem Landgrafen Philipp und der Regensburger Reichstag gezeigt, die Proteſtanten ſich gegen den Kaiſer viel zu eigenſinnig und widerwillig benahmen, um länger noch auf die bisherige nachſichtige Behandlung Anſpruch machen zu können; daß der Landgraf Philipp Denſelben geradezu beleidigte: war um ſo verkehrter, da ihr ſchmalkaldiſcher Bund und deſſen Kriegsverfaſſung an großen Mängeln litt, ja der Auflöſung nahe war. Zuvörderſt mißfiel nicht wenigen Städten manche ergriffene Maßregel, welche mittelbar zu vielen Zahlungen führte, und nicht minder waren einige mit Heinrich von Braunſchweig verwandte Fürſten ungehalten über deſſen Vertreibung. Ferner drang Philipp von Heſſen darauf: man ſolle die religiöſen, insbeſondere die dogmatiſchen Punkte leichter nehmen, und ſich, zu beſſerer Verſtärkung, mit Frankreich,

England und den Schweizern verbünden; während Johann Friedrich an Franzens Mißhandlung der Protestanten, Heinrichs Tyrannei und der Schweizer Abendmahlslehre Anstoß nahm, und Luther und Melanchthon nach wie vor einer Aussöhnung mit den Letzten widersprachen, zunächst freilich aus theologischen Gründen, dann aber auch, sonderbar genug, aus Furcht vor ihrer Macht. Der übelste Umstand für die Schmalkaldener war endlich, daß der Kurfürst Johann Friedrich mit dem Herzoge Moriz seit dem berüchtigten Wurzener „Fladenkriege" — von welchem Luther in seiner derben Sprache sagte, es wäre, „als wenn zween volle Bauern sich schlügen im Kretzscham umb ein zerbrochen Glas, oder zween Narren umb ein Stück Brod" — in Spannung lebte, und Moriz dadurch dem Bunde, zu welchem er ohnehin kein Vertrauen hegte, noch mehr entfremdet wurde. — Ungleich besonnener und weiser benahm sich Kaiser Karl. Durch die Verlobung seiner Nichten Anna und Maria mit den Herzogen Albrecht von Baiern und Wilhelm von Kleve gewann er zwei mächtige Fürsten; ja selbst Herzog Moriz schloß (19. Juni 1546) mit ihm einen Vertrag, welcher hinsichtlich der Religion billige Zusicherungen enthielt, den Herzog aber von allen politischen Verbindungen wider den Kaiser löste. Vierzehn Tage vorher (4. Juni) traten Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen in ein Bündniß über die Führung des Krieges; acht Tage nachher (26. Juni) kam zu ähnlichem Zwecke ein Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Papste zu Stande. Diesen entscheidenden Maßregeln, welche nicht lange verborgen bleiben konnten, waren eine Menge kleiner Anzeigen, Gerüchte, Besorgnisse vorangegangen und hatten die Gemüther wechselseitig immer mehr entfremdet und erbittert.

Auf die Anfrage der Protestanten, gegen wen die Kriegsrüstungen gerichtet wären, ließ der Kaiser die unbestimmte, doch immerhin deutliche Antwort geben: sie gälten nur Jenen, welche sich ungehorsam gegen ihn bewiesen; bald nachher wurden seine Aeußerungen noch unverhohlener, und er antwortete dem Kurfürsten von der Pfalz auf wiederholte Fragen: Grund und Richtung des Krieges kann nicht zweifelhaft seyn. Unter dem Vorwande der Religion erwecken mir die Protestanten Feinde im In- und Auslande. Nachgiebigkeit erhöht ihre Anmaßung; keinem Gesetze wollen sie gehorchen; nirgends die kaiserlichen Rechte anerkennen, und die eigenmächtig in Besitz genommenen Kirchengüter in erbliches Eigenthum verwandeln. Dazu kom-

men aufrühriſche Schriften, beleidigende Aeußerungen und Gemälde, ſo daß ganz Deutſchland aus Freiheit und Ordnung in Sclaverei und Unordnung geräth. Alſo nicht blos davon iſt die Rede, in Religionsſachen übereilten Neuerungen ein Ziel zu ſetzen, ſondern überhaupt Ordnung, Geſetz und Gehorſam herzuſtellen.

Während der Kaiſer ſo den ſtaatsrechtlichen Standpunkt hervor hob, wurde der Inhalt ſeines Bundes mit dem Papſte Paul III. bekannt, und noch beſtimmter lauteten deſſen eigene Erklärungen. Vermöge des erſten verſprach der Papſt Geld und Mannſchaft, erlaubte den Verkauf mehrer Kloſtergüter in Spanien und die Beſteuerung der dortigen Geiſtlichkeit, und bot Ablaß für die Theilnehmenden.

Dem Kaiſer kam es unerwünſcht, daß die kriegeriſchen Abſichten vor Beendung ſeiner Rüſtungen bekannt wurden, und der Papſt als Religionskrieg darſtellte, was er lieber von der politiſchen Seite betrachtet wiſſen wollte; doch war Alles ſchon ſo weit vorgerückt, daß Verhandlungen nicht mehr zur Ausſöhnung führten, und am 20. Juli 1546 die Acht über den Kurfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen ausgeſprochen wurde. Der Kaiſer — ſo hieß es in der Urkunde — habe immer mild regiert, Keinem Gewalt angethan, Religionsſtreitigkeiten in Güte oder durch eine Kirchenverſammlung zu beſeitigen verſucht, und Einigkeit gegen die Türken anempfohlen. Alle ſeine Bemühungen wären aber vergeblich geweſen, denn die Proteſtanten hätten, wie der Packiſche und der braunſchweigiſche Kriegszug beweiſe, Fürſten und Biſchöfe angegriffen, beſteuert, verjagt, geiſtliche Stifter eingezogen, fremdes Gut mit Beſchlag belegt, jeden Rechtsgang verworfen, Verſchwörungen gegen ihn angezettelt, und Verträge mit fremden Mächten geſchloſſen. Die Religion müſſe zu bürgerlichem Ungehorſam, zu jedem Frevel den Vorwand leihen; deshalb gebiete Recht und Pflicht, dieſen weltkundigen Uebeln mit Nachdruck entgegen zu treten, und darum ſey die Acht ausgeſprochen, und jeder Unterthan ſeines Eides gegen die aufrühriſchen Fürſten entbunden.

Die Proteſtanten ſuchten in ihrer früheren Antwort und ihrer endlichen Kriegserklärung vom 11. Auguſt jene Beſchuldigungen zu entkräften und warfen dem Kaiſer vor, daß er, ſtatt ihnen einen wahren Religionsfrieden zu ertheilen, ſie durch das Kammergericht habe bedrängen laſſen; er gehe darauf aus, gleichmäßig die bürgerliche und kirchliche Freiheit zu

untergraben, und ihr Vaterland in hispanische Sclaverei zu stürzen, welchem aus allen Kräften sich zu widersetzen Recht, Pflicht und Nothwehr gebiete. Sie ließen dann einen anderen, noch heftigeren Absagebrief „an Karl V., der sich römischer Kaiser nennt," folgen, welchen Dieser nicht annahm.

Wie übereilt im Ganzen auch die Protestanten den Krieg begonnen, so waren sie doch stärker gerüstet als der Kaiser. Aber sie blieben bei halben Maßregeln stehen, verloren ihre Zeit, verabsäumten, um das Land des parteilosen Herzogs von Baiern nicht zu betreten, die Sperrung der italienischen Straßen, und gaben dadurch dem italienischen Heere Gelegenheit, ungehindert die Alpen zu übersteigen, und bei Landshut zu dem Kaiser zu stoßen, dessen Lager bei Ingolstadt sie, viel zu spät, erst da angriffen, als die Befestigung desselben vollendet war.

Desto umsichtiger benutzten der Kaiser und sein Feldherr, der Herzog von Alba, Zeit und Gelegenheit, indem sie weislich eine Schlacht vermieden, aber von jedem Fehler ihrer Gegner Früchte ernteten. Den Grafen von Büren ließen die Schmalkaldener ungehindert zum Kaiser stoßen, wodurch dessen Heer auf neun tausend Reiter und fünf und vierzig tausend Fußgänger stieg, das wichtige und reichlich versehene Neuburg nehmen, und bis Nördlingen vordringen konnte. Die Protestanten bezogen ein Lager bei Gingen, wo sie große Verstärkungen aus Wittenberg erhielten, während das kaiserliche Heer durch Mangel, Krankheiten und üble Witterung furchtbar zusammen schmolz. Auch diese ihnen günstigen Umstände ließen sie unbenutzt, und diese Lässigkeit rächte sich an ihnen durch die drohendste Wendung; denn, nachdem König Ferdinand alle durch die böhmischen Conföderirten ihm bereiteten Hindernisse überwunden hatte, rückte derselbe zu Ende Octobers mit Heeresmacht in das Voigtland ein, und der kriegserfahrene Moriz übernahm, von seinen stolzen Entwürfen noch mehr, als von Gehorsam gegen den Kaiser bewogen, die Vollstreckung der Acht gegen seinen Vetter, den Kurfürsten von Sachsen, und überschwemmte dessen Land mit seinem Kriegsvolke.

Wie vorher schon die Entschlossenheit, so lag jetzt auch der Muth der Schmalkaldener darnieder, zumal jetzt auch auf keine Hilfe von England oder Frankreich zu rechnen war. Sie suchten Mitte Novembers durch den Markgrafen Johann von Brandenburg Friedensunterhandlungen mit dem

Kaiser anzuknüpfen; aber Dieser, eingedenk seiner Würde, verlangte, sie sollten die Waffen niederlegen, und das Weitere von seiner Gnade erwarten. Die Verbündeten verloren hierüber alle Besinnung; mit Zurücklassung einer unbedeutenden Abtheilung zerstreute sich (27. November) die protestantische Hauptmacht, und so siegte der Kaiser ohne Schlacht. Allmälig unterwarfen sich Demselben der Herzog von Würtemberg, der Pfalzgraf am Rhein, die Städte Ulm, Augsburg, Straßburg, Frankfurt, mit Einem Worte ganz Oberdeutschland; auch mußte der bereits früher vom Papste entsetzte Kurfürst Hermann von Köln seinem Gegner, dem Grafen von Schaumburg, weichen.

Gleichwohl war der Krieg noch nicht beendigt; denn der Kurfürst Johann Friedrich und der Landgraf Philipp verwarfen das Verlangen unbedingter Unterwerfung, und Jener hatte nicht nur seine Lande wieder eingenommen, sondern auch die seines Gegners Moriz größtentheils erobert, und selbst Böhmen bedroht.

Auf diese Nachricht brach der eben von einem schweren Gichtanfalle genesene Kaiser (13. April) mit dem Heere aus Eger auf, und folgte mit einem Theile der Reiterei seinem Feldherrn Alba nach, welcher durch seinen vorausgesendeten Obersten Anton von Toledo die Straße frei machen ließ. Ueber Adorf, Plauen, Reichenbach, Werda und Geithen gelangte er bis zu den an der Elbe dem Städtchen Mühlberg gegenüber liegenden Dörfern Schirnitz und Paußnitz, so daß er jetzt von dem Heere seines Gegners nur durch den Strom getrennt war*).

Der Kurfürst Johann Friedrich hatte unterdessen in Meißen die Nachricht von dem Anmarsche der Kaiserlichen erhalten, unter denen er jedoch, durch widersprechende Nachrichten irre gemacht, nur eine kleinere Streifpartei vermuthete. Er brach von Meißen auf, ließ, um vor feindlichen Verfolgungen sich zu sichern, die dortige Elbbrücke abbrennen, und zog sich nach Mühlberg. Ein dichter Nebel erlaubte den Kaiserlichen, sich unbemerkt am anderen Ufer bis Strehla hinzuziehen, worauf die das Vordertreffen bildenden ungarischen Reiter und spanischen Hakenschützen so heftig über den Fluß hinüber feuerten, daß die kurfürstlichen Reiter sich nach Mühlberg zurück ziehen mußten, nachdem sie zuvor die Seile der von sächsischer Seite geschlagenen Schiffbrücke abgehauen, und diese in Brand gesteckt hatten.

*) Ueber den Zug des Kaisers s. Mameranus: „D. Caroli V. Imp. Aug. iter etc. 1548."

Der Kurfürst erschrak nicht wenig, als er sich jetzt überzeugte, daß nicht eine bloße Streifpartei, sondern das kaiserliche Heer selbst ihm gegenüber stehe. Er entschloß sich, nach Wittenberg aufzubrechen, sendete auch das grobe Geschütz, die Heerwagen und einen Theil des Fußvolkes voraus gegen die Lochauer Haide, konnte dies aber nicht ganz bewerkstelligen, weil die Kaiserlichen zu stark andrängten. Die spanischen Hakenschützen, die in dieser Schlacht eine besondere Verwegenheit zeigten, sprangen, die Degen zwischen den Zähnen, in den Elbestrom, zogen die brennenden Theile der Schiffbrücke an das Ufer, und segelten mit den, den Flammen entrissenen Fahrzeugen über den Fluß. Der Kurfürst, nachdem er vergeblich sie abzuhalten versucht hatte, brach auf, ließ in Mühlberg eine Reiterbesatzung zurück, und floh dem Heere nach. Unterdessen zeigte ein Unterthan des Herzogs Moriz, der Bürger Barthel Strauchmann, den Soldaten desselben in der Nähe des Vorwerkes Borschütz eine bequeme Furt durch die Elbe; tausend Reiter setzten über, und jagten dem Kurfürsten nach, wurden jedoch von dessen Leuten zurück getrieben. Nun aber setzten der Kaiser, der König Ferdinand, der Herzog Moriz und Alba mit der ganzen Reiterei durch den Strom; das Fußvolk folgte ihnen mit dem schweren Geschütze über die hergestellte Schiffbrücke nach. Die sich entgegen stellenden Feinde wurden nach einem blutigen Kampfe zerstreut; die voransprengenden Ungarn und Spanier ereilten den fliehenden Kurfürsten in einer morastigen Gegend der Lochauer Haide, der Schweinart genannt. In der Wange verwundet und wegen seiner Dickleibigkeit in der schweren Rüstung außer Athem gebracht, mußte der Kurfürst nach tapferer Gegenwehr sich gefangen geben (24. April 1547)*). Der Kaiser und der römische König empfingen ihn mit strengen Worten; „bin ich nun Kaiser?" sagte Karl zürnend, als ihn der Gefangene: allergnädigster Kaiser, anredete. Johann Friedrich wurde dem Obersten der spanischen Legion, Alfons Vives, zur Verwahrung übergeben und an die Elbe zurück gebracht, von da in das mühlbergische Amtsdorf Aussig geführt. Das kaiserliche Heer lagerte sich ebenfalls in dieser Gegend. Karl und Ferdinand bezogen das Haus des Johann Faust, „mit welchem sich kaiserl. Majestät, weil er als ein alter Leipziger und Wittenberger Student der lateinischen Sprache kundig, oft und viel unterredeten" **). Drei Tage

*) Baumann: Gründliche Anzeigung, wie Joh. Friedrich gefangen worden. Leipz. 1547.
**) Gleichzeitiges Mf. in Hasche's Mag. d. sächs. Gesch. II. 208.

lagerte hier das kaiſerliche Heer, und brach dann zur Belagerung von Wittenberg auf, in welche befeſtigte Stadt ſich Johann Friedrich's gleichnamiger Sohn geworfen hatte.

Der Kaiſer hoffte Wittenberg am leichteſten durch Drohung zu gewinnen; er ließ dem gefangenen Kurfürſten durch einen Kriegsrath das Leben abſprechen; aber Dieſer ſchätzte das Daſein nicht mehr, ſeit er ſeine Sache verloren ſah, und gab kaltblütige, furchtloſe Antwort. Daher ließ der Kaiſer, auf Fürbitte des Kurfürſten von Brandenburg, des Herzogs von Kleve und des Herzogs Moriz, das Todesurtheil, mit welchem er nur hatte ſchrecken wollen, unvollzogen. Dagegen kam (19. Mai) im Lager von Wittenberg folgender Vertrag zu Stande: Johann Friedrich (ſchon nicht mehr Kurfürſt, ſondern der Aeltere von Sachſen genannt) verzichtet für ſich und ſeine Nachkommen an die Kur, übergibt Wittenberg und Gotha, bleibt in der Gefangenſchaft des Kaiſers, verzichtet auf alle Rechte an Magdeburg, Halberſtadt und Halle, und erkennt das Reichskammergericht an; die confiscirten Güter Johann Friedrich's werden vom Kaiſer an König Ferdinand und Herzog Moriz geſchenkt, von Letzterem aber den Kindern Johann Friedrich's fünfzig tauſend Gulden jährlichen Einkommens und zur Aufbringung dieſer Summe verſchiedene Aemter, Städte und Schlöſſer übergeben. (Mit den im Voigtlande gelegenen böhmiſchen Lehen Plauen, Pauſa, Voigtberg, Oelsnitz, Adorf, Schöneck, Neukirchen, Mühltroſ belehnte Ferdinand ſeinen Kanzler und Titularburggrafen von Meißen, Heinrich V., doch unter Vorbehalt der Mitlehenſchaft von Moriz und deſſen jüngerem Bruder Auguſt; — damals zog Böhmen auch die Lehensherrlichkeit über die reußiſchen Herrſchaften Gera, Burg, Lobenſtein, Schleiz, Greiz, die bisher ſächſiſche Lehen geweſen waren, an ſich; — eigentlich hätten auch Eilenburg, Kolditz und Leißnig als böhmiſche Lehen zurück fallen ſollen; aber Moriz gab 1549 Sagan dafür hin.) Der Anerkennung des Concils von Trient weigerte ſich Johann Friedrich auch in ſeinem Unglücke mit Beharrlichkeit, und der Kaiſer ließ daher dieſen Punkt fallen.

Das Schickſal ſeines ſächſiſchen Verbündeten raubte dem Landgrafen Philipp den Muth, und er beſchloß, mit dem Kaiſer ſich zu vergleichen. Nach manchen Verhandlungen kam unter Vermittlung des Herzogs Moriz (Schwiegerſohnes des Landgrafen) und des Kurfürſten Joachim von Brandenburg der Entwurf eines Vertrages zu Stande, worin es hieß: Der

Landgraf ergibt ſich dem Kaiſer auf Gnade und Ungnade, und bittet fußfällig um Verzeihung. Er gehorſamt in allen Stücken, zahlt hundert fünfzig tauſend Gulden Kriegskoſten, liefert Geſchütz und Kriegsvorräthe ab, ſchleift die meiſten Feſtungen, entſagt dem ſchmalkaldiſchen Bunde, entläßt Heinrich von Braunſchweig und deſſen Sohn, unterwirft ſich dem künftigen Kammergerichte ꝛc. Der Kaiſer erklärte auf die Bitte der Vermittler: „daß Ime dem Landgrauen ſolche ergebung weder zu Leybsſtraff noch zu Ewigen*) (immerwährendem) gefenknuß Raichen“ (gereichen), und er an Land und Leuten nicht mehr, als in den Artikeln ſtehe, verlieren ſolle; nur dürfe der Landgraf ſolches nicht wiſſen, ſondern müſſe ſich „ſchlechts (ſchlechthin) und frei“ ergeben. Die Vermittler ſchrieben hierauf dem Landgrafen, er möge den Vertrag annehmen, verſprachen ihm, daß er über die Artikel weder an Leib und Gut mit Gefängniß, Beſtrickung oder Schmälerung des Landes beſchwert werden ſolle, und erboten ſich, hierfür perſönlich zu haften. Der Landgraf zog hierauf (18. Juni) mit hundert Reitern in Halle ein, und am folgenden Tage wurde eine Verſammlung aller Fürſten, Prälaten, Feldherren und Geſandten berufen, in welcher Philipp erſchien, dem Kaiſer zu Füßen fiel, und durch ſeinen Kanzler Günderode erklären ließ: er ergebe ſich auf Gnade und Ungnade, bitte aber um Aufhebung der Acht und Herſtellung in den vorigen Stand, und verſpreche dann auch, alle Punkte des Vertrages zu halten. In der durch Dr. Selden ausgeſprochenen kaiſerlichen Antwort hieß es: die Acht und Lebensſtrafe werde aufgehoben; auch ſolle der Landgraf weder mit ewigem Gefängniß, noch mit Einziehung und Entſetzung der Güter, mehrers und weiters, dann die Artikel der Abrede, ſo Ihre Majeſtät gnädigſt bewilligt, lauten, beſchwert werden. Der Landgraf betrachtete das Ganze als eine bloße Förmlichkeit, und glaubte hiermit die Sache völlig abgethan. Nicht gering war daher ſein Erſtaunen, als ſpäter der Herzog von Alba ihm erklärte, daß er als Gefangener da bleiben müſſe; auch die Vermittler hatten es anders verſtanden, und waren jetzt ſehr überraſcht. Als der Kaiſer erfuhr, welcher Streit über den Sinn des Vertrages und das Recht der Gefangennehmung entſtanden ſey, erklärte er:

*) Die Fabel, daß der Kaiſer gelobt, ihn nicht in einiger Gefängniß zu halten, und dann dafür: „nicht in ewiger Gefängniß“ habe hineinradiren laſſen, widerlegt ſich aus dem Originalvergleichsvorſchlage; ſ. Hormayr's öſterr. Plutarch IV. 106, und Bucholtz VI., 61. Erläuterungen hierüber ſ. bei Raumer a. a. O. I. 547.

ehe hierüber Mißdeutung entstehe, wolle er lieber den ganzen Vertrag aufheben, den Landgrafen frei ziehen lassen, und den Krieg gegen ihn fortsetzen. Darauf wollte es Philipp nicht ankommen lassen; die vermittelnden Fürsten gestanden ein, daß der Fehler von ihnen herrühre, und der Kaiser das Recht zur Verhaftung habe; doch baten sie, die Gefangenschaft möglichst abzukürzen, wozu der Kaiser sich auch bereit erklärte. — In Halle erreichte übrigens die Spannung zwischen den deutschen und den spanischen Truppen, welche letzteren fortwährend die gröbsten Excesse begingen, den höchsten Punkt. Um eines gestohlenen Gaules willen entstand ein schrecklicher Allarm; Deutsche und Spanier schossen auf einander, und Jene stürzten einen spanischen Offizier, den der Kaiser hinaus sendete, um mit ihnen zu sprechen, in die Saale. Ja, selbst Ferdinand's Sohn, der Erzherzog Maximilian, wurde, als er zur Ruhe verweisen wollte, angegriffen und am Arme verletzt, bis der Kaiser endlich durch das Versprechen, den deutschen Truppen Genugthuung zu verschaffen, und die spanischen Anstifter zu bestrafen, den Tumult stillte *).

Der schmalkaldische Bund war zerstäubt, und mit sichtbarer Ueberlegenheit eröffnete der nach allen Seiten siegreiche Kaiser im September 1547 einen Reichstag zu Augsburg. Hier wies er nachdrücklich auf die Nothwendigkeit bürgerlicher und kirchlicher Einigung, Herstellung des Kammergerichtes und Wirksamkeit gegen die Türken hin; er forderte, wie es ihm zustand, daß künftig keine einseitigen Verbindungen und Zusammenkünfte, keine Lösungen vom Reichsverbande mehr Statt finden, sondern Kaiser und Reich ein einiges Ganzes bilden sollten. Indeß waren durch des Kaisers Sieg die Protestanten nur eingeschüchtert, nicht beruhigt, und ihre Besorgnisse wurden durch die Demüthigung der böhmischen Conföderirten, durch die Zurückgabe einiger Kirchen in Ulm und Augsburg an die Katholiken, und durch die strengeren Maßregeln gegen die Protestanten in den Niederlanden gesteigert. Auch erzählte man sich, Alba habe dem Kaiser gerathen, die Deutschen überall streng zu behandeln, und der Plan, Philipp II. die Nachfolge im deutschen Reiche zuzuwenden, würde vielleicht jetzt schon deutlicher hervor getreten seyn, wenn nicht König Ferdinand kräftig widersprochen hätte. — Schon nach der Wittenberger Capitulation hatte der Kai-

*) Zastrow's Chronik in Schöttgen's dipl. Nachlese, VI., 276.

ser (4. Juni) dem Herzoge Moriz die dem gefangenen Johann Friedrich abgenommene Kur Sachsen nebst der Erzmarschallswürde förmlich übertragen; in Augsburg aber wurde Moriz (24. Februar 1548) auf öffentlichem Markte von Karl feierlich mit jener Kurwürde belehnt, die hiemit von der sächsisch-Ernestinischen auf die Albertinische Linie überging.

Wie der Kaiser die Auflehnung gegen das Reich, so unterdrückte König Ferdinand den Aufstand in Böhmen. Er zog mit Heeresmacht nach Prag, ließ die Thore und Basteien, dann auch die Kleinseite besetzen, und befahl dem Bürgermeister, Lebensmittel herbei zu schaffen. Darüber entstand ein Aufruhr in der Stadt, welchem sich das Landvolk aus der Umgegend anschloß; Bürger und Bauern pflanzten am Moldauufer Geschütz gegen die Deutschen auf, und selbst die Bürgermeister schickten, der Bewegung sich anschließend, Schreiben in alle Kreise, und verlangten Hilfe gegen die Gewalt. Als aber königliche Verstärkungen heran rückten, sank den Empörern der Muth. Der König zeigte sich ernst und besonnen, doch auch mild und gemäßigt, und da er nach Möglichkeit Schonung verhieß, so kamen (8. Juli 1547) die Prager vor des Königs Gericht, und unterwarfen sich ihm auf Gnade und Ungnade. Ferdinand behielt sich nur die Bestrafung einzelner, besonders Schuldiger vor, und ließ den Uebrigen Verzeihung ankündigen, unter folgenden Bedingungen: Auflösung des Bündnisses, Ablegung aller Waffen, außer Degen und Untergewehr, und Abführung des Geschützes, Auslieferung aller Bundesschriften, so wie aller Privilegien, von denen der König ihnen die nützlichen zurück stellen werde, Abtretung der städtischen, in die Landtafel eingetragenen Güter und verschiedener Einkünfte an den König ꝛc. Auf weiteren Gerichtstagen unterwarfen sich demselben noch viele Städte und Herren; die Erschienenen wurden auf Gnade und Ungnade angenommen; gegen fünf Abwesende das Urtheil als über Majestätsverbrecher gesprochen, und auf deren Einbringung Belohnungen ausgesetzt. Den Städten wurden Geldstrafen auferlegt; mehre Herren mußten sich Güterabtretungen gefallen lassen, und wurden auf den Umkreis ihrer Schlösser beschränkt, mit der Verpflichtung, auf Verlangen sich wieder einzustellen. Die Schuldigsten wurden der peinlichen Frage unterworfen, und vier derselben auf dem Hradschin hingerichtet, wovon der gleichzeitig Statt findende Landtag den Namen des blutigen erhielt. Auf demselben erklärte der König, die Privilegien und Freiheiten des Landes auf-

recht zu erhalten und ſie wieder in die Landtafel eintragen zu laſſen, dagegen aber die ungeſetzlich aufgekommenen Artikel zu beſeitigen, und trug, um die eigenmächtige Conföderation zu vertilgen, auf den Beſchluß an, daß alle ohne Vorwiſſen und Bewilligung des Königs aufgerichteten Bündniſſe, bei Verluſt von Leib, Ehre und Gut, verboten ſeyn ſollten. Außerdem wurden auf dieſem Landtage mehre legislative Beſchlüſſe gefaßt.

Nach beendigtem Landtage gab Ferdinand den Städten ihr Stimmrecht auf den Landtagen zurück; zunächſt den Pragern, doch mit dem Zuſatze, daß die Pilſener, Budweiſer und Auſſiger wegen ihrer Unterthanentreue gleich nach den Prager Primatoren Sitz und Stimme haben ſollten. Auch ſtellte Ferdinand den Pragern ihre Güter zurück, gab einen Majeſtätsbrief wegen Zurückſtellung der übrigen ſtädtiſchen Privilegien, und erneuerte den Rath ſowohl in Prag, als in den übrigen königlichen Städten, für die Prager Städte zugleich beſondere Stadthauptleute einſetzend, ohne deren Einwilligung der Stadtrath nicht berufen werden, und die auf alles dort Verhandelte ein wachſames Auge haben ſollten. Für alle Städte aber ernannte er königliche Richter, welche an den Rathsverſammlungen Theil nehmen und Acht haben ſollten, daß daſelbſt nichts der Hoheit des Königs Nachtheiliges vorgenommen werde.

Weniger mit den beſeitigten Unruhen ſtand die Einſetzung eines Appellationsgerichtes für Böhmen in Verbindung; wohl aber war es eine Ergänzung der nach dem großen Brande neu hergeſtellten Rechtsordnung des Landes; die Anmaßung der Gegenpartei, daß nur an das Landrecht, nicht aber an das königliche Gericht appellirt werden ſolle, trug gewiß dazu bei, daß Ferdinand ein ſolches Gericht gründete. Hiermit wurde nun den Appellationen von Prager Einwohnern eine feſte Richtung gegeben, und zugleich den in den übrigen Städten Böhmens hergebrachten Appellationen an ausländiſche Schöppenſtühle, namentlich Magdeburg und Leipzig, für die Zukunft vorgebeugt, welches Verhältniß nun nicht mehr als Mittel fernerer Umtriebe für die religiös-politiſche Parteiung dienen konnte.

Um die Gewalt der letzteren zu brechen, wurden ſtrenge Maßregeln gegen die Secte der Pikarden, oder die daraus ſich bildende Vereinigung der Brüder und deren Vorſteher verhängt. Mittels eines Edictes ließ der König alle Kirchen der Brüder ſchleifen, und verbannte von fünf Gebieten (Leitomiſchl, Brandeis, Chlumez, Bidſchow und Turnau) alle Zuhörer der

Brüder, wenn sie nicht etwa zu den Katholiken oder den Utraquisten übergehen wollten, aus seinen Landen. Sie zogen über Polen, wo man sie nicht duldete, nach Preußen, wurden daselbst von lutherischen Theologen geprüft, und als Brüder anerkannt. Von den Geistlichen der Brüder zogen mehre nach Mähren, wo es während jener Stürme ruhig war; andere verbargen sich, um ihre Zuhörer nicht ganz verlassen zu müssen, und wagten sich nur des Nachts aus ihren Verstecken hervor, um mit ihren Bekennern Gottesdienst zu feiern. Drei derselben, nämlich der Senior Johannes Augusta, nebst seinen Kollegen Jakob Bilek und Georg Israel, Pfarrer von Turnau, fielen den Gerichten in die Hände. Der Letztere entkam aus seinem Kerker, und gründete in Polen an zwanzig Gemeinden. Augusta, ein gelehrter Polemiker, wurde beschuldigt, der Haupturheber des Aufstandes gegen Ferdinand gewesen zu seyn, und die Absicht gehabt zu haben, Johann Friedrich auf den böhmischen Thron zu bringen. Er wurde in Prag festgesetzt, und nebst seinem Kollegen Bilek vor einer eigenen Commission gefoltert. Beide bekannten kein Verbrechen, wurden aber fortwährend gefangen gehalten, und erhielten erst nach Ferdinand's Tode ihre Freiheit. — Da die Hinneigung der Lutheraner zu Sachsen Ferdinand's Herrschaft in Böhmen unmittelbar bedroht hatte, so war er auf deren Entfernung bedacht, und ließ auf dem Landtage 1549 gewisse Beschlüsse und das Gesetz bekannt machen, daß andere Secten nicht geduldet werden sollten. Ihre Geistlichen zerstreuten sich in's Meißnische und in die Pfalz. Ein lutherisch gesinnter Edelmann, Johann Prostiborsky Freiherr von Schanow, der, im Verdachte der Untreue gegen den König und des Einverständnisses mit Sachsen, nach mehrmaligem Verhöre der peinlichen Frage unterworfen wurde, schnitt sich, um seine Gleichgiltigkeit gegen Schmerzen zu beweisen, und kein Geständniß machen zu können, die Zunge aus, und betheuerte dann schriftlich seine Unschuld. Der König, dem seine Richter vielleicht zu voreilig zu Werke gegangen zu seyn schienen, sendete dem Gefangenen Aerzte, um ihn zu heilen; aber dieser starb nach kurzer Zeit. — Sonderbar, während Böhmen wegen seiner Verbindung mit Johann Friedrich bestraft wurde, war Dieser mit ihrem Eifer übel zufrieden, beklagte sich kurz vor seiner Gefangennehmung: sie hätten ihn betrogen, und schalt sie später zu wiederholten Malen die untreuen Böhmen; „aber ihm ist zur Antwort geworden, er selbst hätte sie untreu gemacht." *).

*) Baumann a. a. O. S. 127.

Während jener böhmiſchen Unruhen verlor König Ferdinand auch ſeine tugendhafte und geliebte Gemalin Anna, der öſterreichiſchen Linie Stammmutter, welche (27. Januar 1547) drei Tage nach der Geburt ihres fünfzehnten Kindes zu Prag ſtarb, nach fünf und zwanzigjähriger Regierung und im vier und vierzigſten Jahre ihres edlen Lebens.

Auf der Kirchenverſammlung zu Trient waren die Anſichten über die gegen die Proteſtanten zu ergreifenden Maßregeln getheilt. Während Manche in Nichts nachgeben wollten, riethen Andere zur Milde und zur Vereinigung; mit den ſeitherigen Schlüſſen waren nur Wenige zufrieden. Der Papſt hätte aus mehrfachen Gründen am liebſten das Concil aufgelöſet; es erſchien ihm bedenklich, weitere Berathungen einzuleiten; denn wie man früher in Rom ſich einen Augenblick lang vor den bis Tirol vordringenden Proteſtanten gefürchtet hatte, ſo herrſchte dort nach Karl's Siegen noch weit größere Beſorgniß vor deſſen Uebermacht und nachdrücklichem Anſinnen: man ſolle mit der Kirchenverbeſſerung vorſchreiten, und den Proteſtanten gewiſſe Forderungen bewilligen. Hierzu kam, daß manche Kardinäle den Tod des bejahrten Papſtes und Einmiſchung der Kirchenverſammlung in eine neue Wahl fürchteten; weshalb, wenn die völlige Aufhebung derſelben unmöglich, doch jedenfalls die Verlegung in eine vom Kaiſer ganz unabhängige Stadt Italiens durchzuſetzen ſey. Eine in Trient ausbrechende anſteckende Krankheit begünſtigte dieſen Plan, und die päpſtlichen Abgeordneten wußten es zu fügen, daß ein Theil der verſammelten Väter, ſcheinbar ohne höheren Einfluß und Befehl, die Verlegung beſchloß, und bereits am 29. März 1547 die erſte Sitzung in Bologna hielt. Manche Prälaten begaben ſich jetzt ohne Erlaubniß ganz nach Hauſe, während Jene aus den Ländern des Kaiſers ſämmtlich in Trient blieben, die Gefahr einer Anſteckung läugnend, und jene Verlegung als einſeitiges Werk der Legaten und ihrer Anhänger darſtellend.

Der Papſt, obgleich von Beſonneneren gewarnt, jene Maßregel nicht ohne des Kaiſers Zuſtimmung zu beſtätigen, glaubte dies um ſo eher wagen zu dürfen, da Franz I. ihr, im ſteten Widerſpruche gegen Karl, beigetreten war. Auf des Kaiſers dringende Vorſtellungen antwortete der Papſt Paul: die Mehrzahl der Biſchöfe habe in die Verlegung nach Bologna gewilligt, und eine Aufhebung dieſes Beſchluſſes würde der Freiheit des Concils zu nahe treten. — Karl aber äußerte jetzt lebhafter: den Proteſtanten, welche

ſich ſchon der Kirchenverſammlung unterworfen, könne nicht zugemuthet werden, in einer päpſtlichen Stadt zu erſcheinen, oder dort gefaßte Beſchlüſſe anzuerkennen. Wenn man in Rom billigen und vernünftigen Vorſchlägen kein Gehör gebe, ſo ſolle dennoch eine Kirchenverſammlung zu Stande kommen, welche Allen Genüge leiſte, und jeden Mißbrauch abſtelle.

Ein Vorfall anderer Art ſteigerte die Mißſtimmung zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte. Des Letzteren Neffe, Piedro Farneſe, Herzog von Parma und Piacenza, hatte durch Gewaltthätigkeiten den Haß ſeiner Unterthanen auf ſich geladen, und wurde (10. September 1547) von einigen Verſchworenen ermordet. Die Bürger von Piacenza beriefen hierauf zur Erhaltung der Ruhe den kaiſerlichen Statthalter Mailands, Ferdinand Gonzaga, welcher dieſem Rufe ſchon deshalb folgte, weil er befürchten mußte, daß außerdem die Stadt ſich den Franzoſen übergeben werde. Auch der Kaiſer glaubte, er könne, bis der Papſt ſich nachgiebiger zeige, die Stadt füglich und um ſo eher beſetzen, weil er dem Ermordeten nie die Belehnung über Parma und Piacenza ertheilt habe. Papſt Paul war hierüber ſehr aufgebracht; er war nahe daran, zu wähnen, Gonzaga, ja der Kaiſer ſelbſt hätten Theil an jener Verſchwörung, erklärte ſich zu der engſten Verbindung mit dem neuen Könige von Frankreich, Heinrich II. (Franz I. war 31. März 1547 geſtorben), bereit, und forderte Dieſen auf: er ſolle mit den zu gewinnenden deutſchen Fürſten einen Krieg wider den Kaiſer beginnen. Ein langer, mit Beſchwerden und Vorwürfen mancher Art angefüllter Briefwechſel zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte führte zu keiner Verſöhnung.

Der Kaiſer, welcher eine Feſtſtellung der Religionsſachen für durchaus nothwendig hielt, wollte bei dem Zögern der Kirchenverſammlung wenigſtens in Deutſchland eine vorläufige Einigung zu Stande bringen. Er legte deshalb auf dem Reichstage zu Augsburg (im März 1548) den Ständen eine von einigen katholiſchen und proteſtantiſchen Theologen entworfene und durchgeſehene Schrift vor, unter dem Titel: „der römiſch-kaiſerlichen Majeſtät Erklärung, wie es der Religion halben im heil. römiſchen Reiche bis zu Austrag des allgemeinen Concilii gehalten werden ſolle.“ Einige nahmen dieſelbe ſchweigend, Andere mit lautem Danke für Karl's Fürſorge an, und ſo wurde ſie (15. Mai) als Geſetz bekannt gemacht. Dieſes Augsburger Interim ſollte, wie der Kaiſer hoffte, Ruhe und Ordnung in der wichtigſten Angelegenheit herſtellen; ſo wie andere Verordnungen über Kam-

mergericht, Landfrieden, Polizei, Vereinigung des burgundiſchen Kreiſes, Finanzweſen, Werbung für das Ausland und den Reichsdienſt höchſt zweckmäßig und nutzbar zu ſeyn ſchienen. Aber die religiöſen Meinungen wurden durch dieſes Mittel nicht vereinigt, noch beſchwichtigt; vielmehr reizte das Interim, indem es zwiſchen beide Parteien vermittelnd ſich eindrängen wollte, Beide gegen ſich auf. In Rom betrachtete man es als einen Eingriff in die kirchliche Gewalt, als das Vorſpiel einer Umwälzung, wie Heinrich VIII. ſie in England unternommen. Auf der anderen Seite glaubten wieder die Proteſtanten ſich beſchwert, weil das Meiſte im Interim katholiſch gehalten war. Aber auch die deutſchen Katholiken erhoben über einige Bewilligungen hinſichtlich der Prieſterehe und des Kelches laute Klage, obwohl dieſe Zugeſtändniſſe nur den Proteſtanten galten. Der gefangene Johann Friedrich verwarf, obgleich in der Gewalt des Kaiſers, ſtandhaft das Interim; Landgraf Philipp erklärte ſich nur beifällig, in ſo fern er dafür ſeine Freiheit zu erlangen hoffte; der neue Kurfürſt Moriz konnte oder wollte ſeine ſächſiſchen Theologen nicht zur Annahme bewegen, und vereinigte ſich mit dem Kurfürſten von Brandenburg für ein anderes einſtweiliges Geſetz, welches das Leipziger Interim genannt wurde, und das nachmals einen großen adiaphoriſtiſchen Federkrieg entzündete. Der Kaiſer ſuchte inzwiſchen, wo ſeine Macht hinreichte, die Anerkennung ſeines Interims nöthigenfalls mit Strenge zu erzwingen. In Ulm, Augsburg und anderen Reichsſtädten ernannte er aus eigener Machtvollkommenheit andere Magiſtrate, nöthigte Conſtanz mit den Waffen zum Gehorſam, beſetzte das Kammergericht mit Katholiken, machte ihnen die Erhaltung der alten Lehre zur Pflicht, und führte ſeine Gefangenen, den „geborenen Kurfürſten“ von Sachſen, Johann Friedrich und den Landgrafen Philipp mit ſich nach Brabant. — Gleichwohl handelte der Papſt, eingedenk der Beſetzung Piacenza's, ihm überall entgegen, ſchloß ſich den Franzoſen an, ertheilte ſeinen Abgeordneten ſo beſchränkte Vollmacht, daß Nichts von der Stelle rücken konnte, und ſetzte endlich (im September 1549) die Kirchenverſammlung in Bologna ganz außer Thätigkeit, während die kaiſerlichen Prälaten noch immer in Trient verharrten.

Am 10. November 1549 ſtarb Papſt Paul III. Man glaubte, der Kaiſer werde ſich entſcheidend in die neue Wahl einmiſchen; aber Dieſer verabſcheute die kleinlichen Mittel, welche vielleicht zum Ziele geführt hätten. Deſto mehr

bediente sich derselben die französische Partei, auf deren und der farnesischen Partei Betrieb im Februar 1550 der Kardinal del Monte als Papst Julius III. gewählt wurde. Da Dieser, als Präsident der Kirchenversammlung, ihre Verlegung nach Bologna hauptsächlich betrieben und ihrer Rückkehr nach Trient widersprochen hatte, so hielt man ihn für einen Gegner des Kaisers, und erstaunte, als er jetzt, nach seiner Erhebung, bereitwillig die Hand zur Erneuerung des Concils bot. Aber die Persönlichkeit des neuen Papstes flößte dem Kaiser kein festes Vertrauen ein; auch führte die Forderung, daß die Protestanten sich der Kirchenversammlung unterwerfen, und alles bereits Beschlossene anerkennen sollten, zu neuen Erklärungen derselben, wie denn namentlich Kurfürst Moriz, der bereits eine kühnere Sprache annahm, verlangte: man müsse den Protestanten Sitz und Stimme bewilligen, die Bischöfe ihres Eides entbinden, den Papst nicht als Haupt der Versammlung betrachten, Alles von Neuem in Berathung ziehen ꝛc. Neben diesen Vorstellungen wurden auf dem Reichstage in Augsburg (Juli 1550) von beiden Religionsparteien unzählige Schwierigkeiten aufgezählt, welche die Vollziehung des Interims herbei führe, und eben so wenig erhielt des Kaisers erneuerter Plan Beifall, seinem Sohne Philipp die deutsche Krone zu verschaffen. Nicht nur widersetzte sich Ferdinand, kraft seines durch die Wahl zum römischen Könige bereits erworbenen Rechtes auf die Nachfolge in der Kaiserwürde, jenem Plane, sondern Philipp's Wesen, seine Unkunde deutscher Sprache und Sitte, sein düsterer, abstoßender Charakter waren wenig geeignet, ihn in Deutschland beliebt zu machen, wenn er auch zeitweilig einen Anlauf nahm, durch Nachahmung deutscher Gewohnheiten, ja selbst durch herzhaftes Trinken*) sich bei dieser Nation einzuschmeicheln. Die Kurfürsten gaben daher so unbestimmte, jeden Beschluß so weit hinausschiebende Erklärungen, daß Karl theils aus diesem Grunde, theils um die in seiner eigenen Familie drohenden Spaltungen zu beseitigen, den Plan aufgab.

Bei dem Scheitern jener Entwürfe wurde des Kaisers Wunsch nach einer für Deutschland ersprießlichen Wirksamkeit der Kirchenversammlung doppelt mächtig, und sehr befriedigte es ihn, als dieselbe (31. August 1551) ihre erste Sitzung wieder in Trient hielt. Aber schon drei Tage nachher begann König Heinrich II. von Frankreich neuen Krieg in Italien durch

*) Raumer's Briefe I. 29.

Wegnahme von Chieri und S. Damiano. Als nämlich (3. Januar 1547) in Genua der Graf Ludwig Fiesco von Lavagna eine mißlungene Verschwörung bewirkte, um den kaiserlichen Gesandten, die Doria und deren Anhänger zu ermorden, die Verfassung umzustürzen, und sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen, vermuthete Kaiser Karl nicht ohne Grund, daß der König von Frankreich ein Unternehmen begünstigt, oder wohl gar herbei geführt habe, welches Genua von demselben abhängig gemacht haben würde, und daß vielleicht auch Papst Paul III. und dessen Neffe Piedro, Herzog von Parma, dem Plane ihren Beifall geschenkt hätten. Nach des Letzteren Ermordung wurde, wie schon erwähnt, Piacenza von kaiserlichen Truppen besetzt, und aus Besorgniß, daß Parma, als Reichslehen, dasselbe Schicksal erleiden möchte, zog Papst Paul beide Herzogthümer zum Kirchenstaate ein, und entschädigte Piedro's Sohn, Ottavio, auf andere Weise. Hierüber geriethen aber Beide in solche Feindschaft, daß der Letztere erst bei dem Kaiser, dann bei dem Könige von Frankreich Hilfe suchte. Vermöge eines Vertrages vom 27. Mai 1551 nahm ihn Heinrich II. in besonderen Schutz, und legte eine französische Besatzung nach Parma, was zu den lautesten Beschwerden des Kaisers und des Papstes, und endlich dahin führte, daß Frankreich (26. December) Jenem den Krieg erklärte, unter dem unerweisbaren Vorwande: Karl habe den König überraschen wollen, und zugleich überall Feindschaft gezeigt; er strebe nach der Universalmonarchie, und es sey Pflicht gewesen, seiner Wegnahme Parma's zuvorzukommen.

Der Kaiser hatte die Genugthuung, daß alle Stände mehr oder weniger, im Ernst oder zum Schein, das Interim einzuführen Schritte thaten. Nur die Stadt Magdeburg, schon seit einem halben Jahrhunderte fast unabhängig von dem gleichnamigen Erzbisthume, welchem es ursprünglich angehörte, und eifrig in der Ausbreitung der Reformation, weigerte sich hartnäckig, das Interim anzunehmen, und verfiel deshalb (17. Juli 1547) in die Reichsacht. Da die Fürsten den Kaiser zu milderen Bedingungen, wie Magdeburg sie forderte, nicht bewegen konnten, und die Stadt daher in ihrem Trotze verharrte, so wurde (18. Mai 1549) die Acht erneuert, die Ausführung derselben dem Kurfürsten Moriz übertragen, und ihm hierzu eine bedeutende Summe aus der Reichskasse ausgezahlt; doch dauerte die Umlagerung, des hartnäckigen Widerstandes und mancher anderen Gründe wegen, die wenigstens Moriz geltend machte, vom 16. September 1550

bis 3. November des folgenden Jahres, an welchem Tage die Stadt capitulirte, weil der Kurfürst ihr überaus gelinde Bedingungen stellte.

Nach der Einnahme Magdeburgs unterließ Moriz gleichwohl, die Truppen nach Hause zu schicken, angeblich, weil es ihm an Geld fehlte, sie abzulohnen. Dieser Umstand, das schonende Verfahren gegen Magdeburg und den geächteten Miethtruppenführer Heydek, den er gefangen nahm, und statt zu bestrafen, in seinen Diensten anstellte, und andere Anzeigen erweckten in Manchen den gegründeten Verdacht: Moriz gehe mit gewaltsamen Planen um, ein Argwohn, den der in das Magdeburger Lager gekommene kaiserliche Rath Lazarus von Schwendi schon während der Belagerung gegen Moriz selbst ausgesprochen hatte. Dieser wußte jedoch so viel Unbefangenheit zu heucheln, für sein Verfahren so glaubliche Gründe beizubringen, daß der von des jungen Kurfürsten persönlichen Vorzügen bezauberte Kaiser sich in seinem Vertrauen nicht erschüttern ließ, von wie vielen Seiten er auch gewarnt wurde. Um jeden verdächtigen Schein von sich abzulenken, beschickte Moriz sogar das Trienter Concil, und ließ für sich eine Wohnung in Innsbruck besorgen, um dort Alles mündlich zu ordnen und zu schlichten, was zwischen ihm und dem Kaiser noch unerledigt geblieben sey.

Wenn es auf solche Weise dem schlauen Moriz gelang, den hin und wieder rege gewordenen Verdacht einzuschläfern, so mußte oder wollte er nun doch die Frage wegen der Freilassung seines Schwiegervaters, des Landgrafen Philipp von Hessen, mit größerer Entschiedenheit erneuern. Er sowohl, als der Kurfürst Joachim, stellten daher vor: die Bedingungen des halle'schen Vertrages seyen ganz oder größtentheils erfüllt worden, und deshalb zur längeren Einkerkerung des Landgrafen kein Grund vorhanden; widrigenfalls wollten sie für denselben Geißeln stellen. Dagegen behauptete der Kaiser: jene Bedingungen wären noch nicht hinlänglich erfüllt, und der Landgraf (der mehrmals zu entkommen versucht hatte) verdiene um so weniger eine Abkürzung seiner Haft, da er kaiserliche Beamte habe verführen wollen. Hierauf nahm er seinen Gefangenen mit nach den Niederlanden, und ließ ihn, besonders nachdem derselbe neue Fluchtversuche gemacht, in strenger Haft halten. Die Vermittler des halle'schen Vertrages wiederholten ihre Bitte noch zweimal, doch der Kaiser war auch jetzt nicht zu bewegen, obwohl Moriz vorstellte, daß, wenn sein Wunsch auch jetzt nicht erfüllt

werde, er ſich, gleich dem Kurfürſten von Brandenburg, nach Heſſen in's Einlager zu ſtellen verpflichtet ſeyn werde. Der Kaiſer nahm wohl des Moriz Bitte nicht ſo ernſt; indem ihm mit der Befreiung des Landgrafen Philipp auch jene des Johann Friedrich zuſammen zu hängen ſchien, welche Moriz, mit deſſen Beſitzungen und Würden bereichert, natürlich mehr zu fürchten, als zu wünſchen hatte. Zugleich mit jenem Anliegen verband Moriz Klagen, daß der Papſt die Kirchenverſammlung leite, und die Prälaten ihres Eides nicht entbände; daß man mit Verurtheilungen vorſchritte, ehe die Gegner auch nur gehört wären; daß auf die Bibel keine genügende Rückſicht genommen werde ꝛc.; Beſchwerden, die wahrſcheinlich nur Anhaltspunkte ſeiner bald nachfolgenden Feindſeligkeiten abgeben ſollten. Der Kaiſer behielt ſich die letzte Entſcheidung bis zur Zuſammenkunft in Innsbruck vor, zu welcher Moriz ſo beſtimmte Hoffnungen gemacht hatte.

Wenn auch Morizens immer ungeſtümeres Drängen, verbunden mit anderen Wahrnehmungen, dem Kaiſer einige Beſorgniß hätte einflößen können, ſo wurde derſelbe doch wieder beruhigt durch die Abneigung der ſächſiſchen Stände vor einem Kriege, welche eben ſo gut, als Melanchthon, ihren Kurfürſten vor Störung des Friedens und vor einem Bündniſſe mit dem eigennützigen und unzuverläſſigen Frankreich warnten. Auch baute der Kaiſer wohl zu viel darauf, daß Moriz ſich vorkommenden Falles durch Drohung mit Wiedereinſetzung Johann Friedrich's werde ſchrecken laſſen, indem er geſagt haben ſoll: er führe in Johann Friedrich einen Bären an der Kette mit ſich herum, den er nur loszulaſſen brauche, um Moriz leicht zurück zu treiben. Gleichwohl hatte, noch ehe Jemand es ahnete, Moriz den verhängnißvollen Schritt gethan, nämlich in Gemeinſchaft mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, dem Herzoge Johann Albrecht von Mecklenburg und Wilhelm, jüngeren Landgrafen von Heſſen, bereits vor allen jenen Unterhandlungen, ja noch vor der Einnahme Magdeburg's, am 5. October 1551 ein Bündniß mit König Heinrich II. von Frankreich gegen den Kaiſer geſchloſſen, und eingewilligt, daß Jener die zum deutſchen Reiche gehörigen Städte, wo nicht deutſch geſprochen wird — Cambray, Metz, Toul, Verdun — beſetze, und mit Vorbehalt der Reichsrechte, als Vicarius des Reiches behalte; auch wegen der künftigen Kaiſerwahl wurden dem Könige Heinrich Hoffnungen gemacht. — Jetzt rüſtete Moriz mit jener Schnelligkeit und Heimlichkeit, welche allen ſeinen Entwürfen und

Thaten eigen war, ſtand mit ſeinen Verbündeten ſchon am 1. April 1552 vor den Thoren von Augsburg, und nun erging ihre öffentliche Erklärung wider den Kaiſer, deren Berufung auf deutſche Freiheit (die Uebergabe deutſcher Städte an Frankreich war ein übler Anfang dazu) auf die Gemüther zu wirken berechnet war; auch dem religiöſen Parteigeiſte wurde darin ſeine Nahrung geſtreut. Die ertheilten Verſprechungen, hieß es, würden nicht gehalten; der Religion halber verfolge man Geiſtliche, entſetze Obrigkeiten, und verurtheile vor der Unterſuchung, ja ſelbſt vor der Entſcheidung eines katholiſchen Concils. Ungeachtet der Landgraf alle Bedingungen erfüllt habe, und ungeachtet der Bitten der Fürſten bleibe der Landgraf in Haft. Fremde Mannſchaft bedrücke gegen die Geſetze das Reich, und alle wichtigen Angelegenheiten entſcheide der Kaiſer mehr nach dem Gutdünken ausländiſcher Diener als einheimiſcher Fürſten. So läge es am Tage, wie man ſie alleſammt endlich zu einer ſolchen unerträglichen, viehiſchen, erblichen Servitut, Joch und Dienſtbarkeit, wie in anderen Nationen vor Augen, zu bringen vorhabe, darob ihre Nachkommen und Kindeskinder bis in Himmel ſchreien, und ihnen, die ſie zugeſehen, unter der Erde fluchen würden. Deshalb hätten ſie denn einmal Herz und Mannheit geſchöpft, und wollten, mit Anderen vereint, das beſchwerliche Joch der vorgeſtellten viehiſchen Servitut und Dienſtbarkeit von ſich werfen, und die alte löbliche Libertät und Freiheit ihres geliebten Vaterlandes acerrime vindiciren und erretten.

Dem Kaiſer kamen dieſe Erklärungen und der Krieg völlig unerwartet; er hatte weder Geld, noch ein Heer, Krankheit beugte ſeinen Körper und ſeinen Geiſt, ſo, daß er nicht mehr der einſtige Karl war, der, immer entſchloſſen und nie entmuthigt, auch in bedrängter Lage zu ſiegen verſtanden hatte. Tiefer, als alle Unfälle, ſchmerzte ihn die Undankbarkeit Moriz ens, den er zu den höchſten Ehren gebracht und wie einen Sohn geliebt hatte; gleichwie unter den vielen, tödtlicheren Wunden, welche der verrathene Cäſar empfing, jene von der Hand des Sohnes Brutus geſchlagene am meiſten ſchmerzte. Bei dem raſchen Vorrücken der Verbündeten ließ Karl durch ſeinen Bruder Ferdinand mit ihnen über Abſchließung eines Waffenſtillſtandes unterhandeln. Als aber Moriz zögerte, ſich zu dieſen Unterhandlungen einzufinden, und Karl in Innsbruck für ſeine perſönliche Sicherheit fürchten mußte, brach er, von der Gicht und noch mehr vom tiefſten See-

lenſchmerze gepeinigt, mitten in der Nacht (6. April) von dort auf, willens, durch die Ehrenberger Klauſe gegen den Bodenſee, und von da durch Elſaß und Lothringen nach den Niederlanden zu gehen. Da jedoch, wie der Kaiſer in den beiden Nachtlagern in der Pettnau und zu Büchelbach erfuhr, Moritzens Truppen ſchon über Kaufbeuern und Kempten bis gegen Füſſen ſtreiften, ſah er ſich genöthigt, nach Innsbruck umzukehren, wo er nun auf das Aeußerſte gefaßt ſeyn mußte.

Mittlerweile kam Moriz doch perſönlich nach Linz zu dem Könige Ferdinand, und es fand zwiſchen ihnen (1. Mai) eine Abrede Statt, welche hinſichtlich der Religion die Grundlage des Paſſauer, und ſomit des definitiven Religionsfriedens, enthielt. Aber der Krieg wurde dadurch nicht unterbrochen. Moriz kehrte von Linz aus zu ſeinen Verbündeten zurück, wendete ſich hierauf mit reißender Schnelligkeit gegen Tirol, zerſtreute bei Füſſen und Reuty die ſich ihm entgegen ſtellenden kaiſerlichen Truppen, eroberte das Ehrenberger Schloß, und ſtürmte nun gegen Innsbruck vor. Der Aufſtand eines ſeiner Regimenter hielt ihn einen Tag lang auf, und während dieſer Zeit verließ der kranke Kaiſer Innsbruck, und begab ſich, begleitet von dem Könige Ferdinand und dem gefangenen Johann Friedrich, in einer Sänfte durch das Puſterthal nach Villach in Kärnten. Am 22. Mai beſetzte Moriz Innsbruck. Die Prälaten entflohen aus Trient, und der Papſt unterbrach das Concil.

Das Gemüth des Kaiſers war tief verletzt, der Menſchen Falſchheit und Undank erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel, und machte ihn nachgiebig, mehr aus bitterer Gleichgiltigkeit, als aus Entmuthigung; denn die bisherigen Erfolge hatten die Sache der Verbündeten eben ſo wenig gewonnen, als die ſeinige verloren gemacht. Beſonders kränkte es ihn, daß der König von Frankreich ſich jetzt als „Vertheidiger der deutſchen Freiheit“ brüſtete, welche Dieſer und ſeine Vorfahren ſo oft zu ſtürzen befliſſen geweſen; daß franzöſiſche Geſandte unter den deutſchen Fürſten als Freunde ſaßen, der deutſche Kaiſer aber als Feind betrachtet wurde. Scheint es doch, ſagte er grollend, als wenn man das Reich den Franzoſen unter die Füße werfen, oder als wenn gar der Türk und Franzos mit Hilfe der verbundenen Fürſten mit ihren Haufen mitten in Deutſchland zuſammen ſtoßen, und dasſelbe unter einander austheilen, oder auch vielleicht mit einander darum raufen wollten. Und den vermittelnden Fürſten erklärte er: wenn

er nur auf ſich Rückſicht zu nehmen hätte, ſo fühle er ſich Manns genug, um im Falle der Noth all' ſein zeitliches Vermögen, Königreich, Land und Leute, ja ſelbſt ſeine Perſon an eine Sache, wie dieſe, zu wagen, und mit freiem, beſtändigem Gemüthe in die Schanze zu ſchlagen. Aber die Vorſtellung, was dem ganzen Reiche für Jammer und Unglück aus dieſem Kriege erwachſen könne, müſſe allerdings auch einen Einfluß haben, welchem er ſich nicht entziehen dürfe.

Bei ſolchen Geſinnungen gab der Kaiſer jeden Gedanken an Rache und Strafe auf, wozu, wenn er gewollt hätte, die Mittel ſich ihm über kurz oder lang dargeboten haben würden, da er von Italien aus den Krieg gegen die Verbündeten hätte organiſiren können. Auch Moriz fühlte, daß in der Natur ſeiner bisherigen Erfolge zu viel Gewaltſames lag, um ſie ohne Gefahr noch weiter treiben zu dürfen, und mußte vielmehr bedacht ſeyn, ihnen durch einen ſchnellen Frieden die Krone aufzuſetzen, nachdem ſeine Lage durch die allmälige Verſtärkung des Kaiſers von den Niederlanden her, durch Frankreichs Unzufriedenheit und Rücktritt vom Kriegsſchauplatze, bedenklich zu werden begann. Daher kam (31. Juli 1552) zu Paſſau ein Vertrag zu Stande, und ſetzte feſt: der Krieg hat ein Ende; der Landgraf Philipp von Heſſen wird in Freiheit geſetzt, und erfüllt die früheren Bedingungen; binnen ſechs Monaten beruft der Kaiſer einen Reichstag, um über die Religionsangelegenheiten zu verhandeln. Niemand wird deshalb beunruhigt, und wenn kein Beſchluß zu Stande kommen ſollte, verbleiben den Proteſtanten ihre Rechte, Religionsübung, Glauben, Einnahme und Güter. Zum Kammergerichte treten auch Bekenner der neuen Lehre; Reichsangelegenheiten werden auf Reichstagen verhandelt, die bisherigen Beſchwerden abgeſtellt, und die Geächteten begnadigt.

Obgleich von ſeinem Blutsverwandten Moriz ſelbſt in jenem Vertrage ohne alle Berückſichtigung gelaſſen, erhielt Johann Friedrich, nachdem ſchon ſeit dem Innsbrucker Ueberfalle alle ſtrengere Beaufſichtigung ſeiner Perſon aufgehört hatte, durch einen von dem Kaiſer (27. Auguſt) ausgefertigten Abſolutions- und Reſtitutionsbrief ſeine Freiheit, und kehrte in ſeine geſchmälerten Lande zurück.

Frankreich, das nur in der Noth von den Verbündeten geſucht worden, und nur in ſelbſtſüchtiger Abſicht ſeinen Beiſtand angeboten hatte, blieb in dem Paſſauer Vertrage von Moriz unberückſichtigt; aber Heinrich hatte

bereits seine pomphafte Kriegserklärung gegen den Kaiser erlassen, und Schritte gethan, sie zu verwirklichen. Als die Franzosen vor Metz ankamen, sprachen sie nur vom Durchzuge und von ihrem Bemühen für die deutsche Freiheit; kaum aber waren sie durch Betrug und Bestechung in die Stadt gedrungen, so nahm Heinrich keine Rücksicht darauf, daß er ihre Freiheiten und Rechte auf's Evangelienbuch beschworen hatte, sondern verlangte schlechthin die Huldigung, entsetzte den deutsch gesinnten Magistrat, entwaffnete die Bürger, und legte jede Gewalt in die Hände des Bischofs. Auf ähnliche Weise verfuhr der König in Toul und Verdun, und gern hätten die Franzosen durch ähnliche List auch Straßburg in ihre Hände gebracht, wäre dies nicht durch die Vorsicht des dortigen Magistrates verhütet worden. Der Kaiser, in gerechter Entrüstung über die Verletzung der Gränzen des Reiches, machte sogleich nach dem Abschlusse des Passauer Vertrages die größten Anstalten zur Belagerung von Metz, obgleich die Fürsten ihn nur wenig unterstützten, und der Herzog von Alba das Unternehmen bis zum Frühjahre auszusetzen rieth. Aber die Besoldung des Heeres würde bei Karl's Geldmangel (er bot an sechzehn vom Hundert Zinsen) auf so lange Zeit fast unmöglich gewesen seyn; auch schien es rathsam, den Franzosen keine Zeit zur Verstärkung der Festungswerke zu lassen. In der zweiten Hälfte des Octobers umlagerten die Kaiserlichen Metz; der Herzog Franz von Guise vertheidigte aber die Stadt mit großer Ausdauer, und wie sehr auch Karl nach seiner Ankunft (20. November) das Unternehmen betrieb, so zeigte sich doch wenig Aussicht des Gelingens; vielmehr stellten Nässe, Kälte, Hungersnoth, Krankheiten und allerlei Uebel sich in solcher Menge ein, daß Karl zu seinem größten Verdrusse (1. Januar 1553) die Belagerung aufzuheben sich genöthigt sah, nicht mit Unrecht klagend: er sey verrathen und verkauft, und schon damals seinen Entschluß verkündend, dem Welttreiben Lebewohl zu sagen, und in ein Kloster zu gehen. Die Franzosen führten auch in den nächsten Jahren den Krieg fort, zwar nicht mit entscheidendem Erfolge, wohl aber mit um so rücksichtsloserer Grausamkeit, Mord- und Zerstörungswuth.

Auch im Innern Deutschlands tobte der Krieg. Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, welcher schon um die Zeit des Zuges nach Süddeutschland mit den Bischöfen von Bamberg und Würzburg (hier besonders auf Eingebung des berüchtigten fränkischen Stegreifritters Wilhelm von Grumbach), so wie mit der Stadt Nürnberg gewissenlos verfahren war,

wollte den Passauer Vertrag nicht anerkennen, und wurde endlich für höchst günstige Bedingungen von dem Kaiser zum Kriege wider Frankreich verwendet. Nach Aufhebung der Belagerung von Metz kehrte er aber zu neuen Plünderungszügen durch Deutschland zurück, und wüthete so arg, daß, weil alle Vorstellungen fruchtlos blieben, Kurfürst Moriz selbst sich entschloß, in Uebereinstimmung mit König Ferdinand, gegen seinen einstigen Freund und Bundesgenossen zu ziehen. Am 9. Juli 1553 trafen bei dem Dorfe Sievershausen im lüneburgischen Amte Peina die Heere auf einander. Albrecht's Truppen wurden nach heißem Kampfe geworfen, Moriz aber von einer Kugel getroffen, die ihm zwei Tage später den Tod brachte, und dieses jugendliche kühne Leben, diese, durch List und Muth schnell begründete glanzvolle Laufbahn blutig abschnitt. Noch nicht vier Jahre darauf (8. Januar 1557) starb, besiegt, geächtet, landesflüchtig und in schmählicher Armuth, der allem Frieden feindselige Markgraf Albrecht. Stiller und friedlicher verblich (3. März 1554) zu Weimar der geborene Kurfürst Johann Friedrich, nachdem er vorher noch durch Beerbung seines Halbbruders Johann Ernst von Koburg, und durch den mit Morizens Bruder und Nachfolger, dem Kurfürsten August, geschlossenen Naumburger Vertrag sein kleines Land erheblich vergrößert hatte.

Der bürgerliche Friede war durch den Passauer Vertrag und die Demüthigung des ruhelosen Kulmbacher, Deutschland zurück gegeben; aber für den religiösen blieb noch Viel zu wünschen übrig, besonders da der neue Papst Paul IV. seine und seiner Kardinäle Ansehen ausschließlich in den Vordergrund rückend, eine allgemeine Kirchenversammlung gänzlich verwarf. Die deutschen Fürsten waren daher wieder auf den weltlichen Weg verwiesen, und nach langem Zögern gelangte man, durch des Kaisers Ermahnungen und König Ferdinand's unermüdlichen Eifer, auf dem im Februar 1555 in Augsburg eröffneten Landtage, zu ernsteren Berathungen über die religiösen Angelegenheiten. Da die Aussichten auf eine völlige Vereinigung, so wie auf große und allgemeine Veränderungen in der alten Kirche verschwunden waren, so mußte jetzt um so mehr als Ziel gelten: jeder Partei in ihren Kreisen möglichst freie Hand zu lassen, für beide aber einen angemessenen Rechts- und Friedensstand aufzufinden. Abgesehen von manchen zur Sprache gebrachten dogmatischen Punkten, verlangten die Protestanten: daß die Obrigkeiten jeder Partei den Unterthanen die Wahl ihres Bekenntnisses überlassen und Gewis-

sensfreiheit bewilligen müßten; worauf die Katholiken erwiederten: dies streite mit den Eiden und Pflichten christlicher Landesherren, führe zu Abfall, Uneinigkeit und Aufruhr, und werde von den Protestanten selbst verworfen, sofern sie in ihren Ländern den Katholiken nicht freie Religionsübung zugestehen wollten. Auch habe man durch die, den Unterthanen ertheilte Erlaubniß, hinweg zu ziehen, für Freiheit des Glaubens hinlänglich gesorgt. Ungeachtet dieser Einreden beharrten die Protestanten darauf: man werde nie einen wahren Religionsfrieden haben, so lange man nicht auch das Gewissen der Unterthanen frei lasse. — Die Nothwendigkeit eines solchen Friedens, und die Unmöglichkeit, alles Erwünschte zu erreichen, war aber beiden Theilen so klar, daß sie sich endlich in einer für den Drang des Augenblickes ziemlich richtigen Mitte vereinigten. Der (26. September 1555) in Augsburg geschlossene Religionsfriede setzte fest: Niemand wird fernerhin wegen seiner religiösen Ansichten beunruhigt, oder mit weltlichen oder kirchlichen Strafen belegt. Die geistliche Gerichtsbarkeit gegen die Protestanten nimmt ein Ende, und sie bleiben im ruhigen Besitze der erworbenen Kirchengüter. Katholische Prälaten, welche ihre Religion ändern, verlieren ihre Stifter und Würden. Niemand soll die Unterthanen eines Anderen von ihrer Religion abzubringen suchen; wohl aber steht Jenen, gegen billige Abgaben, das Wegziehen frei. Das Kammergericht wird nach diesen Festsetzungen verfahren, und sie gelten bis zu einer anderweiten gütlichen Einigung.

Der Waffenstillstand von Vaucelles, mit Frankreich (5. Februar 1556) auf fünf Jahre abgeschlossen, stellte auch in weltlicher Hinsicht die Ruhe einstweilen her, und nun konnte der Kaiser leicht einen schon früher gefaßten Entschluß ausführen, nämlich dem, aller weltlichen Herrschaft zu entsagen, die dem durch Krankheit und frühzeitiges Gefühl des Alters gebeugten Manne drückend geworden war. Er empfand es, daß der Kern seiner Kraft vertrocknet, und auch das Glück, das ihn einst auf seine Schwingen genommen und überall zum Siege geführt, von ihm gewichen war. Am 25. October 1555 versammelte er alle Verwandte, Beamte und Stände in Brüssel, und übergab die Herrschaft über die flandrischen Länder seinem Sohne Philipp. „Neunmal," so sprach er in heftiger Erschütterung, „kam ich nach Deutschland, sechsmal nach Spanien, siebenmal nach Italien, zehnmal nach Flandern, viermal nach Frankreich, zweimal nach England, zweimal nach Afrika, viermal segelte ich über die Nordsee, achtmal durch's mittelländische Meer.

Krieg habe ich angefangen, mehr gezwungen, denn aus Neigung. Schmerzlicher, als alle Mühe und Anſtrengung, iſt es für mich, Euch zu verlaſſen; aber nothwendig, da ich unfähig bin, meinen Beruf länger zu erfüllen. Schon früher faßte ich in Deutſchland den Entſchluß, abzudanken; aber Empörung, der franzöſiſche Krieg und der Wunſch, Deutſchlands Gränzen unverletzt zu erhalten, regten mich nochmals auf. Jetzt lege ich die Regierung nieder, nicht um meiner Bequemlichkeit willen, oder aus Scheu vor Anſtrengungen, ſondern weil meine längere untaugliche Herrſchaft Euch nur ſchaden könnte. Haltet feſt an dem, von je her in der Chriſtenheit anerkannten katholiſchen Glauben, ohne welchem die Grundlage alles Guten fehlt, und Unheil aller Art hereinbricht. — Oft habe ich gefehlt, in falſchem Jugendeifer, aus Mangel an Erfahrung oder aus menſchlicher Schwäche überhaupt; aber ich betheuere, daß ich nie mit Wiſſen, Bedacht und Vorſatz Jemanden beleidigt oder Unrecht gethan, noch thun laſſen. Sollte dennoch Einer glauben, er könne ſich mit Recht beſchweren, ſo bitte ich ihn, mir meine Irrthümer und Alles zu verzeihen, worüber Klage zu führen wäre." — Im Frühlinge des folgenden Jahres übernahm Philipp (II.) auch die Regierung Spaniens.

Die Kaiſerkrone wollte Karl noch während des Augsburger Reichstages niederlegen, und ſendete deshalb an ſeinen Bruder Ferdinand, um dieſe Angelegenheit gleich dort in Ordnung zu bringen. Da aber der Ueberbringer erſt kurz nach Veröffentlichung des Reichsabſchiedes anlangte, ſo bat Ferdinand, Karl möchte doch wenigſtens den Kaiſertitel beibehalten, zu deſſen Führung er ſich bei Lebzeiten deſſen, den er nicht nur als Bruder, ſondern auch als Vater verehre, nicht entſchließen könne, wenn er auch, ſo viel in ſeinen Kräften ſtehe, ſich den Reichsgeſchäften unterziehen wolle. Zwar blieb Karl bei ſeinem Entſchluſſe ſtehen, doch zog das Formelle der Sache ſich noch durch mehre Jahre hin, während welcher Zeit Ferdinand allein an der Spitze der Reichsgeſchäfte ſtand. Erſt auf dem Kurfürſtentage zu Frankfurt (im Februar 1558) wurde die ſolenne Botſchaft des Kaiſers Karl an Ferdinand und die Stände, hinſichtlich der Entſagung des Erſteren, gehört, und Dieſer hierauf von den Fürſten als Kaiſer anerkannt. Am 24. März geſchah ſodann in der Bartholomäuskirche die feierliche Uebertragung des Kaiſerthums an Ferdinand, welcher die Capitulation beſchwor, und der Mainzer Domdechant proclamirte, wie bei Kaiſerwahlen üblich: daß der ſeitherige römiſche König nunmehr zum römiſchen Kaiſer erwählt ſey.

Der lebensmüde Karl hatte sich, ohne den Verlauf jener Zeremonialitäten abzuwarten, schon weit früher mit seinen beiden Schwestern, den verwitweten Königinnen von Frankreich und von Ungarn, eingeschifft. Er landete den 28. September 1556 bei Laredo in Spanien, und wurde allerorten vom Adel, der Geistlichkeit, und den Abgeordneten der Städte mit gebührenden Ehren empfangen. Im Februar 1557 bezog Karl eine stille, einfache Wohnung in dem Hieronymitenkloster des heiligen Isidor zu Estramadura, umgeben von dem Frieden einer herrlichen, prachtgeschmückten Natur, der ihm für die Stürme und Kämpfe eines verwickelten Lebens Ruhe und Erholung bringen sollte. Mehrere Gebäude von so modernem und auch hier den Gang der Treppe beschattenden und seinem Sinne manch neuen Aufenthalt bietenden. Musik, Gemälden, mannichfaltige Beschäftigungen und praktische Uebungen füllten seine Zeit aus. Die strenge Lebensweise hatte Podagra seine Kräfte; denn über seinen die ihm Uebel an seinem Körper machte, war Karl fühlte, daß sein geschwächter Leib einer Ruhe bedürfe, welche ihm gewährt werden müßte. In stillender Sehnsucht nach dem Tode, dessen Annäherung er sich selbst empfinden wollte, begann er schon in seinem Leben Todtenfeierlichkeiten. Sein treuer, schildernder Geschichtsschreiber Sandoval eine Reihe schöner, Karl'n alle, die er wirklich eine besondere, und Beziehung gehabt, hat er. Einige Stunde erlebend am 21. September 1558 nachdem er über ein halbes Jahr mit großer Geduld gelitten hatte.

Karl war von mittlerer Größe, stark und kräftig gebaut, seine Gesichtsfarbe, seine Augen, seine Gesichtszüge und seine Haare: der Mund so wenig geöffnet, daß man seine Zähne nicht sehen konnte. Sein Gesicht, in seiner Jugend schön, war in seinen späteren Jahren durch die Gicht entstellt. Seine Haare und Augen waren schwarz, seine Gesichtsfarbe weiß und rosig. Seine Gestalt war schön, seine Beine und Füße wohlgebildet, seine Hände etwas zu groß, so daß er selbst sagte, sie seien nicht königlich. Seine Sprache war deutlich, langsam und bedächtig, und in allen seinen Bewegungen zeigte sich Würde und Majestät. Seine Kleidung war einfach und schwarz. Er liebte es, sich mit Leuten seiner Umgebung, besonders mit Gelehrten, über Gegenstände der Kunst und Wissenschaft zu unterhalten. Er sprach Deutsch, Spanisch, Französisch, Italienisch und Latein, und verstand Flämisch, Portugiesisch und Englisch. Er war ein großer Verehrer der Musik und Malerei, und besaß [illegible] Gemälde. Er war ein großer Freund der Jagd und Reiterübungen. Obwohl er nur mäßig trank, so liebte er doch gute Weine. Er aß viel und schnell und schlief lange. Er war ein großer Kriegsheld, und hatte eine Menge Feinde, aber nie von ihnen

Der lebensmüde Karl hatte sich, ohne den Verlauf jener Reichsformalitäten abzuwarten, schon weit früher mit seinen beiden Schwestern, den verwitweten Königinnen von Frankreich und von Ungarn, eingeschifft. Er landete den 28. September 1556 bei Laredo in Spanien, und wurde aller Orten vom Adel, der Geistlichkeit, und den Abgeordneten der Städte mit gebührenden Ehren empfangen. Im Februar 1557 bezog Karl seine stille, einfache Wohnung in dem Hieronymitenkloster des heiligen Justus in Estremadura, umgeben von dem Frieden einer herrlichen, gottgesegneten Natur, der ihm für die Stürme und Kämpfe seines verwichenen Lebens Ersatz und Erholung bringen sollte, weltliche Geschäfte von sich weisend, doch auch hier den Gang der Dinge beobachtend und seinem Sohne manch' weisen Rath sendend. Musik, Gartenbau, wissenschaftliche Beschäftigungen und geistliche Uebungen füllten seine Zeit aus. Die einfache Lebensweise stärkte Anfangs seine Kräfte; dann aber kehrten die alten Uebel mit erneuter Heftigkeit zurück, und Karl fühlte, daß sein geschwächter Leib ihnen bald werde unterliegen müssen. In rührender Sehnsucht nach dem Tode, dessen schauervolle Feierlichkeit er noch lebend empfinden wollte, beging er kurz vor seinem Tode sein eigenes Leichenbegängniß. Seit dieser erschütternden Ceremonie schwanden seine Kräfte sichtbar. Nachdem er alle, die er jemals etwa beleidigt, um Verzeihung gebeten, starb er, Christi Gnade anflehend, am 21. September 1558, nachdem er acht und fünfzig Jahre und gegen sieben Monate gelebt hatte.

Karl war von mittlerer Größe, festem und starkem Gliederbaue, guten Verhältnissen, blonder Haarfarbe und gesundem Ansehen; der Mund ein wenig geöffnet, das Kinn etwas vorstehend. Seit dem dreißigsten Jahre litt er an Gichtanfällen; seit dem fünfzigsten, wo er die Zähne verlor, aß er nicht mehr öffentlich. Sandoval sagt von ihm: Ernst und Würde waren ihm so natürlich, als Mäßigung und Höflichkeit, und nie übte er in dieser Beziehung äußerliche Kunst oder Ziererei; und Petrus Martyr, der ihn genau kannte, fügt hinzu: er haßte Lügen, Schmeichelei und Unmäßigkeit jeder Art. Vera rühmt sein großes Gedächtniß und nennt ihn einen Freund der Wissenschaften, der Musik und Malerei; der Kardinal Contareno bezeugt, daß ihn noch in spätern Zeiten Mathematik und Erdkunde beschäftigten. Obwohl sonst nicht verschwenderisch, ermunterte er doch Gelehrte, Dichter und Künstler durch reichliche Belohnungen. Mit großer Klugheit wählte er seine Räthe, wurde aber nie von ihnen

beherrscht. Selbst französische Schriftsteller, gewiß unbestochene Zeugen, verkünden seinen Ruhm. So lobt Thuanus seinen großen Verstand, seine Mäßigung im Glück, Standhaftigkeit im Unglück, Geistesgegenwart, rastlose Thätigkeit, Sorgfalt für den Kirchenfrieden ꝛc., und Beaucaire sagt: er war scharfsinnigen Geistes, tüchtig im Rathe, großmüthig im Kriege, mild und annehmlich im Umgange, für sich sparsam, für das Oeffentliche nicht unfreigebig, keinen Lüsten ergeben u. s. w.

Bei seinem Heere verlangte Karl, die hervorstechenden Nationalvorzüge scharf sondernd und weise würdigend, ein italienisches Haupt, spanische Arme und ein deutsches Herz. Ueberhaupt wollte er den Deutschen wohl, wenn auch Erziehung und Gewohnheit ihn von ihren Bräuchen abzogen. Als einst die Spanier verlangten, Karl solle die deutschen Leibwächter und andere Deutsche vom Hofe entfernen, rief er Diese, erzählte ihnen jene Forderung, und fügte hinzu: „kommt, laßt uns fortgehen, denn auch ich bin ein Deutscher," worauf die Spanier beschämt um Verzeihung baten. Sein Sprichwort war: „ich und der Augenblick wider ihrer Zwei!"

In jeder Lage behauptete er seine Würde, und seine Stellung; sein Ausspruch, den bisweilen ein gewisser ernster Witz bezeichnete, war dem Momente immer angemessen, voll Tact und Feinheit. Da er bei dem mit Franz I. zu Madrid abgeschlossenen Frieden den gefangenen und von seinem Reiche entfernten König nicht demüthigen wollte, unterzeichnete er sich im Vertrage: „Karl, Bürger von Gent," wo er bekanntlich geboren worden; und Franz unterschrieb sich: „Franz, Herr von Wanvres" (das bescheidenste seiner königlichen Schlösser). — Als ein großer Arbeitsfreund und Verehrer der gewerblichen Thätigkeit der Flamänder, welche schon damals ihre Leinwebereien in hohes Ansehen gebracht hatten, pflegte Karl zu sagen, daß sein Land stets reich bleiben werde, so lange man den flamändischen Frauen die Finger lasse. — Als Karl nach seiner Thronentsagung die Einkünfte, die ihm zugesichert worden, noch nicht erhalten hatte, und er vor seinem, ihm zufällig begegnenden Hofnarren, Pedro de San Erbas, den Hut abnahm, fragte ihn dieser verwundert nach dem Grunde dieser Neuerung, worauf der Kaiser lächelnd antwortete: „weil ich für den Augenblick dir nichts Anderes geben kann, als diese Artigkeitsbezeugung." — Als er 1541 im Begriffe stand, sich bei ungünstiger Witterung zu dem Zuge nach Algier einzuschiffen, suchte ihn Andreas Doria zur Verschiebung der Abfahrt zu bewegen. „Fahren

wir jetzt ab," äußerte der greise Seeheld, „so sind wir Alle des Todes." „Ja, fiel ihm Karl rasch in's Wort; „doch nur nach siebzig Jahren des Lebens für Euch, und nach zwei und zwanzig Jahren der Regierung für mich." Und dabei gab er, ungeschreckt durch des Greises Bedenklichkeit, das Zeichen zum Absegeln.

Karl's Briefe, von welchen erst neuerdings wieder eine Sammlung erschien, werfen manches interessante Licht auf seinen Charakter, sein Handeln und dessen Beweggründe; noch wichtigere Aufschlüsse würden wir erlangen, wäre des Kaisers Selbstbiographie nicht muthmaßlich verloren gegangen *).

In Ungarn gestalteten sich unterdessen die Angelegenheiten König Ferdinand's theilweise günstiger, wiewohl die Parteiungen dort einen noch verworreneren Charakter annahmen, zumal durch des Mönchs Martinuzzi gewagtes Spiel, der, nachdem er gegen den König selbst seit so langer Zeit bittere Feindschaft geübt, jetzt plötzlich der drückenden türkischen Schutzherrschaft müde ward und, statt der Schattenkönigin Isabella, die er mit übermüthiger Strenge beherrschte, sich ein anderes Werkzeug suchte, besonders seit dieselbe sich über seine Bedrückung bei der Pforte beschwert hatte. Er trat daher in geheime Unterhandlung mit Ferdinand wegen Wiedervereinigung des ungarischen Reiches, und von ihm gedrängt, zeigte Isabella sich bereit, gegen Einräumung der Erbherrschaften Zápolya's, Siebenbürgen zu übergeben und sich nach Polen zurück zu ziehen. Doch das Dazwischentreten türkischen Einflusses, anderweiter Factionen, und endlich Isabellens häufig geänderter Entschluß, zogen die Verwirklichung jenes Entwurfs in die Länge, und brachten endlich Martinuzzi nicht nur in ein offen feindseliges Verhältniß zu seiner Gebieterin, sondern auch in die schwierigste und gefahrvollste Lage gegenüber der Pforte, in welcher doppelt bedrohten Stellung der kühne

*) In einer der jüngsten Sitzungen der königlich belgischen Akademie der Wissenschaften sprach Gachard über die Denkwürdigkeiten, welche Karl V. aus seinem Leben verfaßt habe. Nach Anführung unzweifelhafter Zeugnisse dafür, daß dieser Kaiser wirklich 1554 die Hauptereignisse seiner Regierung niedergeschrieben habe, suchte er zu beweisen, daß Wilhelm von Merindo (auch Wilhelm von Male oder Malinäus) von Karl beauftragt war, dessen Denkwürdigkeiten aus dem Französischen in's Lateinische zu übersetzen. Leider kam Gachard auch zu dem Schlusse, daß keine Hoffnung bestehe, diese kostbaren Urkunden wieder zu finden, da aller Wahrscheinlichkeit nach Merindo selbst sie vernichtet habe, und zwar auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers in jener Gemüthsstimmung, die ihn dem Thron entsagen ließ. S. Correspondenz aus Brüssel in der Allg. Zeitung, 1845, Nr. 37, und Wiener Zeitung 1845, Nr. 22.

Mönch gleichwohl mit bewundernswürdiger Umsicht und Klugheit sich zu behaupten wußte. Der Sultan seinerseits ließ Ferdinand's Verhältniß zu Martinuzzi und seine Absichten auf Siebenbürgen scharf beobachten.

Die erste vertragsmäßige Summe von dreißig tausend Dukaten, welche Ferdinand als Ehrengeschenk, Suleiman als Tribut ansah, waren an die Pforte abgeführt, und Geschenke an den neuen türkischen Statthalter zu Ofen, Kasimpascha, beigefügt worden. Gleichwohl hielten die Türken den Waffenstillstand schlecht. Welidschan, der Beg von Stuhlweißenburg, verheerte (1550) mit vier tausend Mann das ganze Land zwischen Raab und Papa. Paul Ratkay, der Befehlshaber des letzteren Ortes, und Emerich Teleky von Weszprim, zogen Verstärkung aus Raab an sich, griffen die streifenden Türken nicht weit von Weszprim am Eingange des Bakonyerwaldes an, jagten ihnen die Gefangenen ab, nahmen ihnen sechshundert Mann gefangen, und eroberten dreizehn Fahnen. Umsonst schickte der königliche Statthalter Abgeordnete an den türkischen von Ofen, um den Friedensverletzungen Einhalt zu thun; eine zu Gyöngyös zusammen tretende gemischte Commission ungarischer und türkischer Abgeordneten endete mit Schlägerei und entschied Nichts. Suleiman's Gesandter, der deutsche Renegat Mahmud, ging, nachdem er aus einer Aeußerung König Ferdinand's die Bestätigung des von Suleiman über die siebenbürgischen Unterhandlungen gehegten Verdachts entnommen, nach Siebenbürgen, mit drohenden Schreiben an die Nationen der Ungarn, Sachsen und Szekler, in welchen denselben verboten wurde, künftighin dem verrätherischen Mönche Martinuzzi zu gehorchen, welchen sie ihm in Ketten ausliefern, und sich lediglich an die Königin Isabella und deren treuen Rath Petrovics, Martinuzzi's Nebenbuhler und Gegner, halten sollten. Auch wurde Kasimpascha gegen Siebenbürgen zum Beistande Isabellens und ihres Sohnes entboten. Dennoch wurde der Sultan hinsichtlich Siebenbürgens noch längere Zeit von dem schlauen Martinuzzi im Irrthume erhalten.

Was Dieser theils durch List, theils durch Einschüchterung vorbereitet, vollendete die Beredsamkeit des königlichen Bevollmächtigten, Thomas Nádasdy, welcher sich mit Isabellen dahin einigte: König Ferdinand sollte ihr ihre Morgengabe, hundert tausend Dukaten, auszahlen oder einstweilen verzinsen; Münsterberg oder Frankenstein in Schlesien ihr als Wohnsitz einräumen; im Falle daß sie sich wieder verehelichen wollte, für eine ihrem

Stande angemessene Verbindung sorgen; ihren Sohn mit den Herzogthümern Sagan, Priebus und Neuburg belehnen, und was von zwölf bis fünfzehn tausend Dukaten jährlicher Einkünfte fehlen würde, zuschießen; auch des Knaben Erziehung erbot er sich zu übernehmen und ihn mit seiner Tochter Johanna zu vermälen. In Klausenburg unterzeichnete (18. Juli 1551) Isabella diesen Vertrag, entsagte für sich und ihren Sohn der Herrschaft über Siebenbürgen, Kaschau und alle ihre Besitzungen in Ungarn, und wies ihre Vasallen mit ihrer Treue an den König Ferdinand. Zugleich ließ sie Demselben die ungarische Krone und die Reichskleinodien übergeben und zog weinend mit ihrem Sohne nach Schlesien.

Jetzt waren dem Sultan die Augen über die durch Martinuzzi ihm gespielte Täuschung und den Verlust Siebenbürgens geöffnet. In seinem Zorne ließ er den Gesandten König Ferdinand's, Malvezzi, in den Kerker des Schlosses Anatoli am Bosporus werfen, gegen welche Verletzung des Gesandtschaftsrechtes Ferdinand vergebens protestirte. Am 7. September 1551 ging der Beglerbeg Mohammed Sokolli mit achtzig tausend Türken und fünfzig Kanonen bei Peterwardein über die Donau, bei Titel über die Theiß, und wendete sich gegen das Schloß Becse, welches, eben so wie Becskerek, Nagy-Lak, Fel-Lak, Solymos, Arad, Csanád und mehre feste Schlösser im Temeser Gebiete von den Türken ohne große Mühe eingenommen wurde; auch Lippa, aus welchem die Besatzung entfloh, fiel in des Beglerbeg's Hände. Die Belagerung Temesvár's, welches Stephan Losoncz vertheidigte, wurde zwei Wochen lang vom Beglerbeg versucht, worauf derselbe, der vorgerückten Jahreszeit wegen, mit seinem Heere nach Belgrad zurück ging. Losoncz verfolgte die Abziehenden. — Während der Belagerung von Temesvár fanden auch an der Maros Scharmützel zwischen Ungarn und Türken Statt. Letztere wurden, bei einem Versuche gegen das Schloß Makó, durch die List des ungarischen Anführers in die Maros gesprengt. Den türkischen Befehlshaber von Challia überrumpelte Franz Horváth. Ganz Siebenbürgen erhob sich gegen die Türken, und eifrig schritt man zur Wiedereroberung Lippa's. Am 7. November wurde von den Deutschen, Ungarn und Spaniern die Stadt erstürmt, dann das Schloß belagert, der türkischen Besatzung aber — auf Veranlassung Martinuzzi's, der es nicht ganz mit dem Sultan verderben wollte — freier Abzug gewährt. Unterwegs aber wurden die abziehenden Türken durch Horváth und Balassa überfallen und furchtbar zusammen gehauen.

Dieſe zweideutigen Geſinnungen Martinuzzi's, verbunden mit dem Neide, den ſein Glück, dem Haſſe, welchen ſein Uebermuth erregte, bewirkten ſeinen Untergang. Es half ihm nicht, daß Papſt Julius III. ihn als Graner Erzbiſchof beſtätigt und zum Kardinal ernannt hatte. Sein Gegner, Caſtaldo, Oberbefehlshaber in Siebenbürgen, berichtete an König Ferdinand des Kardinals neue Einverſtändniſſe mit den Türken, und daß, wenn derſelbe länger noch walte, der Verluſt Siebenbürgens nicht zu vermeiden ſey. Es gelangte die Weiſung zurück, dem Treiben des gefährlichen Mannes ein Ziel zu ſetzen. Dieſer Weiſung wurde von Martinuzzi's Feinden der blutigſte Sinn untergelegt. Caſtaldo forderte Gaſtfreundſchaft in des Kardinals Schloſſe Alvincz am linken Marosufer, und erhielt ſie. Darauf ſchlich ſich der Feldoberſt Andreas Lopez mit vier und zwanzig Spaniern in das Schloß, und vertheilte ſie in die dortigen vier Thürme; ihm folgte Sforzia Palavicini mit den Verſchworenen. Am Morgen des 16. December trat Marcantonio Ferrari von Aleſſandria, Caſtaldo's Secretär, in des Kardinals Zimmer, der eben ſeine Horas betete, und legte ihm einige Papiere zur Unterſchrift vor. Indem dieſer ſich bückte, um zu unterzeichnen, ſtieß ihm Ferrari den Dolch in den Nacken. Der Verwundete ſtieß den Meuchelmörder zurück; aber ſofort drangen Palavicini und ſeine Genoſſen hinein, warfen den ſiebzigjährigen Greis zu Boden, und machten mit drei und ſechzig Wunden ſeinem Leben ein Ende. Durch dritthalb Monate blieb der Ermordete unbeerdigt auf der Stelle liegen, wo er ſein blutiges Ende gefunden, nachdem er mehr als einmal ſeinem Vaterlande und ſeinem Herrn untreu geworden, indem er Ungarn an Suleiman, dieſen an Ferdinand verrathen, und endlich Beiden die Königin Iſabella geopfert hatte.

Den Feldzug des folgenden Jahres (1552) eröffnete die Unternehmung Michael Tot's und Ambros Nagy's mit fünf tauſend zuſammen gerafften Freibeutern, genannt Haiduken, wider Szegedin; den nächtlichen Ueberfall (24. Februar) führten die Spanier Aldana und Perez, der Schleſier Opperſtorf, die Ungarn Peter Bakics, Stephan Dersfy, Niklas Dóczy und Franz Horváth an. Die Stadt wurde eingenommen und geplündert, hierauf das Schloß berannt, aber durch Michaloghli Chisrbeg hartnäckig vertheidigt. Dieſem eilte, durch Taubenpoſt verſtändigt, der Ofener Paſcha Ali zu Hilfe, und zerſtreute die voreilig und unordentlich angreifenden Haiduken unter großem Verluſte. Von hier wendete ſich der ſiegreiche Ali-

pascha gegen Weszprim, belagerte und beschoß seit 1. April den Platz, und ließ in seinem Grimme selbst die Ueberläufer der ungarischen Besatzung niederhauen, worauf Michael Vas den Platz übergab, aber, trotz bedungenen freien Abzuges, seine Besatzung von den Türken niedergemacht, oder in die Gefangenschaft fortgeschleppt werden sah, welch' letzteres Schicksal er selbst theilte.

Im Mai zog der zweite Wesir, Ahmedpascha, mit einem Heere und zahlreichem Geschütze gegen Temesvár, welches Losonczy mit einer kleinen Besatzung bis auf den letzten Mann zu vertheidigen entschlossen war. Nachdem die türkischen Kugeln den Wasserthurm zerschmettert hatten, wurde (25. Juli) ein allgemeiner, aber vergeblicher Sturm unternommen, der den Türken drei tausend Mann kostete. Aber bei dem zweiten Sturme am anderen Tage fiel der Wasserthurm in Feindeshand, und Mangel an Nahrung und Geschütz, nicht minder der Deutschen und Spanier Schwierigkeit, nöthigten Losonczy, gegen freien Abzug den Platz zu räumen. Beim Abmarsche vertragsbrüchig von den Türken angegriffen, hieb er wüthend in die Wortbrüchigen ein. Viele der Seinigen wurden getödtet, er selbst, durch Wunden wehrlos, gefangen genommen, enthauptet, und sein Kopf an den Sultan gesendet. Temesvár's Fall zog den von Lippa und Solymos und der anderen festen Schlösser des Banates nach sich, das nun unter türkisches Joch gerieth, und vom Kaimakam als Beglerbeg zur Verwaltung übergeben wurde.

Während Temesvár belagert wurde, zog Alipascha vor die feste Peterwardeiner Brücke auf dem Berwinergebirge, deren Befehlshaber, Zendy, die Aufforderung abwies, in des Platzes Vertheidigung zu sterben beschloß. Er versammelte seine Kriegsleute, ordnete seine Schlachtreihe, warf sich den auf den Thurm stürmenden Feinden entgegen, und kämpfte verwundet noch auf der Leiter bis auf die Ueberwältigung der Feinde den des tapferen Helden Tod. Die Türken, die die gegenüber den Schloß-thurm besetzten, stürmten, da das Schloß Zendy's in der Türken Hände, über den engen Thurm Brücke, verschanzten meine Leute tapfer gegen die Ueberwältiger, und schossen sie von ihrer Höhe. Als endlich der Thurm der Türken Hände, [illegible] Sturm. [illegible] und Alipascha [illegible] Thurm [illegible] Schloß. [illegible]

ungarischen Pulverkarren fiel, und dieselben in die Luft sprengte, entschied die Schlacht. Palavicini und Teufel fielen in Gefangenschaft, und mußten den Triumphzug zieren, welchen Ali in Ofen hielt. Ersterer büßte in schwerer Haft zu Ofen seinen Meuchelmord an Martinuzzi, und befreite sich endlich um den Preis von achtzehn tausend Dukaten, Teufel, um mit geringerem Lösegeld loszukommen, verläugnete dem Sultan seinen Stand, für welchen Betrug ihn Dieser in einem ledernen Sacke in's Meer werfen ließ.

Bald darauf fiel das wohlbefestigte, mit Geschütz und Vorräthen reichlich versehene Szolnok durch Schuld seines feigen, von seiner eigenen Besatzung verachteten Honther Obergespans, Lorenz Nyary, der, fliehend, von den Türken aufgegriffen wurde, und sich dadurch aus seinem Kerker befreite, daß er einem seiner Wächter seine Tochter zur Frau gab. Stolz auf diesen leichten Sieg, wendete Ahmed jetzt seine Waffen gegen Erlau, dessen Befehlshaber, Stephan Dobó von Ruszka und Stephan Metskei, durch heldenmüthigste Vertheidigung ihre Namen unsterblich zu machen berufen waren. Ahmed's zahlreiche Aufforderungen beantwortete Dobó damit, daß er den Ueberbringer des Antrags in's Gefängniß warf, und auf der Mauer einen Sarg zwischen zwei Lanzen errichten ließ. Die Türken eröffneten sodann ein furchtbares Geschützfeuer, und schossen einen halben Centner schwere Kugeln gegen die Burg; die Belagerten arbeiteten der Wirkung des Feuers mit großer Ausdauer entgegen, und schossen so herzhaft zurück, daß sie das feindliche Geschütz zersplitterten. Ein am 29. September unternommener Sturm wurde dreimal zurück geschlagen, und der Graben mit acht tausend türkischen Leichen ausgefüllt; Dobó und Metskai eroberten ein schon verlorenes Bollwerk zurück. Ungelesen von ihnen blieb eine zweite Aufforderung, vermöge deren, zur Gewähr des zugesicherten freien Abzuges, Arslan selbst sich als Geißel stellen wollte. In der Nacht vom 4. October flog der ganze, in einem Gewölbe der Domkirche aufbewahrte Pulvervorrath, bis auf vier und zwanzig Fäßchen, auf, und zerriß die zwei Mühlen der Stadt. Dobó und Metskei durchritten mitten in der Verwirrung die Stadt, und untersuchten die Posten, damit Keiner den seinigen verlasse. Wieder schrien türkische Ausrufer vor den Mauern den Belagerten zu, sich zu ergeben; aber diese ließen Trompeten und Pauken erschallen, damit man den Aufruf nicht höre. Der große Pulververlust wurde durch schnelle Verarbeitung des großen Vorrathes an Schwefel und Salpeter ersetzt, aus den Trümmern der

zwei zerriſſenen Mühlen Eine, für die Nothdurft ausreichend, zuſammen gefügt. Die Türken begannen hierauf den Graben auszufüllen, und einen Wall bis zur Höhe der Mauer aufzuwerfen. Bei dem Bebeker Bollwerke wurde der Graben mit Säcken voll Sand und Erde gefüllt, darüber Bündel von Reiſig geſchichtet, und Holz zum Walle angehäuft. Dagegen wurden, nach Erfindung Gregor Bornemisza's, des Gelehrten, wie die ungariſchen Geſchichtſchreiber ihn nennen, lederne Feuereimer mit Holz- und Kienſpänen, mit Schwefel und Pech, mit Theer und Speck, mit Strohwiſchen, in Talg getränkt und mit überladenen Piſtolen gefüllt, und zur Nachtzeit angezündet, in den Graben gelaſſen, welche das Reiſig anzündeten. Die zum Löſchen herbei eilenden Türken wurden durch die im Feuer nach allen Seiten zerſpringenden Piſtolen zurückgeſcheucht, und ſo brach ihr Wall zuſammen. Eben ſo ließ Bornemisza glühend gemachte Lanzen und Speere durch die Schießſcharten ſtecken, an denen die herauf klimmenden Türken ſich verſengten, und, unerſchöpflich in verderblichen Ueberraſchungen, ein von beiden Seiten mit Bretern beſchlagenes, in der Mitte mit Brennſtoff und überladenen Piſtolen angefülltes Rad, angezündet von der Mauer herab rollen, welches unter Krachen ſeinen tödtenden Inhalt von ſich ſpeiend, weit umher Verderben und Schrecken verbreitete. Am 10. October ſtürmten die Türken von drei Seiten vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergange; die Ungarn, alle Angriffe zurück ſchlagend, verſchoſſen zwei Centner Pulver. Dieſe Unerſchütterlichkeit chriſtlichen Muthes ſtumpfte die Wuth des mosleminiſchen Fanatismus ab. Die Türken unternahmen zwei Tage ſpäter noch einen allgemeinen Sturm, der, er möge gelingen oder nicht, der letzte ſeyn ſollte. Als ſie unter Allahgeſchrei heran drangen, rief Dobó, auf dem zertrümmerten Bollwerke bei'm Kerker ſie erwartend, ſeinen Braven Worte der Begeiſterung: Vaterland, Ehre, Ruhm, Heldentod, Sieg und Seligkeit! zu. Selbſt die ungariſchen Frauen drängten ſich in die Reihen der Feinde, Eimer kochenden Waſſers und ſiedenden Oeles über die Häupter der Feinde ausgießend. Eine junge Frau, an deren Seite ihr Gatte fiel, und die von ihrer Mutter aufgefordert wurde, den Todten zu beſtatten, antwortete: „nicht eher, als bis ich ihn gerächt," und dies ſagend, ergriff ſie des Gefallenen Schild und Schwert, und ſtieß mit demſelben die Feinde nieder. Eine Tochter, neben welcher die mit einer ſchweren Steinlaſt bewaffnete Mutter erſchoſſen wurde, entriß der Sterbenden den Stein, und zer-

ſchmetterte, ihn herab ſchleudernd, zwei Türken. Acht tauſend derſelben fielen auf dem durch Bornemisza, Zoltay und Figedy vertheidigten Bollwerke; drei tauſend am alten Burgthore, das Metskei mit fünf hundert Scharfſchützen deckte. Umſonſt wollten die Anführer der Stürmenden die Janitſcharen zu erneuertem Sturme antreiben; Dieſe murrten, ſie könnten nicht wider den allmächtigen Gott kämpfen, der ſich für die Ungarn erkläre. Nur der kleine Kampf mit Gewehrfeuer, Pfeilen, Wurfſpießen und Karthaunen dauerte noch ſechs Tage fort, bis Schneefall und kalter Regen dem Weſir Ahmed einen willkommenen Vorwand gab, die Belagerung aufzuheben (18. October). Der Gegner Heldenſinn anerkennend, und die eigene Niederlage beſchönigend, riefen die aufbrechenden Türken in die Stadt: „Ihr habt Euch wacker gehalten, Erlauer; beruhigt Euch für jetzt, wir ziehen ab, aber nur, um im nächſten Jahre mit um ſo größerer Macht wiederzu kehren, und den erlittenen Schimpf zu rächen.“ Mit Tagesanbruch traten die Türken den Rückzug an. In der geretteten Feſtung wurden zwölf tauſend Karthaunenkugeln, welche während der acht und dreißig Tage der Belagerung hineingeſchoſſen worden, geſammelt, und auf dem Burgplatze als Siegeszeichen aufgehäuft. Leider wurde Bornemisza, der Archimedes jener Belagerung, bei dem Dorfe Keresztes, zwei Meilen unter Erlau, von Ahmed gefangen genommen und nach Konſtantinopel geſendet, wo er in den ſieben Thürmen verſchmachten mußte.

Noch während der Belagerung Erlau's hatte Suleiman unter ſchrecklichen Drohungen, im Falle des Gehorſams aber Gnaden und Gunſt verheißend, die Siebenbürger auffordern laſſen, das deutſche Kriegsvolk alſogleich aus ihrem Lande zu jagen, und Zápolya's Sohn, als ihren rechtmäßigen Herrn, ſammt deſſen Mutter, zurück zu rufen; es wurde ihm aber geantwortet: die Siebenbürger würden in der angelobten Treue gegen König Ferdinand verharren. Dennoch war in dem Lande ſo viel Unruhe und Gährung, daß Ferdinand die Nothwendigkeit eines Friedens mit der Türkei erkannte, und zu dieſem Zwecke neue Unterhandlungen eröffnete, die jedoch durch mancherlei eintretende Umſtände ſehr erſchwert wurden. Iſabella Zápolya zählte in Siebenbürgen noch immer einen großen Anhang, der mit Eifer an ihrer Wiederkehr arbeitete. Ihr Hauptvertreter, Peter Petrovics, war bereits in der ihm verliehenen Munkáczer Burg, ſammelte Waffenvolk aus Polen, und vertröſtete Iſabellens Partei in Siebenbürgen auf ſeine Ankunft.

Doch wurde ein ausbrechender Aufstand unterdrückt, und auf dem Landtage zu Thorda huldigten die siebenbürgischen Stände, die Häupter des Aufstandes einbegriffen, neuerdings dem Könige, und Stephan Dobó übernahm in Gemeinschaft mit Franz Kendy von Szent-Iván die Woiwodschaft Siebenbürgens. Des Königs Botschafter in Konstantinopel, unter ihnen Malvezzi, erhielten hier die Erklärung: daß ohne Abtretung Siebenbürgens an Isabella und ihren Sohn kein Friede und keine Waffenruhe zugestanden werden könne. Doch brachte Malvezzi ein Schreiben des Sultans an dessen Pascha in Ofen wegen einstweiligen Waffenstillstandes, durch dessen Vorzeigung er die Türken abhielt, dem Petrovicz bei seinem Anschlage auf Großwardein Beistand zu leisten, und hierdurch wurden die Unzufriedenen in Siebenbürgen abermals an feindseligen Unternehmungen gehindert.

Während Ferdinand's Antwort auf Suleiman's Erklärung wegen der Wichtigkeit der Frage sich verzögerte, waren Isabella und Petrovics nicht müßig. Ihre Botschafter schilderten dem Sultan des Königs Absichten im gefährlichsten Lichte, und drangen in ihn, dem Pascha von Ofen und Temesvár Befehl zu geben, sich mit Petrovics zu vereinigen, in welchem Falle ganz Siebenbürgen sich gegen Ferdinand erheben werde. Ein Botschafter Frankreichs unterstützte bei der Pforte das Anliegen Isabellens. Inmitten der Verhandlungen wurde der Waffenstillstand von türkischer Seite häufig verletzt. Ulama, der Statthalter von Bosnien, hatte mit Murad, dem Beg von Klis, und mit Malkotsch, dem der Herzegowina, die Gegend um Warasdin mit Feuer und Schwert verheert, wurde aber bei Kris vom Grafen Niklas Zrinyi mit den ungarischen Truppen, und David Ungnad mit den steyermärkischen überfallen und geschlagen, sein Sohn Dschefar erlegt. Um den Tod des Sohnes zu rächen, überfiel er die Schlösser Chosma, Verócze, Dombró; Peter Erdödy aber und Georg Zluny fuhren mit dreißig Schiffen die Save hinab, und Marcus Tomasovics überrumpelte und plünderte die Schlösser Gradisca und Velica. Dagegen nahm später der verwegene Hamsa, Sandschakbeg von Szécsény, durch einen Handstreich das durch den Besitzer Franz Bebek neuerdings befestigte Bergschloß Fülek, dessen Eroberung, trotz der Gegenanstrengungen Debek's, Balassa's und Perényi's, durch den herbei eilenden Statthalter von Ofen, Tuighunpascha, vollendet wurde. Nach tapferem Widerstande fielen das obere und das untere Schloß in türkische Hände.

Die Umtriebe der Zápolya'schen Partei am türkischen Hofe und Suleiman's Siege in Persien geboten dem Könige Ferdinand, die Friedensunterhandlungen noch eilfertiger, als bisher, zu betreiben. An die Stelle des schwer erkrankten Malvezzi, der auch bald darauf zu Komorn starb, wurde der Niederländer Auger Busbek ernannt, der, wenn die Beweise für König Ferdinand's Rechte auf Siebenbürgen nicht ausreichen sollten, nöthigen Falls zur Bitte, den Besitz des Landes als Geschenk von Suleiman's Freigebigkeit zu erhalten, übergehen sollte. Am 20. Januar 1555 langte Busbek in Konstantinopel an, aber ungeachtet der reichen Geschenke, welche er mitbrachte; ungeachtet der Beschwerden, die er über Verletzung des Waffenstillstandes erhob, bewirkte er doch Nichts, als eine sechsmonatliche Waffenruhe und ein Schreiben Suleiman's an Ferdinand, mit welchem Busbek zurück gehen und neue Verhaltungsbefehle einholen sollte. — Auch dieser Waffenstillstand wurde wenig beobachtet; an der Gränze fanden unausgesetzt Zweikämpfe und Streifzüge Statt, und beide Theile warfen einander Verletzung der Waffenruhe vor. Die Haiduken brachten durch ihre Räubereien Ungarn und Türken gegen sich auf, und wurden von Beiden verfolgt und ausgerottet. Tuighun zog gegen sie zu Felde, und eroberte ihre drei Raubnester Korothna, Kaposvár und Babocsa.

Unterdessen hatte sich die Lage der Dinge in Siebenbürgen für König Ferdinand höchst ungünstig gestaltet. Suleiman's drohende Rüstungen gegen dieses Land setzten daselbst alle Gemüther in Furcht und Zweifel, gesteigert durch die Uneinigkeit der beiden Woiwoden Dobó und Kendy, und immer festeren Fuß gewann die Partei Isabellens. Es wurden Abgeordnete nach Wien an den König gesendet, diesem die bedrohliche Lage der Provinz zu schildern; er sollte sie entweder sogleich mit hinreichend starker Heeresmacht wider des Sultans Zorn und die Angriffe der Zápolyaner schützen, oder sie des Eides der Treue und Unterthänigkeit entbinden. Ferdinand war nicht hinlänglich gerüstet; er vermahnte sie zu fernerer Treue und Ausdauer. Als aber die Abgeordneten mit diesem Bescheide nach Siebenbürgen zurück kehrten, war der Abfall entschieden. Selbst die bisher standhaft getreue sächsische Gesammtheit erbot sich dem Petrovics zum Gehorsam gegen Zápolya's Sohn, gegen Sicherstellung ihrer Rechte. Petrovics sicherte ihnen dieselben zu, rückte aus Lugos in Siebenbürgen ein, und nahm, während er einen Theil seiner Mannschaft gegen Deva sendete, Mühlenbach ein. Gyula-

Weissenburg belagerte Melchior Balassa, von dem Bojaren Motzag mit acht tausend Moldauern verstärkt; zwölf tausend Walachen kamen über Kronstadt in die Provinz, und wurden zur Einschließung der Festungen Bethlen und Samos-Ujvár beordert. Viele Magnaten wendeten sich in dieser Gefahr von dem Könige ab. In Hermannstadt, wo Petrovics drei hundert Mann ausheben ließ, entstand ein schrecklicher Aufruhr, dessen Theilnehmer einen großen Theil der Stadt niederbrannten.

Nachdem, mit Ausnahme von Számos-Ujvár, alle festen Plätze Siebenbürgens von Isabellens Faction eingenommen waren, beschlossen die Stände und die Verordneten der drei Nationen die Zurückberufung der Witwe Zápolya's und ihres Sohnes, und sendeten Abgeordnete an sie nach Lemberg, während Moldauer und Walachen die Straße besetzten und ihren Einzug deckten, welchen Isabella (22. October 1556) unter zahlreicher Begleitung in Klausenburg hielt. Sie berief einen Landtag, und erhielt, da ihr Sohn, als sogenannter erwählter König, das siebzehnte Jahr noch nicht erreicht hatte, die Reichsverweſung auf fünf Jahre übertragen, von welcher sie sogleich in übermüthiger Weise Gebrauch machte.

Da Ferdinand außer Stande war, schnelle Hilfe zu senden, ertheilte er dem Woiwoden Dobó die Erlaubniß, Ujvár zu übergeben. Petrovics und Melchior Balassa bewilligten ihm freien Abzug. Aber mehre Anhänger Isabellens drangen in dieselbe, den tapferen, ihrer Sache gefährlichen Mann nicht aus Siebenbürgen zu entlassen. Unter dem Vorwande einer Unterredung wurde er nach Klausenburg zu Isabellen beschieden, hier listig von seinem Gefolge getrennt, dann unter nichtiger Anklage festgenommen, gefesselt nach Ujvár in's Gefängniß geführt, seine Familie nach Bistritz verwiesen, seine Habe mit Beschlag belegt.

Im nördlichen Ungarn erhoben die Bebeker von Pelsöcz, Vater und Sohn, Beide wegen Hochverrathes geächtet, die Fahne der Empörung, erklärten sich für Isabellens Sohn, und vermehrten durch Zwang und List ihren Anhang; ihnen trat der reiche und mächtige Generalkapitän Perényi bei, der wieder zahlreiche Anhänger mit sich brachte. Die Zipser Städte wurden bedroht; Kaschau ging aus unbekannter Ursache, doch nicht ohne Verdacht gegen Georg Bebek, in Brand auf. In die Sároser Gespanschaft ließ Ferdinand fünf tausend Mann deutsches Fußvolk und sechs hundert Reiter unter Marcell Dietrich und Wolfgang von Puchaim einrücken. Sie nahmen die

Schlösser Tarkö und Ujvár, und vereinigten sich mit Simon Forgács, Burghauptmann auf Zeben, der, nachdem sie gemeinschaftlich Nagy-Ida belagert, und erobert, auf des Königs geheimen Befehl sich gegen das von den Feinden bedrohte Großwardein wendete. Dietrich und Puchaim zogen zur Züchtigung der Bebeker in die Gömörer Gespanschaft, und begannen die Belagerung der Burg Krasznа-Horka. Die Bebeker kamen mit zweitausend Ungarn und tausend Mann türkischer Hilfstruppen zum Entsatze, wagten aber keinen Angriff. Dagegen drangen die königlichen Truppen darauf, das verschanzte Lager der Bebeker zu stürmen, wurden aber mitten im Kampfe von ihren [illegible] entfliehenden beiden Anführern verlassen. Desto muthiger schlug [illegible] Majócsy, Burghauptmann von Gyula, die Arader Rebellen, welche in die Békeser Gespanschaft einzudringen versuchten, zurück. Gleichzeitig belagerte der von Ferdinand abgefallene Andreas Báthory die Huszter Burg in der Marmaroser Gespanschaft, und gestand der tapferen Besatzung endlich einen fünfzigtägigen Waffenstillstand zu, binnen welcher Zeit Ferdinand durch Andreas Brandeis die Burg zu entsetzen hoffte. Aber Brandeis ließ durch allerlei Zögerungen die gesetzte Frist verstreichen, nach deren Ablaufe die Vertheidiger, treu ihrem Worte, den Platz übergaben. Durch den Besitz dieser Burg gewann Isabella das ganze Gebiet an der Theiß und hiermit beträchtlichen Zuwachs an Einkünften und an Macht. Großwardein hielt Simon Forgács mit unbezwingbarem Muthe gegen die Feldherren Isabellens, denen er blutige Verluste beibrachte. Erst im Sommer des folgenden Jahres (1557), als alle erwartete Hilfe ausblieb, alle Vorräthe aufgezehrt waren, und die Besatzungstruppen mit Aufruhr drohten, übergab Forgács, mit Genehmigung seines Königs, Großwardein an Georg Báthory und Thomas Markotsch, gegen freien Abzug mit Waffen, Pferden und Gepäck.

Nachdem schon früher Tuighun die Belagerung von Szigeth beabsichtigt hatte, aber durch die vorgerückte Jahreszeit daran gehindert worden war, nahm jetzt Ali, der Statthalterbeg von Ofen, diesen Plan wieder auf. Prahlend sagte er den Botschaftern Ferdinand's, er werde nun die Ungarn nicht mit Flinte und Schwert, sondern mit Knittel und Keule unterjochen, worauf ihm entgegnet wurde: er werde auf Männer stoßen, welche den Knittel mit Kugeln, die Keulen mit Lanzen abwehren würden. Am 24. Mai 1556 begann er Szigeth zu belagern, ließ den Graben mit fünf und zwanzig tausend Fuhren Reisig und Holz füllen, und stürmte, nachdem er alsbald Mei-

ſter der Stadt geworden, einen Monat lang das Schloß, wobei ihm über ſieben hundert ſeiner Leute, darunter viele ſeiner Hauptleute, getödtet, die Holz- und Reiſigbündeln im Graben verbrannt wurden, und ein großer Theil der Stadt in Brand aufging. — Während die Türken vor Szigeth ſtanden, belagerte der Palatin Thomas Nádasdy mit öſterreichiſchen, ſteyermärkiſchen, baieriſchen und ungariſchen Truppen Babocza; die beiden Polweiler, Otto Heinrich von Puchaim und Johann Rauber führten die öſterreichiſchen Scharfſchützen, insgemein „die ſchwarzen Teufel“ genannt. Der alte Lenkovics befehligte drei hundert Huſaren; die Steyermärker Andreas Aichſcheidt und Siegeskorſer, Jener ſechs hundert ſchwer bewaffnete Reiter, dieſer eben ſo viel Fußgänger. Das Geſchütz hatte Georg von Thanhauſen von Graz über Radkersburg nach Krasna gebracht; dazu ſtießen die Ungarn Franz Tahi, Johann Paibö, zwei Bánffy und Niklas Zrinyi, und die aus den Bergſtädten zuſammen gerafften Freiwilligen der Gränze, Haiduken, Martoloſen, Uskoken und Morlaken. Als Alipaſcha Babocſa's Belagerung vernahm, ließ er Truppen vor Szigeth zurück, und rückte dem Palatin mit zwanzig tauſend Mann Reitern, zehn tauſend Janitſcharen und eben ſo vielen Martoloſen, d. i. rasciſchen und ſerbiſchen Raubſoldaten, entgegen, wurde aber (21. Juli) an der Rinya gänzlich geſchlagen, worauf Ahmedbeg Babocsa verließ, welches von dem Sieger verbrannt und geſprengt wurde. Die Folge dieſer Niederlage war, daß Ali (31. Juli) auch die Belagerung von Szigeth aufheben mußte. Palavicini, Polweiler, Lenkovics und Zrinyi führten ihre Truppen wider Korothna, das ſie mit ſtürmender Hand nahmen, worauf die türkiſchen Beſatzungen von St. Martin, St. Lorenz, Sellyn und Görösszal dieſe Schlöſſer verließen. Kasimpaſcha zog mit ſechs tauſend Mann vergebens gegen Eſurgó, und Musa, der Kiaja des Beglerbegs von Rumili, gegen Szigeth; Jener mußte abziehen, Dieſer wurde gefangen. Alipaſcha verlor in dieſem Feldzuge über zehn tauſend Mann.

In Bosnien hatte Ali Malkotſch, der neue Sandſchak, noch vor Szigeth's Belagerung verſucht, die Schlöſſer Krupa und Koſtainitza zu erobern, woran ihn jedoch Zrinyi hinderte. Nach Szigeth's Belagerung wurde das Land zwiſchen der Unna und der Kulpa mit Feuer und Schwert verwüſtet, und Konſtainicza erobert. Ferhad, welcher ſpäter den Sandſchak von Bosnien erſetzte, zog von Poſega aus mit einigen tauſend Türken an die windiſche Gränze, wo Lenkovics am Paſſe Rakonich und St. Helena mit drei

hundert schwer bewaffneten Deutschen, hundert leicht bewaffneten kroatischen Reitern und hundert italienischen Scharfschützen sie überfiel, zwei tausend tödtete, einige hundert gefangen nahm. Zwei Jahre nachher zog ein gegen sechzehn tausend Mann starkes türkisches Streifheer gegen Möttling in Krain, wendete sich nach Gottschee und Reifniz, von wo die Renner über Adelsberg, Zirknitz, Karst, Breg bis nach Klan streiften, und nach einem Angriffe am Tabor zu Klan, über Grobnik durch das Wednizerthal abzogen. Im Mai 1558 fiel Dotis, durch des Befehlhabers Nachlässigkeit und Hamsabeg's List, in die Hände der Türken. Auch das an einem Felsen am Balaton gelegene Schloß Hegyesd wurde von Hamsa's Martolosen genommen. Nach der Einnahme von Dotis befehligte Rustem von Ofen den Perser Welibschan, Sandschak von Fülek, zu einem Zuge gegen die Zips. Dieser verbrannte Szikszó, wurde aber von Ferdinand's getreuen siebenbürgischen Kriegshauptleuten Georg Bebek, Johann Pethö und Emerich Telekessy bei dem Dorfe Kaza am Sajofluſſe mit bedeutendem Verluste zurück geschlagen.

Fruchtlos suchte indessen Ferdinand den Frieden auf die Grundlage des Besitzes von Siebenbürgen zu unterhandeln; indem Bebek, welchen Isabella nach Konstantinopel geschickt hatte, den dortigen Botschaftern des Königs durch Aufhetzung zum Kriege hartnäckig entgegen arbeitete. Ferdinand's drei Botschafter bestanden auf dem Besitzstande, wie er vor ihrer Ankunft gewesen. Später begehrten Isabella's Botschafter Lippa und Temesvár. Sowohl Ferdinand's, als Isabella's Botschafter wurden mit abschlägiger Antwort entlassen. Nach weitläufigen Verhandlungen schloß Ferdinand's Gesandter, Busbek, zu Adrianopel abermalige Waffenruhe auf sieben Monate, deren Erhaltung dem türkischen Befehlshaber der Schlösser in Ungarn eingeschärft wurde, wozu den Sultan hauptsächlich der Zwist seiner Söhne bewog.

Unterdessen verscherzte Isabella einen großen Theil ihrer Macht dadurch, daß sie dem auch von Frankreich unterstützten Wunsche ihrer vornehmsten Anhänger, ihren Sohn zu den Staatsgeschäften zu ziehen, und ihn im Waffendienste zu üben, heimlich und offen widerstrebte. Mehre Magnaten, namentlich Franz Bebek und die Kendyer, fielen von ihr ab; auch der Moldauer Woiwode Alexander ward ihr Feind, brach im Einverständnisse mit Bebek nach Siebenbürgen ein, und verheerte das Burzenland. Isabella

nahm in ihrer Bedrängniß wieder ihre Zuflucht zu Suleiman, ihn bittend, er möge, zur Sicherung ihrer Gränzen gegen Ferdinand wenigstens den Landstrich zwischen Lippa und Hunyad noch hinzufügen. Dagegen riefen ihre früheren Freunde, jetzt Gegner, die Kendyer, den Sultan argwöhnen, Isabella wolle, wenn er ihre Bitte erfülle, abermals auswandern, und Siebenbürgen dem Könige Ferdinand überliefern. Isabella hintertrieb die Folgen dieser Angabe, schwur aber den Anstiftern blutige Rache, zu welcher ihr Melchior Balassa die Hand bot, indem er (1. September 1558) auf der Burg zu Gyula-Weissenburg die Kendyer und den Bebek meuchlings mordete. Der Thorenburger Landtag erklärte nachträglich, Isabellen zu Gefallen, die drei Geopferten des Hochverrathes schuldig, und ihre Ermordung für gerecht. Isabellens Anhang gewann durch diese Gewaltthat nicht, sondern schmolz noch mehr zusammen; selbst Gabriel Perényi unterwarf sich dem Könige, während der tapfere Telekessy die Empörer in ihren Burgen ängstigte, und viele der Letzteren einnahm und brach. Auch ihr Feldherr, Melchior Balassa, näherte sich insgeheim den Königlichen, und suchte sich mit Ferdinand auszusöhnen. Geschwächt in ihren Vertheidigungskräften, und von ihrem Anhange großentheils verlassen, machte Isabella — und zwar mit Genehmigung Suleiman's, dem die Auflehnung seines Sohnes Bajesid in Asien zu thun gab, und welcher daher in Ungarn Ruhe haben wollte — dem Könige Ferdinand Friedensanträge, in deren Verlaufe sie (20. September 1559) plötzlich starb. Ihr Sohn Johann Sigmund, von seinen Anhängern „erwählter König von Ungarn, Dalmatien, Kroatien und Slavonien" genannt, setzte die Unterhandlungen fort, stellte aber hierbei so übermüthige und unannehmbare Bedingungen, daß Ferdinand auf Nichts einging, sondern nur einen einjährigen Waffenstillstand gewährte.

Der Gränzkrieg mit den Türken hatte fast unausgesetzt seinen Fortgang. Rustam, der Beglerbeg von Ofen, und Malkodsch, der Sandschak von Temesvár, griffen mit vereinten Truppen die Städte Szathmár und Nemethi an, und steckten sie in Brand, ohne sie ihren tapferen Vertheidigern Melchior Balassa und Zay entreißen zu können. Dagegen wurde Bebek, im Begriffe, dem vor Szécsény stehenden Balassa zu Hilfe zu eilen, von den Türken angegriffen und geschlagen, ein Verlust, welcher durch die Wiedereroberung des Schlosses Hegyesd in der Szalader Gespanschaft, und Zrinyi's siegreiches Unternehmen von Szigeth aus, aufgewogen wurde.

Ein merkwürdiger Fall ergab ſich in der Moldau. Johann Baſilikus, ein geborner Kandiote, wurde von Jakob Heraklides, der ſich Deſpot von Samos, Paros und anderen Inſeln nannte, auf deſſen Sterbelager an Sohnesſtatt angenommen, und wurde demzufolge vom Kaiſer Karl V. nicht nur in jenen Titeln ſeines Adoptivvaters beſtätigt, ſondern auch zum ſogenannten Pfalzgrafen erhoben. Wegen erdichteter Anſprüche auf die Herrſchaft der Moldau aus Siebenbürgen vertrieben, ging er nach Polen zu dem Palatin von Siradien, Albrecht Laſczky, auf deſſen Koſten er ein Heer warb. Die erſte Unternehmung gegen die Moldau mißglückte; glücklicher war die von Ferdinand insgeheim unterſtützte zweite, in deren Folge er (November 1562) den Woiwoden Alexander in die Flucht trieb. Anfangs machte der Sultan dem Kaiſer Ferdinand Vorwürfe hierüber; bald aber ließ er ſelbſt ſich von des Baſilikus Geſchenken blenden, und belehnte ihn als Woiwoden der Moldau. Inzwiſchen machte Letzterer ſich durch Erpreſſungen verhaßt; die Bojaren empörten ſich gegen ihn, und übertrugen einem ſeiner Diener, Tomſa, die Woiwodenwürde. Weil Baſilikus die Abſicht hatte blicken laſſen, auch die Walachei und Siebenbürgen in ſeinen Beſitz zu bringen, regte er die Türken gegen ſich auf; ein Sandſchak marſchirte gegen ihn, und forderte ihn zur Uebergabe Suczawa's gegen freien Abzug auf. Seine Beſatzung zwang den Baſilikus, den Antrag anzunehmen. Man führte ihn vor Tomſa, der ihn mit einem Keulenſchlage niederſtreckte. Gleichwohl konnte Tomſa die in Konſtantinopel angeſuchte Beſtätigung in der Woiwodſchaft nicht erhalten; vielmehr wurde der vertriebene Alexander wieder eingeſetzt.

Kaiſer Ferdinand's Genehmigung deſſen, was Busbek früher mit dem Großweſir Ali verhandelt hatte, war ſchon am 1. Juni 1562 von Prag aus erfolgt. Laut der Urkunde derſelben wurde die jährliche Abgabe von dreißig tauſend Dukaten beſtätiget. Der Kaiſer verſprach, ſich aller in Siebenbürgen gelegenen Oerter zu enthalten, und über die außerhalb Siebenbürgen gelegenen ſich mit Johann Sigmund Zápolya abzufinden. Auf dieſe und andere Bedingungen wurde der Friede auf acht Jahre erneuert. Doch wich die türkiſche Urkunde in mehren weſentlichen Punkten von der lateiniſchen des Kaiſers ab, und ließ willkürliche Auslegungen zu. Ferdinand drang auf Berichtigung der abweichenden Punkte; aber es verfloß ein Jahr ſeit dem Friedensſchluſſe, und noch währten die Streifzüge der

Türken an der Gränze fort, und noch war die türkische Friedensurkunde mit der lateinischen nicht in Uebereinstimmung gebracht. Herbert von Auersperg verfolgte eine türkische Streifpartei bis Cosenoviz, und tödtete ihr einige hundert Mann. Ferdinand ließ über solche Friedensverletzung seine Beschwerden zu Konstantinopel anbringen, während Suleiman seinerseits über das nach Jahresfrist noch nicht gesendete Geldgeschenk sich aufhielt. Endlich wurde Albert von Wyß zum Botschafter an der Pforte (der erste an derselben ordentlich residirende Oesterreichs) und Paul Palyna zum Ueberbringer des Ehrengeschenkes ernannt, und Letzterer (8. November 1563) vom Sultan mit verbesserter Urkunde entlassen.

Ferdinand hatte nach seiner Kaiserwahl seinen Oberkammerherrn Martin Guzman nach Rom gesendet, um dem Papste das Geschehene zu melden. Unbegnügt mit den beigefügten gewöhnlichen Versprechungen, erklärte Papst Paul IV.: er könne des neuen Kaisers Abgeordnete nicht anerkennen, da die Abdankung Karl's V. in die Hände des Statthalters Christi hätte erfolgen müssen, und ketzerischen Kurfürsten überhaupt kein Wahlrecht zustehe. Nur wenn Ferdinand alles in Frankfurt Geschehene für ungiltig erkenne, dem Kaiserthume entsage und um Vergebung bitte, werde der Papst, als ein milder Vater, aus der Fülle seiner Macht ihm Reichliches bewilligen. — Diese strenge Forderung traf ihren richtigen Moment nicht; denn ohnehin stand ein beträchtlicher Theil Deutschlands auf dem Punkte, sich von dem Papste loszusagen. Es erfolgten daher heftige Widersprüche, und der Vicekanzler Seld machte darauf aufmerksam, daß, wenn Rudolf I. kein Kaiser gewesen, auch dessen Ueberlassung Bologna's und Romagna's an den römischen Stuhl nichtig sey; auch bleibe, wenn der Papst nicht nachgebe, die Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung übrig. — Als hierauf der neue Papst Pius IV., nachgiebiger als seine Vorgänger, Ferdinand unter den gewöhnlichen Bedingungen als Kaiser anerkannte, nahm der Zwiespalt mit Rom zwar ein Ende; doch fanden des Letzteren Vorschläge weder in Trient Gehör, noch ließen sich die Protestanten durch den päpstlichen Gesandten, Kardinal Commendon (1559) bewegen, die Kirchenversammlung zu beschicken; wohl aber wurde der Passauer Vertrag und der Religionsfriede auf dem Reichstage in Augsburg bestätigt.

Dieser Religionsfriede war für Deutschland unstreitig ein sehr großer Gewinn; denn während in anderen Ländern die Parteien in furchtbare Reli-

gionskriege geriethen, und abwechselnd eine die andere unterdrückte und mißhandelte, erhielt sich in Deutschland ein Rechtsverhältniß, welches auf das bestimmteste alle Gewalt verdammte, und für Beilegung fortdauernder Streitigkeiten lediglich milde Wege gestattete. Aber erklärlicher Weise entstanden sehr bald verschiedene Auslegungen einzelner Punkte, bis die Ansichten über Werth, Würde und Giltigkeit des ganzen Friedens immer weiter auseinander gingen. Ja, wäre auch alles Einzelne deutlich ausgesprochen und entschieden gewesen, von entgegen gesetztem Standpunkte mußte doch Jegliches anders sich gestalten. Die eifrigen Katholiken betrachteten nämlich den Religionsfrieden und die Duldung der Protestanten nicht als einen Frieden, sondern als einen bloßen Waffenstillstand, als ein in Zeiten der Gefahr abgezwungenes Zugeständniß, welches man zur Herstellung der wahren Kirche bei günstigeren Verhältnissen aufzuheben, so berechtigt, als verpflichtet sey. Ueberhaupt hätten Kaiser und Stände in kirchlichen Dingen gar nicht zu entscheiden, und des Papstes Widerspruch gegen den Religionsfrieden hebe ihn für jeden echten Katholiken auf; oder wolle man auch seine einstweilige Giltigkeit zugestehen, so habe diese doch seit dem allgemein verbindlichen Ausspruche der Trienter Kirchenversammlung ein Ende genommen. — Umgekehrt behaupteten viele Protestanten: der Religionsfriede sey, so fern er den bestimmten Zustand eines Jahres und Tages für alle Zeiten festhalten, alle Entwickelung hemmen wolle, ein höchst mangelhaftes Werk, und wenn die Katholiken ihm nur bedingte und einstweilige Giltigkeit zugestehen wollten, dann wären sie noch weniger an alle Bestimmungen desselben gebunden. — So die allgemeine Betrachtungsweise; im Einzelnen lauteten schon auf dem Reichstage von 1559 die Beschwerden der Protestanten: der Religionsfriede werde keineswegs überall gehalten und befolgt, vielmehr bringen die Katholiken Manche mit Gewalt zu ihrem Glauben zurück, nehmen abgetretene Güter und Einnahmen in Anspruch, verbieten den Besuch protestantischer Predigten, untersagen die Anstellung von Pfarrern, und verhindern freien Abzug der Unterthanen. — Die Katholiken dagegen warfen ein: es schmähen die Protestanten unseren Glauben, drängen sich in Kapitel, Pfründen und obrigkeitliche Stellen, greifen in die noch bleibende geistliche Gerichtsbarkeit, ziehen eigenmächtig Kirchengelder ein, und erzwingen Beiträge zur Erhaltung protestantischer Geistlichkeit. — Der Kaiser, Eintracht und Ordnung vor Augen, beschloß hierauf: das Kammergericht

ſoll dieſen Streit nach Inhalt des Religionsfriedens entſcheiden, und wird da, wo der Buchſtabe desſelben nicht deutlich iſt, unparteiiſch, nach Ehrbarkeit, Billigkeit und Vernunft erklären und auslegen.

Während man in Rom ſich beſchwerte, daß die Proteſtanten auf der Kirchenverſammlung zu Trient nicht erſcheinen wollten, wurde doch ihre Ankunft nicht von Allen gewünſcht. Der Krieg des Kurfürſten Moriz gegen den Kaiſer Karl V. verſchaffte dem Kaiſer und den Legaten einen nicht unwillkommenen Anlaß, die Verſammlung zu unterbrechen, und erſt zehn Jahre nachher (15. Januar 1562) wurde ſie unter Pius IV. wieder eröffnet, theils weil einige katholiſche Mächte darauf drangen, theils weil der Papſt Reformationsverſuchen durch Laien und Fürſten vorbeugen wollte. Doch erneuerte ſich gleich Anfangs die Meinungsverſchiedenheit in einigen, die Form betreffenden Dingen. So wollten Manche den päpſtlichen Geſandten nicht das ausſchließliche Recht einräumen, Gegenſtände zum Vortrage zu bringen, und Andere, z. B. König Philipp II. von Spanien, verlangten eine ausdrückliche Erklärung: die Kirchenverſammlung ſey eine Fortſetzung der vorigen; während Kaiſer Ferdinand, um der Proteſtanten willen, dieſer Forderung widerſprach. Ferner ſetzten die lebhaften Abſtimmungen über die nothwendige Reform der Geiſtlichen, den Papſt und die Kardinäle in Unruhe, und zugleich klagten viele Biſchöfe, welche großen Sprengeln vorſtanden, darüber, daß die ſo zahlreichen Italiener mit ihnen gleiches Stimmrecht hätten, und ein unbilliges Uebergewicht bekämen. Endlich überreichten die kaiſerlichen und ſpäter die päpſtlichen Abgeordneten Beſſerungsvorſchläge, welche dem römiſchen Hofe Bedenken erzeugten. In den erſten wurde auf Beſſerung der Kirchenzucht in Rom ſelbſt, auf Verminderung der Zahl der Kardinäle, der Dispenſationen und Exemtionen, und Verbot des Beſitzes mehrer Pfründen angetragen. Geiſtliche, ſo lautete die Forderung, ſollten künftig an Ort und Stelle ihres Amtes warten, ungebührliche Kirchenſteuern, Pfründen und Menſchenſatzungen ein Ende nehmen, der Gottesdienſt gereinigt, und über Faſten, Gebrauch des Kelches und Prieſterehe berichtigte Grundſätze aufgeſtellt werden u. ſ. w. Nicht minder bedeutſam erſchienen die von den Franzoſen übergebenen vier und dreißig Forderungen und die Bezugnahme auf unantaſtbare Freiheiten der gallicaniſchen Kirche. Die Legaten wieſen alle franzöſiſchen Forderungen an den Papſt, und dieſer übergab ſie den Kardinälen, welche ſie mit großen Zurechtweiſungen und

Aenderungen zurück sendeten. Ueberhaupt bestritten die Legaten, daß jeder Fürst zum Vorlegen solcher Anträge berechtigt sey, und wollten, wie sie sagten, lieber die kaiserlichen nicht abgeben, damit Ferdinand's Ansehen nicht durch Widerspruch und Verwerfung leide. Sie hofften endlich allgemeine Hilfe in einer anderen, von ihnen vorgeschlagenen Generalreformation zu finden, welche den Angriff von den Geistlichen ablenkte und auf die Laien hinwendete. Die Rechte der ersten sollten nämlich in Hinsicht auf Gerichtsbarkeit und Steuern sehr vermehrt, viele weltliche Rechte aber verkürzt, oder zur Untersuchung gezogen werden. Hierdurch erweiterten und steigerten sich die Widersprüche, und was päpstlicher Seits darauf erwiedert wurde, bestritten die Protestanten als ungenügend. Auch Kaiser Ferdinand fühlte sich durch solche Ansichten nicht befriedigt, sondern äußerte in dem Schreiben an seine Gesandten: „wenn das Concilium auch hundert Jahre auf die Art, wie es angefangen und fortgesetzt worden, dauern solle, könne er sich davon doch keinen, oder nur einen sehr geringen Nutzen versprechen; ja, es wäre vielmehr zu fürchten, daß noch weit größere Aergerniſſe zum Leidwesen der ganzen christlichen Welt daraus entstehen möchten, als bis daher Gutes daraus erfolgt. Da nun ohnehin der Papst dasselbe auf alle Weise zu endigen trachte, die Bischöfe, welche sich noch zu Trient aufhielten, desselben im höchsten Grade überdrüssig, ein großer Theil aber, der sich dabei hätte einfinden sollen, gar nicht erschienen, so sehe er nicht, warum er seinerseits allein sich dagegen setzen und einen so großen Haß auf sich nehmen solle.“ *)

Man beeilte sich daher, das Concil zu beendigen, und schloß dasselbe im December 1563, achtzehn Jahre nach seiner Eröffnung. Italien, Spanien und Polen nahmen die trientischen Schlüsse an; Belgien widersprach; Frankreich sonderte die Bestimmungen, welche den Glauben betrafen, von allen übrigen, und verwarf viele der letzten, als den seitherigen Rechten und Gebräuchen widerstrebend; Deutschland fügte sich, oder nahm in der protestantischen Hälfte gar keine Kenntniß davon; während hundert dreißig Jahre später der große Leibnitz, ein Protestant, schrieb: „Nichts auf der Erde soll uns verehrungswürdiger seyn, als die Entscheidung eines wahrhaft ökumenischen Concils.“ Da über den eigentlichen Sinn der Trienter

*) Schmidt's „neuere Geschichte der Deutschen,“ II. 218.

Dekrete manche Zweifel entstanden waren, deren Lösung durch die Erklärung einzelner Theologen untersagt war, so überließen die Väter des Concils von Trient die Auswahl eines zweckmäßigen Mittels, wodurch am besten solche Zweifel beseitigt werden konnten, dem Ausspruche des Kirchenoberhauptes. Dem zufolge setzte Papst Pius IV., nachdem er in seiner Confirmationsbulle „Benedictus Deus" die Auslegung der Trienter Beschlüsse überhaupt dem päpstlichen Stuhle vorbehalten hatte, eine eigene, aus acht Kardinälen bestehende Commission, congregatio interpretum concilii Tridentini genannt, nieder, welche sowohl die Beschlüsse des Kirchenrathes in Vollzug setzen, als auch über zweifelhafte Stellen die nöthige Auslegung geben, und die erforderliche Anwendung derselben zeigen sollte*). Unter der Aufsicht des Papstes wurde endlich für die gesammte katholische Welt der römische Katechismus, in Uebereinstimmung mit den Festsetzungen des Trienter Concils, entworfen, welcher in vier Abschnitten, vom Glaubensbekenntnisse, von den Sacramenten, den zehn Geboten, dem Gebete und dem Vaterunser handelt.

Ein in die letzten Jahre der Regierung Kaiser Ferdinand's fallendes wichtiges Reichsgeschäft war die Wahl und Krönung seines ältesten Sohnes Maximilian (II.), als seines Nachfolgers im Kaiserthume. Manche ernsthafte Verständigungen waren vorausgegangen; denn Maximilian zeigte sich frühzeitig der neuen Lehre geneigt, was den fest am alten Glauben haltenden Kaiser betrübte, und zu gemessenen Vorstellungen bewog. Der Erzherzog mochte seinem Vater hierüber beruhigende Zusicherungen geben, und Ferdinand gab seine Zufriedenheit dadurch zu erkennen, daß er dem Maximilian, der sich unterdessen (13. September 1548) mit Kaiser Karl's V. Tochter Maria vermält hatte, gleich nach dem Augsburger Reichstage, in Gemäßheit der mit Karl V. dort getroffenen Verabredung, den Titel eines Königs von Böhmen verlieh, womit die böhmischen Stände sich vollkommen einverstanden erklärten, und (19. Februar 1549) Maximilian als König proclamirten, welcher seinerseits auf alle Einmischung in die Regierungsgeschäfte bei Lebzeiten seines Vaters verzichtete. Später wurde Maximilian durch die unerwarteten Schwierigkeiten, welche Papst Paul IV. der Anerkennung Ferdinand's als Kaiser entgegen setzte, abermals gegen Rom gestimmt, und

*) Müller's »Lexikon des Kirchenrechtes.« Würzburg, 1838; I. 679.

die neue Lehre nahm, wie wenig er ihr auch beizutreten im Sinne hatte, doch seine günstige Aufmerksamkeit dergestalt in Anspruch, daß er, obschon vergeblich, eine Vereinigung der protestantischen Ansichten unter einander zu vermitteln strebte. Aber des neuen Papstes Pius IV. freundliches Entgegenkommen fand auch bei Maximilian Anklang, und noch größeren Erfolg hätte die Beredsamkeit des berühmten Hosius, Bischofs von Ermeland, welchen Pius 1559 nach Wien sendete, und der es sich besonders angelegen lassen seyn sollte, Maximilian von der Hinneigung an die neue Lehre zurück zu bringen, und im katholischen Glauben zu befestigen.

Der Kaiser ließ nun wegen der Wahl Maximilian's zum römischen Könige mit den Kurfürsten verhandeln, deren Stimmung im Ganzen dem Wahlgeschäfte günstig war, und ihn mittlerweile in Prag (20. September 1562) als König von Böhmen krönen. Dann wurde ein Kurfürstentag zu Frankfurt veranstaltet, auf welchem der Kaiser mündlich der Versammlung jene Wahl empfahl. Nach einigen Zögerungen wurde Maximilian hier am 24. November 1562 einstimmig zum römischen Könige erwählt, und sechs Tage darauf in der Bartholomäuskirche gekrönt, da Zeitaufwand und Winter die Reise in die eigentliche Krönungsstadt Aachen unthunlich machten. Wie bereitwillig sich auch der Papst zeigte, diese Wahl anzuerkennen, so zogen sich doch die diesfallsigen Verhandlungen in Rom über ein Jahr hinaus, worauf sie zur Zufriedenheit beider Theile endeten. — Am 8. September des folgenden Jahres (1563) geschah auch die Krönung Maximilian's als Königs von Ungarn (zum ersten Male im Dome zu Preßburg, statt, wie bisher, zu Stuhlweissenburg), und am anderen Tage eben daselbst die seiner Gemalin unter den üblichen Feierlichkeiten.

Die letzte Wirksamkeit Ferdinand's in Reichsangelegenheiten betraf die Handhabung und Befestigung des Landfriedens. Schon auf dem Reichstage 1555 war die wichtige Executionsordnung zur besseren Sicherung des Religions- und Profanfriedens publicirt worden. Dieselbe wurde auf dem zwei Jahre später gehaltenen Reichstage auf's Neue eingeschärft, und deren Verwirklichung, namentlich durch beschleunigte Ernennung der Kreisobersten und Zugeordneten, empfohlen. Bei der Reichsdirung 1559 wurde wegen der Nachtheile eine durchgehende Vergleichung gemacht. Die Beschädigten sollten die Friedensbrecher selbst aus einer Obrigkeit in die andere verfolgen dürfen, die benachbarte Obrigkeit ihnen zu Roß und zu Fuß zu

Hülfe kommen, gegen den ergriffenen Thäter ungesäumt Recht und Strafe ergehen, Raubschlösser auf Erkenntniß der Kriegsobersten und Zugeordneten verbrannt und eingerissen werden ꝛc. — Noch gehört zu den bleibenden Denkmalen der Regierung Ferdinand's auch die Reichshofrathsordnung. Zu Fortsetzung des seit alter Zeit von den Kaisern, außer und neben den Hofgerichten gehaltenen, oft auch mit Reichsfürsten besetzten, besonderen oder geheimen, worin die höheren, von der Jurisdiction der Hofgerichte ausgenommenen Sachen verhandelt worden, bestand auch nach Errichtung des regelmäßigen Reichskammergerichtes eine unmittelbare kaiserliche Behörde, sowohl in Justiz-, als politischen Sachen fort, wofür eine festere Norm ebenfalls Bedürfniß war. Kaiser Maximilian hatte 1518 in dem Innsbrucker Libell einen geordneten, steten Hofrath von achtzehn Personen auch für Reichssachen beschlossen, wozu fünf Räthe aus dem Reiche ernannt werden sollten; die Kanzlei sollte mit einem Kanzler, gemeinsam für Reichs- und österreichische Angelegenheiten und drei Secretären bestellt werden. Diese Besetzungen kamen nur theilweise zur Vollziehung. Unter Karl V. wurden vor dem obersten Hofrathe nicht nur deutsche, sondern auch niederländische, italienische ꝛc. Sachen verhandelt, und die Mitglieder waren häufig ausländische Personen. Ueber diesen Umstand erhoben sich Beschwerden, welche Ferdinand abzustellen versprach, und daher auf dem Reichstage 1559 die Reichshofrathsordnung erließ, worin unter anderen bestimmt wurde, daß diese Behörde mit ansehnlichen, ehrbaren und geschickten Personen aus dem Reiche und aus den österreichischen Landen besetzt werden, daß sie überall, wo der Kaiser sein Hoflager halten würde, entweder in der kaiserlichen Wohnung, oder nahe daran täglich über Sitzungen halten und nach den meisten Stimmen der Stand [illegible] sollte. Zuletzt [illegible] ziemlich geändert und jeder [illegible] Stande [illegible] die Sache dem Kaiser zur Entscheidung [illegible] sollen. Zu der Kanzlei auf Reichstagen einen Kanzler [illegible] Reichskanzlei genannt, [illegible] Hofrathes [illegible] Der Kanzler [illegible] abgewechselt. Das von dem Einen Gesetzte muß von dem Anderen [illegible] halt. Die Partei gleich nach der Schlußfassung ausgefertigt werden. Die eigenen Sachen des Kaisers sollten allen anderen vorgehen, nur ein [illegible] welche keinen Verzug leiden; darunter alle Sachen der Armen, Gefangenen, Wittwen und Waisen, und der übrigen nach der Zahl ihrer Anmeldung ꝛc. —

Neben der Kammergerichtsordnung und der Halsgerichtsordnung sind es vorzüglich der Religionsfriede, die Executionsordnung, die Münzordnung und sodann die Reichshofraths- und die Reichshofkanzlei-Ordnung, welche im engeren Sinne Werke Ferdinand's genannt werden müssen, und deren Einfluß bis in die neuesten Zeiten merklich fortgewirkt hat.

Schon seit geraumer Zeit hatte Kaiser Ferdinand eine bedeutende Abnahme seiner Kräfte verspürt, womit die zunehmende Gleichgiltigkeit gegen das Leben und die auf seinen tiefen religiösen Sinn gestützte Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott, gleichen Schritt hielt. Zu Anfang des Jahres 1564 ergriff ihn ein Wechselfieber, dessen Folgen ihn nur noch geringen Antheil an den Regierungsgeschäften nehmen ließen, welche, statt seiner, König Maximilian besorgte. Die Nähe seines Todes spürend, empfing er die Sacramente, und befahl seinem Beichtvater Mathias Citard, ihn in seinen letzten Stunden mit keinem Titel, sondern blos bei seinem Taufnamen anzureden und zu sagen: „Ferdinand, mein Bruder, streite wie ein frommer Ritter Christi, sey deinem Herrn bis in den Tod getreu." Er hatte gewünscht, an dem Tage des Apostels Jakobus zu verscheiden, für welchen, als den Patron Spaniens, er seit seiner Jugend immer eine besondere Verehrung gehegt hatte. Und wirklich endete er an diesem Tage (25. Juli 1564) in Wien fromm und sanft, im zwei und sechzigsten Jahre seines Alters, nachdem er über drei und vierzig Jahre in Oesterreich regiert, über sieben und dreißig Jahre die Kronen Ungarns und Böhmens, über drei und dreißig die römische Königs-, über achtzehn die Kaiserkrone getragen hatte. Er wurde in Prag an der Seite seiner vorangegangenen Gemalin beerdigt. — Schon in der Jugend zeigte Ferdinand bedeutende Anlagen, und nur der umfassende Geist, die großartige Thätigkeit seines Bruders Karl, ließ ihn zeitweise gegen Diesen einigermaßen in den Hintergrund treten. In jüngerem Alter war er, bei vieler Gemüthlichkeit und Güte, doch heftiger und strenger, als Karl; aber mit zunehmenden Jahren belehrte und mäßigte ihn das Leben, und verlieh auch seiner Regierung den Geist der Versöhnlichkeit, das Streben nach Eintracht. Seine Gestalt war zart und in guten Verhältnissen; er hatte weiße Haut, blondes Haar, schöne, große Augen. Keuschheit und Mäßigkeit erhielten ihn gesund. Er war ein trefflicher Gatte und Vater, herablassend gegen Jedermann, den Bitten und Wünschen Aller zugänglich, ein Freund der Jagd, Feind der Narren und Possenreißer. Mehrer Sprachen kundig

in der Geschichte und Rechtswissenschaft wohl bewandert, in der Mathematik und Baukunst hocherfahren, liebte und schätzte er die Gelehrten und Künstler, stand mit dem berühmten Erasmus von Rotterdam in einem innigen Verhältnisse, und nannte die aus Basel nach Freiburg vertriebene Lehranstalt seinen größten Schatz. Bei seinem Fleiße unterstützte ihn ein glückliches Gedächtniß. Unermüdlich war seine Thätigkeit, welcher nur der Tod ein Ziel zu setzen vermochte; denn wenige Stunden vor seinem Ende gab er noch den fremden Gesandten ein umständliches Gehör, durchlas und unterzeichnete über hundert dreißig wichtige Schreiben, und entschied mehre Zweifel seines geheimen Rathes. Der Großwardeiner Bischof, Franz Forgács, schrieb in seiner, im Stephansdome zu Wien (7. August 1765) gehaltenen Rede, der Standhaftigkeit Ferdinand's im Vertheidigungskriege, und daß Derselbe, obgleich von Allen verlassen, die Seinigen nicht verlassen habe, es zu, daß wenigstens ein Theil von Ungarn gerettet wurde, und stellte dabei die Frage auf: was wohl die Wirkung der türkischen Angriffe auf Europa gewesen seyn würde, wenn Ferdinand, wie Andere, Kriege politischer Eifersucht und Vergrößerungsbegierde, statt sie durch Friedensbestrebungen zu verhindern, selbst mit hervor gerufen und genährt hätte. Ein glänzender Zug in Ferdinand's Charakter war seine Worttreue gegen Freund und Feind; nicht nur das geschriebene und besiegelte, auch das mündliche Versprechen war ihm heilig und unverbrüchlich, und er wollte, wie er sagte, lieber Verlust an Vermögen, als am Rufe erleiden. Türkische Befehlshaber erboten sich, ihm gegen Bestechung wichtige Festungen in die Hände zu spielen; er schlug es ab, weil dies dem letzten Waffenstillstande zuwider laufen würde. Darum sagte Suleiman, Edelsinn und Wahrheit auch im Feinde ehrend, bei der Nachricht von Ferdinand's Tode: „Da ist fürwahr ein redlicher und gerechter Fürst gestorben."

Ferdinand's zahlreiche Nachkommenschaft bezeugte das Glück seiner durch den Tod der Gattin zu frühzeitig getrennten Ehe. Seine älteste Tochter, Elisabeth, Gemalin des Königs Sigmund II. von Polen, starb noch vor dem Vater (1545). Ueberlebende Töchter waren: Anna, des Herzogs Albrecht V. von Baiern Gemalin; Maria, dem Herzog Wilhelm von Jülich; Katharina, dem Herzog Franz von Mantua, nach dessen Tode ihrem Schwager, Sigmund von Polen, vermält, der sich aber bald wieder von ihr trennte; Barbara, Gemalin des Herzogs Alfons von Ferrara; Johanna,

die des Großherzogs Franz von Florenz. Magdalena, Margaretha und Helena ſtarben als Nonnen in dem von ihnen errichteten adeligen Damenſtifte zu Hall in Tirol. Drei Söhne, voll Kraft und Schönheit, waren Ferdinand's Erben an Ruhm, Thaten und Ländern: Maximilian II. (geb. 1. Auguſt 1527), noch bei des Vaters Lebzeiten mit der römiſchen, und den Kronen Ungarns und Böhmens geziert, und ſeit 1548 mit Karl's V. Tochter Maria vermält; Ferdinand (geb. 14. Juni 1529), der (1556) die ſchöne Patrizierstochter Philippine Welſer, des (nachmaligen) Freiherrn Franz von Zinnenberg Tochter, zu ſeiner Gemalin erhoben, ob dieſer Mißheirat acht Jahre lang den Zorn ſeines Vaters auf ſich geladen hatte, bis Philippine durch Bitten, Demuth und Liebenswürdigkeit den Kaiſer verſöhnte, der hierauf die Ehe und die aus derſelben entſproſſenen Kinder für legitim erklärte, obwohl Letztere auch nach der Hand nie den erzherzoglichen Titel führen, ſondern ſich nur von Oeſterreich und Markgrafen von Burgau und Nellenburg nennen durften, welch' letzterer Titel auch Philippinen beigelegt wurde; Karl, geb. 3. Juli 1540, ſpäter (1571) mit Maria, Tochter Herzog Albrecht's V. von Baiern vermält und Stifter der jüngeren ſteyeriſchen Linie.

Zweites Buch.

Die öſterreichiſchen Länder ſeit dem Hintritte des Kaiſers Ferdinand I., unter deſſen Söhnen, bis zu dem Tode Kaiſer Maximilian's II.; von 1564 bis 1576.

Einem Brauche der Zeit folgend, von deſſen Schädlichkeit wiederholte Erfahrungen und Beiſpiele noch immer nicht hinlänglich überzeugen wollten, hatte Kaiſer Ferdinand eine Theilung ſeiner Länder unter ſeine drei Söhne angeordnet. Maximilian, als der älteſte, erhielt die Königreiche Ungarn und Böhmen, und das Erzherzogthum Oeſterreich ob und unter der Enns; Ferdinand Tirol und Vorderöſterreich; Karl die inneröſterreichiſchen Lande, Steyermark, Kärnten, Krain, Görz, Iſtrien, Trieſt. Der Vertrag wegen dieſer Theilung wurde von den fürſtlichen Brüdern zu Wien am 1. März 1565 unterzeichnet, und es zerfiel hierdurch nunmehr die deutſche Linie des Hauſes Habsburg in drei Zweige: den öſterreichiſchen (Maximilianſchen), tiroliſchen (Ferdinand'ſchen) und ſteyeriſchen (Karl'ſchen).

Um den Unterſchied der Einkünfte dieſer drei Landesportionen auszugleichen, wurde am 6. Januar 1568 zu Linz noch eine beſondere Uebereinkunft geſchloſſen. Mehr als ein Jahrhundert verrann, ehe das zerſtückelte herrliche Ganze ſich wieder unter Einem Oberhaupte zuſammen fügte.

Der Erzherzog Ferdinand trat erſt 1567 die Regierung in Tirol und Vorderöſterreich an. Sein Vater und ſein Bruder Maximilian beſtimmten durch Verträge 1563 und 1570, daß ſeine mit Philippine Welſer erzeugten Kinder mit vorderöſterreichiſchen Herrſchaften ausgeſtattet würden. Es entſproſſen aus dieſer Ehe zwei Söhne: Andreas, geb. 1558, ſeit 1576 Kardinal, ſeit 1589 Biſchof von Conſtanz, ſeit 1591 Biſchof von Brixen, nebſtdem ſeit 1587 Adminiſtrator der beiden fürſtlichen Stifter Murbach im Elſaß am Fluß Rothbach, und Lüders (Lure) in der Franche Comté am Dignon, zugleich ſeit 1577 Statthalter in Tirol und Vorderöſterreich, und 12. November 1600 zu Rom verſtorben; — Karl, geb. 1560. Letzterer erhielt nach ſeines Vaters Tode die Markgrafſchaft Burgau und die Landgrafſchaft Nellenburg zum Erbtheil, beſaß dieſe Landſchaften unter Kaiſer Rudolf's II. Hoheit als öſterreichiſche Reichsafterlehen, und legte ſich überdies den Titel eines Herrn von Feldkirch, Bregenz und Hoheneck bei. Er vermälte ſich mit Sibylla, einer Tochter des Herzogs Wilhelm von Jülich, erhielt 1606 auch noch die Afterbelehnung über die Grafſchaft Hohenberg, nahm drei Jahre ſpäter ſeinen Sitz zu Günzburg, erhob, wegen des Erbrechts ſeiner Gemalin, Anſprüche auf die durch den Tod ſeines Schwagers, des Herzogs Johann Wilhelm, erledigten jülichſchen Lande, und ſtarb ohne Leibeserben am 30. October 1618; worauf ſeine Lehen wieder mit Vorderöſterreich vereinigt wurden. — Nach dem Tode ſeiner vielgeliebten Philippine Welſer (1580) ſchloß Erzherzog Ferdinand 1582 eine zweite Ehe mit Anna Katharina, der Tochter des Herzogs Wilhelm von Mantua, welche ihm keine Söhne, wohl aber zwei Töchter, Anna und Katharina gebar, von welchen Jene in dem von ihrer Mutter geſtifteten Servitenkloſter zu Innsbruck ſtarb, Dieſe am 4. December 1611 ſich mit ihrem Vetter Mathias, Könige von Ungarn und Böhmen, und nachmaligem Kaiſer, vermälte.

Bald nach ſeinem Regierungsantritte in Tirol und Vorderöſterreich gerieth der Erzherzog Ferdinand in ſo ernſthaften Streit mit dem Biſchof

Ludwig Madruzzi von Trient, daß er deſſen Stadt mit Truppen beſetzen, und die weltliche Landeshoheit und politiſche Regierung des Stiftes durch Bevollmächtigte verwalten ließ. Kaiſer Maximilian belegte das Stift, im Namen des Reiches, mit Sequeſter, vermittelte aber 1571 zwiſchen Ferdinand und dem Biſchofe einen Vergleich, kraft deſſen alle alten politiſchen Verträge der Grafen von Tirol mit den Biſchöfen von Trient erneuert und beſtätigt, die ſtreitigen Punkte aber auf eine künftige gütliche Auseinanderſetzung oder rechtliche Entſcheidung verwieſen wurden. Der zweifelhafte Zuſtand Trient's wurde erſt 1578, wo der Biſchof ſich den kaiſerlichen Bedingungen unterwarf, beendigt.

Der Reformation wirkte Ferdinand in ſeinen Landen mit Entſchiedenheit entgegen, indem er die Proteſtanten in Tirol zum alten Glauben zurück zu führen, oder ſie aus ſeinem Gebiete zu entfernen trachtete, die lutheriſchen Bücher und Schriften wegnehmen ließ, die Prediger der neuen Lehre zur Auswanderung nöthigte. Zugleich wirkte Ferdinand kräftig für den Flor ſeines Landes, und ließ, zur Beförderung des Handels mit Deutſchland, die Straßen über den Brenner, Ehrenberg und Arlberg verbeſſern. Auf dem Landtage 1573 wurde reiflich über den Finanzzuſtand Tirol's berathen, und mehr als Ein geeignetes Mittel aufgefunden, um den Staatskredit auf verläßliche Grundlagen zu ſtellen; die vorhandenen Landesſchulden übernahmen damals die Stände, auch wurde eine neue zweckmäßige Steuerverfaſſung eingeführt. Desgleichen ließ der Erzherzog 1578 eine verbeſſerte Landesordnung bekannt machen, 1583 den neuen Gregorianiſchen Kalender in Tirol und den Vorlanden einführen, und gründete auf dem alten Schloſſe Ambras bei Innsbruck die (bis zum Jahre 1806, wo Tirol an Baiern gelangte, dort aufbewahrte) herrliche (Ambraſer) Sammlung, die noch jetzt Zeugniß von dem kunſtgebildeten und romantiſchen Sinne ihres Stifters ablegt.

Durch weiſe Sparſamkeit ſah Ferdinand ſich in den Stand geſetzt, ſein Gebiet auch noch durch Erwerbungen zu erweitern; er löſete 1564 die an die Freiherren von Hohenſchwand und Erbach verpfändete Herrſchaft Kürnberg um neun tauſend zwei hundert Gulden ein, kaufte drei Jahre ſpäter die Herrſchaft Schwarzenberg für acht und zwanzig tauſend Gulden, und 1577 das breisgauiſche Dorf Buchholz für ſechs tauſend ſechs hundert Gulden von dem Ritter Chriſtian von Au.

Erzherzog Ferdinand's Söhne erſter Ehe waren zwar legitim, aber nicht ebenbürtig und erbfähig erklärt worden, daher ſchien bei ſeinem Tode (24. Januar 1595) aus den alten Verträgen des öſterreichiſchen Hauſes hervor zu gehen, daß Tirol und die Vorlande von dem Haupte des älteſten (öſterreichiſchen) Zweiges, nämlich vom Kaiſer Rudolf II., dem Sohne Maximilian's II., nach dem Rechte der Erſtgeburt beſeſſen werden ſollten. Aber der ſteyeriſche Zweig erhob ebenfalls Anſpruch auf jene Lande, beſtand auf Theilung derſelben und wurde mit ſeiner Forderung vom ſpaniſchen Hofe unterſtützt. Kaiſer Rudolf ernannte indeſſen ſeinen Bruder Maximilian zum Regenten von Tirol und den Vorlanden, ſich die Landeshoheit, oberſte Gerichtsbarkeit, Verwaltung und das Pfandrecht vorbehaltend, und faßte, nach langwierigen Unterhandlungen, endlich (5. Februar 1602) zu Prag den Beſchluß: das Recht zur Herrſchaft in Tirol bleibe zwar allen öſterreichiſchen Erzherzogen vorbehalten, doch die wirkliche Regierung komme immer nur ausſchließend dem Familienhaupte zu. Maximilian ſollte Tirol und die Vorlande im Namen beider Zweige regieren, künftighin aber die Verwaltung dieſer Länder immer zwiſchen dem öſterreichiſchen und dem ſteyeriſchen Zweige abwechſeln. Die Einkünfte ſollten, nach Abzug der Verwaltungskoſten, zwiſchen beiden Linien getheilt werden. — Maximilian gab, während ſeiner Verwaltung, der Landesvertheidigung und dem Aufgebote ihre Einrichtung. Als nach Rudolf's Tode Mathias zur unbeſchränkten Herrſchaft über Oeſterreich gelangte, überließ dieſer Kaiſer Tirol dem Erzherzoge Maximilian, als ein abgetheiltes ſelbſtändiges Beſitzthum, in der Art und in dem nämlichen Verhältniſſe zu Oeſterreich, wie früher ſchon habsburgiſche Seitenlinien dieſes Land beſeſſen hatten. Nach Maximilian's Tode (2. November 1618) kehrten Tirol und die Vorlande unter die unmittelbare Herrſchaft des Kaiſers zurück, und blieben unter derſelben bis zu des Mathias kurz darauf erfolgtem Hintritte. Der Kaiſer Ferdinand II. ernannte 1619 ſeinen jüngeren Bruder Leopold zum Regenten von Tirol, aber mit dem Tode des zweiten Sohnes Leopold's, des Erzherzogs Sigmund Franz (1665), fielen Tirol und die Vorlande an den Kaiſer Leopold I. zurück.

Karl, der dritte Sohn Kaiſer Ferdinand's I., Herr der inneröſterreichiſchen Lande und Stifter des ſteyeriſchen Zweiges der öſterreichiſch-habsburgiſchen Linie, beſtand eine unruhige Regierung, noch erſchüttert durch den Anprall türkiſcher Heere; ihm wurde von ſeinem Bruder, dem Kaiſer

Maximilian, und von ſeinem Neffen, dem Kaiſer Rudolf II., die Vertheidigung der an Steyermark und Krain gränzenden Theile Kroatiens gegen die Einfälle der Türken längs der Save und Drave anvertraut, und er ſtarb zu Graz den 10. Juli 1590. Der älteſte ſeiner Söhne, Ferdinand, geboren den 9. Juli 1578, bei des Vaters Tode alſo erſt zwölf Jahre alt, war durch das Recht der Erſtgeburt, welches Karl teſtamentlich für ſeine Linie feſtgeſetzt hatte, berufen, dem Vater in der Herrſchaft über Inneröſterreich zu folgen. Sein Vetter, der Erzherzog Ernſt, Bruder des Kaiſers Rudolf, erhielt die Vormundſchaft und führte die Regierung, in welcher ihm 1593, bei ſeiner Abreiſe nach den Niederlanden, ein anderer Bruder, der Erzherzog Maximilian, nachfolgte. Im December 1595 übernahm Ferdinand, der mittlerweile in's achtzehnte Jahr getreten war, ſelbſt die Regierung. Streng in den Grundſätzen der katholiſchen Kirche erzogen, begann er die Anhänger der neuen Lehre zu verfolgen, was zu unruhigen Auftritten in ſeinen Ländern Veranlaſſung gab. Außerdem wurde Inneröſterreich bis zum Jahre 1619, in welchem Ferdinand den Kaiſerthron beſtieg, mehrmals durch Streifzüge der Türken und räuberiſcher Haiducken heimgeſucht.

Des Erzherzogs Karl zweiter Sohn war Maximilian Ernſt, Komthur des deutſchen Ordens, geboren 1583, geſtorben 1616. Der dritte Sohn, Leopold, geboren 1586, ward Biſchof zu Paſſau, ſpäter zu Straßburg, und 1608 Abt zu Murbach und Lüders; ihm wurde, wie ſchon erwähnt, vom Kaiſer Ferdinand II. 1619 die Regierung von Tirol übergeben. Aus dem geiſtlichen Stande tretend, vermälte er ſich mit Claudia von Medici, und ſtarb 1632. Von ſeinen Söhnen, die ihm in der Regierung folgten, war Ferdinand Karl, 1628 geboren, mit Anna von Medici vermält, und ſtarb 1662. Sigmund Franz, geboren 1630, ward nach einander Biſchof von Brixen, Gurk, Augsburg und Trient. Da ſein Bruder Ferdinand Karl keine Söhne, ſondern nur zwei Töchter hinterließ, ſo übernahm Sigmund Franz die Regierung in Tirol, und führte dieſelbe bis zu ſeinem 1665 erfolgten Hintritte; die ältere ſeiner beiden Nichten, Claudia Felicitas, war mit Kaiſer Leopold I. vermält, welchem auch das erledigte Tirol zufiel. — Des Erzherzogs Karl vierter Sohn war Karl Poſthumus, geboren 1590, geſtorben 1625 als Hoch- und Deutſchmeiſter. Von Karl's (des Vaters) Töchtern war Maria Chriſtina mit Sigmund Báthory, Fürſten von Siebenbürgen, Margaretha mit dem Könige Philipp III. von Spanien, Conſtanzia

mit dem Könige Sigmund III. von Polen, und Maria Magdalena mit Cosmo II., Großherzog von Florenz, vermält.

Die Verhältniſſe zur Türkei nahmen Kaiſer Maximilian's Sorge gleich im Anfange ſeiner Regierung in Anſpruch. Das vertragsmäßige Ehrengeſchenk an die Pforte war ſeit zwei Jahren unberichtigt geblieben; daher ließ Suleiman, zugleich mit dem Glückwunſche zur Thronbeſteigung, bei Maximilian drohend anfragen: ob er den Frieden wolle, oder nicht. Als Letzterer Klage führte, daß Johann Sigmund, trotz des beſtehenden Friedens, Szathmár feindlich angegriffen habe, wurde türkiſcher Seits geantwortet, daß ohne Erlegung des Tributs alle Sendungen unnütz wären. Auch nachdem die Jahresgeſchenke ausgezahlt waren, blieb des Sultans Geſinnung zweideutig, weil ihm der Paſcha von Ofen den Angriff der Ungarn auf Tokay berichtet hatte. Als endlich aus Siebenbürgen Suleiman die Nachricht erhielt, daß dort ohne türkiſche Hilfe Alles verloren ginge, wurde der öſterreichiſche Nuntius, Czernowicz, zurück behalten, auf die nachfolgende Kunde aber: der Beglerbeg von Temesvár habe Erdöd eingenommen und zerſtört — mit einem Schreiben des Sultans, worin der Szathmárer Vertrag für ungiltig erklärt, die Zurückſtellung von Nagy-Bánya und Tokay an Zápolya, die Zurückziehung der Truppen begehrt wurde, nach Wien entlaſſen. Kurz darauf brach des neuen, dem Frieden abholden Großweſirs, Mohammed Sokollovich, Neffe, Muſtafa, in Kroatien ein (Auguſt 1565), um von dieſer Seite dem Zápolya in Siebenbürgen Luft zu machen, und belagerte Kruzza, das ehemals den Johannitern, jetzt dem Grafen Zrinyi gehörte. Der Befehlshaber des Platzes, Matthäus Bakics, wies die Aufforderung zurück, und vertheidigte ſich tapfer. Der Landeshauptmann von Krain, Herbert von Auersperg, kam zum Entſatze herbei, wagte ſich aber nicht über die Unna, und ſo fiel Kruzza in die Hände der zerſtörenden und mordenden Türken. Dasſelbe Schickſal hatte Novi. Durch dieſe Erfolge kühn gemacht, ſtreifte Muſtafa mit ſiebzehn hundert Mann bis nach Obreslo, nicht weit von Kris, wo jedoch Erdödy ihn angriff, und ihm viele Gefangene und Beute abjagte.

Kaiſer Maximilian rüſtete ernſthaft zum Kriege, verſuchte aber noch fruchtloſe Friedensanträge. Suleiman ſetzte, trotz der Laſt ſeiner Jahre, ſich ſelbſt an die Spitze des türkiſchen Heeres, vor Allem trachtend, Szigeth und Erlau zu nehmen, und ſo die dort erlittene Scharte auszuwetzen. Peslau eilte

ihm voran, und ſuchte Palota zu erobern, wurde aber durch heranziehende kaiſerliche Truppen zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Graf Eck von Salm überraſchte und eroberte hierauf Weszprim und Dotis.

Während deſſen war das mächtige Türkenheer in zwei Abtheilungen von Konſtantinopel ausgezogen. Der eine Theil wendete ſich gegen die ſiebenbürgiſche Gränze, um die Feſtung Gyula zu erobern; auch hatte Suleiman dem Zápolya und dem Khan der Krim, Dewletgirai, befohlen, Szathmár und Tokay wieder zu nehmen. Am 1. Mai 1566 brach Suleiman ſelbſt mit ungeheurem Glanze gegen Szigeth auf, und gelangte, unter heftigen Unbilden der Witterung, über Sofia, Niſſa, Belgrad und Sabacz nach Semlin, wo er das kleine Bairamsfeſt feierte und Zápolya ihm die Aufwartung machte, dem er gelobte, nicht eher weichen zu wollen, bis er ihn zum Könige von Ungarn gekrönt haben werde. Schriftlich bat Zápolya blos um die Strecke Landes zwiſchen der Theiß und Siebenbürgen, und um die Gränzſcheide von Debreczin und Szolnok; Temesvár und Lippa zu begehren wagte er nicht, weil hier ſchon Moſcheen ſtanden. Der Sultan ſprach ihm ſeine Forderung zu, und empfing auch die Glückwünſche des franzöſiſchen Geſandten, der zugleich im Namen ſeines Herrn dem Zápolya ſeine Freude wegen deſſen Uebertritt zum proteſtantiſchen Glauben bezeigte. Von Semlin aus wollte Suleiman gegen Erlau ziehen; aber auf die Nachricht, daß Graf Niklas Zrinyi, Ban von Kroatien und Slavonien, und Befehlshaber von Szigeth, zu Siklós den Sandſchak von Tirhala überfallen, ihn und ſeinen Sohn getödtet, und das ganze reiche Lager erbeutet habe, änderte der ergrimmte Sultan ſeinen Plan und wendete ſich, um zunächſt Zrinyi zu züchtigen, gegen Szigeth. Er ließ bei Vukovar eine Brücke über die Donau und als dieſe durch die anſchwellende Flut zerriſſen wurde, eine bei Eſzek über die Drave ſchlagen; dann lagerte er ſich, das ſchwere Geſchütz mittelſt Büffeln nach Szigeth befördernd und mit blutiger Strenge Raub und Brand in ſeinem Heere beſtrafend, zwiſchen Fünfkirchen und Siklós zu Harſany. Am 5. Auguſt kam er vor Szigeth an und ließ die Belagerung ihren Anfang nehmen.

Zehn Tage ſpäter zog der Kaiſer Maximilian mit ſieben tauſend ſieben hundert Mann Reiterei und drei tauſend drei hundert Fußknechten, zu welchen noch fünf hundert von dem Erzherzoge Ferdinand angeführte Reiter kamen, in das Lager bei Altenburg ein, wo bereits über vier und zwanzig tauſend

Mann Reiterei und gegen acht und dreißig tausend Mann Fußvolk auf ihn warteten, während auch in den Lagern bei Komorn, Kaschau, Neutra und Perlak zahlreiche ungarische und österreichische Mannschaften standen. Zrinyi schickte an den Kaiser dringende Bitte um schleunigsten Entsatz, seine gefahrvolle Lage schildernd, und zugleich den festen Entschluß aussprechend, sich unter den Trümmern der Burg zu begraben. Aber des Kaisers Feldherren waren abweichender Ansicht; die Deutschen drangen darauf, nach Raab vorzurücken, und so blieb Zrinyi ohne Hilfe.

Die Festung Szigethvár, d. i. Inselstadt, zwei Meilen von Fünfkirchen, von dem hier in mehre Aeste sich theilenden Flusse Almás umflossen, besteht aus drei Theilen: dem Schlosse, der Alt- und Neustadt, die durch Brücken mit einander verbunden sind. Das Schloß oder die innerste Festung hatte fünf Bollwerke, mit dreifachem Wassergraben umgeben, aus Erde und Reisig aufgeführt; nur der runde Thurm, in welchem der Pulvervorrath, die Glocken und die Lärmwachen sich befanden, war aus Ziegeln gemauert. Zrinyi, mit Stolz und Freudigkeit christlichem Heldentode entgegen sehend, hielt eine begeisternde Anrede an seine kleine Schaar, Ausdauer und unverbrüchlichen Gehorsam fordernd, und ließ ein großes Kreuz aufpflanzen, an dessen Fuße das Blut eines meuterischen Soldaten und eines gefangenen türkischen Aga vergossen wurde, zum Zeichen, daß man Schonung weder vom Feinde verlange, noch ihm zugestehe. Um dem Sultan zu zeigen, daß seine Ankunft der tapferen Besatzung willkommen sey, wurden die Bollwerke der Festung mit rothen Tüchern behangen, der Thurm mit glänzendem Blech ausgeschlagen, und sobald Suleiman auf den Hügeln von Semilihov seine Stellung nahm, eine große Kanone bewillkommnend abgeschossen. Von drei Seiten griffen die Türken an, während fünf große Kanonen — unter ihnen die eroberte Katzianer'sche — gegen die Altstadt donnerten. Zrinyi ließ die Neustadt, welche nicht zu behaupten war, anzünden; auf der Brandstätte führten die Türken das Geschütz auf, und bauten aus Erdsäcken Dämme über den Sumpf, welcher die Altstadt von der Festung trennte. Schon waren (19. August) die Belagerer im Besitze der äußeren Festung, und noch immer leistete das innere Schloß Widerstand. Vergebens suchte Suleiman den heldenmüthigen Vertheidiger zur Uebergabe zu bewegen, indem er ihm ganz Kroatien als Eigenthum antrug; eben so scheiterten die Drohungen schrecklicher Rache, welche der Sultan an Zrinyi's vorgeblich gefangenem Sohne

üben wolle, an dem unerschütterlichen Entschlusse des Grafen. Zwei Stürme schlugen die Belagerten ab, zu großem Verluste der Türken, welche hierauf das große Bollwerk untergruben und in Brand steckten. Am 8. September lag die ganze äußere Festung in Schutt und Asche, und von der inneren war nur der Thurm, in welchem die Pulverkammer sich befand, noch unversehrt. Jetzt sah Zrinyi seine Stunde gekommen, auf welche er, nach Ruhm und Unsterblichkeit dürstend, längst gefaßt gewesen. Um stolz und würdig zu fallen, legte er kostbare Kleidung an, steckte hundert ungarische Dukaten zu sich, damit, wer seinen Leichnam plündere, nicht sagen könne, er habe Nichts gefunden, und zu den Dukaten die Schlüssel des Schlosses, schwörend, daß Gold und Schlüssel ihm nur im Tode entwunden werden sollten. Die Heldentodesfeier zu vollenden, umgürtete er sich mit seinem ältesten, goldbeschlagenen Säbel, der ihm einst seine ersten Lorbeern erkämpft. Dann trat er ohne Panzer und ohne Helm vor die sechs hundert Krieger, die ihm von den ursprünglich dritthalb tausend noch übrig geblieben, und welche, wie er, sich dem Tode zu weihen entschlossen waren, durch eine letzte Anrede ihren Muth befeuernd, mit dreimaligem Jesusrufe schließend. Schon stand auch das innere Schloß größtentheils in Flammen, und der letzte Ausfall mußte gethan werden. Donnernd kündigte denselben ein mit zerschnittenem Eisen geladener, großer Mörser an, welcher, auf Zrinyi's Befehl abgefeuert, sechs hundert gegen die Brücke andrängende Türken niederwarf. Mitten durch den Dampf und das Geheul der Zerschmetterten brach Zrinyi mit hochgeschwungenem Säbel hervor, sein treuer Fahnenjunker, Lorenz Juranitsch, mit dem kaiserlichen Banner ihm zur Seite, und so mitten hinein unter die Feinde, grimmig um sich hauend. Am Kopfe und an der Brust tödtlich verwundet, fiel Zrinyi auf Leichen von Freunden und Feinden, wurde noch lebend von den Janitscharen unter Allahgeschrei zu ihrem Aga getragen, auf die Kanone Katzianer's geworfen und enthauptet. Unterdessen breiteten sich die Türken würgend und sengend in dem jetzt nicht mehr vertheidigten Schlosse aus, und schleppten Weiber und Kinder, die sie nicht niederhieben, hinweg. Zrinyi's Diener wurden gefangen und gemißhandelt. Als man sie nach ihres Gebieters Schätzen ausfragte, antwortete der Mundschenk, ein unerschrockener ungarischer Jüngling: Zrinyi habe all' seine großen Reichthümer vernichtet, nur ein unbedeutender Rest sey noch vorhanden, aber desto mehr Pulver, das jetzt, während sie sprächen, auffliegen werde, so daß die Flammen, ohne welche

das Schloß nie erobert worden wäre, ihnen jetzt noch Verderben bringen sollten. Schrecklich bestätigte sich alsbald seine Aussage; denn noch ehe die Türken abhelfen konnten, flog der Thurm mit betäubendem Krachen in die Luft, und mit ihm drei tausend Türken. Zrinyi's Kopf wurde, auf des Großwesirs Befehl, durch Mustafa, den Statthalter Ofens, an den Grafen Eck von Salm gesendet, um denselben zu begraben; „weil es Schande wäre, daß eines so tapferen Mannes Reste die Vögel verzehren sollten;" später wurde das edle Haupt durch Balthasar Bacsanyi nach Tschakathurn gebracht und dort im Helenakloster, an der Seite der ersten Gemalin Zrinyi's, einer geborenen Frangepani, beigesetzt.

Suleiman, mit der letzten Gier seines Geistes Szigeth's Demüthigung betreibend, erlebte dessen Fall nicht. Er starb während der Belagerung am 6. September, in zorniger Ungeduld über die lange Dauer des so leicht geglaubten Unternehmens, vergebens wartend und fragend: „ob denn dieser Rauch noch nicht ausgebrannt sey, und ob denn noch nicht die Pauke der Eroberung töne." Der Großwesir und die nächste Umgebung des großen Padischah verheimlichten dessen Tod, um das Heer nicht zu entmuthigen und die Thronbesteigung des Nachfolgers, Sultan Selim's II., nicht durch Unruhen zu stören.

Von den Trümmern Szigethvár's hinweg wälzte sich der Krieg in andere Gegenden Ungarns. Gyula, welches seit 4. Juli von Pertewpascha mit fünf und zwanzig tausend Türken belagert, von Ladislaw Kerecsény beinahe zwei Monate lang mit ausdauernder Tapferkeit vertheidigt worden war, mußte Derselbe (1. September) gegen Vergleich übergeben, nachdem er, wie Zrinyi, vergeblich auf Entsatz aus dem kaiserlichen Lager bei Altenburg gehofft, und sein deutsches Waffenvolk ungestüm die Uebergabe verlangt hatte. Im Uebrigen schwankte die Wage des Kampfes bald auf diese, bald auf jene Seite. Der tapfere Georg Thury nahm (5. September) den in der Nähe des kaiserlichen Lagers streifenden Mahmud, Beg von Stuhlweissenburg, gefangen. Fünfzehn tausend Tataren, Zápolya's Hilfstruppen, wurden bei Debreczin und von Kaschau zwar zurückgeschlagen, aber die Gegend an der Theiß und Maros wurde von den Feinden schrecklich verheert; allenthalben sanken Städte, Märkte und Dörfer in Asche, und an neunzig tausend ihrer Bewohner wurden in die Sclaverei geschleppt. In Siebenbürgen hatte, nach Gyula's Einnahme, Pertewpascha Jenö, bald darauf auch Világosvár

erobert. Dagegen waren in Kroatien Hubert von Auersperg und Jobst von Thurn eingefallen, hatten zwei Städte verbrannt, und waren über die Unna bis vor Nowigrad gerückt. Den gegen sie ziehenden Pascha von Cheluna trafen sie oberhalb des Flusses beim Schlosse Serna, schlugen ihn, nahmen ihn und seine vier Sandschake gefangen; wogegen Christoph Apfalterer in türkische Gefangenschaft fiel.

Des kriegerischen Suleiman Tod, und Janitscharenaufstände kühlten die Kampfgier der Türken ab, so daß Kaiser Maximilian's Friedensbestrebungen jetzt auf ein dankbares Feld fielen. Auch von türkischer Seite geschahen annähernde Schritte. Doch hinderten beiderseitige Versicherungen nicht, daß des Kaisers Feldherr, Lazarus Schwendi, Munkács und Szathmár, Hasanpascha dagegen Futnok und Kövár in Siebenbürgen wegnahm; worauf gegenseitige Beschwerden und gegenseitige Beschuldigungen folgten. Nach siebenmonatlichen Unterhandlungen der nach Konstantinopel gesendeten kaiserlichen Botschafter kam endlich (17. Februar 1568) der Friede auf acht Jahre in fünf und zwanzig Artikeln und auf folgende Bedingungen zu Stande: Kaiser Maximilian und seine Brüder Ferdinand und Karl bleiben im Besitze ihrer Länder in Ungarn, Dalmatien, Kroatien, Slavonien, und lassen die Woiwoden von Siebenbürgen, Moldau und Walachei ungestört im Besitze der ihrigen; den Woiwoden soll jeder Anlaß, den Frieden zu stören, benommen seyn. Räubereien wird von beiden Seiten kräftig entgegengearbeitet, das Geraubte zurück gestellt; die Thäter werden bestraft, die Ueberläufer ausgeliefert; die eingerissenen Zweikämpfe an den Gränzen sind verboten. Vorfallende Streitigkeiten werden durch den Statthalter von Ofen und Ungarns Generalkapitän, oder durch die von ihnen hierzu ernannten Commissarien ausgeglichen. Des Kaisers Botschafter, Geschäftsträger oder Sachwalter und ihre Leute genießen die den Agenten anderer Mächte zugestandenen Freiheiten, können nach Belieben zu Konstantinopel oder zu Galata wohnen und sollen, im Falle eines Friedensbruches, zurück geschickt, nicht aber eingekerkert werden. Die Ausmittelung der beiden Punkte der Bauerntheilung und Abgränzung, über die man nicht in's Reine gekommen, bleibt einer Gränzcommission übertragen; jährlich wird der Kaiser seinen Verbündeten, den Sultan Selim, mit einem Ehrengeschenke von dreißig tausend ungarischen Dukaten durch besondere Abgeordnete besuchen. Von nachträglich verlangten weiteren Bedingungen trat der Großwesir zurück.

Die ſiebenbürgiſchen Geſandten trafen mit ihren Geſchenken zu ſpät ein, um den abgeſchloſſenen Frieden zu hindern, welchen die kaiſerlichen Botſchafter mit Geſchenken und Summen bis zum Betrage von vierzig tauſend Dukaten erkauft hatten. Jenen wurde im Beiſeyn der Letzteren erklärt: Johann Sigmund Zápolya müſſe ſich dem Vertrage in allen Punkten unterwerfen, er könne mit dem Kaiſer ſich in den Tauſch von Oertern einlaſſen, doch nur unter des Sultans Genehmigung; ſtürbe er ohne männliche Erben, ſo ſtände den Siebenbürgern die Wahl eines neuen Woiwoden frei.

Auf dem Reichstage zu Augsburg (1566) forderte der Kaiſer Maximilian von den deutſchen Ständen eine ausgiebige Hilfe gegen die Türken, worauf die Stände auch wirklich für dieſes Jahr acht dreifache, für jedes der folgenden drei Jahre acht einfache Monate, im Gelde bewilligten, und um dieſe Subſidien aufzubringen, ihre Unterthanen mit verhältnißmäßigen Steuern belegten. Auf demſelben Reichstage erneueten und erweiterten ſich die Klagen der beiden Religionstheile. Die Proteſtanten traten wieder mit den alten Beſchwerden hervor, fügten neue hinzu über die Schlüſſe der Trienter, und forderten eine deutſche Kirchenverſammlung, ſchilderten die ſpaniſchen Verfolgungen in den Niederlanden als einen Eingriff in die Rechte des Reiches ꝛc. Den Religionsfrieden werde man am beſten erhalten, wenn man Jedem frei ſtelle, ſich nach ſeiner Ueberzeugung und nach ſeinem Gewiſſen zu einer oder der anderen Partei zu wenden. — Hingegen erneuerten die Katholiken ihre Klagen über die Schmähung ihres alten heiligen Bekenntniſſes, und ſuchten es gegen die neue Lehre zu rechtfertigen. Die allgemeine Kirchenverſammlung mache eine deutſche überflüſſig; die einzelnen Beſchwerden ließen ſich widerlegen, der Religionsfriede ſey genügendes Geſetz und müſſe buchſtäblich angewendet, nicht willkürlich gedeutet, oder den Einwendungen der Minderzahl ein entſcheidendes Gewicht beigelegt werden u. ſ. w. Kaiſer Maximilian, nur der Duldung und Eintracht zugewendet, erklärte: beide Theile ſollten ſich aller beleidigenden, heftigen Worte, aller Leidenſchaftlichkeit enthalten, damit chriſtliche Liebe obſiege und die endliche Ausgleichung aller Spaltungen zu hoffen ſey. Einzelne Beſchwerden müſſe man prüfen, abſtellen, an dem Religionsfrieden aber feſthalten und nach demſelben verfahren. Da indeß über den geiſtlichen Vorbehalt und die Freiſtellung der Religion eine Hälfte dem, was die andere fordere, heftig widerſpreche, könne er nicht einſeitig entſcheiden, ſondern müſſe auf weitere gütliche Unterhandlung verweiſen.

Den deutschen Landfrieden, welchen Kaiser Maximilian mit gewissenhafter Unparteilichkeit aufrecht zu erhalten suchte, störten heftige Unruhen in Thüringen und Franken. Wilhelm von Grumbach, ein ränkevoller und verwegener fränkischer Ritter, früherer Genosse des streitsüchtigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, hatte Ansprüche an den Bischof von Würzburg, Melchior von Zobel, erhoben, die dieser auf beleidigende Weise zurück wies. Aus Rache ließ Grumbach den Kirchenfürsten (15. April 1558) auf der Schloßbrücke ermorden, wurde dafür geächtet, und seine Güter mit Beschlag belegt, bis daß er seine Unschuld erweisen werde. Statt dessen begann er 1563 neue Fehde gegen Würzburg und erzwang vom Domkapitel einen Vertrag, wonach er Geld und Güter zurück erhielt und der Antrag wegen Zobel's Ermordung nieder geschlagen wurde. Da der Kaiser dieses gesetzwidrige Abkommen mit Recht aufhob und 1566 die Acht gegen den Landfriedensbrecher Grumbach erneuerte, wendete sich derselbe an den Herzog Johann Friedrich II. den Mittleren von Sachsen-Gotha, welcher den seinem gleichnamigen Vater durch die Wittenberger Capitulation begegneten Verlust an Würden und Landen nicht verschmerzen konnte, und daher den listigen Einflüsterungen des Aechters ein williges Ohr lieh. Dieser redete ihm ein, daß er mit Hilfe des mißvergnügten deutschen, zumal fränkischen, Adels große Umwälzungen zu Stande bringen, den verlornen Kurhut zurück gewinnen, ja sich sogar auf den Kaiserthron setzen werde. Die Wahrsagungen und Gaukeleien eines angeblichen Geisterſehers, Hans Tausendschön, wurden zu Hilfe genommen, um den leichtgläubigen Fürsten zu bethören; endlich mußte eine Landstreicherin von Erfurt sich für König Heinrich's VIII. von England verstoßene Gemalin Anna von Kleve (nicht für die Königin Elisabeth, wie dem Thuanus fälschlich nacherzählt worden ist)*) ausgeben und das Lügenspiel unterstützen. Des Schutzes des Herzogs gewiß und auf Angriff gefaßt, begann Grumbach Gotha zu befestigen. Der Kaiser ließ den Herzog wiederholt warnen, den Geächteten und dessen Anhänger nicht bei sich zu hegen, sondern sie auszuliefern, und sprach zuletzt, da Johann Friedrich hartnäckig den Gehorsam verweigerte, (12. December 1566) die Acht über ihn aus, mit deren Vollziehung er Johann Friedrich's eigenen Bruder, Johann Wilhelm, und den Kurfürsten August von Sachsen beauftragte. Nach einer langwierigen

*) Tentzel: Suplem. histor. Goth. p. 792.

Belagerung, die weniger durch den Widerstand der Belagerten, als durch die absichtliche Zögerung der Angreifenden — welche noch immer hofften, Johann Friedrich werde sich anders besinnen — so hinaus gezogen wurde, fiel endlich Gotha den 13. April 1567, hauptsächlich durch Auflehnung der Besatzung und der Bürgerschaft. Grumbach und seine Anhänger wurden ergriffen und martervoll hingerichtet. Johann Friedrich mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben; seine Länder gingen theils auf seinen Bruder, theils auf seine Kinder über; er selbst wurde in einem schwarz überzogenen Wagen und unter starker Bedeckung über Dresden, Prag und Wien — wo er mit einem Strohhute auf dem Kopfe in einem offenen Wagen einen schimpflichen Einzug halten mußte — nach Wienerisch-Neustadt in ewige Gefangenschaft geführt. Hier saß er bis den 18. November 1594; dann wurde er, wegen der türkischen Streifzüge, auf das Schloß zu Steyer gebracht, wo er, nach acht und zwanzigjähriger Haft, den 9. Mai 1595 starb. Vergebens waren einflußreiche Fürbitten wegen seiner Befreiung geschehen. Kaiser Maximilian, welcher, in seiner angeborenen Milde, die Schärfe der Execution zu Gotha nicht billigte, und daher sagte: excessit medicina modum, würde ihm unfehlbar die Freiheit geschenkt haben, wenn nicht das deutsche Reich und das Haus Sachsen aus Besorgniß vor neuen Unruhen dies hintertrieben hätten.

Der Friede mit der Türkei sicherte nicht vor Unruhen in Ungarn und vor Umtrieben von Siebenbürgen aus. Der Großwardeiner Bischof Franz Forgács ging zu Zápolya's Partei über, und beredete auch seinen Schwestermann, Ladislav Gyulaffy, zum Abfalle von dem Kaiser. Einen gefährlicheren und verzweigteren Anschlag unternahm der Zempliner Magnat Georg Bocskay, der auch seine Verwandten Johann Balassa und Stephan Dobó in sein Vorhaben zu verstricken suchte, und zugleich die Ungarn mit einer Menge unwahrer Nachrichten von Rüstungen und bevorstehendem Anmarsche der Siebenbürger betrog, überall gegen den Kaiser schmähend und zur Empörung anstachelnd. Maximilian erhielt Kunde von der Verschwörung, brachte sie auf dem Preßburger Landtage 1569 zur Sprache und ließ Balassa und Dobó als Verräther festnehmen, obwohl Beide ihre Unschuld behaupteten. Balassa entfloh aus seiner Haft, aber Dobó blieb Gefangener.

Um dieselbe Zeit hatte ein Schwärmer und Betrüger, Georg Kárácson, „der schwarze Mann" genannt, aus dem Dorfe Szilágy in der Pesther Gespanschaft, sich als Gottgesandter zur Vertilgung der Türken und Befreiung

des Vaterlandes angekündigt. Seine gewaltige Körperkraft, seine anscheinende Frömmigkeit, Sitteneinfalt und Begeisterung wirkten schnell auf die Gemüther des Landvolkes, das ihm in Schaaren zuströmte, blindlings an ihn glaubte und ihn wie einen Heiligen verehrte. In seinen Bemühungen von dem ihm gleichgesinnten Ladislaw Szöts, einem Kürschner aus Nagy-Bánya, unterstützt, blieb er mit seinem Haufen längere Zeit unthätig im Lager auf dem Debrecziner Felde stehen, erwartend, daß auch der Adel sich ihm anschließen sollte. Da dies nicht geschah, entließ er bei einbrechendem Winter seinen Schwarm nach Hause, weil der von Gott bestimmte Tag noch nicht erschienen sey; doch sollten sie mit Frühlingsanfang sich wieder einfinden und das große Unternehmen dann beginnen. Sie erschienen pünktlich und in vermehrter Anzahl. Der schwarze Mann wählte zuerst sechs hundert Mann aus, mit denen er die Festung Török-Szent-Miklos zu überrumpeln hoffte; aber der Anschlag mißlang, trotz der begeisterten Wuth der Stürmer, die auf Beistand und Wunder des Himmels rechneten. Von der Debrecziner Bürgerschaft hatte der schwarze Mann Kriegs- und Mundvorrath gefordert. Da dies abgeschlagen wurde, wagte er sich mit vier hundert Mann, seinen „göttlichen Seelen," in die Stadt zur Rache und wollte den Bürgermeister aufhenken. Das Volk widersetzte sich, schlug die Vierhundert zur Stadt hinaus, nahm den schwarzen Mann gefangen, und der Bürgermeister ließ ihn sogleich enthaupten. Ladislaw, der Kürschner, wollte seinen Meister rächen, und schwur der Stadt den Untergang. Da überfiel ihn Niklas Báthory mit zahlreicher Reiterei, zersprengte des Kürschners Rotten, und tödtete ihn im Gefechte. Hiermit hatte der Bauernkrieg in Ungarn, der so Schreckliches drohte, schnell ein Ende.

Johann Sigmund Zápolya, der Abhängigkeit von türkischer Gnade und den Launen des Großwesirs überdrüssig, leitete neue Verhandlungen mit dem Kaiser ein; er hegte die Absicht, sich mit einer Erzherzogin zu vermälen, und brachte diesem Wunsche sogar seinen Königstitel zum Opfer, wogegen Maximilian sich verpflichtete, ihn künftig „durchlauchtigster Fürst" zu nennen, ihn gegen die Angriffe der Türken zu schützen, und, falls er durch sie aus Siebenbürgen vertrieben würde, ihm die Herzogthümer Oppeln und Ratibor einzuräumen. Kaspar Bekesch, vom Großwesir wohlgelitten, leitete die Unterhandlungen; aber die Türken beobachteten den Gang derselben so aufmerksam, daß sie sogar Zápolya ausdrücklich befragen ließen, war-

um ſeine Abgeordneten ſo lange in Wien ſich aufhielten. Während noch die Verhandlungen ſchwebten, ſtarb Johann Sigmund im ein und dreißigſten Jahre ſeines Alters zu Weiſſenburg den 14. März 1571, und mit ihm erloſch das Zápolya'ſche Geſchlecht, das ſo große Verwirrung, ſo unabſehbares Elend über Ungarn gebracht.

Maximilian durfte nach Zápolya's Hintritte noch nicht darauf hoffen, Siebenbürgen für ſich zu behaupten; er empfahl daher den Kaſpar Bekeſch zum Fürſten, doch ohne die Wahlfreiheit der Siebenbürger anzutaſten. Bekeſch beſaß die Liebe des Volkes nicht, und wurde daher trotz ſeiner Umtriebe übergangen, ſtatt ſeiner der auch von den Türken geſchätzte Stephan Báthory zum Fürſten von Siebenbürgen erwählt, und von türkiſcher Seite beſtätigt. Auch Maximilian genehmigte Báthory's Wahl, und ließ von ſeinen anfänglichen Forderungen hinſichtlich der Unterthänigkeit des Fürſten Vieles nach. Nicht ſo willig ertrug Bekeſch ſeine Uebergehung; er nahm vielmehr eine offenbar feindſelige Stellung gegen Báthory an, verweigerte demſelben Anerkennung und Gehorſam, und verbot, auf angeblich von Zápolya erhaltene Befreiungen geſtützt, ſeinen Hinterſaſſen die Entrichtung der vom Landtage verordneten Steuern. Wegen dieſer und anderer Uebergriffe vor Gericht gefordert, ſuchte er Maximilian in ſein Intereſſe zu ziehen, indem er nur den König von Ungarn als Richter über ſich zu erkennen erklärte. Maximilian ließ ihm zur Nachgiebigkeit rathen; aber Bekeſch ſteigerte ſeine Feindſeligkeit gegen Báthory von Tag zu Tage, ſammelte die Mißvergnügten um ſich, und ſchloß einen Waffenbund mit den Szeklern, denen er Wiederherſtellung ihrer Freiheiten zuſicherte. Ehe er jedoch losſchlagen konnte, ſendete Báthory Truppen gegen Bekeſch's Fogaraſer Burg, welche, nachdem Letzterer heimlich mit einem Theile ſeiner Schätze ſich geflüchtet, von deren Befehlshaber übergeben wurde. Bekeſch wurde hierauf durch die Ständeverſammlung zu Megyes als Vaterlandsfeind in die Acht erklärt, die Einziehung ſeiner Güter und die Todesſtrafe gegen Alle, die künftig ihm anhangen würden, ausgeſprochen. Bekeſch floh nach Prag, und ſetzte von hier aus ſeine Umtriebe fort; er brachte es endlich dahin, daß der Großweſir in Báthory's Vertreibung und Bekeſch's Erhebung, doch nur durch Hilfe der Landesgenoſſen, nicht deutſcher Truppen, willigte. Dadurch, daß dieſer ſich fälſchlich auf des Kaiſers Gutheißen und Unterſtützung berief, fand er mächtigen Anhang, kehrte nach Siebenbürgen zurück, und ſtand alsbald an der Spitze

eines beträchtlichen Heeres; am thätigsten waren für ihn die Szekler. Aber Báthory zog ihm entschlossen entgegen, schlug ihn (10. Juli 1575) auf's Haupt, und jagte ihn in die Flucht; viele der Anhänger Bekesch's wurden gefangen, die Schuldigsten hingerichtet, über Bekesch und die mit ihm entflohenen dreißig Herren Verbannung und Güterverlust verhängt.

Die Unterthanen des Franz Táhy auf den ihm gehörigen Gütern Zomzédvára und Stubitza beschwerten sich bei dem Kaiser über unerträgliche Bedrückungen. Ehe derselbe noch, wie er beabsichtigte, die Sache untersuchen und vermitteln konnte, schritt der Agramer Landtag ein, gebot den Zomzédvárern Ruhe und Unterwerfung, und erklärte dieselben, weil sie den Táhy durchaus nicht mehr als ihren Herrn erkennen wollten, als Hochverräther in die Acht. Die Zomzédvárer, durch diese übereilte Verurtheilung zur Verzweiflung gebracht, griffen zur Gewalt, und riefen die benachbarten Dorfgemeinden zu den Waffen gegen die Grundherren. Mit Anfang des Jahres 1573 stand alles Landvolk zwischen der Kulpa und der Save in Aufruhr; die nächsten Dorfgemeinden in Steyermark und Krain schlossen sich der Bewegung an; sechzehn tausend Mann wählten sich den verwegenen Matthäus Gubek zum Anführer und Könige, welcher das Land gräulich verwüstete, Táhy's und anderer Herren Schlösser zerstörte, Stubitza eroberte und allenthalben Mord und Brand verbreitete. Einige Herren rückten ihm mit Kriegsmacht vor Stubitza entgegen, griffen die des regelmäßigen Kampfes nicht gewohnten Bauern an, und zersprengten sie. Gubek wurde mit mehren seiner Hauptleute gefangen nach Agram gebracht, wo die Unglücklichen grausamen Tod erlitten.

In Polen war durch König Sigmund August's unbeerbten Hintritt (7. Juli 1572) der Mannsstamm der Jagellonen erloschen. Eine Schwester des Verstorbenen, Katharina, war mit dem Könige Johann von Schweden verheiratet; eine andere, in Jahren bereits vorgerückt, Anna, noch unvermält. Der Kaiser besaß Ansprüche auf diese Krone, weil seine Mutter Anna, Prinzessin von Ungarn und Böhmen, eine Tochter des Jagellonen Wladislaw war, dem nach dem Rechte der Erstgeburt der polnische Thron gebührt hätte, welchem eben derselbe für seine Person zu Gunsten seiner jüngeren Brüder entsagt hatte. Maximilian trachtete nunmehr, dieses Reich einem Prinzen seines Hauses zuzuwenden, und auf seine Veranlassung wurde des Kaisers zweiter Sohn, Erzherzog Ernst, von dem Papste Gregor XIII. den

Könige vorgeſchlagen. Die Lithauer erwieſen ſich dieſem Prinzen ſehr geneigt; auch der proteſtantiſche Theil der Polen ſtimmte für einen Sohn des wegen ſeiner Duldſamkeit verehrten Kaiſers. Die 1573 zu Prag verſammelten böhmiſchen Stände ſchickten wiederholte Geſandtſchaften nach Warſchau, um den zur Wahl verſammelten polniſchen Ständen einen öſterreichiſchen Prinzen zu empfehlen. Aber von franzöſiſcher Seite wurde mit ſo großer Emſigkeit für den Herzog Heinrich von Anjou, den Bruder des Königs Karl IX. von Frankreich, gearbeitet, daß derſelbe am 10. Mai 1573 von den polniſchen Ständen wirklich zum Könige erwählt, und am 15. Februar des folgenden Jahres als ſolcher gekrönt wurde. Nach Karl's IX. Tode (30. Mai 1574) ging die franzöſiſche Krone auf Heinrich von Polen über. Dieſer entwich heimlich von Polen nach Wien, und ſchiffte ſich in Venedig nach Frankreich ein, worauf die polniſchen Stände (26. Mai 1575) ihren Thron für erledigt erklärten. Es erfolgte dann eine zwieſpältige Wahl. Die eine Partei, geleitet von dem Fürſten Radzivil, Großmarſchall von Lithauen, dem Primas Uchansky, Erzbiſchof von Gneſen, und dem Senate, wählte (12. December 1575) den Kaiſer Maximilian ſelbſt zum Könige; eine Geſandtſchaft überbrachte demſelben die entworfenen Bedingungen, die ſogenannten pacta conventa nach Wien, mit der Einladung, von dem Throne Beſitz zu nehmen. Hingegen rief eine andere Partei, größtentheils aus dem niederen Adel, deren Haupt der Palatin von Krakau, Peter Zborowsky, war, die Prinzeſſin Anna, als natürliche Thronerbin, zur Königin, und den Fürſten Stephan Báthory von Siebenbürgen, welchen auch der Sultan den Polen empfohlen hatte, am 14. December 1575, unter der Bedingung, ſich mit Anna zu vermälen, zum Könige aus. Stephan übergab auf dem Landtage zu Mediaſch (25. Januar 1576) die Regierung Siebenbürgens ſeinem Bruder Chriſtoph, der fortan den Titel des Woiwoden führte. Ein neuer polniſcher Reichstag zu Andrejow beſtätigte 1576 mit Stimmenmehrheit Stephan's Erwählung, der am 1. Mai in Krakau gekrönt wurde, und am anderen Tage die fünfzigjährige Königin Anna heiratete. — Lange war der Kaiſer mit ſich in Zweifel, ob er eine Krone annehmen ſolle, die bei einer, durch die pacta conventa ſehr beſchränkten Macht und unerheblichen Einkünften, nicht einmal den Vorzug der Erblichkeit hatte. Nicht minder läſtig waren viele der übrigen Bedingungen. Dennoch entſchied ſich zuletzt der Kaiſer für die Annahme, und beſchwor (23. März 1576) die pacta

conventa; aber sein schneller Tod hinderte die Ausführung seines Entschlusses, Polen durch Waffengewalt zu nehmen.

Glücklicher war des Kaisers Bemühen, seinem Erstgeborenen, dem Erzherzoge Rudolf, noch bei seinem Leben die Thronfolge, sowohl in seinen Erbstaaten, als im deutschen Reiche, zu sichern. Auf Maximilian's Betrieb wurde Rudolf 1572 von dem Preßburger Landtage zum Könige verlangt und angenommen; er kam nach Preßburg, und wurde hier (25. September) mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt. Drei Jahre darauf (22. September 1575) wurde Rudolf in Prag als König von Böhmen gekrönt, kurz darauf (27. October) zu Regensburg von den deutschen Kurfürsten, welche diesmal die Furcht vor einem Interregnum so schnell zu einem gemeinsamen Entschlusse drängte, zum römischen Könige erwählt, und daselbst (1. November) als solcher gekrönt.

Neben den Sorgen für seine Erblande und sein Haus lag dem Kaiser vorzüglich die Annäherung und Aussöhnung der religiösen Parteien am Herzen. Schon am 2. September 1564 hatte er nochmals die päpstliche Bewilligung des Abendmahls unter beiden Gestalten in den österreichischen Ländern bekannt machen lassen. Am 28. November verwendete er sich in einem dringenden Schreiben bei dem Papste für die Gestattung der Priesterehe, und wiederholte später dies Gesuch; aber der Papst verweigerte die Willfahrung der Bitte. Auf dem 1566 wegen der Türkenrüstungen in Wien gehaltenen Landtage forderten die österreichischen Stände vom Kaiser eine völlige Religionsfreiheit. Der Befehl zur Abschaffung der Juden aus Oesterreich wurde von dem Kaiser durch nachträgliche Verordnungen 1567 und 1572 erneuert. Auf einem zu Wien wegen Tilgung der Landesschulden eröffneten Landtage bewilligte Maximilian (18. August 1568) den evangelischen Ständen von Unterösterreich, aber nur den Herren und Rittern, die freie Religionsübung in ihren eigenen Städten, Dörfern, Schlössern, Häusern und Gebäuden, auf dem Lande, befahl ihnen aber zugleich, vorher eine feste Kirchenagende abfassen zu lassen, welche dann als Glaubensnorm ihrer Partei gelten müsse, und zu deren Ausarbeitung einige protestantische Theologen aus Deutschland berufen wurden. Auf dem Landtage zu Linz ertheilte der Kaiser (7. December) auch den oberösterreichischen Ständen eine gleiche Erlaubniß zur freien Ausübung ihres Gottesdienstes. Am 14. Januar 1571 bestätigte der Kaiser von Prag aus die neue Kirchenagende

der lutherischen Stände Oesterreichs, und sicherte denselben die freie Religionsübung, jedoch mit Ausschluß der landesfürstlichen Städte und Märkte, urkundlich zu. Schon seit 1567 bestand zu Enns ein evangelisches Gymnasium, welches nachmals (1578) nach Linz übersetzt wurde. Am 2. September 1570 bewilligte der Kaiser die Errichtung einer evangelischen Druckerei zu Stein, und 1574 ertheilte er den evangelischen unterösterreichischen Ständen die Erlaubniß, zu Wien ihren Gottesdienst im Landhause, später auch in der Minoritenkirche, halten zu dürfen.

Die reißendsten Fortschritte machte, bei des Kaisers vorherrschender Duldsamkeit, die neue Lehre in Böhmen. Die böhmischen Brüder dedicirten ihm sogar 1566 ihr Gesangbuch, und wagten in der Vorrede die kühnsten Aeußerungen, indem sie zugleich um eine Hauptreformation der Kirche baten, und ihm die Vorbilder von David, Josaphat und Josias, von Konstantin und Theodosius aufstellten. Auf dem am 29. Juni 1565 durch den bisherigen kaiserlichen Statthalter, Erzherzog Ferdinand, eröffneten Landtage verbanden sich die böhmischen Edlen, in eigener Person mit ihren Truppen gegen die Türken zu ziehen, im Falle der Kaiser selbst das Heer anführen würde. Dem im Februar und März in Böhmen gehaltenen Landtage wohnte Maximilian selbst bei. Die Stände faßten hier den Beschluß, daß von dreißig streitbaren Männern Einer zum Türkenkriege, von zehn Einer zur Landesvertheidigung aufgeboten werden sollte.

Der Kaiser hob die Compactaten auf, kraft welcher bisher die Katholiken und Utraquisten ausschließend in Böhmen geduldet worden waren, und hiermit erhielt dieses Land wirklich eine uneingeschränkte Religionsfreiheit. Zwar blieb der größere Theil des Adels der katholischen Kirche getreu; aber die Mehrzahl der utraquistischen Bürger nahm das lutherische Bekenntniß an, was auch viele der jetzt mit jedem Tage sich vermehrenden, früher so zahlreichen Verfolgungen ausgesetzt gewesenen böhmischen Brüder thaten. Ungern und nur auf Betrieb des böhmischen Kanzlers Joachim von Neuhaus bestätigte der Kaiser das vom Könige Wladislaw ausgegangene Edict gegen die Pikarditen. Der böhmische Landtag 1569 dauerte sechs Monate. Der Kaiser forderte die in Prag versammelten Stände Böhmens, Mährens, Schlesiens und der Lausitz auf, beträchtliche Summen zur Herstellung der alten Festungen in Ungarn, zur Erbauung neuer fester Plätze und zur Anlegung von Zeughäusern und Kriegsmagazinen aller Art beizutragen;

aber nach ſtürmiſchen Berathungen löſete ſich der Landtag auf, ohne daß die Stände es bewilligten. Der Kaiſer mußte 1570 den Landtag nochmals berufen, worauf derſelbe endlich einen geringen Theil der königlichen Forderungen erfüllte. Am 30. April 1571 wurde zu Prag durch den Erzbiſchof Anton den Katholiken nochmals verkündet, daß es ihnen erlaubt ſey, das Abendmahl unter beiden Geſtalten zu genießen. Dem böhmiſchen Landtage 1575, auf welchem der Erzherzog Rudolf zum Könige von Böhmen erhoben wurde, wohnte wieder der Kaiſer ſelbſt bei, und es kam damals die „böhmiſche Confeſſion" zu Stande; indem Maximilian den nichtkatholiſchen Ständen Böhmens insgeſammt ein gemeinſchaftliches Bekenntniß aufzuſetzen verwilligte. Das jetzt geſchehende Zuſammentreten der verſchiedenen Nichtkatholiken war ſonderbar genug; denn es verbanden ſich zu dieſem Bekenntniſſe vier chriſtliche Zweige: Utraquiſten (die doch, außer dem Kelchgenuſſe, eigentlich päpſtlich waren), Lutheraner, Calviniſten (dieſe beiden in Deutſchland und der Schweiz ſcharf geſondert und faſt verfeindet) und böhmiſche Brüder, die zuweilen auch noch den Pikarditen zugezählt wurden. Das Bekenntniß war mit Vorſicht abgefaßt, Subtilitäten und Punkte der Abweichung unter einander nicht zur Sprache gebracht. Die drei zuletzt genannten Parteien fügten ſich, um dadurch zum Mitgenuſſe der Vorrechte der Utraquiſten zu gelangen. Man muß aber dieſe Confeſſion nicht mit einer jener vielen, von den böhmiſchen Brüdern dargebotenen Confeſſionen verwechſeln. Daß ſie mit der augsburgiſchen Confeſſion ſich wohl vertrage, ſuchte Sam. Martini in einer zu Prag 1618 herausgekommenen kleinen Schrift zu erweiſen *).

Die Markgrafſchaft Mähren genoß während Maximilian's Regierung eine ungeſtörte Ruhe; der Kaiſer verewigte ſein Andenken in dieſem Lande durch die 1567 vollzogene Gründung der Univerſität zu Olmütz. Auch verhütete er 1567 die beabſichtigte Loßreißung des Fürſtenthums Teſchen von Schleſien und deſſen Vereinigung mit Mähren. Nach dem Tode des Herzogs Karl Chriſtoph (1569) erkauften ſich die Stände von Münſterberg und Frankenſtein von deſſen Neffen und Erben, den Herzogen von Oels, die Freiheit, und unterwarfen ſich dann der unmittelbaren Herrſchaft der böhmiſchen Krone.

*) Peſchek, Geſchichte der Gegenreformation in Böhmen. Dresden, 1844, I. 105 u. f.

Maximilian's Hoffnung einer religiösen Einigung Deutschlands, wozu er so aufrichtig die Hand bot, erfüllte sich nicht. Die Protestanten legten auf dem 1575 über Rudolf's römische Königswahl gehaltenen Kurfürstentage eine ihnen von Ferdinand I. am 24. September 1555 gegebene Erklärung vor, des Inhalts: daß die seit Jahren unter christlichen Ständen dem augsburgischen Bekenntnisse zugethanen Einwohner dabei unangefochten gelassen werden sollten. Die Echtheit dieser Urkunde wurde nach einigen Zweifeln anerkannt, und der zeitherige Nichtgebrauch derselben von den Protestanten damit zu rechtfertigen gesucht, daß die Bedrängniß früher minder groß und mannigfaltig gewesen sei. Nichtsdestoweniger behaupteten die geistlichen Kurfürsten: jene Erklärung sei weder allgemein berathen, noch beschlossen, also ohne Giltigkeit. — Auf dem Regensburger Reichstage 1576 traten die Protestanten mit folgenden Beschwerden hervor: „mehre katholische Stände jagen ihre protestantischen Unterthanen, so fern sie nicht den Glauben wechseln wollen, aus dem Lande, und übergeben sie aller nur denkbaren Noth. Solch' Verfahren widerspricht aber schlechthin dem Religionsfrieden, welcher nicht der Obrigkeit das Verjagen, sondern nur den Unterthanen das Hinwegziehen gestattet, so fern sie gewisse Abzugsgelder zahlen. Wenn ferner die Annahme unseres Glaubens nicht der Ehre nachtheilig seyn soll, so darf sie nicht mit Landesverweisung bestraft werden, die überall Infamiam auf dem Rücken trägt und noch größeres Elend nach sich zieht." — Die Katholiken antworteten: „wenn die Protestanten in ihren Ländern den Katholiken freien Gottesdienst verweigern, so können sie für ihre Glaubensgenossen keine größere Duldung verlangen, oder den Laienfürsten Rechte einräumen, die sie den geistlichen Fürsten versagen. Eine unbedingte Freistellung der Religion ist aber um so verderblicher, da der Religionsfriede nur die augsburgischen Confessionsverwandten duldet, alle übrigen Secten, deren nur zu viele empor wachsen, aber verwirft, und selbst Lutheraner die Reformirten als Ketzer darstellen. Wie soll eine geheime, zwanzig Jahre lang unbekannt gebliebene Erklärung Ferdinand's I. die Prälaten verpflichten, während die Protestanten seit dem Passauer Vertrage mehre Bisthümer, Klöster und Stifter, gegen Sinn und Buchstaben des Religionsfriedens, in Beschlag genommen haben?" — Der Kaiser entschied am 25. August 1576: man könne Ferdinand's I. Erklärung nicht in den Reichsabschied aufnehmen, oder dem Kammergerichte zur Achtung

zusenden; er stellte Alles nochmals auf den Weg weiterer gütlicher Verhandlung.

So war der Stand der Dinge, als der edle Kaiser Maximilian am 12. October 1576, im neun und vierzigsten Jahre, starb; schien doch selbst in dem Anlasse seines Todes sich der schmerzliche Widerspruch der Zeit kund zu thun, denn bei Oeffnung der Leiche fand man sein mildes Herz verhärtet. Alle Herzen aber wurden weich und betrübt, als sein frühzeitiger Hintritt kund wurde; denn jede Partei hatte Antheil an seiner Güte und Freundlichkeit gehabt, und alle, wie schroff auch im Uebrigen einander gegenüber stehend, begegneten sich in der Liebe zu ihm. Ganz anders, als Karl's düsterer Sohn Philipp II., hatte Maximilian sich in der Schule seines großen Oheims gebildet, und drei Jahre lang Spanien zu dessen Zufriedenheit regiert. Nach seiner Rückkehr wirkte hauptsächlich er für den Abschluß des, Deutschland beruhigenden Passauer Vertrags, und beharrte seitdem auf dem Wege der Vermittlung und Duldung. Gewiß hoffte er, daß, wenn einmal der erste Groll verschwunden sey, beide Religionsparteien mit der Zeit von selbst die richtige Abgränzung und jenen Standpunkt finden würden, auf welchem es ihnen möglich geworden wäre, „neben einander zu leben, ohne sich zu reiben," und wenn der Erfolg gleichwohl großentheils ein anderer war, so vergesse man nicht, daß Maximilian's Wirken mitten in seiner kräftigsten Entfaltung abbruch, und nach seinem Tode ein entgegen gesetztes System eintrat, welches Alles, was er begonnen, aus dem Gleise drängte. Durch regelmäßige Eintheilung seiner Zeit war er immer Herr der Geschäfte, durch Mäßigkeit in allen Dingen immer Herr seiner selbst; er war gerecht, billig und großmüthig; ernst, wo er mußte, und heiter, wo er durfte. Allen zugänglich, wußte er, bei seiner allseitigen praktischen Durchbildung, mit einem Jeden in der Landessprache (er verstand Lateinisch, Spanisch, Italienisch, Deutsch, Belgisch, Französisch, Ungarisch, Böhmisch) und nach Landesgewohnheit und Sitte zu sprechen. In den Geschäften war ihm eine solche Gewandtheit und Emsigkeit eigen, daß der Reichsvicekanzler Weber passend von ihm sagte: wenn Maximilian ein Sekretär oder Kanzler geworden wäre, so hätte er die Schreiber alle beschämt; seine Räthe insgesammt seyen Schüler gegen ihn, und er wisse mehr, denn sie Alle zusammen. Ungeachtet seiner Sanftmuth, besaß er die höchste Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit Angesichts der dringendsten Gefahr. Während seines Aufenthaltes in Spanien

verirrte er ſich, damals ein Jüngling, auf der Jagd und gerieth in Granada in eine Räuberſchänke. Von den Banditen überfallen und ganz allein gegen ſie ſtehend, ſtreckte er den erſten, der auf ihn losging, zu Boden, und drang dann ſo heftig auf die anderen ein, daß ſie, zum Theile verwundet, davon liefen und auf der Flucht aufgegriffen wurden; ein Ereigniß, welches Dichtung und Kunſt wiederholt verherrlichten. Maximilian war mittelgroß, kräftig und ſchön gebaut, von lebhaftem und einnehmendem Ausdrucke.

Ihn überlebten ſechs Söhne: Rudolf, geboren den 18. Juli 1552, übernahm die Regierung. Ernſt, geboren den 15. Juni 1553, erhielt 1593 die Statthalterſchaft der ſpaniſchen Niederlande, ſtarb aber bereits am 20. Februar 1595. Mathias, geboren den 24. Februar 1557, folgte ſeinem Bruder Rudolf in der Kaiſerwürde. Maximilian, geboren den 12. October 1558, von 1587 bis 1589 König von Polen, erhielt 1595 die Hochmeiſterſtelle des deutſchen Ordens, wurde vom Kaiſer Rudolf II., nach dem Ausſterben der Tiroler Linie (1595), mit der Verwaltung Tirols und Vorderöſterreichs beauftragt, und ſtarb am 2. November 1618. Albrecht, geb. 13. November 1559, ward 1575 Kardinal, 1583 Statthalter in Portugal, 1594 Erzbiſchof von Toledo und im folgenden Jahre König Philipp's von Spanien Statthalter in den Niederlanden. Bald darauf verließ er den geiſtlichen Stand, und wurde 1598 mit des Königs von Spanien Tochter, Iſabella Klara Eugenia, vermält, nachdem er die Niederlande durch die Abtretungsurkunde Philipp's II. vom 6. Mai 1598 als ein ſelbſtändiges Beſitzthum erhalten. Er ſtarb am 16. Juli 1621 zu Brüſſel, ohne Kinder zu hinterlaſſen; daher fielen nach dem Hintritte ſeiner Witwe (1. December 1633) die Niederlande an Spanien zurück. Wenzel, geb. 1560, ſtarb als Großprior des Johanniterordens ſchon am 7. November 1578. — In noch früherer Jugend ſtarben die Erzherzoge Ferdinand, Karl und Friedrich.

Von Kaiſer Maximilian's Töchtern ward Anna (geb. 1549) am 4. Mai 1570 die vierte Gemalin des Königs Philipp II. von Spanien; Eliſabeth (geb. 1554) war von 1570 bis 1574 mit König Karl IX. von Frankreich vermält, nach deſſen Tode ſie in Wien ein Marienkloſter ſtiftete und hier 1592 ſtarb. Margaretha endete als Nonne im St. Klarakloſter zu Villareale bei Madrid, am 5. Juli 1633. Eleonora und zwei Marien verblichen ſchon im Kindesalter.

Drittes Buch.

Die Regierungszeit Kaiser Rudolf's II.; von 1576 bis 1611.

Der vier und zwanzigjährige römische König Rudolf II. übernahm nach dem Hinscheiden seines kaiserlichen Vaters die Regierung sowohl über das deutsche Reich, wie auch über die Königreiche Ungarn und Böhmen. In seiner Jugend erweckte er große Erwartungen, denn er war friedliebend, wißbegierig, sehr wohl unterrichtet, besonders in der Astronomie und Chemie, und später ein Freund aller Gelehrten und Künstler, so wie ein Gönner und Beschützer Tycho Brahe's und Keppler's. Diese und andere vortheilhafte Eigenschaften konnten jedoch den Mangel wahren Herrschergeistes nicht ersetzen, und ein langer Aufenthalt in Spanien am Hofe Philipp's II. — wo sein Vater ihn deshalb ließ, weil nach dem Tode des Don Carlos er damals zum Erben des spanischen Thrones bestimmt zu seyn schien — hatte seinen Ansichten und Grundsätzen eine Richtung gegeben, welche ihn unfähig machte, sich zwischen den Parteien in Deutschland mit Würde und Selbständigkeit zu behaupten, sie mit dem Gleichmuthe der Ueberlegenheit zu lenken, zu beherrschen.

Am 4. Februar 1577 eröffnete Rudolf in Person den Landtag zu Prag, wo die böhmischen Stände ihm huldigten und wo er, der einzige unter den Habsburgern, seine Residenz nahm: ein Umstand, der ihm, in Uebereinstimmung mit seiner Leutseligkeit und Herablassung, seinem Geschmacke für Feste und Ritterspiele, Anfangs die Herzen der Böhmen gewann. Er erneuerte die Erbvereinigung zwischen Böhmen und Sachsen, und bestätigte auf den Landtagen zu Olmütz, Breslau und Sorau, wo er die Huldigung der mährischen, schlesischen und Lausitzer Stände annahm, diesen Provinzen ihre Rechte und Freiheiten.

Den Protestanten in Oesterreich, denen Kaiser Maximilian die Haltung ihrer gottesdienstlichen Versammlungen gestattet, wurden jetzt engere Schranken gezogen, wozu sie jedoch durch Ausfälle gegen die herrschende Kirche, Proselytenmacherei und andere Uebergriffe großentheils selbst den Anlaß gegeben hatten; abgesehen von dem Uebergewichte, das sie bei der zunehmenden Ausbreitung des Lutherthumes unter dem Adel und dem Herrenstande auf die ständischen Angelegenheiten übten. Der Statthalter in

Oesterreich, Erzherzog Ernst, verbot 1577 den Bürgern Wiens, an dem lutherischen Gottesdienste Theil zu nehmen, und im folgenden Jahre forderte der Kaiser die protestantischen Stände Oesterreichs auf, jene Prediger, welche sich Angriffe auf die katholische Religion erlaubten, oder zum Uebertritte zu bewegen suchten, von ihren Aemtern zu entfernen, und keinen weiteren Versuch zu machen, die neue Lehre auch unter den niedern Volksklassen zu verbreiten. Da jedoch die Stände sich diesen Beschränkungen nicht unterwerfen wollten, so ließ der Kaiser die Ausübung des lutherischen Gottesdienstes und die protestantische Schulanstalt in Wien aufheben, die Prediger und Lehrer aus dem Lande verweisen. Gleiche Maßregeln erfolgten in vielen anderen Ortschaften, namentlich in den landesfürstlichen Städten und Märkten Unterösterreichs. Die lutherischen Bewohner wurden bedeutet, zur katholischen Kirche zurück zu kehren, und denselben hierzu gewisse Fristen anberaumt, nach deren Ablaufe die Widerstrebenden das Land verlassen mußten. Selbst in jenen adelichen Ortschaften, deren protestantische Besitzer den Wiener Bürgern gegen das landesherrliche Verbot den Zutritt zu den Predigten gestatteten, wurden die lutherischen Kirchen geschlossen.

Je mehr die Protestanten sich diesen Verfügungen widersetzten, desto größere Strenge trat ein. Vor der Anstellung zu einer Beamtenstelle in den Städten und Märkten, so wie vor Erlangung des Bürgerrechtes, mußte von jetzt an sich jeder Kandidat einer Religionsprüfung unterwerfen, und seine Anhänglichkeit an die katholische Lehre eidlich versichern. Die Wiener Hochschule durfte hinfort Keinen zur Doctorwürde oder zu einem Lehramte befördern, ehe er nicht das vorgeschriebene Glaubensbekenntniß abgelegt hatte. Auch wurde 1580 der Verkauf aller lutherischen Bücher untersagt. Viele Prälaten und katholische Mitglieder hatten in den Ständeversammlungen harte Worte von den lutherischen Beisitzern anhören müssen und sich deshalb von jenen Sitzungen zurück gezogen, so daß nunmehr die Leitung der wichtigsten Geschäfte, besonders der Landesbesteuerung, größtentheils in den Händen der Lutheraner war; daher eiferte der Kaiser die Katholiken zur genauen Erfüllung ihrer ständischen Verpflichtungen an, und sagte ihnen seinen Schutz gegen jede fernere Beleidigung zu.

Gegen diese Maßregeln thaten die Protestanten mancherlei Schritte. Schon 1578 hatten sie, aber vergeblich, dem Erzherzoge Ernst eine Vor- [illegible] übergeben, und eben so fruchtlos waren ihre zweimaligen Gesandt-

schaften an den Kaiser nach Prag. Die oberösterreichischen protestantischen Landstände verbanden sich 1578, ihren Gottesdienst im Landhause zu Linz trotz des kaiserlichen Verbotes fortzusetzen, während die niederösterreichischen Stände auf dem Landtage zu Bruck 1578 von dem Erzherzoge Karl die freie Religionsübung sowohl auf ihren Gütern, als in den Städten Graz, Klagenfurt und Laibach erzwangen. Im Juli 1579 erregten in Wien protestantische Volkshaufen einen Aufstand; sie forderten freie Religionsübung, wurden aber bald zu Paaren getrieben. Auf dem Landtage 1582 untersagte der Erzherzog Karl den Bürgern Innerösterreichs die Ausübung des protestantischen Gottesdienstes, und der Erzherzog Ferdinand sah in Tirol sich genöthigt, lutherische Prediger, welche Gährungen verursachten, aus seinem Gebiete zu entfernen.

In Deutschland spaltete sich der Protestantismus bald in schroffe Gegensätze, bald floß er unwillkürlich in eine selbstzersetzende Gemeinschaft zusammen. Unvermerkt hatte das Lutherthum viele Eigenthümlichkeiten des ihm sonst so verhaßten Calvinismus in sein innerstes Leben aufgenommen. Als es zu spät der eingedrungenen Elemente bewußt wurde, strebte es, dieselben durch gewaltsamen Läuterungsprozeß von sich zu stoßen. Dazu mußten vorerst die dogmatischen Scheidelinien noch schärfer gezogen werden, und so kam auf Betrieb des Kurfürsten August von Sachsen — nachdem er zu seinem Schrecken inne geworden, daß er selbst durch einige Zeit unbewußt mehr Calvinist, als Lutheraner gewesen — durch sechs lutherische Theologen die sogenannte Eintrachtsformel (formula concordiae) zu Stande, die nach sorgfältiger Prüfung 1580, fünfzig Jahre nach Uebergabe der augsburgischen Confession, in Dresden mit großem Jubel bekannt gemacht wurde. Es traten derselben drei Kurfürsten, zwanzig Herzoge und Fürsten, vier und zwanzig Grafen, vier Freiherren, fünf und dreißig Reichsstädte, in Allem sechs und neunzig Reichsstände, bei. Das Werk enthält das apostolische, nicäische und athanasische Glaubensbekenntniß, die augsburgische Confession nach dem Urtexte von 1530, deren Apologie, die schmalkaldischen Artikel, den kleinen und großen Katechismus Luther's und endlich die neue Formel in einer doppelten Gestalt, wovon die erste gewöhnlich Auszug (epitome), die andere feste Erklärung (solida declaratio) genannt wurde; dieselbe sollte, so sagte man, Nichts erneuern, sondern nur das Lutherische erklären und bestätigen.

Inzwiſchen trugen mancherlei Begebenheiten dazu bei, die gegenſeitige Stellung der Katholiken und Proteſtanten in Deutſchland immer ſchwieriger zu machen. In Aachen z. B. hatte ſich die Zahl der Letzteren allmälig dergeſtalt vermehrt, daß ſie freien Gottesdienſt und Zutritt zu den öffentlichen Aemtern forderten. Beides wurde, als den alten Geſetzen widerſprechend, abgeſchlagen, und nach manchen Unruhen und wechſelndem Obſiegen der einen und der anderen Partei wurde die Stadt 1598 geächtet, die proteſtantiſche Geiſtlichkeit und Obrigkeit vertrieben, der katholiſche Magiſtrat wieder eingeſetzt. — Kurfürſt Gebhard von Köln trat zu den Reformirten über, und heiratete 1582 die Gräfin Agnes von Mansfeld, wurde deshalb vom Papſte abgeſetzt, und der Prinz Ernſt von Baiern ihm zum Nachfolger gegeben; worüber die Proteſtanten nun bittere Beſchwerde erhoben: wenn man dem Papſte geſtatte, Kurfürſten abzuſetzen, die nicht blos geiſtliche Beamte, ſondern auch Reichsfürſten wären, ſo gehe die ganze Reichsverfaſſung zu Grunde.

Weniger Anhänglichkeit, als Anfangs in Böhmen, fand Rudolf in Ungarn, wo man es ihm ungünſtig auslegte, daß er ſich daſelbſt erſt eilf Monate nach ſeines Vaters Tode als König darſtellte, und durch den erweiterten Machtumfang, den er in Kroatien dem Erzherzoge Karl gewährte, das Anſehen der Bane in den Hintergrund drängte. Da die Raubzüge der Türken an der Gränze, beſonders der bosniſchen, trotz aller Beſchwerden nicht aufhören wollten, beſchloß der Erzherzog Karl, Statthalter in Steyermark, Kärnten, Krain und Görz, Gewalt anzuwenden und dem Paſcha von Bosnien, Ferhadbeg, mit den Waffen wieder abzunehmen, was er, dem Friedensvertrage entgegen, in Kroatien eingenommen. Dem Letzteren ſandte (1579) der Freiherr Georg von Khevenhüller an der Spitze von zehn tauſend Mann mit fünf hundert Schanzgräbern und achtzehn großen Kanonen, einen Absagebrief, und zog über Sluin vor Derſchmirk, welches die Türken räumten. Die Schlöſſer Zaſin und Oſtrowaz fielen in die Hände der Kaiſerlichen; nicht ſo Busin, deſſen türkiſcher Befehlshaber mit Leuten und Vorräthen ſtark verſehen war, während ſeine Gegner Mangel litten und die Ruhr ihre Reihen lichtete. Dieſem Umſtande war es beizumeſſen, daß Ferhadbeg, deſſen Heer bis auf dreißig tauſend angewachſen, Zaſin und Oſtrowaz wieder eroberte, und Khevenhüller's über die Hälfte zuſammengeſchmolzen ohne Erfolg zurück gehen mußte. Den Bau einer Schanze

zu Baisa, oberhalb der Mündung des Flusses von Kanisa in die Mur, suchte Alibeg vergebens zu hindern, und Ahmedbeg vermochte nicht, bei Czernik den tapfern Thomas Erdödy zu besiegen. Ungeachtet aller Verhandlungen gaben die Türken Zasin und Ostrowaz nicht mehr heraus; von kaiserlicher, wie von türkischer Seite klagte man sich der Verletzung des Waffenstillstandes an, der ohnehin nur dem Namen nach bestand.

In Siebenbürgen starb am 27. Mai der Woiwode Christoph Báthory, nachdem er mit Einwilligung seines Bruders, des Königs Stephan von Polen, seinen neunjährigen Sohn Sigmund zum Nachfolger bestellt hatte. Drei Reichsverweser leiteten für den unmündigen Fürsten die Regierung; da aber die Siebenbürger sich nicht an die Regierung des Triumvirates gewöhnen konnten, setzte auf ihren Wunsch König Stephan 1585 den bisherigen Großwardeiner Burghauptmann Johann Gétzy als Gubernator von Siebenbürgen ein.

Zu Ende des folgenden Jahres (18. December 1586) raffte der Tod auch den König Stephan Báthory von Polen hin. Aus dem Gewirre der Factionen, die über dem Grabe des ruhmvollen Königs auftauchten, schieden sich endlich zwei Hauptparteien aus; die mächtigere, geleitet von dem Krongroßfeldherrn Johann Zamosky und dem Reichsprimas Stanislaus Karnkowsky, wählte (im August 1587) Sigmund, des Schwedenkönigs Johann Sohn und von mütterlicher Seite jagellonischer Abkunft; die andere, an Anzahl und Macht geringere, unter Christoph Zborowsky's Einflusse, den Erzherzog Maximilian, Kaiser Rudolf's Bruder, zum Könige. Letzterer, obschon von vielen Seiten gewarnt, zog im October mit einigen eiligst gesammelten österreichischen und mährischen Schaaren nach Polen, um die einseitig ihm angetragene Krone zu erobern, und vereinigte sich bei Rakowicza, einen Tagmarsch von dem durch Zamosky schon besetzten Krakau, mit den Anhängern der Zborowsky'schen Partei. Von Diesen aufgemuntert, zog er gegen Krakau, schloß die Stadt ein, wurde aber (25. November) von Zamosky geschlagen und zog sich nach Czenstochow zurück, worauf Sigmund von Schweden seinen feierlichen Einzug in Krakau hielt und hier (27. December) gekrönt wurde. Diesem wurde auch aus Siebenbürgen Beistand gesendet, Maximilian aber dadurch genöthigt, an die schlesische Gränze zurück zu gehen und sich vor Pitschen zu lagern. Hier entbrannte (24. Januar 1588) eine Schlacht, welche, nach mehrmals schwankendem Erfolge, mit einem voll-

ſtändigen Siege Zamosky's endete. Maximilian mußte ſich in Pitſchen ergeben, dem Königstitel vorläufig entſagen, und darein willigen, ſo lange in anſtändiger Haft zu bleiben, bis mit ihm, dem Kaiſer und deſſen Völkern feſter Friede geſchloſſen ſey; er wurde als Kriegsgefangener nach Krasniſtau, dann nach Hrodlo abgeführt.

Die Unterhandlungen, gleichzeitig zu Beuthen in Schleſien und zu Bendzin in Polen gepflogen, zogen ſich in die Länge. Am 9. März 1589 einigte man ſich endlich dahin, daß Maximilian allen, an ſeine einſeitige Erwählung geknüpften Anſprüchen entſagen, und weder der Kaiſer noch ein anderes Glied des Hauſes Oeſterreich künftighin Polen aus irgend einem Anlaſſe befehden, oder bei ſpäterer Thronerledigung die Wahlfreiheit der polniſchen Stände antaſten wolle. Sowohl der Kaiſer und die Stände Ungarns, Böhmens, Oeſterreichs, Mährens und Schleſiens, als König Sigmund und die Stände Polens und der übrigen Kronlande, ſollten dieſen Vertrag mit körperlichem Eide bekräftigen; Maximilian nach Bendzin und Beuthen gebracht werden, um ebenfalls jenen Vertrag zu unterzeichnen und zu beſchwören. Sigmund und ſeine Stände, ebenſo der Kaiſer und die Erzherzoge, desgleichen die Stände Böhmens, Oeſterreichs, Mährens und Schleſiens leiſteten den bedungenen Eid. Nur die ungariſchen Stände weigerten ſich des Schwurs, weil ſie fürchteten, dadurch ihre Anſprüche auf Galizien, Lodomerien und die dreizehn Zipſer Städte aufzuopfern. Deshalb hielten die Polen den Erzherzog Maximilian über die vertragsmäßige Tagſatzung hinaus gefangen, bis derſelbe in einem Reverſe verſprach, ſich bei dem Kaiſer wegen gänzlicher Vollziehung des Vertrages zu verwenden. Am 14. September auf kaiſerliches Gebiet, nach Beuthen, geführt, ſollte Maximilian den Bendziner Vertrag unterzeichnen und beſchwören. Aber erzürnt über ſeine verlängerte Haft, ſchwang er in Beuthen ſich auf einen Renner und jagte davon, ohne ſich durch das Nachrufen der Polen halten zu laſſen. Auf die nachgeſendeten Beſchwerden erwiederte er: man habe für ihn Verbindlichkeiten feſtgeſetzt und angenommen, ohne ihn um ſeine Einwilligung zu fragen, ihm ſogar einen Revers über die Obliegenheit des von ihm ganz unabhängigen ungariſchen Reiches abgedrungen, und ihn zwei Monate über die Verordnung in Gefangenſchaft behalten. Zwar wolle er Beſtätigung und eidliche Bekräftigung des Bendziner Vergleichs nicht weigern; doch müſſe er deſſen Inhalt vorher reiflich erwägen und mit ſeinen Verwandten ſich

berathen. Erſt nach acht Jahren (8. Mai 1598) beſtätigte er ſchriftlich und eidlich jenen Vertrag; die ungariſchen Stände aber, Gefährdung ihrer erwähnten Anſprüche beſorgend, beſchworen denſelben niemals.

An der türkiſchen Gränze währten die Streifzüge, Fehden und Ueberfälle fort. Zur Vergeltung ähnlicher Vorgänge griffen im Sommer 1580 die Ungarn in der Ebene von Nadudvár, jenſeits der Theiß, den Sandſchak von Szolnok, Saswar, an, und brachten ihm eine Niederlage bei. Bald darauf verwüſteten Balthaſar Báthyany, Georg Zrinyi und Franz Rádasdy das Land um Poſega, warfen ſich auf Iskender, den Sandſchak von Poſega, tödteten ihn, zerſtreuten ſeine Mannſchaft, und bereicherten ſich mit Beute und Gefangenen. Darüber erhob Sultan Murad III. bittere Klagen bei dem Kaiſer, welcher mit nicht geringeren Beſchwerden antwortete. Am 11. Januar 1584 wurde der Scheinfriede zwiſchen Oeſterreich und der Türkei auf acht Jahre erneuert, aber ſchon im nächſten Jahre durch Streifereien der Bege von Neograd und Szolnok, von Fülek und Szecſény, noch ernſtlicher aber durch den Vorfall bei Weszprim, wo der Befehlshaber dieſer Stadt, Paul Iſtuanfi, und der neu nach Koppan gekommene Sandſchak, Ali, auf gegenſeitigen Ueberrumplungszügen einander begegneten, und durch einen Einfall der Türken in Krain geſtört. Mit dem Beg von Koppan wurde der Beſchlüaga dieſes Schloſſes, Hadſchiaga, der Befehlshaber von Bolondvár, Hasantſchauſch, und mehre anſehnliche Sipahi gefangen, die dabei erbeuteten fünf Fahnen dem Erzherzoge Ernſt, kaiſerlichen Statthalter zu Wien, ſo wie jene vierzig Gefangenen und zehn Fahnen, welche die Grafen Thurn und Erdödy dem mit neun tauſend Mann in Krain eingefallenen Ferhadpaſcha von Bosnien bei Sluin abgejagt hatten, dem Erzherzoge Karl, Rudolf's Statthalter zu Graz, dargebracht. Während der wechſelſeitigen Klagen und Verſprechungen verheerte Hasan, der Sandſchak von Szigeth (1585), die Halbinſel zwiſchen der Donau und der Mur bis Tſchakathurn, welche Streifereien durch eine Niederlage der Türken zu Ivanich in Kroatien gerächt wurden. Im Februar 1587 überrumpelte, plünderte und verbrannte Rádasdy Koppan, und ſchleppte ſechs hundert Gefangene hinweg; dagegen erlitt Palffy in der Ebene bei Ofen eine empfindliche Niederlage. Den Triumphzug, welchen die Türken hierauf anſtellten, verbitterten ihnen Zrinyi, Rádasdy und Báthyany durch Sieg über den Beg von Szigeth und die Paſchen von Fünfkirchen und Mohács, in der Ebene von Kaniſa, welcher den Tür-

ken gegen zwei tausend Todte, eilf hundert Pferde, neunzehn Fahnen und über fünfzehn hundert Gefangene kostete. Im October wurde der Friede abermals, und zwar von ungarischer Seite, durch die Vorfälle von Sikso und Thurzo gestört, der erst ein förmliches Treffen in der Ebene an der Jagyala und Theiß dem Sandschak von Stuhlweissenburg, Kara Alibeg, geliefert. Zwei tausend Todte, an vier hundert Gefangene, gegen fünf hundert Pferde, alle Fahnen und Kanonen, gingen, sowie einen Monat später auch das Schloß Gosztisch, den Türken verloren; Erfolge, mehr glänzend als von nachhaltigem Nutzen.

Ungeachtet dieser fortwährenden blutigen Reibungen bestand dem Namen nach der Friede fort, ja der kaiserliche Gesandte, Pezzen, bewirkte (1590) sogar im Voraus dessen Erneuerung auf wieder acht Jahre; wobei ausbedungen wurde, daß dem Sultan im nächsten Jahre ein doppeltes Ehrengeschenk durch eine Großbotschaft überreicht werden solle. Der Sultan beschwerte sich auch über die Uskoken von Segna. — Die den Türken so fürchterliche Grenzmiliz der Uskoken in Kroatien stammte nämlich von einigen illyrischen Familien her, welche, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts dem türkischen Joche entfliehend, in den kroatischen Grenzgebirgen Zuflucht gesucht hatten. Es wurde ihnen das dalmatische Bergschloß Clissa angewiesen, von wo aus ihre streitbaren Männer unaufhörlich die türkische Grenze beunruhigten, und durch Zuläufer sich ansehnlich vermehrten. Zwar nahm 1537 der Pascha von Bosnien Clissa ein und zerstörte es: aber die Uskoken setzten sich dafür im Gebirge fest, und unterhielten den kleinen Krieg gegen die Türken mit vermehrter Erbitterung. Ferdinand I. gestattete ihnen, sich in dem verödeten Zengg niederzulassen, wo Seeräuber, Heimathlose und Flüchtige aus allen Nachbarländern, besonders aus Italien, sich zu ihnen sammelten und ihre Banden vergrößerten. Im J. 1591, bedrängt durch den Statthalter von Bosnien, durch Kroatien auf die Uskoken losgingen, die eine starke Macht entgegen stellten, zwischen Kreuz und Sammet, und belagerten Sissek, während der Ban Thomas Erdödy die Schloß Medjedina von den Türken zurück eroberte und schleifen ließ: worauf starke Heeres-Haufen in der Gegend von Petrinja und Glina zusammen gezogen wurden. Im folgenden Jahre (1592) überstiegen Hasan und Chosrew Pascha und Bihatsch, und eroberten das Bollwerk Petrinja am Einflusse der Petschenjega in die Kulpa. Viele darauf wurde durch den Waffenstill-

mit dem Verluſte von zwölf Kanonen, ſieben Fahnen und tauſend Mann, gefangen genommen.

Die geſteigerte Türkengefahr bewirkte auf chriſtlicher Seite verdoppelte Anſtrengung. Als im Juni 1593 der verwegene Hasan über die Kulpa ging und Siſſek belagerte, eilten Erdödy, Auerſperg, Eggenberg, Redern und Paradeiſer zum Entſatze herbei, lieferten ihm in jenem Winkel, welchen mit der Kulpa die in dieſelbe einſtrömende Ordra bildet, eine Schlacht, und warfen die Feinde an die Flüſſe zurück. Unter dem Gedränge der Fliehenden brachen die Brücken ein; achtzehn tauſend Türken verloren theils auf dem Schlachtfelde, theils in der Flut, ihr Leben, unter ihnen Hasan ſelbſt, mit mehren Verwandten des Sultans. Unter den eroberten Geſchützen befand ſich auch die berühmte Katzianer-Kanone.

Dieſer Schlag ergrimmte den Sultan dergeſtalt, daß alle Friedensverhandlungen abgebrochen, die kaiſerlichen Botſchafter in Ketten geworfen wurden, und der Großweſir Sinan als Oberfeldherr des ungariſchen Krieges auszog, nach dreitägigem Sturme Weszprim einnahm, und das kleine Schloß Palota überwältigte. Während er hierauf einen Theil ſeines Heeres nach Belgrad in die Winterquartiere führte, lieferten (October 1593) Rádasdy, Palffy, Zrinyi und Hardegg bei Stuhlweiſſenburg dem Hasanpaſcha von Ofen ein ſiegreiches Treffen, welches dieſem ſechs tauſend Mann und vier und vierzig Kanonen koſtete. Der Landeshauptmann von Steyermark, Chriſtoph Teuffenbach, nahm Fülek, Kekkö und Hollokö; auch Somoskó, Dévany, Bujek, Szecſen, Drégely, Hajatsky und Neograd fielen in die Gewalt der Kaiſerlichen. Aber die unternommene Belagerung von Gran mußte der Erzherzog Mathias, ſo wie jene von Hatvan, Teuffenbach aufheben. Erſterer eroberte während ſeines Feldzugs (1594) Chraſtoviz, Gora, Petrinia und Siſſek, aber die drei erſten Plätze gingen nach ſeiner Entfernung alsbald wieder verloren. Dotis und S. Marton wurden von den Türken genommen, und der Großweſir, verſtärkt durch vierzig tauſend Tataren, wendete ſich (Juli 1594) gegen Raab, deſſen Schloß Hardegg ihm gegen freien Abzug der Beſatzung mit ihrem Gepäcke übergab, wogegen der Eroberer das ganze Geſchütz und beträchtliche Vorräthe ſich aneignete; Papa ergab ſich den Türken und Tataren ohne Schwertſtreich. Der Großweſir ſetzte in Raab einen Sandſchak ein, und rückte vor Komorn, welches ſich ſo tapfer vertheidigte, daß er bei herannahendem Herbſte die Belagerung aufhob.

Nebſt Ungarn war nunmehr vorzüglich auch die Walachei das Ziel türkiſcher Rache, weil der dortige Woiwode, Michael, ein tapferer, aber auch treuloſer Mann, nachdem er mit dem auf des Kaiſers Ermahnung ebenfalls von der Pforte abgefallenen ſiebenbürgiſchen Woiwoden Sigmund Báthory ein Bündniß geſchloſſen, die Türken in ſeinem Lande hatte überfallen und morden laſſen. Bald darauf (Juni 1598) verbrannte Michael's Feldherr, der Ungar Albrecht Király, die zwiſchen Rusdſchuk und Nikopolis gelegene Stadt Flock, und nöthigte die türkiſche Beſatzung der Feſtung Ibrail, dieſelbe zu übergeben, gegen freien Abzug, den die Walachen, von den Ungarn vergebens gehindert, durch Niedermetzelung der Türken brachen. Die Gegend um Silliſtria wurde von den Ungarn und Walachen verheert, und die Stadt angezündet; wenig ſpäter aber ſchlug ſie Muſtafabeg, der Sandſchakbeg von Silliſtria, mit Verluſt zurück.

Der Großweſir Sinan zog im Auguſt 1595 gegen die Walachei aus, beſtand zwar in den Sumpf- und Waldgegenden von Kalugeran ein unglückliches Treffen, vermochte aber gleichwohl, da die Walachen ihren Vortheil nicht verfolgten, nach Bukareſt vorzudringen und dieſen Platz, ſo wie auch Tergowiſcht, zu befeſtigen. Als jedoch Michael den letztgenannten Ort erſtürmte, die Beſatzung grauſam tödtete und das Schloß verbrannte, zog Sinan ſich eilig nach Bukareſt zurück, brannte die von ihm ſelbſt aufgeführte hölzerne Befeſtigung nieder, und führte das Heer in großer Verwirrung nach Giurgevo, wo bei'm Uebergange über die Brücke Michael die türkiſche Nachhut abſchnitt, die Renner und Brenner — deren Wurzel an dieſem blutigen Tage vernichtet wurde — durch ſeine Kanonen in Maſſen niederſchmetterte, dann Giurgevo eroberte und mit dem Blute der Beſatzung überſtrömte (October 1595).

Unterdeſſen belagerte des Kaiſers Oberfeldherr in Ungarn, Fürſt Mansfeld, Gran; mit ihm waren, als Unterbefehlshaber, viele deutſche, ungariſche, böhmiſche, italieniſche und belgiſche Edle: der Freiherr Adolf von Schwarzenberg, Hermann von Roßwurm, Niklas Palffy, Franz Nádasdy, Terzka, Kinsky, Johann von Medici, Vincenz Gonzaga, der Herzog von Mantua, und Mansfeld's Neffe, der Niederländer Haricourt. Nachdem die Belagerung einen Monat lang gewährt, kamen zwanzig tauſend Türken, angeführt von Mohammedpaſcha, dem Sohne des Großweſirs Sinan, zum Entſatze, erlitten aber eine ſchwere Niederlage. Demnach wei-

gerte ſich die Beſatzung der Uebergabe. Erſt nachdem die Waſſerſtadt erobert, und in der Feſtung ſo ſchreckliche Noth eingeriſſen war, daß man für einen Trunk mehre Dukaten gab, räumte der türkiſche Befehlshaber, der Beglerbeg von Anatoli, gegen freien Abzug mit Weibern, Kindern und Gepäck auf dreißig königlichen Schiffen bis Wiſſegrad, den Platz (2. September). Sechs Tage ſpäter, als Gran, fiel auch Wiſſegrad durch Einverſtändniß in die Hände der Kaiſerlichen. Mehre andere Plätze folgten nach. Palffy nahm ohne Schwertſtreich Waizen; an der kroatiſchen Gränze wurde Klis von Lenkowicz genommen und verloren, Babocſa von Zrinyi und Erdödy erobert, Koſtanizza von dem Landeshauptmann der kroatiſchen Gränze, Sigmund von Herberſtein, belagert. An Szolnok verſuchten ſich die Ungarn eben ſo fruchtlos, als die Türken an Lippa.

In Konſtantinopel erweckten die erlittenen Niederlagen und die Verluſte wichtiger Plätze große Beſtürzung, und man ſchritt zu gewaltigen Rüſtungen. Dieſe fürchtend, ſuchte der walachiſche Woiwode Michael Ausſöhnung mit der Pforte, und bewirkte ſie. Im nächſten Jahre (1596) brach der Sultan Mohammed III. in Perſon an der Spitze des Heeres gegen Ungarn auf und lagerte, nachdem kurz vorher auch Hatvan von den Ungarn erobert und die türkiſche Beſatzung niedergehauen worden, am 21. September in der Ebene von Erlau, welchem ſeine erſte Unternehmung gelten ſollte. Er forderte die Stadt zur Uebergabe auf, und als dieſe nicht Statt fand, eröffnete er ein ſo heftiges Feuer, daß die Truppen ſich aus der brennenden Stadt in die Burg zurück zogen. Wie ſtandhaft auch der Burghauptmann von Erlau, Paul Nyáry, ſich zu vertheidigen entſchloſſen war, und wie gleiche Geſinnungen ſeine Hauptleute, vornehmlich Wilhelm Terzka, hegten, ſo gab doch eine Meuterei der Wallonen, welche auf der Uebergabe beſtanden und ihre Befehlshaber als Geißeln in's türkiſche Lager ſchleppten, den Ausſchlag. Die Meuterer wurden bitter dafür beſtraft; denn trotz des vom Sultan geleiſteten feierlichen Schwures überfielen die Janitſcharen die fünfthalb tauſend Mann der ausziehenden Beſatzung und mordeten ſie qualvoll bis auf den letzten Mann, zur Vergeltung ähnlicher Grauſamkeiten, welche die Wallonen an der türkiſchen Beſatzung begangen. Die als Geißeln übergebenen zehn kaiſerlichen Hauptleute entgingen dem Blutbade, wurden aber in Gefangenſchaft gehalten, aus welcher nachmals mehre ſich durch die Flucht befreiten.

Zehn Tage nach Erlau's Fall wurden in der Ebene von Keresztes, drei Tage nach einander eben so viele Schlachten geliefert, zwischen dem unter dem Erzherzoge Maximilian und dem Woiwoden Sigmund Báthory vereinigten, zum Entsatze der Stadt zu spät gekommenen österreichisch-siebenbürgischen, und dem türkischen Heere. Am ersten Tage (23. October) wurden die Türken mit dem Verluste von tausend Janitscharen, hundert Sipahi und drei und vierzig Kanonen geschlagen, was den Sultan so entmuthigte, daß er beinahe den Rückzug angetreten hätte. Am zweiten Tage kämpften Schwarzenberg und Teuffenbach mit den Feinden um den Uebergang durch die Furten der Sümpfe. Am dritten geschah die Hauptschlacht. Die Ungarn und Deutschen griffen mit Ungestüm an, brachten die Türken auf der Stelle, wo der Sultan sich befand, in Verwirrung, nöthigten Diesen, dem Gedränge zu entfliehen, eroberten über hundert Kanonen, und würden bereits als Sieger anzusehen gewesen seyn, hätten sie des Erzherzogs strengen Befehl, nicht zu plündern, befolgt. Indem sie voreilig die Zelte des Sultans ausraubten, löseten sie ihre Ordnung auf, und wurden in dem Augenblicke, als sie bereits die Kreuzesfahnen auf den Schatzkästen aufpflanzten und auf diesen tanzten, durch die aus dem Hinterhalte hervor brechende türkische Reiterei überfallen. Nach einer halben Stunde waren zwanzig tausend Reiter des christlichen Heeres in die Sümpfe gesprengt und vernichtet; das ganze Heer zerstäubte in verworrener Flucht; mehr als fünfzig tausend endeten ihr Leben in den Sümpfen oder unter den Säbeln der verfolgenden Tataren; zehn tausend Dukaten und an hundert vorzügliche Kanonen wurden den Feinden zur Beute, welche diesen Sieg jenem von Mohács an die Seite setzten.

Auch das nächste Jahr (1597) bezeichneten Kriegsereignisse von wechselndem Erfolge. Der Erzherzog Maximilian eroberte (24. September) Papa; Sigmund Herberstein suchte Slatina in Slavonien mit Raub, Brand und Wegschleppung der Einwohner heim; Raab wurde mit Verlust und fruchtlos belagert, Dotis eingenommen. Der Woiwode von Siebenbürgen eroberte die an der Maros gelegenen Schlösser Fel-Lak, Sós-Kéret und Morton, belagerte aber Temesvár vergeblich. Die Türken stürmten durch drei Tage Waizen, und wurden hierauf von Kollonics, Rádaszy und Palffy mit einem Verluste von drei tausend Mann geschlagen; eroberten aber dafür Csanad und Arad Nagy-Lak.

Den folgenden Feldzug eröffneten Schwarzenberg und Palffy durch gelungene Ueberrumpelung Raab's. Beide näherten sich, von des Türkischen kundigen Führern begleitet, zur Nachtzeit dem Thore, meldeten mit kluger Täuschung der türkischen Wache die Ankunft von Proviantwagen, und verlangten schnelle Oeffnung des Thores, weil ihnen die Ungläubigen auf der Ferse wären. Die bethörten Türken ließen die Zugbrücke unaufgezogen; ihre vermeinten Kameraden legten eine Petarde an, die schnell das Thor zerschmetterte, und, wohl wissend, daß der größte Theil der feindlichen Besatzung eben abwesend, zogen die Deutschen und Ungarn ein (29. März 1598). Der Pascha, welcher Widerstand versuchte, wurde niedergehauen, drei hundert Türken, die sich in das Pulvermagazin der Helingberger Bastei geflüchtet, sprengten sich und eben so viele ihrer Gegner in die Luft; nur vier bis fünf Türken entkamen nach Ofen, und brachten die Schreckenskunde dorthin.

Den Unfall zu rächen, zog der Serdar Saturdschi gegen Großwardein, nahm unterwegs Csanad und belagerte dann sieben Wochen lang jene Stadt. Auf die Nachricht, daß Dotis, Weszprim und Papa gefallen, vom Woiwoden der Walachei neue Feindschaft erregt worden, Ofen belagert und heftig bedrängt sey, brach er gegen Szolnok auf, wo ein Janitscharenaufstand ihn zur Rückkehr nach Belgrad zwang. Die Belagerung Ofens hatte der Erzherzog Maximilian Anfangs mit Erfolg unternommen, die Wasserstadt bereits erobert, den Gerhardsberg besetzt, den Wall der oberen Stadt durch Minen erschüttert, und den Türken beträchtliche Verluste zugefügt. Als aber später der Beg von Szolnok mit zahlreichem Geschütze herbei eilte, und üble Witterung einbrach, war der Erzherzog genöthigt, die Belagerung aufzuheben.

Die Besatzung von Papa ließ (im Juni 1600) sich durch den Großwesir Ibrahim bestechen, den Platz an die Türken zu verrathen. Die Meuterer — Franzosen und Wallonen — überwältigten die treu gebliebenen Deutschen und Ungarn, und vertheidigten die Festung gegen das kaiserliche Kriegsvolk, mit welchem Adolf von Schwarzenberg sie belagerte. Diesen tödtete eine Kugel. Die Empörer versuchten hierauf einen Ausfall, um sich zu den Türken durchzuschlagen, wurden aber unterwegs von Nádasdy's und Thurn's Reitern eingeholt, und über tausend derselben getödtet, so daß nur fünf bis sechs hundert sich zu den Türken nach Stuhlweissenburg retteten und

bei ihnen Dienſte nahmen. Bei Baranyavár fochten die Kaiſerlichen mit Verluſt; auch mußten Siklós und Babocſa, das Schloß Bolondvár und die Palanke Lak ſich den Türken ergeben, und der Großweſir ſchritt (Auguſt 1600) zur Belagerung von Kaniſa, die ihm durch des Ortes ſumpfige Lage und die Angriffe der Kaiſerlichen ſehr erſchwert wurde, welche Letzteren unter Anführung des Herzogs von Lothringen, Philipp Emanuel Mercoeur, zum Entſatze heranzogen und, obwohl eine Hauptſchlacht gegen den überlegenen Feind vermeidend, doch mehre Gefechte lieferten, die dem Großweſir drei tauſend Mann und vierzehn Kanonen koſteten. Leider flog in der Feſtung der Pulverthurm mit tauſend Zentnern Pulver in die Luft, ſo daß die Belagerten für mehre Tage das Feuern einſtellen mußten; gleichwohl wurde die Vertheidigung ſtandhaft fortgeſetzt, bis durch des Herzogs von Lothringen Abzug alle Hoffnung auf Entſatz verſchwand, und Georg Paradeiſer daher, nachdem die Belagerung vier und vierzig Tage gewährt hatte, die Feſtung gegen Zurücklaſſung des Geſchützes und freien Abzug mit Hab und Gut, übergab. Die Türken, welche diesmal den Vertrag gewiſſenhaft beobachteten, fanden in dem eroberten Platze fünfzig große Kanonen und ſechs und zwanzig Karthaunen.

Unterdeſſen hatte auch der walachiſche Woiwode Michael ſeine abenteuerliche und blutige Rolle ausgeſpielt. Nachdem er (1596) die Türken zu Nikopolis geſchlagen und die Stadt eingenommen, hatte er, hoffend, ſeine Herrſchaft auch auf Siebenbürgen auszudehnen, einen Tribut von ſechsmal hundert tauſend Aſpern gezahlt, und war dafür vom Sultan mit der Walachei belehnt worden. Dann wieder Unterhandlungen mit dem Kaiſer anſpinnend, um von Dieſem ſich mit Siebenbürgen belehnen zu laſſen, hatte er abermals Feindſeligkeiten gegen die Türken geübt, ſpäter ſeine Waffen gegen den neuen Woiwoden Siebenbürgens gewendet, welcher, zwiſchen Hermannſtadt und Schellenberg geſchlagen, auf der Flucht ermordet wurde, endlich den Woiwoden der Moldau, Jeremias, und die Polen zu Suczawa geſchlagen, und Markus, den Sohn des Petrisko, in der Moldau als ſeinen Vaſallen eingeſetzt, zugleich die türkiſche Beſtätigung als Woiwode der Moldau angeſucht und erwirkt. Dieſes Glück ſteigerte Michaels Anſprüche dergeſtalt, daß er von dem Kaiſer als Preis ſeiner Treue und ſeines Beiſtandes, außer der Woiwodſchaft von Siebenbürgen auch noch die Moldfürſtenwürde, die Städte Großwardein, Nagybánya, Huſzt, Szikeli

Hilfsgelder zum Kriege, und, im Falle ihn die Türken vertreiben sollten, ein Jahrgeld von hundert tausend Thalern verlangte. Plötzlich empörten sich die siebenbürgischen Stände gegen Michael, wurden von dem kaiserlichen Generalkapitän Georg Basta unterstützt, und trieben ihn in die Walachei zurück. Die siebenbürgischen Stände riefen den Sigmund Báthory zurück, welcher die Woiwodschaft früher seinem, nachmals von Michael geschlagenen und getödteten Vetter, dem Kardinal Andreas Báthory, abgetreten hatte, und huldigten ihm von Neuem; während mehre Versuche Michaels, wieder in Siebenbürgen einzudringen, fehlschlugen. Dieser, nie um Mittel verlegen, ging nach Wien, versöhnte sich mit dem Kaiser, und gewann ihn durch sein kluges, einschmeichelndes Wesen so sehr für sich, daß Derselbe ihn zum Statthalter von Siebenbürgen ernannte, und ihm Hilfstruppen gewährte, mit welchen er Sigmunds Heer schlug. Basta, der ihn bei diesem Zuge als Anführer der einen Heeresabtheilung begleitete, konnte dem alten Hasse gegen Michael nicht gebieten, und Letzterer gab durch seinen Hochmuth und die vom Kaiser ihm gewordenen Auszeichnungen jenem Gefühle neue Nahrung. Daher ließ er den Woiwoden (19. April 1601) durch drei hundert Wallonen in seinem Zelte überfallen und erstechen.

Die durch den Großwesir mit Oesterreich angeknüpften Friedensunterhandlungen unterbrach des Ersteren Tod, und der Krieg hatte seinen Fortgang. Ueber das erste Ziel seiner Unternehmung die Feinde durch ausgestreute falsche Gerüchte täuschend, wendete der Herzog von Mercoeur sich plötzlich gegen Stuhlweissenburg, eroberte (15. September 1601) durch verwegenen Ueberfall die Insel-Vorstadt, gleich darauf auch die Besser-Vorstadt, und ließ nun das schwere Geschütz unabläßig gegen die Stadtmauern arbeiten. Am dritten Tage der Beschießung (20. September) wurde von drei Seiten zugleich gestürmt; die Kaiserlichen erstiegen, trotz der erbitterten Gegenwehr, die Wälle und Mauern, und eroberten die Stadt, welche von der zurück gedrängten Besatzung in Brand gesteckt, von den Wallonen ausgeplündert wurde. Der Herzog sorgte für Wiederherstellung und Befestigung des Platzes, und legte tausend Ungarn und sechs hundert Deutsche als Besatzung in dieselbe.

Der neue Großwesir, Hasan, [illegible] um den Fall Stuhlweissenburg's zu verhüten, [illegible] unter den Mauern der Stadt, am Velencer [illegible] an deren Unter-

ſtützung der Erzherzog Maximilian mit ſeiner Leibwache und deutſchen Reiterei von Raab herbei eilte. Wie einſt Capiſtrano, ſo begeiſterte diesmal der Kapuziner Lorenz von Brindiſi durch Gebet und Zuruf das chriſtliche Heer zum Siege. Letzteres war in einem feſten Paſſe zwiſchen zwei Bergen gelagert, und erlitt während der erſten Tage durch Mohammed Kiaja mit den Segbanen und den Demſelben zu Hilfe geſendeten Silihdaren namhaften Abbruch. Als aber (15. October) Kiaja, ohne den Statthalter von Ofen, Mohammed Mankirkuſchi, zu benachrichtigen, allein angriff, wurde er getödtet, und nach ihm der Statthalter von Ofen ſelbſt. Beider auf Lanzen aufgeſteckte Köpfe raubten den Türken den Muth und gaben die Loſung zur Flucht. An den Bäränder Hügeln geriethen ſie unter das Kanonenfeuer Alwig's, Grafen von Sulz, und unter den Tauſenden ihrer Todten befanden ſich auch ſieben Bege und ſechs Sandſchaken, während die Kaiſerlichen nur tauſend Mann der Ihrigen vermißten.

Bitter verkümmerte dieſen glänzenden Sieg den Chriſten ihr Mißgeſchick vor der durch ihre ſumpfige Lage geſchützten Burg Kaniſa, welche von Terjaki Hasan mit merkwürdiger Liſt und Tapferkeit vertheidigt wurde, obſchon der Erzherzog Ferdinand ſie ſchon ſeit 1. September mit einem Heere von dreißig tauſend Mann belagerte. Die Annäherung türkiſchen Entſatzes, dazu plötzlicher heftiger Schneefall, nöthigte den Erzherzog zu ſchleunigem Rückzuge, mit Zurücklaſſung des ganzen Geſchützes und des größten Theils ſeines Gepäckes. Zwei und vierzig Kanonen, fünf vortreffliche Karthaunen, vierzehn tauſend Musketen, eben ſo viele Hauen und Schaufeln, viele Silbergeſchirre, zehn tauſend Zelte, Trompeten, Pauken, Glocken und Kutſchen, ſammt reichlichen Mundvorräthen fielen in die Hände der Türken, welche zugleich die Fliehenden heftig verfolgten, ſechs tauſend Gefangene machten und niederhieben.

Auch des Wiederbeſitzes der alten Krönungsſtadt Stuhlweiſſenburg konnte ſich der Kaiſer nicht lange freuen. Der Großweſir belagerte die Stadt, und ſchon am 29. Auguſt 1602 — dem Jahrestage der Mordſchlacht von Mohács und des Verluſtes von Belgrad — übergaben dieſelbe die darin befindlichen Söldner. Dagegen brach Rußworm aus ſeinem Lager bei Raab auf, und eroberte (5. October) Peſth um ſo leichter, da der Großweſir, um nach Siebenbürgen zu marſchiren, zur Unzeit ſein dortiges Lager verließ. Die Türken wurden bei Peſth furchtbar zuſammen gehauen; viele in

die Donau geſprengt, und ſo ungeheure Beute gemacht, daß die ſiegreichen Deutſchen und Ungarn darüber mit einander in Streit geriethen. Die Kaiſerlichen ſchritten nun auch zur Belagerung von Ofen; aber hier hatte der, auf die Nachricht von Peſth's Falle eiligſt zurück gekehrte Großweſir den Platz mit hinreichenden Streitkräften verſehen. Die Belagerten vertheidigten ſich hartnäckig, und anhaltende Regengüſſe zwangen zuletzt den Erzherzog Mathias zu Aufhebung der Belagerung und zum Abzuge (18. November 1602). Das folgende Jahr verſtrich ohne beſondere Kriegsvorfälle. Der neue Großweſir, Lala Mahommedpaſcha, richtete ſeine erſte Aufmerkſamkeit auf die Befeſtigung von Földvár und Adony, und (im September 1604) vor Ofen angelangt, ſtellte er die von den Kaiſerlichen zerſtörte Schiffbrücke nach Peſth her, belagerte Waizen, und zog, nachdem hier die Beſatzung ſich nach Gran geflüchtet, vor letztere Stadt. Dieſe Belagerung mißlang, und der Großweſir ging, die Verheerung des Landes anordnend, nach Belgrad zurück.

Am wechſelvollſten geſtaltete ſich die Lage der Dinge in Siebenbürgen, wo Baſta, nachdem er mit kaiſerlichen Truppen und in Gemeinſchaft mit dem nachmals von ihm ermordeten Woiwoden Michael, den Sigmund Báthory vertrieben hatte, ein eiſernes Regiment führte. Sigmund überließ (im Juli 1602) vertragsweiſe das Fürſtenthum nochmals an den Kaiſer gegen einige böhmiſche Güter und eine jährliche Penſion von fünfzig tauſend Thalern. Sein Feldherr Moiſes Szekelyi, welcher auf eigene Hand den Krieg fortſetzen wollte, wurde an der Maros geſchlagen, und entfloh mit einigen Häuptern der mißvergnügten Partei zu den Türken nach Temesvár. Als aber zu Anfang des Jahres 1603 Baſta wegen drückenden Mangels in Siebenbürgen den größten Theil ſeiner Truppen nach Oberungarn verlegte, kehrte Szekelyi, dieſe Truppenverminderung benutzend, mit einem türkiſch-tatariſchen Heere zurück, und brachte ſchnell den größten Theil des Landes in ſeine Gewalt. Die Siebenbürger riefen ihn zu ihrem Fürſten aus, und der Sultan beſtätigte ihn in dieſer Würde. Während der Belagerung von Kronſtadt jedoch, welche Stadt allein entſchloſſenen Widerſtand leiſtete, wurde Moyſes von dem walachiſchen Woiwoden Radul überfallen, geſchlagen und getödtet. Seine zerſprengten Truppen, welche ſich noch einmal ſetzen wollten, ſchlug und zerſtreute am eiſernen Thore der kaiſerliche General Graf Dampierre, worauf Baſta das Fürſtenthum abermals mit ſeiner ganzen Streitmacht beſ[illegible]

Stephan Bocskay, Báthory's Oheim von mütterlicher Seite, hatte mit Gabriel Bethlen einen Briefwechsel angefangen, der auf Losreißung Siebenbürgens von Ungarn durch türkische Hilfe gerichtet war, auch zu gleichem Zwecke bereits Einverständnisse mit den Pascha's von Gyula und Temesvár angeknüpft, welche nun Lippa angreifen wollten, aber von Dampierre geschlagen wurden. Bei dieser Gelegenheit wurden aus erbeuteten Briefen dem kommandirenden General Belgiojoso die gefährlichen Anschläge Bocskay's bekannt, dessen Schlösser Belgiojoso sofort angriff. Dadurch gereizt, stellte sich Bocskay offen an die Spitze der Mißvergnügten, und zettelte einen Aufstand unter Dampierre's größtentheils protestantischen Haiduken an, welche auf die nach Großwardein marschirenden deutschen Truppen losgingen, sie schlugen, und dann in Debreczin zu Bocskay stießen. Belgiojoso zog sich von Großwardein nach Tokay zurück, und wurde später im Zipser Schlosse vergeblich belagert. Der protestantische Theil des oberungarischen Adels, dann die Städte Kaschau, Eperies, Bartfeld, Leutschau, Käsmark ꝛc. erklärten sich für Bocskay, der (19. November 1604) ein Bündniß mit dem Großwesir einging. Basta bestand mehre siegreiche Gefechte gegen die Empörer, wurde aber durch die Verstärkung der Besatzungen Tokay's und anderer Plätze, so wie durch in seinem eigenen Heere ausbrechende Meutereien geschwächt und zum Rückzuge gegen Preßburg genöthigt. Nach seiner Entfernung wurden die dem Kaiser treugebliebenen Herren in Oberungarn von Bocskay unter türkischem Beistande alsbald überwältigt, die meisten, noch von den Kaiserlichen besetzten Plätze eingenommen, die übrigen belagert. Die von Bocskay (18. April 1605) gehaltene Ständeversammlung zu Szerencs erwählte ihn zum Fürsten Siebenbürgens und der noch vor Kurzem damit verbundenen ungarischen Landstriche. Inzwischen hatte sein dem Basta nachziehender Feldherr fast alles Land am linken Donauufer unterworfen; Szathmár, Huszt, Neitra, Tyrnau und die Insel Schütt waren bereits genommen; nur Tokay hielt sich bis zum April des folgenden Jahres, und Großwardein ließ sich nicht bezwingen. Bocskay's räuberische Haidukenrotten streiften plündernd und verwüstend selbst nach Mähren, das vergeblich zum Abfalle vom Kaiser aufgefordert wurde, in die untere Steiermark und nach Unterösterreich.

Der Großwesir, welcher Bocskay bereits als König von Ungarn betitelte, zog gegen Gran und richtete seine Angriffe zuerst auf das, der

Stadt gegenüber, jenseits der Donau gelegene Schloß Párkany, von wo aus die Festung leicht mit Lebensmitteln versehen werden konnte, und auf das dieselbe beherrschende Schloß des Thomasberges. Unterdessen wurde auch Vissegrad durch die treulosen französischen Soldtruppen den Türken in die Hände gespielt. Nach dem Falle des letzteren Platzes griffen die Türken die beiden Schlösser von Gran noch ungestümer an, und erstürmten sie, nachdem vier tausend der Vertheidiger gefallen waren. Die Vorstadt Gran's — der Thomasberg — wurde nach dreimaligem Sturme genommen; den Wasserthurm besetzte der Beglerbeg von Bosnien. Sechs Tage darauf (29. September 1605), als ein allgemeiner Sturm drohte, ergab sich die Festung, und so fiel Gran zum zweiten Male für acht und siebzig Jahre in türkische Gewalt. Neuhäusel, von Bocskay's Truppen und tausend Janitscharen belagert, ergab sich (17. October) Jenem, der bereits am 10. September zu Klausenburg die Huldigung der Magnaten, vier Tage darauf zu Megyes die des Landtages empfangen hatte. Auf dem Felde von Rakos wurde Bocskay durch die Hand des Großwesirs zum Könige von Ungarn gekrönt; zu Sarospatak erhielt er (22. October) das Ahdname, d. i. das Diplom, wodurch ihm von türkischer Seite das Königreich Ungarn und das Fürstenthum Siebenbürgen verliehen wurde, mit Ausnahme der von Suleiman eroberten Plätze und der Gränzfestungen gegen Oesterreich, wurde vom Großwesir, dem er die Hand küßte, mit einer, zu Konstantinopel verfertigten, mit Edelsteinen besetzten Krone gekrönt, mit einem, mit Edelsteinen besetzten Säbel umgürtet, und mit Fahne, als König von Ungarn und Siebenbürgen, Vasall des Sultans, belehnt. Dabei benachrichtigte ihn der Großwesir, daß der Sultan ihm den Tribut auf zehn Jahre erlasse, und sich dann mit jährlichen zehn tausend Dukaten begnügen wolle, wogegen Bocskay als König von Ungarn sich verpflichtete, die Festungen Jenö und Lippa wieder dem Pascha von Temesvár einzuräumen.

Schon früher hatte Bocskay dem Kaiser gewisse Friedenspunkte mittheilen lassen, die jedoch nur theilweise und mit großen Beschränkungen angenommen wurden. Fürchtend, bei einem ohnehin schon seit länger angeregten, künftigen Frieden zwischen dem Kaiser und dem Sultan für seine Person ausgeschlossen zu werden, suchte er sich selbst die Vermittlung dieses Friedens zuzueignen. Vom Kaiser bevollmächtigt, schloß der Erzherzog Ma-

thias am 15. Januar 1606 einen Stillstand mit Bocskay, der bis 24. Juni währen sollte. Nach längeren Präliminarien, wobei unter Anderen ausgemacht wurde, daß wegen Abwesenheit des Königs der bei den Ungarn beliebte Erzherzog Mathias zum Gubernator des ungarischen Reiches ernannt werden sollte, kam endlich (23. Juni) zu Wien der wirkliche Friede zu Stande. Die wichtigsten Bestimmungen desselben waren: freie Ausübung der Religion, doch ohne Benachtheiligung des katholischen Glaubens. Der Friede sollte gleichzeitig mit den Ungarn und auch mit den Türken geschlossen werden. Bocskay verpflichtete sich, wenigstens einen längeren Waffenstillstand zwischen dem Kaiser und der Pforte zu vermitteln. Wolle der Sultan einen billigen Frieden nicht gewähren, so würden sich Ungarn und Siebenbürgen zu dessen Bekriegung verbinden. Am nächsten Reichstage solle die erledigte Stelle des Palatins besetzt, und der ungarische Reichstag vollzählig gemacht werden. Statt des abwesenden Kaisers wird Mathias das ungarische Reich verwalten. Die Krone solle in's Reich zurück gebracht und in Preßburg aufbewahrt werden. Der, Bocskay's persönliche Interessen betreffende Theil des Vertrages bestimmte: Derselbe solle den Titel „Fürst des heiligen römischen Reiches und von Siebenbürgen, Graf der Szekler und Herr einiger Theile Ungarns" führen; Siebenbürgen, den östlichen ungarischen District bis an das linke Ufer der Theiß, mit Einschluß von Tokay, dann die nördlichen Gespanschaften Ugocsa, Beregh, Szathmár, erblich erhalten. Stirbt der Fürst ohne männliche Erben, so fallen alle diese Länder an die ungarische Krone zurück. Siebenbürgen bleibt im alten Verhältnisse zum ungarischen Reiche, erkennt dessen Oberhoheit, und siebenbürgische Deputirte müssen auf den ungarischen Reichstagen erscheinen. Rücksichtlich der an Bocskay überlassenen ungarischen Gespanschaften ist derselbe zur Lehenspflichtigkeit verbunden. Alle in den Aufstand Verwickelten erhalten Verzeihung. Die österreichisch-erbländischen Stände werden diesen Vertrag verbürgen. — Einige von beiden Seiten erhobene Anstände wurden ausgeglichen, und der Friede bestätigt.

Nachdem der Kaiser und Bocskay sich geeinigt hatten, betrieb man auch auf türkischer Seite den Frieden ernsthafter und aufrichtiger, als zuvor. Nach vorangegangenem Waffenstillstande kamen am 20. October die Bevollmächtigten des Erzherzogs Mathias, des Fürsten Bocskay und des Sultans an der Mündung des Flüßchens Sitva, gegenüber von Almás (bei

Sitvatorok), zuſammen, und ſchloſſen (11. November) den Frieden für zwanzig Jahre unter folgenden Beſtimmungen: Das bisherige jährliche Ehrengeſchenk ſollte wegfallen, nur diesmal, zum letzten und ein- für allemal, zweimal hundert tauſend Thaler abgeführt, künftig aber alle drei Jahre durch Botſchafter freiwillige Geſchenke ohne Werthbeſtimmung von beiden Seiten gegeben werden. Der türkiſche Botſchafter ſollte den Rang eines Sandſchakbegs haben, der Kaiſer (hinfort nicht mehr blos König von Wien zu betiteln) und der Sultan ſchreiben ſich auf dem Fuße freundſchaftlicher Gleichheit, als Vater und Sohn, und Sohn und Vater, und die Begehren der Geſandten werden gewährt. Ueberfall, Raub und Streifzug ſind eingeſtellt, der Schaden allenfalls ſich ergebender Verletzungen ſoll erſetzt, die weggeführten Gefangenen ſollen zurück gegeben werden. Was im Wiener Frieden mit Bocskay wegen Siebenbürgen feſtgeſetzt worden, wird als rechtskräftig und beſtehend anerkannt; Waizen iſt von der gegenſeitigen Freiheit, ſchon beſtehende Gränzſchlöſſer neu zu befeſtigen, ausgenommen; die Dörfer, welche ehemals von Szécſeny und Neográd nach Erlau, Hatvan, Ofen oder Gran gehuldigt, ſollen wie ehe und vor dahin huldigen, d. i. ihre Steuer dahin zahlen, desgleichen die um Kaniſa. Dieſer Friede iſt nicht nur für die beiden abſchließenden Kaiſer, ſondern auch für deren Nachkommen und Kinder, Brüder und andere Verwandte bindend; will der König von Spanien Frieden ſchließen, ſo ſoll demſelben kein Hinderniß entgegen ſtehen. — Es war dies der erſte Friede, in welchem die Türkei ſich dem auch über ihren Stolz ſiegreichen Geiſte europäiſchen Völkerrechtes fügte und ſogar deſſen Sprache redete, wo keiner unter dem Namen eines Ehrengeſchenkes verſteckten Tributpflichtigkeit mehr Erwähnung geſchah, und der Sultan eine Herrſcherautorität neben ſich anerkannte.

Sieben Wochen nach dem Abſchluſſe des Sitvatoroker Friedens (29. December) ſtarb Stephan Bocskay im fünfzigſten Jahre ſeines Lebens, mit dem Verdachte der Vergiftung. Er hatte den Siebenbürgern den Valentin Drugeth als den Würdigſten zu ſeinem Nachfolger empfohlen; ſie aber wählten (8. Februar 1607) zu Klauſenburg ihren bisherigen Statthalter Sigmund Rákóczy zum Nachfolger. Aus Achtung für die Perſon des neuen Fürſten, und um Unruhen zu vermeiden, beſtätigte Kaiſer Rudolf die Wahl; auch Mathias erkannte ſie an, doch mit dem Erſuchen, die von Bocskay verjagten Jeſuiten in Siebenbürgen wieder einzuſetzen, was jedoch der

Klausenburger Landtag entschieden verweigerte. Kaschau und Leutschau schwuren wieder dem Kaiser, und die Vollziehung des Friedens wurde in mehren vom Reichstage unabhängigen Punkten begonnen. Aber beinahe wäre Rákóczy's Wahl der Anlaß neuen Bruches mit der Pforte geworden, welche nach Bocskay's Tode den Homonay in Siebenbürgen einsetzen wollte. Der Großwesir Murad beschwerte sich gegen den Erzherzog Mathias: daß vermöge des mit Bocskay abgeschlossenen Vertrages das Recht der Ernennung eines Fürsten der Pforte zustehe, weshalb er den Homona als König von Siebenbürgen belehnen wolle; dennoch habe Rákóczy den Fürstentitel angenommen. Auch der Kaiser führte mancherlei Klaggründe an, und schon drohte der Silvatoroker Friede in seinen Grundfesten zu wanken, da traten kaiserliche und türkische Bevollmächtigte in Neuhäusel zusammen, und unterzeichneten (28. März 1608) neuerdings eine Convention, kraft welcher binnen vierzig Tagen ein Botschafter mit hundert fünfzig tausend Gulden von Komorn abgehen, der Rest von fünfzig tausend Gulden bei seiner Rückkunft bezahlt werden, und der Vertrag von Sitvatorok in voller Kraft bleiben sollte.

Während der letzten Jahre hatten die gegen die Protestanten ergriffenen strengen Maßregeln in den deutsch-österreichischen Ländern gefährliche Gährungen bewirkt. In vielen niederösterreichischen Städten und Dörfern waren die lutherischen Prediger abgeschafft worden. Dagegen widersetzten sich der Magistrat und die Bürgerschaft der Stadt Waidhofen an der Ybbs den Verfügungen des Statthalters, Erzherzogs Ernst, und besetzten die Kanzeln wieder mit protestantischen Geistlichen. Die kaiserlichen Commissarien, welche, um den Fortschritten der Reformation ein Ziel zu setzen, im November 1586 nach Waidhofen kamen, geriethen bei einem Volksaufstande in dringende Gefahr. Zwar wurden die Unruhestifter streng bestraft; allein die Protestanten ließen sich dadurch nicht einschüchtern, und die Reformation griff nach wie vor um sich. Auch der Wiener Dompropst Melchior Clesel, welchem der Kaiser im Februar 1590 die Leitung des Bekehrungsgeschäftes übertrug, stieß auf unübersteigliche Hindernisse. In Waidhofen, wo es schon 1589 zu abermaligem Auflaufe gekommen war, wurde im folgenden Jahre durch offene Empörung der katholische Pfarrer aus der Kirche vertrieben, das Zeughaus erbrochen, und der zur Ordnung mahnende kaiserliche Herold verjagt; erst nach Berennung der Stadt und Ab-

ſchneidung der Lebensmittel wurde die Ruhe hergeſtellt. Die niederöſterreichiſchen Stände ſchickten Bittſchriften und Deputationen in Menge, um Religionsfreiheit durchzuſetzen; doch ließ ſich die Regierung in ihren einmal gefaßten Beſchlüſſen nicht irre machen. — In Oberöſterreich brachen 1594 im Hausruckviertel ähnliche Unruhen aus, die ſich in den nächſten Jahren über viele Orte im Mühl- und Traunviertel verbreiteten, wo überall die katholiſchen Prieſter vertrieben wurden. Zwar unterwarfen ſich nach der im Herbſte 1595 durch den Freiherrn Gotthard von Starhemberg bei Neumarkt im unteren Mühlviertel erlittenen Niederlage die Empörer größtentheils; aber im nächſten Herbſte ſtiftete das Landvolk in Oberöſterreich abermalige Meuterei an, verweigerte die Entrichtung der Steuern und die Stellung von Truppen zum Türkenkriege; ſo daß man bewaffnet gegen ſie einſchreiten und die Rädelsführer hinrichten mußte. — Als der Erzherzog Leopold, als Biſchof von Paſſau, und der Adminiſtrator des Bisthums von Wiener-Neuſtadt, Cleſel, in ihren Diözeſen das Abendmahl unter einerlei Geſtalt einführen wollten, loderte auch in Unteröſterreich offene Empörung auf. Die Meuterer plünderten die Abtei Lilienfeld und belagerten St. Pölten, wurden aber von dieſer Stadt hinweg getrieben. Kurz darauf wurden die Bauern auf dem Steinfelde unweit Wilhelmsburg geſchlagen, die gefangenen Anführer 1597 zu Wien hingerichtet. — In Salzburg unternahm der Erzbiſchof Wolfgang Dietrich von Raitenau ſtrenge Maßregeln, indem er nach Erlaß ſeines Reformations-Edictes, die Widerſtrebenden 1588 aus dem Lande wies.

Der Erzherzog Ferdinand von Inneröſterreich, am 4. December 1596 mündig geſprochen, empfing acht Tage darauf zu Graz die ſteieriſche, im Januar des folgenden Jahres zu Klagenfurt die kärnten'ſche, im Februar zu Laibach die krain'ſche Erbhuldigung in Perſon, jene von Görz, Gradiska, Trieſt ꝛc. durch Stellvertreter, und begann hierauf in dieſen Ländern die Gegenreformation mit dem Verſuche, alle proteſtantiſchen Prediger zu entfernen.

Am 12. Auguſt 1596 hatte der Kaiſer von Prag aus ein neues Religionsedict für Ober- und Unteröſterreich erlaſſen, und darin den proteſtantiſchen Ständen unterſagt, die unteren Klaſſen ihrer Glaubensgenoſſen in Religionsſachen zu unterſtützen, und in landesfürſtlichen Städten und Märkten ihre Prediger zu halten. Aber dieſe Vorſchrift wurde vielfach verletzt, der vormals beſtandene lutheriſche Gottesdienſt im Landhauſe zu Linz und das

aufgehobene dortige Gymnaſium von den Ständen eigenmächtig wieder hergeſtellt; zugleich fuhren dieſelben fort, die wiederholt verbotenen Zuſammenkünfte zur Berathung religiöſer Angelegenheiten zu halten. In Stadt Steyer und anderen Orten geſchahen 1598 Tumulte durch die Proteſtanten. Der Kaiſer ſetzte nun 1600 zu Linz eine Reformationscommiſſion nieder, und die Stände wurden mittels Androhung erheblicher Geldſtrafen und des Verluſtes ihrer Freiheiten zur Nachgiebigkeit gezwungen. Im Salzkammergute, zu Gmunden, Iſchl, Hallſtadt, Auſſee, regten ſich ebenfalls die Arbeiter, verjagten ihre katholiſchen Geiſtlichen; erſt nach wiederholten Niederlagen und Hinrichtung der Anſtifter unterwarfen ſich die Gemeinden. — Der Biſchof von Paſſau, Erzherzog Leopold, und der Kardinal-Biſchof von Wien, Cleſel, hoben auf Befehl des Papſtes Clemens VIII. das Abendmahl unter beiden Geſtalten 1600 für die Laien in ihren Diözeſen auf.

Der Patriarch von Aquileja, der Erzbiſchof von Salzburg und der Biſchof von Seckau, deren geiſtlicher Obhut die verſchiedenen Bezirke der inneröſterreichiſchen Provinzen, Steyermark, Kärnten und Krain, zugewieſen waren, hatten ſchon früher der Verbreitung des Lutherthums nach Kräften entgegen gearbeitet, begegneten aber in mehren Orten, hauptſächlich zu Villach, offenem, ja ſogar bewaffnetem Widerſtande bei den Einwohnern. Der Erzherzog Ferdinand verwies 1598 die proteſtantiſchen Prediger und Schullehrer für immer aus Graz, Judenburg und allen landesfürſtlichen Städten, Märkten und Gebieten Inneröſterreichs. Die proteſtantiſchen Bürger wurden aufgefordert, zur alten Kirche zurück zu kehren; wer ſich deſſen weigerte, durfte, nach Abzug zehnprocentigen Abſchoſſes, mit all' ſeinem Eigenthume aus dem Lande hinweg ziehen: Maßregeln, welche 1599 zur wirklichen Ausführung kamen. Der Genuß des Abendmahls unter beiden Geſtalten wurde 1600 auch in den inneröſterreichiſchen Landen für die Laien aufgehoben.

Für Böhmen ließ der Kaiſer 1602 ein, die Erneuerung des Wladislaw'ſchen Mandates gegen die Pikarditen betreffendes Edict ergehen, doch mit keinem anderen Erfolge, als daß eine Zeit lang die Kirchen der Brüdergemeinde geſchloſſen wurden; denn diejenigen Mitglieder des Herrenſtandes, welche die Brüdergemeinde begünſtigten, ſtellten vor, daß es dieſe nicht treffen könne, da ſie keineswegs jener von den Pikarditen gemachten Beſchreibung glichen. Der Kaiſer drang daher nicht auf ſtrenge Befolgung

des Edictes. Dennoch zeigte ſich das dadurch angeregte Mißvergnügen auf den Landtagen der nächſten Jahre, wo, ſo oft der Kaiſer Geld und Truppen zum Türkenkriege verlangte, die Hilfe entweder verweigert, oder ſpät und mangelhaft geleiſtet wurde. Auch in Schleſien war es bei den Schritten gegen die Proteſtanten zu unruhigen Scenen gekommen, beſonders ſeit dem Tode des trefflichen Biſchofs Martin Gerſtmann, deſſen Güte und Mäßigung bisher mit Erfolg den Frieden unter den Religionsparteien erhalten hatte.

Im deutſchen Reiche war die Stellung der Katholiken und Proteſtanten die alte; hier Beſchwerdeführung und Mißvergnügen, dort Vermahnung zur Ruhe und Widerlegung ungegründeter Klagen. Der Kurfürſt Friedrich IV. von der Pfalz hatte ſeit einigen Jahren ſich zum leitenden Haupte der Proteſtanten gemacht, und um ihn ſchaarten ſich dieſelben mit ihren offen und heimlichen Abſichten gegen Kaiſergewalt und gegen die ſiegreich widerſtehende Macht des Katholicismus. Der angeordnete Vollzug der Acht gegen die Proteſtanten zu Aachen auf dem 1597 durch den Erzherzog Mathias eröffneten Regensburger Reichstage goß neues Oel in die Flamme. Die Proteſtanten hielten 1599 Verſammlungen zu Frankfurt und zu Friedberg, vereinigten ſich zu Handhabung des Land- und Religionsfriedens und zur Zurückhaltung der Türkenſteuer, Behufs der eigenen Vertheidigung. Auf dem Deputationstage zu Speier 1600 geriethen die Religionsparteien bei der Berathung über die Reviſion des Kammergerichtes abermals in Zwieſpalt, indem dieſe Reviſion mit jenen kammergerichtlichen Prozeſſen und Urtheilen beginnen ſollte, welche einige, von den Proteſtanten eingezogene Klöſter und geiſtliche Güter betrafen. Die Deputirten mußten unverrichteter Dinge auseinander gehen, und die Proteſtanten ſtrebten nun um ſo eifriger einer engen Verbindung nach. Neue Zuſammenkünfte erfolgten, und die durch den Kurfürſten von der Pfalz aufgeregten Fürſten ſprachen drohend von einem Bündniſſe mit Frankreich, wenn der Kaiſer ihren Beſchwerden nicht abhelfen würde. Wirklich ſchloſſen zu Oehringen und zu Heidelberg (12. Januar und 15. Februar 1603) die Kurfürſten Friedrich IV. von der Pfalz und Joachim Friedrich von Brandenburg, ferner der Adminiſtrator des Straßburger Erzbisthums, Johann Georg von Brandenburg, der Pfalzgraf Johann von Zweibrück, der Markgraf Georg Friedrich von Anſpach, der Landgraf Moriz von Heſſen und der Markgraf Ernſt

Friedrich von Baden, eine „Union" zur Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten gegen das Kammergericht und gegen die befürchtete Einziehung der in ihren Ländern säculariſirten Stifter und Klöſter. Ein Directorium dieſer Union ſollte in Heidelberg aufgeſtellt, und durch gemeinſame Beiträge eine Bundescaſſe errichtet werden. Auf dem Regensburger Reichstage 1608 drangen, ungeachtet des Widerſpruchs der Proteſtanten, welche vorher den Streit über die Kammergerichtsprozeſſe hinſichtlich der Religionsgüter zu ihren Gunſten entſchieden wiſſen wollten, die katholiſchen Stände mit der Türkenhilfe für den Kaiſer durch; wogegen die Unterſuchung der Beſchwerden der Proteſtanten einer künftigen Verſammlung vorbehalten wurde. Die proteſtantiſchen Fürſten traten nun wirklich in Unterhandlungen mit dem Könige Heinrich IV. von Frankreich, von deſſen edlem Charakter und ſeiner Begünſtigung ſeiner ehemaligen Glaubensgenoſſen, der Hugenotten, ſie ſich mindeſt mehr Aufrichtigkeit verſprechen durften, als von ſeinen Vorgängern. Heinrich zeigte ſich zwar geneigt, den deutſchen Proteſtanten Unterſtützung gegen den Kaiſer zu gewähren, aber klug und gemäßigt, wie er war, und die lockere Verbindung unter ihnen wahrnehmend, verlangte er, daß vor allen Dingen die geſammten deutſchen Proteſtanten ſich in einen geſchloſſenen politiſchen Körper vereinigen ſollten.

Ein betrübender Vorfall und die unbedachte Hitze eines Einzelnen, trieb den Zwieſpalt noch weiter. In der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Donauwörth hatten die Proteſtanten durch wachſende Anzahl das Uebergewicht über die Katholiken erlangt und ſich mancherlei Bedrückungen gegen dieſelben erlaubt; deshalb hatte ein dortiges Kloſter ſeit beinahe vierzig Jahren keine öffentlichen Umzüge veranſtaltet. Als nun im Auguſt 1606 der Abt, gegen den Wunſch des Magiſtrates, wieder eine ſolche Feierlichkeit veranſtaltete, wurde dieſelbe von dem Pöbel auf das Frechſte geſtört. Der kaiſerliche Hof wollte die Unterſuchung mit Ruhe und Vorſicht einleiten; aber der hitzige Herzog Maximilian I. von Baiern, den hierbei noch eigene, beſondere Abſichten leiteten, trieb die Sache auf des Aeußerſte, und erhielt den Auftrag, die 1507 über Donauwörth ausgeſprochene Acht zu vollziehen, obgleich mehre Räthe des Kaiſers meinten: man ſolle einem ſo hitzigen und vindicoſen Herrn nicht ſolch wichtigen Auftrag geben. Im December rückten die Baiern in die Stadt ein, welche keinen Widerſtand leiſtete, aber das Verſprechen erhalten hatte: ſie ſolle nicht geplündert und bei der lutheriſchen Lehre gelaſſen werden.

Gleichwohl ließ der Herzog Maximilian die protestantischen Geistlichen verjagen, den Gottesdienst sperren und die Protestanten auch vom Besuche der Kirchen in benachbarten Orten abhalten, überhaupt sie mit einer Härte behandeln, die weder mit den Reichsgesetzen, noch mit dem Willen des Kaisers in Einklang stand. Eine Folge dieses überstrengen Verfahrens war die unglückliche Trennung des Reichstages von 1608; denn Pfalz und Sachsen wollten alle Anträge des Kaisers bewilligen, sobald die Stadt in den vorigen Stand gesetzt werde. Die hiermit einverstandenen Räthe des Kaisers ersuchten den Herzog: er möge der Sache eine angenehme Wendung geben und, den Protestanten zuvorkommend, den Kaiser um die Begnadigung Donauwörths bitten. Als dies nicht geschah, wendeten sich die Protestanten an den Kaiser; die Beschwerde wurde dem Herzoge Maximilian mitgetheilt, der jedoch sich gar nicht darauf einließ. Alle Parteien waren mit des Herzogs Benehmen uneinverstanden, und bei erneuerten Klagen äußerten auch die katholischen Räthe des Kaisers: des Letzteren Bedrängniß und die Zerrüttung im Reiche gehe hauptsächlich von Baiern aus, worauf Maximilian, der Donauwörth durchaus an sein Haus bringen wollte, mit kluger Berechnung nur verlangte: man solle ihm die Stadt pfandweise bis zur Bezahlung seiner Auslagen überlassen. Rudolf gab zur Antwort: zu solchem Abtreten einer Reichsstadt habe er kein Recht; auch sey nirgend verfügt, daß dem Vollzieher der Acht ein Pfand eingeräumt werden müsse. Jetzt seinen Ton noch höher stimmend, weigerte sich der Herzog sogar, überhaupt eine Kostenrechnung vorzulegen, weil man hoffentlich in sein Wort kein Mißtrauen setzen werde. Selbst der Bischof und der Abt, die doch am meisten durch die Stadt gekränkt waren, baten mit edler Versöhnlichkeit bei dem Kaiser für die Geächteten; aber des Herzogs Einfluß überwog, und es erging der Beschluß: Maximilian soll die Stadt, jedoch unbeschadet ihrer Form und ihrer Rechte, als Pfand behalten. Ja, der Herzog erzwang zuletzt eine ihm noch günstigere Verfügung, welche jedoch ebenfalls die Bedingung stellte: daß dem Kaiser an Rechten, Regalien ꝛc. kein Eintrag geschehe. Kaum aber war Maximilian (23. Juli 1609) in den Pfandbesitz förmlich eingewiesen, so schaltete er nach Belieben, und folgte lediglich den Eingebungen seiner Gunst und Ungunst. Im Namen der Protestanten reichte nun der Fürst Christian von Anhalt in Prag eine Schrift gegen jenen Hergang ein, welche, in Verbindung mit noch anderen Umständen, eine Erklärung Kaiser Rudolf's (vom

17. September 1609) zur Folge hatte: daß Donauwörth binnen vier Monaten dem Reiche zurückgestellt werden sollte. Als Maximilian vorher baare Bezahlung oder die pfandweise Einräumung tirolischer Herrschaften forderte, drang der Kaiser abermals auf Vorlage der Kostenberechnung, welche der Herzog, nach mancherlei Aushilfen, endlich übergab. Dieselbe setzte die Auslagen, wohl sechsmal zu hoch, auf 468,448 Gulden an, denn es standen darin z. B. Söldner und Befehlshaber aufgeführt, die gar nicht vor Donauwörth gedient, oder ungleich weniger bekommen hatten. Allen Bemühungen des Kaisers und der, diesmal mit ihm übereinstimmenden Protestanten ungeachtet, kam Nichts zum Schlusse; Maximilian behielt Donauwörth gegen die Bestimmungen des Rechtes und des Religionsfriedens, und war Haupturheber der erfolglosen Auflösung des Reichtages.

Bei solchen Zerwürfnissen im Innern sank natürlich Kraft und Ansehen den fremden Mächten gegenüber. Umsonst trachtete Kaiser Rudolf, die Streitigkeiten der Niederländer mit Spanien zu vermitteln; aller deutsche Einfluß auf jenes Land hörte auf, der Handel litt, und der Rhein wurde von den Holländern gesperrt. Ja, während der Jahre 1598 und 1599 überzogen die Spanier, ohne Rücksicht auf den bestehenden Frieden und die Würde des deutschen Reiches, einen großen Theil von Kleve, Jülich, Münster und Osnabrück, und schalteten hier eben so willkürlich als grausam. Kaiserliche Befehle und Drohungen, so wie Beschlüsse des westphälischen Kreises, thaten keine Wirkung; denn die endlich zusammen gebrachte Mannschaft sollte, so hieß es, nur vertheidigungsweise verfahren, und die Spanier führten, vermessen genug, zu ihrer Rechtfertigung an: daß die Holländer ja ebenfalls den Reichsboden verletzten und es auf ähnliche Weise trieben.

Dem Kaiser Rudolf, welcher überall persönliche Milde und guten Willen, aber nirgend die erforderliche Kraft und Entschiedenheit zeigte, um jenen Bewegungen obzusiegen, wurde, zum Theile aus oberflächlicher Betrachtung der Dinge, zum Theile mit wohlberechneter Absicht, die Schuld dieser Verwirrung zugewälzt, zumeist auch von Denen, welche Haupturheber derselben waren und nebenher ihre eigenen Zwecke verfolgten. Er selbst, statt sich zum erfolgreichen Widerstande gegen die Ungunst der Dinge zu erheben, ließ sich vielmehr durch sie niederdrücken, und versank in immer größere Unthätigkeit und Schwermuth. Von seinen Astrologen umgeben, wollte er in den Gestirnen nachbringen, was auf Erden versäumt wurde.

Die trügerischen Auslegungen, welche er sich dort holte, erfüllten ihn mit Argwohn gegen seine nächsten Verwandten und seine Räthe, und machten zuletzt die Gefahren seiner Einbildung zu wirklichen. Sein ganzes Verhalten ward dabei immer schwankender und ängstlicher, und obschon manchmal eine flüchtige Wahl treffend, konnte er sich sogar zu dem Entschlusse nicht erheben, eine Gemahlin zu wählen und seine Linie fortzupflanzen. Sein zunehmender Trübsinn gab sich bald in schlaffem Selbstversinken, bald in krankhaften Ausbrüchen der Leidenschaftlichkeit zu erkennen, und während er eine düstere Abneigung gegen die Regierungsgeschäfte an den Tag legte, erweckte doch jeder fremde Eingriff seinen heftigen Zorn. Die Unterdrückungen der Protestanten, welche, unter dem Scheine kaiserlicher Genehmigung, von den Statthaltern der österreichischen Provinzen verhängt wurden, hatten diese Religionspartei gegen den Kaiser gestimmt, während der Erzherzog Mathias, stolze Entwürfe hegend, durch Nachgiebigkeit ihr schmeichelte und ihr Zutrauen, ihren Beistand gewann. Noch höher stieg der Einfluß dieses Prinzen seit seiner Ernennung zum Gubernator des ungarischen Reiches, und er säumte jetzt nicht, seine Plane weiter zu verfolgen, um so mehr, da er, bei dem ihm wohlbekannten Mißtrauen des Kaisers gegen ihn, befürchten mußte, Derselbe beabsichtige, statt ihm, dem Erzherzoge Ferdinand die römische Königswürde, vielleicht sogar die Erbfolge in seinen Ländern, zuzuwenden. Leicht ward es ihm, die anderen Erzherzoge darauf aufmerksam zu machen, daß, bei Rudolf's Unthätigkeit, den großen Gebietsverlusten in Ungarn und der Stimmung in Deutschland, die Macht und Dauer des Hauses Oesterreich wesentlich gefährdet sey; er versammelte daher die Erzherzoge Maximilian, Ferdinand und Maximilian Ernst in Wien, und bewog sie (25. April 1606) eine Urkunde zu unterzeichnen, in welcher sie, angeblich „weil die römisch-kaiserliche Majestät aus den ihr zu verschiedenen Zeiten sich erzeugenden gefährlichen Gemüthsblödigkeit zur Regierung der Königreiche nicht genugsam noch tauglich sich befinden," den Erzherzog Mathias zum Haupt und zur Säule ihres Hauses ernannten und ihm, falls eine römische Königswahl vorgenommen werden sollte, nach ihrem äußersten Vermögen zur Wahl behilflich zu seyn sich verbanden. Der Erzherzog Albrecht trat (11. November) diesem geheimen Familienvertrage bei.

Mathias hatte vorläufig seinen Zweck erreicht, die Mitglieder seines Hauses zu einem stillschweigenden Bruche mit dem Kaiser getrieben, der sie

nöthigte, zu ihrer eigenen Sicherheit sich immer fester an ihn anzuschließen. Rudolf selbst verschaffte ihm den Vorwand, noch weiter gehen zu können. Zwar hatte der Kaiser den Wiener Frieden mit Bocskay (24. September), den Sitvatoroker Waffenstillstand mit der Pforte (9. December 1606) bereits ratificirt; aber nach Bocskay's Tode wankte er in seinem Entschlusse und nahm Anstand, die zur Vollziehung dieser Tractate nöthigen Einleitungen zu treffen. Wohl hatte er den Sigmund Rákóczy 1607 als Fürsten von Siebenbürgen ernannt, doch gar bald reuete ihn auch dieser Schritt, und er weigerte sich hierauf der Anerkennung des Fürsten mit Entschiedenheit. Eben so hatte er im nämlichen Jahre den ungarischen Reichstag, welcher, dem Vertrage gemäß, verschiedene Artikel noch berathen und ausführen sollte, bewilligt und nach Preßburg ausschreiben lassen; da jedoch der kaiserliche Commissär, Erzherzog Mathias, wegen Ausbleibens der von Prag fruchtlos erwarteten Instruktion, dort nicht erschien, konnte der Reichstag nicht eröffnet werden, und die Stände gingen wieder nach Hause.

Die Gefahren wuchsen von allen Seiten. Die Türken erwarteten einen kaiserlichen Gesandten mit Geschenken; die abschlagsweise darauf erhaltene Summe hatte Mathias zu anderen Zwecken verwendet, und daher schwankte der Waffenstillstand mit den Türken. Die ungarische Miliz der Haiduken hatte, erzürnt über die verzögerte Vollziehung des Wiener Friedens, sich empört; der Kaiser hatte eine deutsche Reichsversammlung nach Regensburg berufen, mit Umgehung des Mathias den Erzherzog Ferdinand als seinen Bevollmächtigten hingesendet, durch seine Gesandten bei den Kurfürsten Klage gegen Mathias geführt und sie ersucht, das kaiserliche Ansehen nicht schwächen zu lassen.

Je mehr Mathias sich in der Gunst und dem Vertrauen des Kaisers gesunken sah, desto schneller und rücksichtloser glaubte er handeln zu müssen. Plötzlich berief er, den Aufstand der Haiduken zum Vorwande nehmend, die österreichischen Stände (1608) zum Landtage nach Wien, die ungarischen zum Reichstage nach Preßburg, wohin dann, auf seine Einladung, auch die versammelten österreichischen Stände gingen, um mit den Ungarn vereinte Berathung zu pflegen. Dem Befehle des Kaisers, daß der Landtag sich auflösen sollte, wurde nicht Folge geleistet, gegen den Kaiser die heftigste Sprache geführt, sogar von seiner Absetzung und Gefangennehmung gesprochen, und endlich von den österreichischen und ungarischen Ständen ein Bund mit Ma-

thias geschlossen, wider Alle, die den Wiener Frieden verletzen und sie, die jetzt Verbündeten, antasten würden. Mathias suchte nachher diese Maßregeln, als unumgänglich zur Erhaltung Ungarns, zu rechtfertigen, und war eifrig bedacht, seinen Anhang zu vermehren; auch bemühte er sich, die kaiserlichen Truppen aufzulösen. Rudolf hatte vorwurfsvolle Schreiben an seinen Bruder Mathias erlassen, und ließ dessen Schritte beobachten. Ein Kurier desselben wurde aufgefangen und die von den Erzherzogen geschlossene Uebereinkunft bei ihm gefunden, wodurch nun der Kaiser die Gesinnungen seiner Anverwandten erfuhr. Der Erzherzog Ferdinand, der jetzt erst einsah, welche weite Auslegung Mathias jenem Vertrage gab, und der nicht wenig erschrak, daß Rudolf plötzlich um dieses Geheimniß wußte, suchte sich bei Letzterem zu entschuldigen, indem er angab: er habe dabei blos die ungarische Rebellion und die daraus für Steyermark hervorgehende Gefahr vor Augen gehabt; auch habe Mathias ihm und den anderen Erzherzogen vorgespiegelt: er handle mit Wissen des Kaisers, um dem österreichischen Hause die römische Königskrone zu sichern. Hierüber zerfielen Mathias und Ferdinand mit einander, und die Wiener Uebereinkunft schien thatsächlich erloschen. Auch ermannte sich der Kaiser zu einiger Thätigkeit, die sogar ein kriegerisches Ansehen gewann, und ließ durch Ferdinand an die baierischen Herzoge die Frage richten: ob Mathias nicht des Majestätsverbrechens zu überweisen sey, da er den Kaiser mit Unrecht der Untüchtigkeit beschuldigt habe. Aber bald kehrte Rudolf's Unentschlossenheit zurück, und er beschränkte sich wieder auf den Versuch bloßer Unterhandlungen.

Desto thätiger war Mathias. Vorgebend, daß an der mährischen Gränze sich feindlich gesinnte Truppen zur Vernichtung der Preßburger Uebereinkunft sammelten, erließ er (20. März 1608) ein Aufgebot an die Oesterreicher, und auf seinen Betrieb erhob sich ganz Mähren in Waffen, verwarf der Landtag die kaiserliche Aufforderung zu Niederlegung der Waffen, weigerten sich die Stände, auf dem böhmischen Landtage zu erscheinen, weil man ihnen Kriegsvolk in das Land gelegt.

Rudolf, statt sich zum entschlossenen Widerstande zu rüsten, verlor die Zeit mit Fortsetzung fruchtloser Unterhandlungen, auf welche Mathias, durch seines Gegners Schwanken kühn gemacht, die stolze Antwort gab: Rudolf müsse den Frieden bestätigen, einen Orator abschicken, allen Conföderirten verzeihen, genugsame Satisfaction thun, ihn, Mathias, lebenslänglich Gu-

bernator Ungarns, Oeſterreichs und Mährens mit vollkommener Machtfülle bleiben laſſen, und über alle dieſe Punkte ſich binnen zehn Tagen erklären; wo nicht, ſo werde Mathias mit ganzer Macht, ſieben tauſend Reitern und eben ſo vielen Fußgängern, nach Prag rücken und ſich dort an Ort und Stelle Reſolution und Genugthuung holen.

Immer drohender geſtalteten ſich die Verhältniſſe für den Kaiſer; auch Schleſien fiel ab, und die Truppen in Mähren waren ohne Geld und Verſorgung. Während er bald rüſten zu wollen ſchien, bald die Vermittlung anderer Mächte ſuchte, rückte Mathias im Mai mit fünf und zwanzig tauſend Mann nach Czaslau vor, wo, beſonders durch die Hoffnung der Religionsfreiheit gelockt, viele Böhmen zu ihm ſtießen; als Zweck ſeines Unternehmens gab er jetzt offen an, daß er Rudolf zwingen wolle, ihm die Verwaltung Ungarns, Böhmens und Oeſterreichs abzutreten. Die böhmiſchen Stände, bei welchen Rudolf Rath und Beiſtand ſuchte, benutzten dieſe Gelegenheit, von ihm die Beſtätigung gewiſſer Artikel zu erzwingen, welche vorzüglich die Religionsfreiheit und die Ausſchließung der Ausländer von Prälaturen und Reichsämtern betrafen; wolle Rudolf dies nicht zugeſtehen, ſo werde man ſich für Mathias erklären. Der heftig bedrängte Kaiſer beſtätigte ſogleich die meiſten Artikel; nur jene über Religionsſachen verwies er auf den nächſten Reichstag. Prag wurde hierdurch für den Augenblick beruhigt; ja es ſtrömten ſogar viele Böhmen zu des Kaiſers Fahnen, und gaben eine kriegeriſche Stimmung gegen Mathias zu erkennen. Aber der Kaiſer, dieſem zu jähen Wechſel der Geſinnung mißtrauend, entſchied ſich für den Weg der Güte. Zu Dubetz zwiſchen Prag und dem Lager des Erzherzogs wurden Unterhandlungen eröffnet, die ſich Anfangs wieder zerſchlugen, weil der Kaiſer nur die Erbfolge zugeſtehen wollte, Mathias aber auf ſofortige Abtretung der Regierung drang. Schon kam es zu einzelnen Scharmützeln, als ein Waffenſtillſtand verabredet wurde, und die Bevollmächtigten zu Lieben wieder zuſammen traten, wo, nach viertägiger Verhandlung, am 25. Juni ein Vergleich geſchloſſen wurde *), kraft deſſen der Kaiſer ſeinem Bruder Mathias das Königreich Ungarn und das ganze Erzherzogthum Oeſterreich abtrat, ihm die Verwaltung Mährens unter dem Titel eines Markgrafen übergab und, mit der Anwartſchaft auf den böhmiſchen Thron, ihm den Ti-

*) Näheres über die vorangehenden Ereigniſſe, nach archivaliſchen Urkunden, ſ. in Mailáth's Geſchichte des öſterr. Kaiſerſtaates, III. 284 u. f.

tel eines ernannten Königs von Böhmen zugestand, sich selbst nur die Titel der abgetretenen Reiche vorbehielt. Mathias versprach, die Rechte und Freiheiten Böhmens zu bestätigen, und keine Ausländer, sondern eingeborene Böhmen, bei der Regierung dieses Landes zu Rathe zu ziehen.

Nach dieser im Wege der Empörung ertrotzten Einigung, führte Mathias sein Heer aus Prag hinweg, hielt am 24. Juli seinen Einzug zu Wien, und wurde, zwölf Tage später, auf dem mährischen Landtage zu Olmütz als Markgraf ausgerufen. Zu Kaschau schlossen (20. August) seine Abgeordneten mit den Gesandten des Gabriel Báthory (welchen, nach Rákóczy's Entsagung am 3. März 1608, die siebenbürgischen Stände zu ihrem Fürsten erwählt hatten) einen Vertrag, durch welchen der Wiener Friede bestätigt wurde. In Ungarn aber mußte Mathias, die Schwäche durch Theilung, welche er verschuldet, auch an sich selbst zunächst erfahrend, erst drei und zwanzig Artikel — betreffend die Bestätigung des Wiener Friedens, Begründung und Ausdehnung der Rechte und Freiheiten des Landes, Beschränkung der königlichen Macht in der Verwaltungsart des Reiches, Sicherung der Religionsfreiheit der Protestanten — unterschreiben, ehe er die Krone dieses Reiches auf sein Haupt setzen konnte. Er that es, und wurde am 19. November 1608 als König von Ungarn gekrönt.

Beinahe noch größere Ansprüche erhob man in Oesterreich, gleichsam als könne Mathias die ungesetzliche Erwerbung nur durch vermehrte Zugeständnisse sich sichern. Die evangelischen Stände Unterösterreichs forderten von ihm, als vorläufige Bedingung ihrer Huldigung, eine unbeschränkte Religionsfreiheit, und die oberösterreichischen schlossen sogar zu Linz eine Vereinigung, den lutherischen Gottesdienst an Einem Tage in allen jenen Orten, wo er früher schon einmal bestanden hatte, wieder herzustellen, welchen Willkürlichkeiten jedoch der König Mathias Einhalt thun ließ. Darüber erbittert, begaben sich die unterösterreichischen evangelischen Stände von Wien nach Horn, und stellten in einem Umlaufschreiben an die katholischen Stände die Forderung: dieselben möchten ebenfalls dem Könige nicht huldigen, indem sie sonst Protest dagegen einlegen würden. Sie unternahmen Rüstungen, sprachen die Ungarn, Böhmen, Mährer und verschiedene deutsche protestantische Fürsten und Stände um Unterstützung an, und versagten auch dann noch die Huldigung, als dieselbe bereits von den katholischen Ständen und dem Wiener Magistrate (16. October) geleistet worden war. Mathias, in

seiner Stellung noch nicht hinlänglich befestigt, und fürchtend, durch offenen Aufstand die scheinbare Nothwendigkeit, die ihn zum Angriffe gegen den Kaiser bewogen, Lügen zu strafen, suchte im Frieden aus einander zu kommen, und unterzeichnete, unter Vermittlung der mährischen Stände, am 19. März 1609 zu Wien die sogenannte „Capitulations-Resolution," durch welche den protestantischen Ständen Ober- und Unterösterreichs — vermöge mündlichen Zusatzes auch den österreichischen Städten und Märkten — die Religionsfreiheit, wiewohl in ziemlich unbestimmten Ausdrücken, zugestanden wurde. Hierauf erfolgte zu Wien (24. April) und zu Linz (22. Mai) die Huldigung der unter- und oberösterreichischen Stände. Auch die mährischen protestantischen Stände forderten auf dem Olmützer Landtage Religionsfreiheit für ihr Land, wurden aber von den katholischen überstimmt; so wie der Erzherzog Ferdinand den niederösterreichischen Ständen das gleiche Verlangen abschlug.

Nicht geringere Kämpfe ähnlicher Art hatte der Kaiser Rudolf in Böhmen zu bestehen. Er wollte nur den Utraquisten, aber nicht auch den Brüdern die Ausübung ihres Gottesdienstes bewilligen; da aber Jene auf uneingeschränkte Religionsfreiheit drangen, so lösete sich der (28. Januar 1609) zu Prag versammelte Landtag nach zwei Monaten ohne Uebereinkunft auf. Die Utraquisten sahen sich nun bei dem Könige Mathias und mehren protestantischen Fürsten Deutschlands nach Hilfe um, und nahmen eine so drohende Haltung an, daß der leicht eingeschüchterte Rudolf sie durch ein Edict vom 20. Mai zu beruhigen eilte. Zu völliger Beseitigung des Religionszwistes ordnete er eine neue Ständeversammlung an, zögerte aber auch jetzt noch, die erlangte unbeschränkte Religionsfreiheit zuzugestehen, sondern bestätigte nur (5. Juni) die bisher Statt gehabte Ausübung ihres Gottesdienstes. Doch die Utraquisten verwahrten sich trotzig gegen jede fernere Einschränkung, und beschlossen gleich darauf, zu Vertheidigung der Religionsfreiheit und ihrer sonstigen Rechte, ein Heer aufzustellen, an dessen Spitze sie den Grafen Heinrich Mathias von Thurn, den Leonhard von Fels und Johann von Bubna setzten; zugleich wählten sie aus ihrer Mitte dreißig Directoren, welche ihre Angelegenheiten leiten sollten. Ihrer Verbindung schlossen sich die Abgeordneten Schlesiens an, in welchem Lande man die Religionsfreiheit eben so stürmisch forderte. Dem vereinigten Andringen wollte der Kaiser nicht länger widerstehen, und so ertheilte er (11. Juli 1609)

den böhmischen Utraquisten durch einen „Majestätsbrief" *) eine vollkommene Religionsfreiheit. Der wesentliche Inhalt desselben lautete: Niemand soll der Religion wegen den Anderen bedrängen, sondern Alle als treue Freunde für Einen Mann bei einander stehen. Die vereinigten Stände, Herren, Adel, Prag, Berg- und andere Städte sammt ihren Unterthanen, kurz Alle, die sich zu der böhmischen, Kaiser Maximilian 1575 übergebenen Confession bekennen, Keinen ausgenommen, sollen dieselbe frei und ungehindert aller Orten üben und verbringen, bei ihrem Glauben, Religion, Priesterschaft und Kirchenordnung bis zu einer gänzlichen Vereinigung der Religion im hiesigen römischen Reiche, friedlich gelassen werden. Die Confessionsverwandten gründen zur Leitung ihrer kirchlichen Angelegenheiten in Prag ein besonderes Consistorium, besetzen die Stellen bei der Universität, und ernennen gewisse Defensoren der neuen Einrichtungen, welche der Kaiser bestätigt, die aber nicht in seine Pflicht treten und von den Ständen sub utraque allein Geschäftsanweisungen erhalten. Wenn Jemand aus diesen Ständen, außer den jetzt ihnen gehörigen Kirchen und Gotteshäusern, irgend in Städten und Dörfern oder sonstwo, noch mehr Kirchen, Gotteshäuser und Schulen aufrichten wollte, so soll dieses, gleichwie dem Herrn- und Ritterstande, so auch den Pragern, Berg- und anderen Städten und einem Jeden, jetzt und künftig zu thun, vor männiglich ungehindert freistehen. Etwa entstehender Streit wird nicht von einer Partei, oder von kaiserlichen Beamten, sondern durch ein Gericht entschieden, welches mit Zwölf, von und für jeden Theil erwählten Personen besetzt ist. — Vergebens protestirten die Katholiken gegen dieses wichtige Zugeständniß, während die protestantische Bevölkerung Böhmens (den Pragern gab zuerst Budowa Nachricht von der Ausfertigung des Majestätsbriefes) sich in ihrer Freude nicht zu mäßigen wußten. — Am 20. August ertheilte der Kaiser auch den Protestanten in Ober- und Niederschlesien einen, mit dem böhmischen im Wesentlichen ganz übereinstimmenden Majestätsbrief.

Zu den Stürmen, welche in den österreichischen Ländern durch die kirchlichen Bewegungen und den Aufstand des Mathias hervor gerufen wurden, gesellten sich ähnliche in dem, noch immer nicht zur Ruhe gebrachten deutschen Reiche. Die Behandlung Donauwörth's durch den Herzog Mari-

*) Aus der echten Pergamenthandschrift in der Zittauer Stadtbibliothek, nach Borott's deutscher Uebersetzung mitgetheilt bei Peschek a. a. O. I. 158.

milian hatte die deutschen Protestanten von Neuem aufgescheucht, und ihre Aufregung benutzte der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, sie zu einer engeren Verbindung zu bewegen. Zum Versammlungsorte wurde das säcularisirte Kloster Auhausen im Anspachischen ausersehen, und hier schlossen (4. Mai 1608) der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen Christian von Kulmbach und Joachim von Anspach, Herzog Johann Friedrich von Würtemberg und Markgraf Johann Friedrich von Baden-Durlach, eine „Union." Allmälig folgten andere ihrem Beispiele, so daß man zu den eigentlichen Mitgliedern noch eine zweite Klasse correspondirender Stände gesellte. Die Stiftungsurkunde sprach, ohne der Religion zu gedenken, als Zweck des Bundes aus: Beistand mit Rath und That gegen Angriff und Gewalt; und selbst später, als Beschlüsse über Rüstungen und Steuern gefaßt wurden, hieß es noch immer: der Bund sey nicht gegen Kaiser, Reich, Gesetze, Abschiede u. dgl. gerichtet, sondern nur bestimmt zur Vertheidigung der Reichsverfassung gegen künftige Verletzungen. Auch wolle man mit fremden Mächten zwar im freundlichen Briefwechsel bleiben, sich jedoch in kein engeres Bündniß einlassen. Der Einwand: Oesterreich, Spanien und der Papst seyen jetzt minder zu fürchten, als in früheren Zeiten, machte bei dem steigenden Argwohne der Protestanten so wenig Eindruck, als die gegründete Bemerkung: durch solche einzelne Verträge und Bündnisse werde der allgemeine deutsche Reichsverband auf nachtheilige Weise in den Hintergrund gestellt.

Mit Recht beunruhigt über die Absichten der Union, welche alle protestantischen Fürsten, Stände und Städte zum Beitritte einlud und in den nächsten Monaten wirklich auch noch die Fürsten von Anhalt, den Pfalzgrafen Johann von Zweibrück, die Städte Straßburg, Nürnberg, Ulm, Schweinfurt, Rothenburg, Windsheim und Weissenburg zu Mitgliedern aufnahm, schlossen andererseits (10. Juli 1609) der Herzog Maximilian von Baiern, die Bischöfe von Würzburg, Regensburg, Bamberg, Passau, Straßburg, Konstanz und Augsburg, der Propst von Ellwangen und der Abt von Kempten, in München ein Gegenbündniß unter dem Namen der „Liga," zur Handhabung des Friedens und der Reichsgesetze, zum Schutze der katholischen Religion und der ihr zugethanen Stände. Streitigkeiten unter Mitgliedern sollten im Wege der Güte geschlichtet, und der Kaiser, welchen man nirgend verletzten wollte, zu künftiger, gelegener Zeit benachrichtigt und um seine

Einwilligung gebeten werden. Im August des Gründungsjahres traten die drei geistlichen Kurfürsten, und allmälig mehre, jedoch nie alle, katholischen Stände in den Bund. Durch den Herzog Maximilian, welcher Urheber und jetzt thätiges Haupt der Liga war, gewann dieselbe einen bestimmteren Charakter und Zusammenhang, als die Union. In so fern die Protestanten, bei völligem Obsiegen, wohl alle geistlichen Staaten zerstört haben würden, begegnete sich das Interesse der Liga und Oesterreichs im Wesentlichen; andererseits aber bezweckte jene, hierin einstimmig mit den Protestanten, auch die Schwächung der letzteren Macht, und wollte von deren Einflusse ganz unabhängig bleiben; daher ließ Maximilian von Baiern später (September 1610), nach Erweiterung des Bundes, sich zwar gefallen, daß Mainz Bundesdirektor für die rheinischen, gleichwie er für die oberen Lande, werde, widersetzte sich aber beharrlich dem Plane, einen dritten Director aus dem österreichischen Hause für gewisse Bezirke aufzustellen. Und als der Kaiser, welchem, nicht ohne Grund, sowohl die Union, als die Liga bedenklich schienen, jenen Plan im October 1613 durchsetzte, brachte es Maximilian dahin, daß den Ständen die Wahl blieb, sich ihm oder dem österreichischen Directorium unterzuordnen, wodurch Letzteres auf blos österreichische Länder beschränkt wurde. — Der protestantische Kurfürst von Sachsen, Christian II., hatte sich gleichwohl — theils aus Eifersucht, weil das Directorium dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz übertragen worden, theils aus Abneigung gegen die reformirte Lehre, zu welcher Friedrich sich bekannte — von der Union ausgeschlossen, und suchte, seltsam genug, die Aufnahme in die Liga nach, was dem Bunde eine ganz andere Richtung gegeben und den Herzog von Baiern zurück gestellt haben würde; daher wußte Letzterer des Kurfürsten Aufnahme hinaus zu ziehen, bis Dieser von selbst zurück trat.

Bei der überhand nehmenden Spannung wurden selbst minder bedeutsame Ereignisse schnell mit den religiösen Parteiungen in Verbindung gesetzt und zu doppelter Wichtigkeit erhoben; unter anderen auch der Streit über die jülich-kleve'sche Erbschaft. Der Herzog Johann Wilhelm starb am 25. März 1609 kinderlos, und hinterließ das Herzogthum Jülich, Kleve und Berg, die Grafschaften Mark und Ravensberg, und die Herrschaft Ravenstein, auf welche Lande sofort der Kurfürst Christian II. von Sachsen, als Nachkomme einer früheren Erbtochter Sibylle und als Inhaber einer kaiserlichen Anwartschaft von 1483, und die Schwestern des verblichenen Herzogs sammt ihren

Nachkommen, Ansprüche erhoben. Wenn man hierbei auch die beiden jüngeren Schwestern überging, welche an den Pfalzgrafen von Zweibrück und den Markgrafen von Burgau verheiratet waren, so entstand doch die Frage: ob der Kurfürst Johann Sigmund von Brandenburg, als Gemal Anna's, einer Tochter der ältesten Schwester des Erblassers, oder der Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, ein Sohn der zweiten Schwester des Erblassers, den Vorzug verdiene. Jener behauptete sein näheres Recht, weil Anna von der ältesten Linie abstamme; Dieser, weil er ein männlicher Nachkomme, und Anna's Mutter schon vor dem Erblasser gestorben sey. — Kaiser Rudolf's Befehl, die Landschaften, bis zu ausgemachtem Streite, ihm zu überlassen, hatte blos zur Folge, daß Brandenburg und Neuburg sich über den gemeinschaftlichen Besitz einstweilen verglichen; durch einen ähnlichen Vertrag wurde auch der Kurfürst von Sachsen, welcher nunmehr allein vom Kaiser die Belehnung erhielt, beruhigt. Bald aber erneuerten sich die Zwistigkeiten; Pfalzgraf Wolfgang trat, hauptsächlich von Maximilian von Baiern veranlaßt, 1614 zur katholischen Kirche über; die Union, wie die Liga, nahmen eifrig Partei, und nachdem Frankreichs bevorstehende, abermals eigennützige Einmischung durch den Tod Heinrich's IV. gehindert war, wendete sich der katholische Theil an Spanien, der protestantische an die Niederländer. Beide folgten gern einer Einladung, welche ihnen deutsche Länder mit Heeresmacht zu überziehen, und auf deren Kosten zu leben, gestattete. Bei der Uebergabe der Stadt Wesel wurde ausbedungen, daß tausend Spanier hineingelegt werden sollten; statt derselben kamen drei tausend, und auf die Klage der Bürger wurde spöttisch geantwortet: es stehe nicht ausdrücklich im Vertrage, daß Keine über die tausend erscheinen dürften. Mit Recht klagte ein Zeitgenosse: daß die Fremden arglistig die Parteiungen beförderten, damit das mächtigste Volk, durch inneren Zwist getrennt, seinen Nachbarn verwundbare Seiten darbiete, und durch die Willkür übertriebener Freiheit zusammen stürze. (Erst 1624 kam zu Düsseldorf ein neuer Vergleich zu Stande, wonach Kleve, Mark und Ravensberg dem Kurfürsten von Brandenburg; Jülich, Berg und Ravenstein dem Pfalzgrafen von Neuburg zugetheilt wurden.) Nach vorangegangener Unterhandlung zu München, schloß (24. October 1610) der Herzog von Baiern einen Vergleich mit der Union. Ligisten wie Unirte sollten ihr Kriegsvolk entlassen; wobei jedoch Jene die Ansicht festhielten: daß sie den Religionsfrieden nur buch-

städtisch hatten, keine Aenderungen gestatten, neue durch Theilung der Länder entstehende protestantische Stimmen um so weniger dulden, da die geistlichen Stimmen sich nicht gleicherweise mehren könnten, die Entscheidung nach Stimmenmehrheit auf Reichs- und Deputationstagen aufrecht halten, keine Abgeordneten geistlicher Stifter, welche nach dem Religionsfrieden in protestantische Hände gekommen, anerkennen, und Kaiser, Kammergericht und Reichshofrath gegen die Protestanten vertheidigen wollten.

Der dem Kaiser abgenöthigte, für ihn so nachtheilige Vergleich von Lieben hatte, wie erklärlich, das brüderliche Einvernehmen zwischen den beiden Aeltesten des Habsburger Hauses nicht hergestellt. Jener beschwerte sich, daß König Mathias die Bedingungen jenes Vertrages nicht erfüllt, ihm für die, demselben vorangegangenen Bedingungen keine Genugthuung gegeben habe; auch erfuhr er, daß die Unirten mit Mathias Verhandlungen begonnen, und ihm ihren Beistand zugesagt hatten. — Dagegen führte Mathias Klage, daß der Kaiser die Stände und Unterthanen der ihm abgetretenen Lande von ihm abwendig zu machen strebte, und daß die, vom Erzherzoge Leopold an Oesterreichs Gränzen in Passau angeworbenen Truppen — das sogenannte „passauische Kriegsvolk", dessen Bestimmung nicht klar war — diese Länder mit einem Einfalle zu bedrohen schienen. Nach Prag kamen nun die Erzherzoge Ferdinand, Maximilian und Leopold, auch ein Abgeordneter des Erzherzogs Albrecht, dann die Kurfürsten von Mainz, Köln und Sachsen, die Herzoge von Baiern und Braunschweig, und der Landgraf von Hessen-Darmstadt, und es wurde daselbst, verschiedener Angelegenheiten wegen, im Mai 1610 eine Fürstenversammlung eröffnet, die zunächst ihr Bemühen darauf richtete, den Kaiser mit seinem Bruder auszusöhnen. Am 15. September unterzeichneten der Kaiser und die zu Prag anwesenden Fürsten eine Vergleichsacte, in welcher, nebst mehren anderen Punkten, bestimmt wurde, daß Mathias dem Kaiser über die frühern Vorfälle Abbitte thun lassen, und demselben als das Haupt der Christenheit und des Hauses Oesterreich wie auch als seinen Lehensherrn bezüglich der sämmtlichen, ihm abgetretenen österreichischen Länder erkennen sollte; beide Monarchen sollten sich zu wechselseitiger Einigkeit, Freundschaft und Hilfe verbinden. Mathias unterzeichnete diesen Vertrag zu Wien (1. October), und acht Tage darauf begaben sich in Prag die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian mit dem Bevollmächtigten des Erzherzogs Albrecht zu dem Kaiser, um, im Namen des

Königs Mathias, dem Kaiſer Abbitte zu leiſten, welche derſelbe großmüthig erließ und alles Geſchehene vergeben und vergeſſen erklärte, womit jedoch nur ſcheinbar die Einigkeit hergeſtellt war.

Kaiſer Rudolf hatte früher die Abſicht gehegt, die Erbfolge in den geſammten öſterreichiſchen Staaten dem Erzherzoge Ferdinand von Steyermark zuzuwenden. Aber gekränkt durch deſſen Theilnahme an der Verbindung von 1606, richtete er ſpäter ſein Augenmerk auf den Erzherzog Leopold, entſchloſſen, Dieſem wenigſtens den böhmiſchen Thron zu ſichern. Der Prager Vertrag hatte die Entlaſſung des von Leopold geſammelten paſſauiſchen Kriegsvolkes feſtgeſetzt; auch erließen der Kaiſer und der Erzherzog Leopold von Prag aus wirklich wiederholte Befehle zur Auflöſung dieſer Truppen, die ihnen ſelbſt gefährlich zu werden drohten. Allein es fehlte an Geld, dieſen Banden die anſehnlichen Soldrückſtände auszuzahlen, und daher blieben ſie noch immer in ihren Standquartieren verſammelt, bis ſie plötzlich im December 1610 unter ihrem Oberſten, Lorenz von Ramee, (von den Bauern, wegen der Raubſucht ſeiner Soldaten, Rammauf genannt), in Oberöſterreich einbrachen, und hier Quartiere bezogen. Der König Mathias beklagte ſich bei dem Kaiſer über den Friedensbruch, und ſchickte ſich zur Vertheidigung der Enns an, während die Stände ſich vor der Plünderungs- und Zerſtörungswuth dieſer Truppen durch Verträge mit ihnen zu ſchützen ſuchten. Eine kaiſerliche Geſandtſchaft entſchuldigte den Einfall als einen Durchmarſch nach den Quartieren, welche den paſſauiſchen Truppen, entweder in Böhmen, oder in Tirol, bis zu ihrer Bezahlung oder Abdankung eingeräumt werden ſollten. Wirklich hatten dieſelben einige Bewegungen gegen die ſteyeriſche Gränze unternommen, welche auf einen vorhabenden Marſch nach Tirol hindeuteten; allein ſie änderten, nachdem ſie in ihren bisherigen Standorten im Mühlviertel die Vorräthe aufgezehrt oder verwüſtet hatten, ihren Marſch, und wendeten ſich nach Böhmen. Vergebens gebot ihnen ein kaiſerlicher Befehl, an den böhmiſchen Gränzen einſtweilen ſtehen zu bleiben; ohne auf das Gebot ihrer Anführer zu hören, gingen ſie zu Anfang Februars 1611 über die Donau, beſetzten Krumau, Budweis, Piſek und Tabor, und zogen dann, überall Mord, Gewaltthat und Raub verübend, gegen Prag. Rudolf ſendete ihnen einen Herold nach Beraun entgegen, mit dem Befehle, ſogleich nach Krumau zurück zu kehren. Ramee gab aber zur Antwort: er käme als Freund, und nur zum Schutze des Kaiſers, beſetzte hierauf den nahen Berg

und (15. Februar) auch die Prager Kleinſeite *). Seine Truppen machten einen Verſuch, in die Altſtadt einzudringen, wurden aber von den muthigen Bürgern Prags zurück geſchlagen.

Inzwiſchen hatte der König Mathias Truppen aus Ungarn, Mähren und Oeſterreich verſammelt. Den böhmiſchen Ständen, welche in ihrer Beſorgniß ſich an ihn wendeten, ſagte er ſeinen Beiſtand zu, gab ihnen beruhigende Verſicherungen, und brach im Eilmarſche nach Böhmen auf. Es war ihm nicht wenig willkommen, nun eine Gelegenheit zu haben, den Kaiſer, dem er unverſöhnlich grollte, zu ſtürzen, und triumphirend ſprach er in einem Befehle an ſeinen Feldmarſchall Herberſtein aus: die Böhmen haben uns und unſere Länder um Hilfe erſucht, und wir ſind entſchloſſen, dieſe Occaſion nicht zu verſäumen **). Den kaiſerlichen Geſandten, welche den Einfall des Paſſauer Volkes entſchuldigen ſollten, hatte er ſchon früher in Wien grollend und zweideutig geantwortet: das Alles komme daher, weil ſich der Erzherzog Leopold — dem Mathias wegen der erwähnten Abſichten des Kaiſers hinſichtlich der böhmiſchen Erbfolge natürlich nicht gewogen war — an die Spitze der Paſſauer geſtellt, unter deſſen Schutze ſie ſich allen Frevel wider Gott, die Obrigkeit, die Freiheiten des Königreichs und wider alles Chriſtenthum erlauben, und er, Mathias, könne es nicht geſtatten, daß ſolches ſchöne Königreich ſo unſchuldig vor ſeinen Augen verwüſtet, und daß er der Nachfolge, welche er durch ordentliche, rechte (?) Mittel bekommen, beraubt werden, oder doch ein ödes, verwüſtetes Königreich durch Einiger Connivenz bekommen ſollte.

Kaiſer Rudolf's Schickſal war nun in voraus entſchieden. Die Annäherung des Hilfsheeres des Mathias machte den Einwohnern Böhmens wieder Muth. In mehren Kreiſen erhoben ſie ſich zum Widerſtande gegen ihre paſſauiſchen Quäler, und zogen gegen Prag, mit Fahnen, auf welchen geſchrieben ſtand: „wider den Ramee.“ Den verwegenen Paſſauern ſelbſt ward bange; nachdem ſie vom Kaiſer 800,000 Gulden auf Abſchlag ihres Soldes empfangen, verließ ein großer Theil derſelben, von Ramee und dem Erzherzoge Leopold angeführt, zur Nachtzeit in aller Stille die Prager Kleinſeite, und ſetzte ſich,

*) Ueber die hier von dem Kriegsvolke verübten Gräuel, ſ. auch »Beſchreibung des Paſſauer Einfalls« (aus alter Handſchrift) in Riegger's Archiv (Dresden 1792), II., 491 u. f.

**) F. Kurz: Schickſale des paſſauiſchen Kriegsvolkes in Böhmen (Prag, 1831), S. 28.

obgleich von den ständischen Truppen und den bewaffneten Bauern verfolgt, und mit einem Verluste von zwei tausend Mann, in Budweis wieder fest, wo die Streifzüge und Plünderungen sich wiederholten. Doch war es dem Erzherzoge Leopold und dem Ramee jetzt nur noch um einen ungefährdeten Rückzug nach Passau zu thun, den sie auch, obwohl die Oesterreicher die Päße verlegten, endlich glücklich bewerkstelligten.

Nachdem Mathias alle Vorbereitungen getroffen, brach er (8. März) von Wien über Mähren nach Böhmen auf, wo er mit Jubel empfangen wurde. In ausgelassener Freude wüthete der Pöbel in Prag gegen die kranken und verwundeten Passauer, welche den Schaden, den ihre Truppen angerichtet, blutig entgelten mußten. Am 24. März hielt Mathias einen feierlichen Einzug in Prag, zur großen Besorgniß des Kaisers, der über die Absichten seines Bruders nicht in Zweifel seyn konnte, und welchen von einer Seite die tobenden Böhmen, von der anderen die zurück gebliebenen Passauer ängstigten. Mathias hätte, im Zorne über die Verwüstungen dieses Kriegsvolkes, dasselbe am liebsten von der Erde vertilgt; aber dies wäre nur unter neuen Kämpfen, Unruhen und Gefahren zu ermöglichen gewesen; darum gestattete er Herrn Peter Woyk Ursin von Rosenberg, mit dem Obersten der Passauer, dem Grafen Althan, Unterhandlungen anzuknüpfen, die wieder der Erzherzog Leopold, in der Absicht, mit Hilfe dieses Kriegsvolkes die böhmische Krone für sich zu erlangen, aus allen Kräften zu hintertreiben suchte. Nach vielen Schwierigkeiten wurde endlich zu Wittingau (21. Mai) ein Vertrag zwischen den königlichen Commissären und dem Grafen Althan abgeschlossen; die Passauer erhielten vom Könige Verzeihung, Gnade und freien Abzug zugesichert, und mußten dagegen versprechen, sich binnen sechs Monaten nicht gegen ihn gebrauchen zu lassen, Krumau, Budweis und alle übrigen, von ihnen eingenommenen Orte, mit Munition und Proviant herzugeben und die Waffen niederzulegen; Bedingungen, welche, trotz Ramee's Gegenbemühungen, erfüllt wurden und das passauische Unheil wieder entfernten.

König Mathias, als Retter Böhmens, hatte dort alle Stände für sich, und um so weniger konnte der Kaiser wagen, den durch die Umstände und nöthigenfalls auch durch die Gewalt der Waffen unterstützten Anmaßungen seines Bruders sich zu widersetzen. Nothgedrungen mußte daher der Kaiser einen allgemeinen Landtag von Böhmen, Schlesien, und den Lau-

ſitzen nach Prag berufen, und (11. April) den Ständen den Wunſch zu erkennen geben, daß ſein Bruder ſofort zum wirklichen Könige von Böhmen ausgerufen werden möchte. Die Stände erklärten ſich hiermit einverſtanden, ſetzten jedoch eine Capitulation auf, welche Mathias vor ſeiner Krönung beſchwören ſollte. Dieſer gelobte, vierzehn Tage nach der Krönung die Freiheiten Böhmens in Staats- und Religionsſachen, wie auch die Verträge von 1608, 1609 und 1610 zu beſtätigen; über andere Punkte ſollte der nächſte allgemeine Landtag entſcheiden. So wurde denn am 23. Mai 1615 Mathias durch den Kardinal-Biſchof von Olmütz, Dietrichſtein, zum Könige von Böhmen gekrönt, und ertheilte (8. Juni) den Ständen die verſprochene Beſtätigung der politiſchen und religiöſen Landesprivilegien, worauf (11. Auguſt) der Definitivvertrag zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige vollzogen wurde. Der Kaiſer behielt ſich ſeine Reſidenz auf dem Prager Schloſſe vor; es wurde ihm aus den Einkünften der abgetretenen Länder eine jährliche Rente von dreimal hundert tauſend rheiniſchen Gulden, ſammt dem lebenslänglichen Genuſſe der vier Herrſchaften Pardubitz, Brandeis, Liſſa und Pezerau zugeſichert. Mathias zahlte den paſſauiſchen Truppen ihre Rückſtände, und dieſe gingen auseinander. Am 29. Auguſt brach König Mathias von Prag auf, ohne daß der gekränkte Kaiſer ihn zum Abſchiede ſah *), und nahm (im September und October) in der Lauſitz und in Schleſien die Huldigung hin; in Wien feierte er (4. December) ſeine Vermälung mit der zwei und zwanzigjährigen Prinzeſſin Anna, einer Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Tirol und Katharinens von Mantua.

In Siebenbürgen ſchändete unterdeſſen Sigmund Báthory ſeine Regierung durch Tyrannei und Gewaltthaten der ſchnödeſten Art, zumal gegen die Katholiken. Es entſtand eine Verſchwörung gegen ſein Leben; ſie wurde verrathen, die Theilnehmer entflohen oder verfielen der Rache des Fürſten, der ſeitdem noch ärger wüthete, alle Jeſuiten aus ſeinem Lande verjagte, und auf dem Weiſſenburger Landtage Siebenbürgen jedem katholiſchen Prieſter verſchloſſen erklärte. Eroberungsſucht bewog ihn, im December 1610 den walachiſchen Fürſten Radul Scherban, mit welchem er unlängſt ein Bündniß geſchloſſen, zu überfallen, deſſen Hauptſtadt in Beſitz zu nehmen und das Land auszuplündern. Scherban entwich in die Moldau, ſammelte

*) Kurz a. a. O. S. 87.

Truppen, und lieferte (12. Juli 1611) bei Kronstadt dem Báthory eine Schlacht, in welcher Dieser eine schwere Niederlage erlitt. Dagegen trieb Derselbe siegreich den Sigmund Forgács, der die an Scherban, als Schutzgenossen der ungarischen Krone, verübte Feindseligkeit durch Einfall in Siebenbürgen rächen wollte, zurück, und schloß dann Frieden mit Ungarn. Báthory verfolgte nun seine Rache gegen die Anhänger Scherban's, namentlich die Sachsen, die er gänzlich auszurotten strebte. Aber bald darauf fiel sein Günstling, Andreas Gétzy, dem er die Belagerung von Kronstadt aufgetragen, von ihm ab, trat, um den Fürstenstuhl der Walachei für sich selbst zu erlangen, in geheime Unterhandlungen mit der Pforte, entsetzte Kronstadt, und stiftete offene Empörung an. Auch Báthory's Feldoberster, Gabriel Bethlen, verließ den Dienst des Wütherichs, und floh nach Temesvár. Dennoch behauptete sich Báthory siegreich gegen seine Feinde, bis diese ihn bei der Pforte anklagten, welche seine Absetzung beschloß. Báthory suchte Beistand gegen die Türken bei dem Könige Mathias, welchem jedoch der Waffenstillstand von Sitvatorok die beabsichtigte Einmischung verbot, söhnte sich, als von dieser Seite die Hilfe ausblieb, mit den Kronstädtern aus, und verzieh sogar dem Gétzy. Bethlen, jetzt Größeres im Sinne, ging nach Konstantinopel, und erwirkte hier, daß die Pforte ihn (im Mai 1613) zum Fürsten Siebenbürgens ernannte, und Iskenderpascha von Belgrad den Befehl erhielt, ihn mit Hilfe der Truppen des Fürsten der Moldau, der Walachei und der von Schahingirai befehligten Tataren, dort einzusetzen. Báthory — von den Türken nicht anders, als Delikiral, d. i. der närrische König genannt — entfloh nach Großwardein, und Gabriel Bethlen wurde auf dem (20. October) zu Klausenburg eröffneten Landtage zum Fürsten von Siebenbürgen erwählt, kurz darauf Báthory zu Großwardein von den Haiduken ermordet, womit sein uraltes Geschlecht erlosch.

Am 20. Januar 1612 starb auf dem Schlosse zu Prag der vielgekränkte Kaiser Rudolf, lebensmüde und todessehnsüchtig, noch gebeugt durch den Gedanken, die von den Kurfürsten eifrig betriebene Wahl eines römischen Königs deute auf seine Absetzung. Er hatte sechzig Jahre gelebt, und vier und dreißig regiert. Von denen, die durch Feindschaft und Beleidigung sein mildes Herz gebrochen, bereuten Viele in bald folgender böser Zeit, was sie dem guten, obwohl schwachen Kaiser angethan, und mit Thränen wurde später geklagt: „Der Fluch des frömmsten Kaisers, gegen den wir undank-

bar gewesen, ist über uns gekommen!“ In den Armen der Wissenschaft, in dem heiteren Garten der Kunst, fand der sanfte Fürst häufig ein Asyl gegen die Stürme des Lebens und die Sorgen des Herrscherthums, wenn auch dort der letzte Funke seiner Thatkraft in angenehmer Träumerei erlosch. Prag, seine Residenz, hatte er durch schöne und geschmackvolle Anlagen zum achten Wunder der Welt gemacht, und wohl durfte er, als die Böhmen sich gegen ihn erhoben, anklagend ausrufen: „undankbares Prag, durch mich bist du erhöhet worden, und nun stößest du deinen Wohlthäter von dir.“ Rudolf ist der Stifter des unschätzbaren kaiserlichen Kabinets von Münzen und geschnittenen Steinen, dessen köstliche Zierde, die in ihrer Art einzige Apotheose des Kaisers Augustus, ebenfalls von ihm erworben wurde. Keppler's und Tycho Brahe's „Tabulae Rudolphinae,“ Rudolf's Ordnungen für Bergbau, Handel und Schiffahrt in Böhmen, seine Briefe, enthalten einen Schatz von Kenntnissen. Er war mäßig und einfach; dennoch hatte er in Haltung und Mienen etwas wahrhaft Kaiserliches, das Ehrfurcht heischte, während seine Offenheit und Leutseligkeit um Liebe warb, welche die Welt ihm grausam versagte. Er hätte, um mit dem Dichter zu reden, „ein friedlich Volk beglücken können;“ doch seine schwache Kraft mußte an der wilden Brandung seiner Zeit nothwendig scheitern.

Viertes Buch.

Mathias als König von Ungarn und Böhmen, und Herr in Oesterreich, bis zu seinem Tode; von 1611 bis 1619.

Kaiser Rudolf war unvermält und ohne Leibeserben gestorben; darum vereinigten sich auf dem Kurfürstentage zu Frankfurt, nach kurzen Zweifeln, alle Stimmen für Mathias. Am 13. Juni 1612 wurde Derselbe zum römischen Könige und künftigen Kaiser gewählt, und am 24. Juni zu Frankfurt als solcher gekrönt, doch nicht ohne daß der gewöhnlichen Wahlcapitulation noch einige neue Artikel hinzugefügt worden wären. Auf dem von ihm im August 1613 eröffneten Regensburger Reichstage hoffte er die Religionsparteien zu versöhnen, oder wenigstens den inneren Frieden zu erhalten, nachdem die Unirten ihre Angelegenheiten mit entschiedenem Eifer zu verfechten beschlossen, und an dem Könige von England einen mächtigen

Verbündeten gewonnen, die katholischen Stände aber auf einer Versammlung zu Frankfurt sich neuerdings zur Aufrechthaltung des kaiserlichen Ansehens, der katholischen Religion und der Reichsverfassung gegen die von den Protestanten auf dem Reichstage zu befürchtenden Angriffe, verbunden hatten. Unter solchen Umständen mußte dieser Regensburger Reichstag wieder ein untröstliches Bild der feindlichen Gegensätze liefern. Der Kaiser Mathias verlangte nämlich: man sollte die Rechtspflege wieder in den gehörigen Gang bringen, das zunehmende Mißtrauen fahren lassen, das Münzwesen bessern, die Reichsmatrikel ergänzen, und, weil die Türken aus der Walachei nach Siebenbürgen eindrangen und Oberungarn mit Streifzügen heimsuchten, ihm vierzig Römermonate bewilligen. Die Protestanten, nur in geringer Zahl anwesend, wendeten im Ganzen Nichts dagegen ein, drangen aber zunächst auf Abstellung ihrer Beschwerde über Gerichtsbarkeit, Besetzung des Kammergerichtes und Reichshofrathes, Ausschließung protestantischer Bischöfe vom Reichstage, Beschlagnahme von Gütern und Einnahmen, welche zu protestantischen Stiftern gehörten, Hemmung der Reformation in Reichsstädten, Mißdeutung des Religionsfriedens u. s. w. Insbesondere läugneten sie, daß in Religions- und Steuersachen die Stimmenmehrheit unbedingt entscheiden, und Recht, Freiheit und Ueberzeugung der Minderzahl niederschlagen dürfe; sie behaupteten, nur im Wege der Güte und des Vergleiches könne über die streitigen Punkte Etwas festgesetzt werden. Dem Allen widersprachen die Katholiken, unter Wiederholung schon oft erwähnter Klagen, und den Häuptern beider Parteien, deren Einfluß auf dieser Spaltung beruhte, wäre zu wenig mit einer Einigung gedient gewesen, als daß dieselbe leicht hätte zu Stande kommen können.

Des Kaisers unternehmungslustiger Sinn hätte die Kämpfe, welche die Türken eben in Persien, Georgien, Kleinasien und an Polens Gränzen zu bestehen hatten, gern zu einem entscheidenden Streiche gegen deren Macht benutzt, und bei dieser Gelegenheit Siebenbürgen als sein Erbland erobert. Aber die Stände seiner Länder wünschten Frieden mit den Türken, und so wurden (6. Mai 1615) zu Tyrnau zwischen den Bevollmächtigten des Kaisers und jenen des Fürsten Gabriel Bethlen — gewöhnlicher unter dem Namen Bethlen Gabor bekannt — die Präliminar-Vergleichspunkte abgeschlossen, hauptsächlich betreffend die Bekräftigung des Rechtes der Siebenbürger, ihre Fürsten frei zu wählen, die Bestätigung des Wiener Friedens,

Siebenbürgens Abhängigkeit von der ungarischen Krone, und ein Defensivbündniß zwischen dem Kaiser und dem Fürsten gegen alle Feinde, von welchen jedoch Bethlen die Türken ausnahm. Ebenfalls zu Tyrnau kam (31. Juli 1617) ein neuer, die vorhergehenden Verträge bestätigender Vertrag zu Stande. Im Mai 1615 traten zu Wien die türkischen Botschafter mit den kaiserlichen Bevollmächtigten zusammen, und der Sitvatoroker Friede wurde, in Folge einer Uebereinkunft in zwölf Artikeln, auf zwanzig Jahre bestätigt. Wegen Berichtigung anderer Punkte ging der Prager Stadthauptmann, Freiherr Hermann von Czernin, nach Konstantinopel, brachte aber, weil er mit entfalteter Fahne, worauf Christus am Kreuze und der kaiserliche Adler abgebildet, seinen Einzug hielt, die ganze Stadt in Aufruhr, indem die Türken sich einer alten Prophezeiung entsannen, daß, wenn die Kreuzesfahne zu Konstantinopel wehen würde, der Verfall ihres Reiches heranbreche. Czernin schloß hierauf den ersten österreichischen Handelsvertrag mit der Pforte in fünfzig Artikeln ab *), konnte jedoch die von seinem Hofe ihm besonders anempfohlene vertragsmäßige Anstellung von Consuln nicht erwirken.

Da sowohl der Kaiser Mathias, wie seine Brüder, die Erzherzoge Maximilian und Albrecht, keine Leibeserben hatten, so beschloß Jener, nachdem diese beiden Erzherzoge und der König Philipp III. von Spanien ihren Rechten und Ansprüchen entsagt hatten, die Erbfolge in den sämmtlichen österreichischen Staaten auf den Erzherzog Ferdinand von Tirol zu übertragen. Auf dem Landtage zu Prag 1617 wurde derselbe von den Ständen als künftiger König von Böhmen ausgerufen, und am 29. Juni gekrönt, auch empfing Derselbe in den nächsten Monaten die Huldigung in Schlesien, Mähren und den Lausitzen. Dagegen scheiterte des Kaisers Bemühen, Ferdinand's Erwählung zum römischen Könige durchzusetzen, an dem Widerstande der protestantischen Partei, namentlich ihres Oberhauptes, des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Den Preßburger Landtag im März 1618 ließ der Kaiser, durch eine heftige Fußgicht abgehalten, durch den jüngeren böhmischen König eröffnen, und durch seine Bevollmächtigten den ungarischen Ständen den Antrag machen: daß sie, in Anbetracht seines bald zu erwartenden Hinscheidens und seiner Kinderlosigkeit, seinen Vetter und

*) Hammer: Gesch. d. Osm. II. 761.

adoptirten Sohn, Ferdinand, König von Böhmen, als ihren künftigen König anerkennen möchten. Die Stände, auf welche hierbei die protestantische Partei großen Einfluß nahm, verlangten, daß der Ernennung des Königs die Wahl des Palatins vorangehen solle, und legten dann Ferdinand siebzehn Bedingungen eines Wahlvertrages vor, zu deren Annahme Derselbe sich um so leichter verstehen konnte, da einer dieser Punkte, die Religionsfreiheit betreffend, bereits eine Trennung der katholischen und protestantischen Stände erzeugte. Am 16. Mai wurde Ferdinand sodann als erwählter König von Ungarn feierlich ausgerufen, am 6. Juli gekrönt, und hierauf die Wahl eines Palatins vorgenommen, die auf Sigmund Forgács fiel.

Immer noch hoffte der Kaiser die Gegenbündnisse in Deutschland auf friedlichem Wege aufzulösen, und dadurch Einigkeit, Sicherheit und Ordnung zurück zu führen; aber vergeblich. Die Union hatte sich durch den Beitritt neuer Mitglieder und durch Bündnisse mit auswärtigen Mächten ansehnlich verstärkt, der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt dieses Bundes, seinen Einfluß durch seine Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth von England 1613 erhöht, der neue Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig im nämlichen Jahre als Theilnehmer sich angeschlossen, und am 16. März 1613 wurde das Defensivbündniß mit Holland auf fünfzehn Jahre unterzeichnet, wonach die Generalstaaten der Union viertausend Mann Hilfstruppen zusagten. Im April 1617 hielten die unirten Stände eine Versammlung zu Heilbronn. Der Kaiser ermahnte sie, ihren verfassungswidrigen Bund aufzulösen, mit dem Versprechen, daß solchen Falls auch die katholische Liga sogleich auseinander gehen solle. Aber Jene verweigerten zu gehorchen, den Kaiser auffordernd, ihren Beschwerden abzuhelfen und das Gleichgewicht zwischen beiden Religionsparteien herzustellen, und erneuerten (23. April 1617) ihre mit 3. Mai 1618 zu Ende gehende Vereinigung auf weitere drei Jahre.

Am schwersten trübte sich der Himmel über Böhmen. Während die Katholiken hier den Majestätsbrief ein erzwungen Ding nannten, versuchten die Utraquisten denselben, namentlich die darin den Ständen und den königlichen Städten gegebene Erlaubniß, auf ihren Besitzungen protestantische Kirchen und Schulen anzulegen, noch weiter auszudehnen. Die utraquistischen Bürger der, der dortigen Abtei unterthänigen, Stadt Braunau glaubten

ſich berechtigt, eine Kirche zu erbauen. Der Bau wurde begonnen; aber auf des Abtes Anzeige erfolgte 1611 ein Befehl der königlichen Regierung, denſelben einzuſtellen. Eben ſo hatten die proteſtantiſchen Bürger des, dem Prager Erzſtifte zugehörigen, Städtchens Kloſtergrab den Bau einer Kirche angefangen, deſſen Fortführung der Erzbiſchof unterſagte. Hierüber und über andere vorgebliche Beſchwerungen führten die utraquiſtiſchen Stände auf dem Prager Landtage Klage, worauf jedoch der Kaiſer erklärte, daß, nach dem Wortlaute des Majeſtätsbriefes, der Bau jener Kirchen unterbleiben müſſe. Ohne ſich danach zu achten, ſetzten die Utraquiſten an beiden Orten die Bauarbeiten fort. Jetzt ließ der Erzbiſchof die Kloſtergraber Kirche ſchließen, und bald darauf niederreißen; die Kirche zu Braunau ſollte auf Regierungsbefehl geſperrt werden, und die in dieſer Angelegenheit nach Prag geſendeten Deputirten des Städtchens wurden als unruhige Köpfe feſtgenommen. Auch in Schleſien, wo beſonders der Calvinismus Fortſchritte machte, zeigten ſich hie und da Unruhen, und überall waren fremde Sendlinge und Aufwiegler geſchäftig, die Gährung zu vermehren und die Proteſtanten zu ſtrafbarer Selbſthilfe zu ſtacheln.

Wie entſchieden in Böhmen das Uebergewicht der Utraquiſten auch ſelbſt im Verwaltungsfache war, — unter den neun und fünfzig Beamten der böhmiſchen Kammer befanden ſich damals, neben fünf und vierzig Utraquiſten, nur vierzehn Katholiken, und die Angelegenheiten der Letzteren waren daher hier ſo übel vertreten, daß Viele ſich gar nicht getrauten, ihre Klage anzubringen *) — ſo meinten doch die Utraquiſten ſich fortwährend hintangeſetzt und beſchwert, beſonders durch verſchiedene, 1617 ergangene, Juſtiz- und Verwaltungsgegenſtände betreffende kaiſerliche Verordnungen. Dazu kam, daß (4. October) der unruhige Graf Mathias von Thurn, Haupt und Stimmführer der böhmiſchen Proteſtanten, des Amtes eines Burggrafen von Karlſtein enthoben wurde. Zwar wurde er gleichzeitig zum Oberſthoflehenrichter ernannt; dennoch konnte es der leidenſchaftliche Mann nicht verſchmerzen, daß ihm bei dieſem Wechſel die Obhut über die Reichsinſignien entzogen worden, und ſchwur im Stillen beſonders ſeinem Nachfolger in der Karlſteiner Burggrafenwürde, Jaroslaw von Martinitz, ſchreckliche Rache.

*) Kurze Geſchichte von den böhmiſchen Unruhen; aus dem gleichzeitigen Original mitgetheilt in Riegger's ſchon erwähntem „Archiv der Geſchichte und Statiſtik, insbeſondere von Böhmen," II., 573.

Zu Anfang Decembers 1617 übertrug der Kaiser die böhmische Landesverwaltung zehn Statthaltern, unter welchen sich sieben Katholiken befanden, und im Februar des folgenden Jahres ernannte er eine Commission von fünf böhmischen Edlen, welche die Kirche zu Braunau sperren sollten und diesen Befehl wirklich in Vollzug setzte.

Die Utraquisten legten dies fälschlich als eine Verletzung des Majestätsbriefes aus, und die Defensoren beriefen die obersten Landesbeamten sammt den Bevollmächtigten aus allen Kreisen zu einer Versammlung nach Prag, welche am 5. März begann, sich mit einer Bittschrift an die Statthalter, mit einer zweiten an den Kaiser selbst wendete, und auf Aufhebung der Religionsbeschränkungen und Loslassung der verhafteten Braunauer Deputirten drang, zugleich die Stände von Mähren, Schlesien und den Lausitzen um Verwendung bei dem Kaiser ersuchend. Mathias untersagte in seinem Antwortschreiben vom 18. März den Ständen jede künftige, unbefugte Versammlung, und drohte den Anstiftern und Häuptern der Unruhen mit strenger Untersuchung und Ahndung. Am 22. wurde dieser kaiserliche Befehl den, nach dem Prager Schlosse berufenen utraquistischen Ständen vorgelesen, welche hierauf, in einem (31. März) an den Kaiser gerichteten Schreiben ihre bisherigen Schritte zu rechtfertigen suchten. Am 21. Mai wurden die utraquistischen Stände und die Defensoren abermals auf das Prager Schloß berufen und ihnen ein neues kaiserliches Schreiben vorgelesen, das ihnen jede eigenmächtige Zusammenkunft wieder scharf verbot. Die Utraquisten gaben diesem Schreiben die gehässigste Auslegung, und ließen beunruhigende Gerüchte ausstreuen, namentlich in Betreff der Verdoppelung der Schloßwache und wegen einer angeblich beabsichtigten Verhaftung des Grafen von Thurn, welcher sie auch von den anwesenden vier Statthaltern — dem Oberstburggrafen Adam von Sternberg, dem Oberstlandrichter Grafen Wilhelm Slawata, dem Karlsteiner Burggrafen Jaroslaw von Martinitz, und dem obersten Kanzler des Königreichs in Böhmen, Mathias Lorenz Popel von Lobkowitz — Anklage verlangten.

Als [illegible] auf den [illegible] einer [illegible] Kanzlei [illegible] Am Morgen des 23. Mai erschienen die vier Statthalter in der böhmischen Kanzlei [illegible] Prager Schlosse die utraquistischen Stände zu einer Conferenz. Diese erklärten es gerade [illegible] mit vielen Worten und Beispielen [illegible] Bücher und Schriften bewiesen, so

daß, weil der Saal die Menge nicht faſſen konnte, die Thüren offen bleiben mußten, und das Gefolge außen ſich aufſtellte. Man verlangte von ihnen eine Antwort auf das kaiſerliche Schreiben und das darin enthaltene Verbot eigenmächtiger Zuſammenkünfte. Darauf ließen ſie durch den Rath Paul von Riczan eine Entgegnungsſchrift ableſen, worin es hieß: weil der Kaiſer in ſeinem Schreiben ſie alle bereits des Lebens und der Ehre verluſtig erklärt, ſo hätten ſie mit einander einhällig, bei Verluſt Leibes und Lebens, Ehr' und Gutes, ſich verbunden, Alle für Einen, und Einer für Alle, feſtiglich zu ſtehen, diesfalls kein rechtliches Erkenntniß abzuwarten, noch ſich demſelben zu fügen, ſondern treulich einander zu helfen und wider männiglich auf das Aeußerſte zu beſchirmen. Sie behaupteten ferner, das kaiſerliche Schreiben ſey auf Anſtiften der Feinde ihrer Religion erfolgt, und begehrten von den Statthaltern zu wiſſen, ob dieſelben, oder wer von ihnen die Hand dabei im Spiele gehabt. Die Statthalter begehrten hierauf eine Copie der ſtändiſchen Schrift und eine zweitägige Friſt zur Antwort, zumal eines ihrer Mitglieder, der Oberſtlandhofmeiſter Adam von Waldſtein, wegen Krankheit abweſend ſey. Aber die Utraquiſten forderten ſtürmiſch die Antwort auf der Stelle. Vergebens beriefen ſich die Statthalter auf Dienſteid und Amtsgeheimniß; die Gegner wiederholten tobend ihr Verlangen, und Hans Litwin von Riczan ſetzte drohend ſeine Piſtolen in Bereitſchaft. Die Statthalter betheuerten, jenes kaiſerliche Schreiben, dem die Gegner eine ſo übertriebene Auslegung gaben, nicht veranlaßt zu haben. Die Utraquiſten aber — hauptſächlich der Graf von Thurn, Leonhard Colon von Fels, Wilhelm d. ä. Poppl von Lobkowicz, Bohuslaw Berka, Wenzel Wilhelm von Ruppa, Joachim Andreas von Schlik, Litwin von Riczan, Albrecht Hans Smirznicky und Ulrich Kinsky — ſchrien laut: das Schreiben liefe wider ihren Majeſtätsbrief, und ihr Grimm brach vornehmlich gegen Slawata und Martinitz los, Erſterer ihnen doppelt verhaßt, weil er, früher Pikardit, zur katholiſchen Kirche zurück gekehrt war, Letzterer aus gedachten Gründen von Thurn als Nebenbuhler und Feind betrachtet. Man warf ihnen vor: ſie wären der Utraquiſten und ihres Glaubens Feinde, und wollten ſie um den Majeſtätsbrief bringen; ſie hätten ihre eigenen utraquiſtiſchen Unterthanen, und jene auf den kaiſerlichen Herrſchaften, beſonders in Krumau und Straſchitz, ſehr geplagt, zur katholiſchen Religion gezwungen, oder aus den Gründen vertrieben. Beide vertheidigten ſich ausführlich gegen dieſe und ähnliche Be-

schuldigungen, und belegten ihre Gegenbeweise mit Thatsachen. Dem Martinitz wurde dann noch insbesondere vorgeworfen: er habe den „frommen, ehrlichen" Grafen von Thurn um das Burggrafenamt gebracht, welches Anstinuen Martinitz ebenfalls genügend widerlegte. Grollend sagte Thurn: es sey hier nicht um Antworten und politische Sachen, sondern um die Religion zu thun, und neue Vorwürfe und Anklagen folgten. Thurn aber und Poppl von Lobkowicz reizten ihre Gefährten gegen Slawata und Martinitz auf, sprechend: sehet, liebe Herren, diese Zwei sind unsere und unserer Religion größte Feinde, welche uns um den Majestätsbrief und unsere anderen Religionsfreiheiten bringen wollen; so lange sie im Lande bleiben, werden wir nie des Majestätsbriefes, ja unsere lieben Weiber und Kinder nicht des Lebens sicher seyn, und wenn wir sie am Leben lassen, werden wir Alle Leib, Ehre und Gut verlieren, weil bei ihnen keine Gerechtigkeit zu erlangen ist; darum wollen wir sie auf der Stelle für die erklären, die sie sind, und als solche strafen. — Martinitz und Slawata sahen, daß die Wuth der Empörer gegen sie gerichtet sey, und trösteten einander, als ehrliche Männer, getreue Diener, und Märtyrer Gottes, zu sterben; sie baten ihre Gegner dringend, Nichts zu übereilen, und wenn sie Beschwerde gegen sie hätten, diese bei dem Kaiser oder dem Landrechte anzubringen. Die Utraquisten aber ließen eine für diesen Fall schon bereit gehaltene Art von Straffentenz wider Slawata und Martinitz verlesen, worin Diese als Feinde und Zerstörer des Majestätsbriefes und des utraquistischen Glaubens hingestellt wurden, weshalb gegen sie alsobald mit ernstlicher Strafe verfahren werden solle; man erkannte daran ein abenteuerliches Bemühen, die ungesetzlichste That in eine gesetzliche Scheinform zu bringen, und ihr den Anstrich einer Fehme zu geben. Umsonst verantworteten sich die Bedrohten auch gegen diese Anklage; die entfesselte Wuth wollte ihr Opfer. Dem Oberstburggrafen und dem Großprior rief man zu: ihnen solle nichts geschehen, sie möchten nur den Saal verlassen; Jenen versuchten Einige an der Hand hinaus zu führen. Martinitz faßte in seiner Todesangst den Oberstburggrafen am Rockärmel, ihn anflehend, bei ihm zu bleiben, da es ihre Pflicht sey, nicht von einander zu lassen, und, Eines Amtes Träger, auch Gutes und Böses zusammen zu tragen. Der Oberstburggraf wollte auch nicht hinweg, und wehrte mit den Händen die Wüthenden von seinen Amtsgenossen ab, aber man zog ihn und den Großprior mit Gewalt zur Thüre hinaus. Dann warfen sich Thurn und Schlik

auf Slawata; Lobkowicz, Riczan, Kinsky, Smirzicky und Paul Kaplirz auf Martinitz, und zerrten die Entgegenringenden im Saale umher. Dieſe glaubten Anfangs, man wolle ſie nur zur Thüre hinaus führen und etwa in Verhaft bringen. Als man ſie aber bei der Thüre vorbei ſchleppte, und vor ihnen das Fenſter öffnete, errieth en ſie die ſchreckliche Abſicht, und baten nur, ihnen einen Beichtvater zu geſtatten. Man ſchlug es ihnen höhniſch ab, und ohne Zögern wurde Martinitz, der in dieſem fürchterlichen Augenblicke ſeine Seele dem allmächtigen Gott und der heiligen Jungfrau empfahl, kopfüber in den dreißig Ellen tiefen und ſteinigen Schloßgraben geſtürzt. Zum Glück war dieſer mit Schutt angefüllt, ſo daß der Fallende ſich nicht beſchädigte; die gläubige Andacht ſeiner Zeit erhob dies zu einem Wunder. Slawata wollte ſich am Fenſter anklammern, aber man ſchlug ihm die Finger blutig, und warf ihn ebenfalls hinab. Auch ihm geſchah kein bedeutender Schade, obwohl er noch acht Ellen weiter und tiefer fiel, als ſein Unglücksgenoſſe, und im Sturze ſich mit dem Kopfe dergeſtalt in ſeinen ſchweren Mantel verwickelte, daß er nahe am Erſticken war. Ein drittes Bubenſtück beendete das Ereigniß; auf Anſtiften Smirzicky's und Ehrenfried's von Berbisdorf wurde auch M. Philipp Fabricius, kaiſerlicher Rath und Secretär des Königreiches Böhmen, den Statthaltern nachgeworfen. Martinitz ermannte ſich zuerſt, und ein ſchöner Zug der Freundſchaft und Treue trieb ihn, bevor er auf ſeine eigene Rettung dachte, zu dem beinahe beſinnungsloſen Slawata, während die von oben heftig aus Piſtolen und Büchſen herab ſchoſſen, ihm Mantel und Gewand mit ihren Kugeln durchlöchernd, ohne ihn verwunden zu können. Fabricius, der Furchtſamſte, eilte, als die Kugeln auch neben ihm niederſchlugen, aus dem Graben, und ſtahl ſich bald darauf aus der Stadt hinaus. Mittlerweile kamen den beiden Statthaltern einige treue Diener zu Hilfe, und führten ſie, unerreicht von den nachgeſendeten Kugeln, aus dem Graben den Berg hinauf, zu dem Hauſe der Oberſtkanzlerin Polyxena von Lobkowicz, die zu dieſem Zwecke eine Leiter an ihre Fenſter hatte lehnen laſſen, ſo daß die Verfolgten glücklich in das Haus gelangten, wo Beide ſogleich beichteten. Noch wollten die Verfolger ihre Opfer nicht losgeben; Thurn und einige ſeiner Genoſſen kamen in das Haus der Oberſtkanzlerin, und forderten die Auslieferung der Aufgenommenen; doch die hochherzige Frau wies die Ungeſtümen mit Entſchiedenheit ab. Martinitz gelangte verkleidet nach München. Dem ſchwer darnieder lie-

genden Slawata gestatteten die utraquistischen Stände, nachdem die erste Wuth vorüber war, endlich einen Arzt, und ließen ihn scharf bewachen. Man erzählt sich auch von einer Scene zwischen den Frauen Slawata und von Thurn, welche Letztere, als Jene bei ihr Fürbitte einlegte, weissagend antwortete: was Ihr jetzo von mir, werde ich bald für meinen Mann und seine Gehilfen begehren müssen.

Der Gewaltthat, die zugleich eine niedrige und unmännliche war, da eine bewaffnete Uebermacht sich an drei Wehrlosen vergriff, folgte Erstarrung und Schrecken der Thäter selbst. Sie liefen mit ihren Pistolen und Gewehren bestürzt durch einander, Keiner dem Anderen trauend, und einen Aufstand des Volkes zu ihrem Nachtheile befürchtend. Thurn selbst eilte durch die Straßen, und ermahnte die Einwohner, sich ruhig zu verhalten. Was für die Religion (!) habe geschehen müssen, sey bereits geschehen, und an den Feinden des utraquistischen Glaubens sey die verdiente Rache genommen; doch sollte nun kein Katholik mehr beleidigt werden *). Doch blieben die Utraquisten bei jener einseitig-leidenschaftlichen Handlung nicht stehen, die sie jetzt in verhängnißvoller Reihenfolge vielmehr auf den offenen Pfad der Empörung stieß. Die Utraquisten maßten sich jetzt die Regierungsgewalt an, übertrugen die Landesverwaltung dreißig, aus ihrer Mitte gewählten Directoren, besetzten das Prager Schloß, zwangen den königlichen Beamten und den Truppen einen Eid der Treue ab; auch bemächtigten sie sich der Reichsinsignien auf der Karlsteiner Burg, der Staatskassen und Landeseinkünfte. Am 25. Mai schickten sie dem Kaiser ein Rechtfertigungsschreiben, in welchem sie weder Reue bezeigten, noch ihr Unrecht eingestanden, vielmehr die vermeintliche Nothwendigkeit ihres Verfahrens mit Gründen belegten. Sie klagten darin bitter über Drangsale vielfacher Art, Mißdeutungen und Verletzungen des Majestätsbriefes, und schmähten heftig auf die Jesuiten; sie suchten zu beweisen, daß Kirchenbaue auf geistlichem Lande gestattet seyn müßten; auch die Defenestration suchten sie zu rechtfertigen, indem Slawata und Martinitz

*) Obiger Schilderung der berüchtigten Defenestration liegt besonders die bisher unbenutzte, mit anderen Berichten übereinstimmende Relation des Jaroslaw von Martinitz zu Grunde, welche in Riegger's Archiv II. 498, unter dem Titel: „wahrhaftige und eigentliche Beschreibung alles deßen, so sich vor und bei Herabstürzung der obersten Herren Landesofficiere aus dem Prager Schlosse 1618 zugetragen, und von Einem, welcher allen und jeden persönlich beigewohnet, aufgezeichnet worden," aus dem Originale abgedruckt sich befindet.

jenes, im Widerspruche mit dem Majestätsbriefe stehende, kaiserliche Schreiben geschmiedet, Recht und Frieden gestört, Unschuldige verläumdet, ihr Amt mißbraucht, ihre Pflichten versäumt, daher nebst ihrem Helfershelfer Fabricius, nach altem böhmischen (?) Brauche zum Fenster hinaus geworfen worden, so wie dies mit Recht der Königin Jesabel widerfahren, und die Römer ähnliche Verräther vom tarpejischen Felsen hinab gestürzt hätten. Alles, was sie gethan, sey mithin nicht gegen den Kaiser, ihre katholischen Mitbürger, oder zum Angriffe, sondern zur Erhaltung des Friedens und des urkundlichen Rechtes geschehen!

In der gegründeten Besorgniß, daß ähnliche Scheingründe und Ausflüchte das Geschehene am kaiserlichen Hofe nicht rechtfertigen könnten, gingen die böhmischen Utraquisten noch weiter. Sie warben Truppen, und ernannten den Grafen von Thurn zum Oberfeldherrn. Abgeordnete der Empörer gingen nach Mähren, Schlesien, den Lausitzen, nach Oesterreich und Ungarn, forderten dort die protestantischen Stände auf, sich in eine gleich kriegerische Verfassung gegen den Kaiser zu setzen, und baten um Hilfstruppen. Auch in das deutsche Reich und an die deutschen Fürsten wurden Gesandte geschickt, um denselben das Geschehene im Sinne der Utraquisten darzustellen; eben so an die Union, um von dieser gleichfalls Unterstützung zu begehren. Die Jesuiten, obwohl diese sich umständlich gegen die ihnen gemachten Beschuldigungen vertheidigten, wurden aus Böhmen verbannt; Gleiches geschah im folgenden Jahre auch in Mähren, Schlesien und Ungarn.

Der Kaiser Mathias, durch Alter und Unwohlseyn seiner einstigen Thatkraft entfremdet, fürchtete einen allgemeinen Bürgerkrieg in seinen Staaten, und schlug daher den Weg der Güte und Nachgiebigkeit ein. Er erließ (28. Juni) ein Edict an die Böhmen: nie habe er ihren Rechten zu nahe treten wollen, und alle Gerüchte oder Unbilden einzelner Beamten könnten weder ihm zugerechnet, noch von Unterthanen eigenmächtig bestraft werden. Ihre Maßregeln, welche großentheils seine Rechte unmittelbar verletzt und mit der Religion nichts zu schaffen hätten, müßten aufgehoben, neue Steuern und Rüstungen eingestellt, und der gesetzlichen Obrigkeit Folge geleistet werden. Ferner erschien der kaiserliche geheime Rath, Eusebius Khuen, in Prag, und unterhandelte mit Thurn und Fels. Mehre kaiserliche Ermahnungsschreiben folgten; doch als auch dies nicht fruchtete, rüstete der Kaiser sich mit Schmerz zur Unterdrückung des Aufstandes.

Vielleicht wäre Mathias auch jetzt noch nicht zu diesem Entschlusse gediehen, hätte nicht ein ihm schmerzlicher Vorfall in seiner nächsten Umgebung ihn halb wider seinen Willen zum Handeln gedrängt. Sein Minister und Vertrauter, der Kardinal Cleſel, welcher ihm hauptsächlich geholfen, den Kaiser Rudolf zu stürzen, hatte, vielleicht geschreckt durch jenes frühere Beispiel, zu welchem er selbst die Veranlassung gewesen, bisher immer zur Nachgiebigkeit gegen die Rebellen gerathen, und dadurch sowohl den König Ferdinand, als den Erzherzog Maximilian, welche ein kräftigeres Einschreiten begehrten, gegen sich aufgebracht. Plötzlich und ohne des Kaisers Vorwissen ließen diese den Kardinal, angeblich weil er damit umgehe, im österreichischen Hause Unfrieden zu stiften, verhaften (20. Juli), und über Steyermark nach dem Schlosse Ambras in Tirol in feste Verwahrung abführen. Erst nachdem Alles geschehen, machten Ferdinand und Maximilian dem Kaiser Anzeige davon. Dieser, an der Gicht krank und im Bette liegend, verbarg seine bittere Empfindung, und nahm blos das Betttuch an den Mund, während dunkle Röthe sein Gesicht übergoß. Die Kaiserin aber entgegnete den Erzherzogen gereizt: sie sehe wohl, daß ihr Gemal zu lange lebe und daß man seiner schon überdrüssig sey*). Ob, wie man sagte, der Papst in Cleſel's Verhaftung gewilligt habe, bleibt sehr zweifelhaft; gewiß wurde Letzterer später in Rom für unschuldig erklärt, und Mathias sah sich jetzt schon von dem strafenden Verhängnisse ereilt, indem seine Verwandten ihn bei dieser Gelegenheit eben so behandelten, wie er früher seinen Bruder, den Kaiser Rudolf, behandelt hatte.

Diesem an sich unerheblichen Familienzwiste folgte, in eigenthümlicher Wechselwirkung, Widerstand und Auflehnung der Unterthanen auf der Stelle. Die unterösterreichischen Provinzen waren auf dem im November 1613 zu Wien gehaltenen Landtage alle, der Hülfe gegen die Böhmen ungeachtet kaiserlichen Antrages auf so lange zurück, bis ihren Beschwerden abgeholfen sein würde, und eben so verhielten sich die oberösterreichischen protestantischen Stände der gedachtem Kriegshülfe.

Aber bei Cleſel's Entfernung wurde König Ferdinand's Einfluß auch von dem erbitterten Widerstand gegnerischer Politik am Wiener Hofe niedergehalten. Als er [illegible] 1617 gewählt ist er dem Könige von Spanien

*) [illegible] Mem. VII. 35.

ſchrieb: „Nicht allein die Würde des öſterreichiſchen Hauſes iſt niedergebeugt und faſt vernichtet, ſondern auch das Wichtigere, der rechte Gottesdienſt und der allerheiligſte katholiſche Glaube, wie ſich zum Schmerze jedes Chriſten und zum Scandal jedes guten Staatsmannes elendiglicher Weiſe offenbaret“ *), und damals das Aeußerſte aufzubieten beſchloß, ſo dachte und handelte er auch jetzt, indem er erklärte: auf Eines müſſe man ſich entſchließen, nämlich entweder ganz um Land und Leute, oder in viel größere Knechtſchaft zu kommen, und weil nun das Letztere weder zu wagen, noch zu rathen ſey, ſo bleibe nichts übrig, als zu den Waffen zu greifen. Nach ſeiner Anſicht boten gerade die eingetretenen Verhältniſſe dem Hauſe Oeſterreich die beſte Gelegenheit dar, ſich auf einmal von aller Abhängigkeit zu befreien, und das volle, unbeſchränkte fürſtliche Anſehen wieder herzuſtellen. Karl Longueval Graf von Boucquoi erhielt den Oberbefehl über die ganze, zu dieſem Kampfe aufgebotene kaiſerliche Kriegsmacht; zum Kommandanten eines beſonderen, zehn tauſend Mann ſtarken Corps wurde der Graf Heinrich Duval von Dampierre ernannt. Ein kaiſerliches Patent verbot im deutſchen Reiche jede Truppenwerbung, Zuzug oder ſonſtige Hilfe für das empörte Böhmen, und kaiſerliche Abgeordnete erſuchten die deutſchen Fürſten, Stände und Städte um Beiſtand. König Philipp III. von Spanien ſendete dreimal hundert tauſend Gulden zu den Kriegskoſten, und befahl ſeinen Statthaltern in Italien, ihre Truppen zur Unterſtützung des Kaiſers bereit zu halten.

Ungeachtet jener Gegenrüſtungen waren die böhmiſchen Rebellen ſo kampfgierig, daß ſie zuerſt die Feindſeligkeiten begannen. Die Mehrzahl der Städte Böhmens hatte ſich für den Aufſtand erklärt; nur Budweis, Krumau und Pilſen waren dem Kaiſer treu geblieben. Im Juni 1618 erſchien Graf Thurn vor Krumau, das ſich ergab; dann vor Budweis, das beherzten Widerſtand leiſtete. Jetzt erſt gab Mathias ſeinen Feldherren Befehl zum Aufbruche nach Böhmen. Dampierre ging im Auguſt über die Gränze und eroberte Biſtritz; Neuhaus widerſtand ihm, und bei dem Anzuge Thurn's, welcher die Belagerung von Budweis aufgehoben hatte, zog Jener ſich nach Biſtritz zurück. Bei Czaslau wurde Dampierre (14. September) von einer überlegenen böhmiſchen Streitmacht angegriffen, zum Weichen gebracht und

*) Raumer's Briefe I. 418.

bis Lomnitz verfolgt; auch Boucquoi wurde, als er im November Neuhaus angriff, durch Thurn nach Budweis zurück gedrängt. Im August kam der Herzog von Brieg als Bevollmächtigter der schlesischen Stände nach Wien; aber seine Verwendung blieb eben so fruchtlos, als eine neue Bittschrift der böhmischen Machthaber und als die von einigen Kurfürsten angetragene Vermittlung, da der Kaiser als vorläufige Bedingung forderte, daß die Böhmen noch vor jedem Vergleiche die Waffen niederlegen, das fremde Kriegsvolk entfernen, und die Landesverwaltung an die Berechtigten zurück geben sollten. Sachsen und Polen ermahnten die Böhmen zum Gehorsam, und Maximilian von Baiern schrieb ihnen: sie hätten ungehört gerichtet und dieselbe Schuld auf sich geladen, deren sie den Kaiser bezichtigen möchten; nur wenn sie zum Gehorsam zurück kehrten, könne er sich für sie verwenden. Die Schlesier ließen im October den Herzog Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf mit zwei tausend Fußknechten und tausend Reitern nach Böhmen ziehen, verwahrten sich jedoch dabei durch eine öffentliche Protestation, daß diese Hilfstruppen nur allein zur Vertheidigung der lutherischen Religion mitwirken dürften, die schlesischen Stände aber die übrigen Unternehmungen der Böhmen keineswegs billigten. Die mährischen Stände errichteten ein Corps von mehren tausend Mann zur Deckung ihrer Landesgränze, und schickten im September eine Gesandtschaft, an ihrer Spitze den Kardinal Dietrichstein, an die Böhmen, um diese zur Unterwerfung zu vermögen. Die Unirten verbargen ihre Freude an dem Aufstande unter dem Scheine der Wohlmeinenheit. Während sie den Kaiser schriftlich baten: er möge die böhmischen Unruhen im Wege der Güte beilegen und seine Truppen aus Böhmen heraus ziehen, weil sonst die evangelischen Reichsstände befürchten müßten, daß er nicht nur den böhmischen Majestätsbrief, sondern auch den Religionsfrieden aufheben und die Evangelischen ausrotten wolle, — während sie ferner den Kurfürsten von Sachsen aufforderten, gemeinschaftlich mit Kurpfalz und Brandenburg zu vermitteln, gaben sie den Böhmen den doppelsinnigen Rath: zwar ihrem Könige den schuldigen Gehorsam zu leisten, dabei aber zur Vertheidigung ihrer Verfassung sich gegen Denselben zu rüsten, wozu sie ihren Beistand versprachen. Ueberdies hinderten sie in ihren Ländern alle kaiserlichen Truppenwerbungen, so wie Durchmärsche gegen die Böhmen, und forderten jetzt auch den niederländischen Kreis zu gleichen Maßregeln, zur Errichtung einer gemeinschaftlichen Defension u. dgl. auf.

Der Graf Ernst von Mansfeld, ein verwegener deutscher Condottiere, war, den Utraquisten zu Hilfe eilend, mit selbstgeworbenen Truppen in Böhmen eingerückt, und hatte zu Anfang Octobers die Belagerung von Pilsen begonnen; am 21. November nahm er diese Stadt mit Sturm. Jetzt beschränkten die Utraquisten den Kampfplatz nicht mehr auf ihr eigenes Land; Thurn ging über die österreichische Gränze; die Stadt Zwettl gerieth durch Ueberfall in Schlik's Gewalt, und viele Orte im nördlichen Oesterreich wurden von den Böhmen besetzt, deren Streifparteien bis nach Unterösterreich hinab drangen.

Der Kaiser, welchem in Böhmen nur noch Budweis blieb, wurde durch diese Unfälle seiner Waffen hart erschüttert, und es regte sich in ihm wieder der alte Wunsch, den Streit auf friedliche Weise auszugleichen. Auf seinen Befehl kam im December der Oberstlandhofmeister Adam von Waldstein nach Prag, und machte den böhmischen Directoren Aussöhnungsvorschläge, nach welchen sie vor allen Dingen die Waffen niederlegen und auf zwei Monate einen Stillstand annehmen sollten, worauf sie jedoch nicht eingingen. Auch die Drohungen Polens machten keinen Eindruck auf sie. Wieder forderte der Kaiser (31. December) die böhmischen Stände durch ein gnädiges Schreiben auf, die Vermittlung des Streites, welche er so eben dem Kurfürsten von Sachsen übertragen habe, durch eine billige Nachgiebigkeit zu befördern. Die Stände antworteten darauf zwar mit scheinbarer Bereitwilligkeit, stellten aber vorläufig Bedingungen der Art, wie der Kaiser sie schwerlich zugestehen konnte. Dennoch that der Kurfürst bereits Schritte wegen der übernommenen Vermittlung, und setzte dieserhalb eine Zusammenkunft in Eger an, als der Kaiser Mathias plötzlich zu Wien am 20. März 1619 verschied, nachdem er zwei und sechzig Jahre gelebt, eilf Jahre die ungarische, acht Jahre die böhmische, sieben Jahre die deutsche Krone getragen hatte. Sein Vetter Karl, Markgraf von Burgau, sein Bruder Maximilian, Regent von Tirol und Großmeister des deutschen Ordens, und seine Gemalin Anna waren, alle drei nur um wenige Monate früher, ihm im Tode vorangegangen, seine Ehe eine kinderlose geblieben. Mathias besaß ein einnehmendes, würdevolles Aeußere, einen feurigen, hinreißenden Ausdruck. Lavater hat mit gewagten physiognomischen Hypothesen des Kaisers Sinnesart aus dessen Portrait in folgender Weise zu entziffern gesucht; „Ein wunderbar gemischter Charakter. Die Perpendicularheit der Stirn

mit den aufgezogenen Augenbrauen deutet auf Eigenſinn und Mangel an überſchauender Denkkraft; viel Schwäche in dem weiten Raume zwiſchen Aug' und Augenbrauen. Dagegen das Auge gerad', treu; die Naſe ſtark und gut; die Oberlippe ſo was menſchlich Treuvolles; die Unterlippe unbedeutend." Des Mathias Schickſal iſt wahrhaft tragiſch, obwohl in kleinerem Maßſtabe. Der Thatendurſt und Feuergeiſt ſeiner Jugend verkümmerte unter aufgezwungener Thatenloſigkeit, wozu ſeines kaiſerlichen Bruders Ungnade und des Königs von Spanien Mißtrauen ihn verurtheilten. Dem höheren Alter ſchon nahe, erraffte er ſich erſt, durch einen gewaltſamen Handſtreich die Herrſchaft an ſich zu reißen, deren ſpäteren Beſitz im geſetzlichen Wege er nicht erwarten wollte. Aber der gewagte Griff nach jenen Kronen ſchien zugleich die letzte Kundgebung der einſtigen Kraft zu ſein, und dieſe ſich in dem verhängnißvollen Schlage gegen den Bruder und Herrn erſchöpft zu haben. Was er zu erringen ſtark genug geweſen, war er nicht mehr ſtark genug zu beſitzen; der Augenblick des Gelingens hatte, als wollte das bisher ängſtlich verläugnete und zurück gehaltene Alter jetzt mit Einem Male ſeine Rechte nachbringen, ihn zum Greiſe gemacht. Die früheren Verbindungen, mit deren Hilfe er obgeſiegt, das ſtillſchweigende Einvernehmen mit Mißvergnügten und Proteſtanten, wurde ihm nun zur erdrückenden Laſt; die Zugeſtändniſſe, die der frühere Prätendent gethan, verwandelten ſich für den neuen Herrſcher in hemmende Feſſeln, und in dem Bemühen, dieſe, wenn nicht abzuſtreifen, doch zu dehnen, ging er unter, ſeinem Nachfolger ein empörtes Reich, einen unterwühlten Thron hinterlaſſend.

Fünftes Buch.

Vom Regierungsantritte Kaiſer Ferdinand's II. bis zur Schlacht am weißen Berge; von 1619 bis 1620.

Mit Ferdinand II. wurde die jüngere ſteyeriſche Linie Habsburg's in Ungarn, Böhmen und den deutſchen Ländern Oeſterreichs herrſchend. Ein Blick auf die Verhältniſſe, unter welchen Ferdinand die Regierung antrat, hätte ſelbſt einen Kühnen ſchrecken können. In Böhmen war Alles verloren, bis auf die treue Stadt Budweis; der ungeſtüme Thurn bedrohte Wien mit einem Angriffe; Schleſier und Lauſitzer hatten, obwohl mit einigem Vorbehalte, ſich ſchon 1618 der Empörung angeſchloſſen, und Gleiches war von

Mähren zu erwarten. Auch die protestantischen Stände Ober-, Unter- und Inneröſterreichs zeigten ſich ſchwierig und wollten die Huldigung nicht früher leiſten, bis ihren Beſchwerden abgeholfen und die Kriegsvölker entlaſſen wären. Schon ſtanden die Böhmen auch in Unterhandlung mit den Ungarn, und Gabriel Bethlen war von Siebenbürgen aus zu einem Einfalle in Ungarn bereit. Des Kaiſers Heer war gering an Zahl und in übler Verfaſſung, eine Verbeſſerung desſelben unmöglich wegen des Geldmangels und der Verwirrung in den Finanzen. Von den Unirten hatte Ferdinand, da den Proteſtanten ſeine ſtrengen Glaubensanſichten bekannt waren, nur Feindſeliges zu erwarten, und ſelbſt die Geſinnungen der deutſchen Katholiken, welche mit den Proteſtanten zwar nicht die religiöſen Beſtrebungen, wohl aber das geheime Verlangen einer Schwächung der öſterreichiſchen Macht theilten, und der Liga waren zweifelhaft. Den letztgenannten Bund hatte Herzog Maximilian, nachdem er, eiferſüchtig auf die öſterreichiſche Einmiſchung, eine Zeit lang von demſelben zurück getreten war, 1617 wieder erneuert, doch ohne dabei der Theilnahme, ja auch nur der Benachrichtigung des Kaiſers, oder der Religion zu gedenken, und es hatte ſich hierdurch eine Spannung zwiſchen Oeſterreich und Baiern erzeugt, die erſt kurz vor des Mathias Hintritte wieder einige Annäherung geſtattete. Die katholiſchen und proteſtantiſchen deutſchen Stände begegneten ſich endlich in dem Plane, Oeſterreich für diesmal von der Nachfolge im Reiche auszuſchließen, und den Herzog von Baiern auf den deutſchen Thron zu ſetzen. Doch Maximilian, den Verwilligungen abhold, welche ſeine Wahl ihm auferlegt haben würde, wich jenem Antrage aus. Der Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz war ſeit ſeiner Verwandtſchaft mit England dem Hauſe Oeſterreich ein um ſo einflußreicherer Gegner. Nur von Spanien aus durfte Ferdinand auf einige Unterſtützung rechnen, wenn anders nicht Frankreich mit ſeiner, dem habsburgiſchen Hauſe ſeit ſo lange ſchon feindlichen Politik auch von dieſer Seite hindernd dazwiſchen trat.

Dieſer bedrohliche Stand der Dinge leitete Ferdinand vorerſt zu neuen Verſuchen gütlicher Beilegung hin. Acht Tage nach des Kaiſers Tode (20. März) beſtätigte er alle kirchlichen und weltlichen Rechte, Begnadigungen und Einrichtungen der Böhmen, befahl, mit den Feindſeligkeiten inne zu halten, und lud Abgeordnete zu milder Verhandlung ein. Die Utraquiſten aber fühlten ſich beleidigt, daß er diejenigen Beamten, über

welche ſie Klage erhoben, beſtätige; ſeine Schreiben, ſtatt an ihre Directoren, an die von ihnen widerrechtlich abgeſetzten Räthe richte; ſie erklärten, daß vor allen Dingen die Kriegsmacht entfernt, eine allgemeine Amneſtie ausgeſprochen, die abgeſetzten Beamten nicht wieder angeſtellt und die niedergeriſſenen Kirchen auf Koſten der Urheber wieder aufgebaut werden müßten; auch forderten ſie, ſtatt bloßer Beſtätigung ihrer Rechte, eine vertragsmäßige Auslegung und neue Bürgſchaft derſelben. Während nur der weit geringere Theil behauptete, Pflicht und Klugheit gebiete, ſich Oeſterreich anzuſchließen, ſchon um nicht am Ende aller Rechte verluſtig zu gehen, wollten Andere einen Freiſtaat nach dem Beiſpiele der vereinigten Niederlande errichten, noch Andere einen neuen König, und zwar entweder einen Eingeborenen, oder einen Fremden, erwählen. Unſtreitig verfolgte das böhmiſche Directorium den koloſſalen, bisher von den Geſchichtſchreibern zu wenig erkannten Zweck: eine halb germaniſche, halb ſlaviſche proteſtantiſche Macht im Herzen von Europa zu gründen.

Die Böhmen, von König Ferdinand's Rüſtungen und Truppenwerbung unterrichtet, ordneten, um einem eindringenden Heere die Spitze zu bieten, eine Aushebung des zwanzigſten Mannes an. Ihre Zuverſicht war ſo groß, daß ſie eine ſchriftliche Aufforderung des Königs, Bevollmächtigte nach Wien zu ſenden, und durch dieſe neue Unterhandlungen zu pflegen, und den von Boucquoi ihnen angetragenen Waffenſtillſtand ohne Antwort ließen. Deshalb erneuerte Boucquoi nunmehr die Feindſeligkeiten, und nahm, von Budweis aufbrechend, mehre Städte. Thurn überließ dem Grafen von Mansfeld die Aufgabe, Boucquoi in Schach zu halten, rückte im April mit ſechzehn tauſend Mann in Mähren ein, und vereinigte ſich mit den dortigen Truppen, worauf die Utraquiſten Brünn beſetzten, und die Befreiung des Landes begannen. Die Regierung wurde fünf Directoren übergeben, die katholiſchen Beamten abgeſetzt, die biſchöflichen und Kirchengüter eingezogen, die Jeſuiten des Landes verwieſen. Auch in Schleſien wurde jetzt die Reformation vollendet; der Erzbiſchof von Breslau ging nach Polen.

Durch dieſe reißenden Erfolge übermüthig gemacht, beſchloß Thurn, nach Oeſterreich vorzurücken und auch dieſes Land zu revolutioniren. Er durfte hier auf manchen Anklang rechnen; denn ſchon im vorigen Jahre hatten die proteſtantiſchen Stände im Lande ob der Enns ſich eigenmächtig bewaffnet, die dortigen Päſſe befeſtigt, und den kaiſerlichen Truppen den

Durchzug gesperrt; jene in Unteröſterreich dem Könige die Huldigung verweigert, und Beide wollten die Urkunden, durch welche Erzherzog Albrecht, Statthalter der Niederlande, sein Näherrecht an Ferdinand abgetreten, nicht anerkennen, indem sie vorläufig die Bestätigung der Religionsfreiheit und der Conföderation von 1608 forderten. So kam es, daß die Unteröſterreicher den Grafen Thurn willig aufnahmen. Dieser kam (6. Juni) über Laa vor den Thoren Wiens an. Im Innern der Hauptstadt herrschte gewaltige Gährung; Erasmus Tschernembl, Herr auf Schwertberg und Windeck, und Andreas Thonradtel, Herr auf Thernberg und Ebergassing, traten an die Spitze der Protestanten, die nichts Geringeres im Sinne führten, als Ferdinand abzusetzen, in ein Kloster zu sperren und einen anderen Herrn zu wählen. Bei seinem Einverständnisse mit Jenen, sah Thurn den König schon als seinen Gefangenen an, würdigte die Anträge, welche die erschreckten königlichen Räthe ohne Wissen ihres Gebieters ihm machten, keiner Antwort, sondern unterhandelte blos noch mit den Conföderirten, unter welchen Bedingungen sie ihm ein Thor der nur durch eine schwache Besatzung vertheidigten Hauptstadt einräumen würden. Alle, selbst die eifrigsten Katholiken, riethen in diesem angstvollen Augenblicke dem Könige zur Flucht oder zum Nachgeben, um wenigstens Zeit zu gewinnen; nur Ferdinand blickte unerschrocken und stolz auf die herantobende Gefahr, fest und unerschütterlich vertrauend auf sein gutes Recht und die Hilfe von oben. Sechzehn österreichische protestantische Landherren drangen ohne Scheu in die Burg, und forderten ungestüm und mit drohendem Hindeuten auf Thurn's, vor der Stadt lagerndes Heer, Bewilligung ihrer Forderungen. In diesem Momente der höchsten Bedrängniß erscholl von außen Trompetengeschmetter, und fünf hundert Küraſſiere vom Regimente Dampierre, die, von Boucquoi eiligst aus Budweis gesendet, von Krems auf der Donau nach Wien geschifft, und durch das Fischerthor in Wien eingerückt waren, sprengten auf den Burgplatz. Die rebellischen Abgeordneten entflohen; der König war gerettet. Die Gutgesinnten, bisher von dem Uebergewichte der Mißvergnügten niedergehalten, durften nun wieder freier ihr Haupt erheben; fünfzehn hundert Bürger und fünf hundert Studenten ergriffen die Waffen zur Vertheidigung des Königs. Thurn mußte sich jetzt auf die Einschließung Wiens beschränken; auch schnitt er die Verbindung zwischen dieser Hauptstadt und Preßburg ab, woselbst der vom Könige ausgeschriebene Landtag für Ungarn begonnen

hatte, während in diesem Lande sechs tausend Mann für des Königs Heer geworben wurden. Auch auf anderen Seiten begannen die Aussichten lichter zu werden. Ehe noch Mansfeld und Hohenlohe ihre Vereinigung bewerkstelligen konnten, wurde Ersterer (9. Juni) bei Zablaty von Boucquoi angegriffen, geschlagen und zersprengt; ein Ereigniß, welches unter den Empörern so große Bestürzung verbreitete, daß sie schon eine Bewegung Boucquoi's gegen Prag befürchteten. Thurn hob unter solchen Umständen die Blockade Wiens auf, und zog sich, um nöthigenfalls Prag schützen zu können, nach Böhmen bis Neuhaus zurück.

Am 24. Juni ließ Ferdinand durch den Palatin Forgács von dem ungarischen Reichstage die Aufstellung einer Armee verlangen. Zwar kamen böhmische und mährische Sendlinge nach Preßburg, um die Ungarn von Truppenstellung abzuhalten, und sie zur Erneuerung der Conföderation zu bereden; aber ihre Anträge wurden abgelehnt, und zur Landesvertheidigung die Insurrection bewilligt. Die religiösen Beschwerden blieben, als der Reichstag (13. August) sich auflöste, unentschieden. Doch wendeten die ungarischen Protestanten sich heimlich an den Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, welcher von der Pforte die Einwilligung, von den Böhmen das Geld zu einem Zuge nach Ungarn erhielt.

Am 20. Juli wurde in Frankfurt die Wahlversammlung eröffnet, und jetzt zeigten sich die Umtriebe der Unirten, um die Wahl Ferdinand's zu hindern. Am thätigsten in dieser Beziehung war der Kurfürst Friedrich. Nachdem seine Bemühungen bei Maximilian von Baiern gescheitert waren, suchte er nach einander den König Christian IV. von Dänemark, den Prinzen Moriz von Oranien, endlich den Herzog Karl Emanuel von Savoyen zur Bewerbung um die deutsche Krone zu stimmen. Da verschiedene Ursachen seinen Planen entgegen traten, bemühte er sich, die Kaiserwahl wenigstens so lange zu verzögern, bis die Unruhen in Oesterreich und Böhmen den König Ferdinand in solche Bedrängniß versetzt haben würden, daß eine Erwählung desselben unmöglich wäre. Die Utraquisten schrieben an die Kurfürsten: man dürfe Ferdinand nicht zum Wahlconvente zulassen, weil er die Regierung Böhmens noch nicht wirklich angetreten habe, mithin auch das Stimmrecht eines böhmischen Kurfürsten nicht ausüben könne. Aber die Kurfürsten widerlegten dieses und auch ein späteres ähnliches Schreiben, und luden den König zur Ausübung der böhmischen Kurstimme ein, während sie die

von den Utraquisten zu dem Wahlconvente abgeordneten Gesandten zurück wiesen. Nunmehr schlugen die Kurfürsten von Trier und Brandenburg den Herzog Maximilian und den König Ferdinand zum Kaiser vor, und als Trier erklärte, daß Maximilian den deutschen Thron nicht besteigen wolle, wurde Ferdinand am 28. August einstimmig zum deutschen Kaiser erwählt und am 9. September in Frankfurt gekrönt. In seiner Wahlcapitulation, welche einige Zusätze erhielt, hieß es unter Andern: die Rechte und Besitzungen der Stände werden, gleichwie der Religionsfriede, bestätigt; der Kaiser solle nicht eigenmächtig Steuern ausschreiben, Ausländer anstellen, oder Bündnisse mit fremden Mächten, ohne Beistimmung aller oder der meisten Kurfürsten, eingehen; in Geschäften wird nur die deutsche oder lateinische Sprache angewendet. Niemand wird unverhört geächtet, sondern nach gehörigem Proceßgange und den in der Kammergerichtsordnung enthaltenen Vorschriften gemäß.

Inzwischen hatten die böhmischen Directoren einen allgemeinen Landtag nach Prag ausgeschrieben, wo (31. Juli) die böhmischen, mährischen, schlesischen und Lausitzer Stände eine, angeblich auf Vertheidigung ihrer Verfassung, Religionsfreiheit, ihrer Majestätsbriefe und sonstigen Privilegien gerichtete Vereinigung schlossen, welcher (16. August) auch die protestantischen Stände Ober- und Niederösterreichs beitraten. Am 17. August that jener Landtag den verwegenen Schritt, die Absetzung des rechtmäßigen Königs Ferdinand auszusprechen, unter dem Vorwande: daß derselbe die Krone nicht durch freie Wahl, sondern die Stimmen durch Geschenke, Verheißungen und Drohungen gewonnen; daß er, gegen den ausgestellten Revers, sich schon bei des Kaisers Mathias Lebzeiten in die Regierungsgeschäfte gemengt, den Krieg in Böhmen zwar im Namen, aber meist ohne Wissen des Kaisers begonnen; endlich, daß er mit Spanien hinsichtlich der Erbfolge in Böhmen einen Vertrag abgeschlossen, der mit dem Wahlrechte der Stände im Widerspruche stehe. Man schritt nun zu einer neuen Wahl. In Vorschlag kamen der Herzog Karl Emanuel von Savoyen, der König Christian IV. von Dänemark, Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen und Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz. Gegen die drei Erstgenannten erhoben sich mancherlei Bedenklichkeiten; dagegen wurde von Friedrich gerühmt: er sey wohlerzogen, moderatissimi und guten ingenii, behandle den Adel trefflich wohl, habe eine stattliche Baarschaft, werde von England, Holland und der Union unterstützt, stehe gut mit

Frankreich, Venedig, Sachſen (wahrſcheinlich waren nur die Herzoge von Sachſen gemeint, denn der Kurfürſt Johann Georg war dem Kurfürſten Friedrich ſchon als einem Calviniſten abgeneigt), Baiern, Siebenbürgen und Ungarn, liege zum Schutze gegen etwaige Feinde bequemer als Sachſen, ſey verwandt mit Schweden, duldſam in der Religion u. ſ. w. Aus dieſen und anderen Gründen ſprachen ſich gleich Anfangs die meiſten Stimmen, ſechs und dreißig Hochadeliche, ein und neunzig Ritter und faſt alle Stände für ihn aus, und ſomit wurde er zum Gegenkönige in Böhmen gewählt.

Friedrich, obgleich begierig nach dieſer Ehre, ſchwankte doch Anfangs, ob er die verhängnißvolle Krone annehmen oder zurück weiſen ſolle. Seine Räthe waren gegen die Annahme; Baiern und die übrigen Kurfürſten warnten; Frankreich verſagte Beiſtand; Friedrich's Schwiegervater, der König Jakob von England, rieth ab; unter den Unirten waren die Anſichten getheilt. Dagegen drangen einige ehrgeizige Günſtlinge, am meiſten aber Friedrich's Gemalin Eliſabeth, in ihn, die Krone Böhmens nicht von ſich zu weiſen, während ſeine Mutter Luiſe Juliane, Tochter Wilhelm's von Oranien, ihn flehentlich bat, den gefahrvollen Schritt nicht zu unternehmen. Noch kämpfte Friedrich mit ſich; da erſchienen in Waldſaſſen, einer Ciſterzienſerabtei in der Oberpfalz, die böhmiſchen Abgeordneten, und riſſen ihn durch Ueberredung hin, die dargebotene Königskrone zu ergreifen.

Zu Anfang des Septembers brach Gabriel Bethlen, welcher kurz vorher dem Kaiſer ſeinen Beiſtand gegen die Rebellen zugeſagt hatte, aus Siebenbürgen nach Ungarn auf, und drang, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, hier mit ſolcher Schnelligkeit vor, daß binnen ſechs Wochen beinahe alle Städte und Plätze auf der Linie von der ſiebenbürgiſchen Gränze bis Preßburg in ſeiner Gewalt waren. Der Palatin Forgács übergab ihm im October ſogar das Preßburger Schloß ſammt der Krone, und wurde dafür von Bethlen in ſeiner Würde beſtätigt. Nur Munkács, Komorn, Raab und Neitra blieben noch von königlichen Truppen beſetzt. Der Erzherzog Leopold rief den Boucquoi mit ſeinem Corps zum Schutze Wiens ſchleunigſt aus Böhmen ab. In Mähren an der Thaya hatte Dampierre glücklich gegen die Empörer gekämpft, und ihnen mehre Plätze entriſſen, mußte aber nun mit Boucquoi auf Wien ziehen, wo der Kaiſer am 1. November aus Deutſchland anlangte. Doch ſchon am folgenden Tage ſtanden Bethlen's Schaaren vor der Hauptſtadt Oeſterreichs. Thurn war dem Boucquoi nachgezogen, und

Bethlen hatte den Rhedei mit einer Abtheilung nach Mähren geſchickt, der hier mit Thurn ſich vereinigte. Bei Nikolsburg wurde Boucquoi's Nachhut unter Dampierre geſchlagen. Andere Gefechte fielen auf der Straße gegen Wien bis an die Taborbrücke vor, wo Thurn und Rhedei zu Bethlen ſtießen; ſie zählten nun zuſammen gegen ſechzig tauſend Mann. Boucquoi, welcher ſeine achtzehn tauſend Mann vor Wien, am linken Donauufer, in einem ſtark befeſtigten Lager aufgeſtellt hatte, und hier (24. October) von den Feinden angegriffen wurde, zog ſich über den Fluß in die Stadt, und ließ die Brücken abbrechen. Forgács und Bethlen ließen (18. November) einen Reichsconvent zu Preßburg eröffnen, auf welchem jedoch von den kroatiſchen und einigen anderen Geſpanſchaften keine Abgeordneten erſchienen. Thurn bemühte ſich fruchtlos, über die Donau zu kommen; nur einigen tauſend Siebenbürgern gelang es, bei Fiſchamend das rechte Ufer zu gewinnen, um dann das Land zu verwüſten. Am 23. November boten die Feinde dem Boucquoi abermals, doch vergebens, die Schlacht, worauf die Truppen Bethlen's und Thurn's die Winterquartiere bezogen. Den Fürſten Bethlen bewog zur Beendigung des Feldzuges hauptſächlich der Einfall des königlichen Hofrichters Georg Homonay mit angeworbenen Polen und Koſaken nach Oberungarn, bei welcher Gelegenheit Dieſer den Feldherrn Bethlen's, Georg Rákóczy, bei Trozko an der Ondowa ſchlug, daher Bethlen Truppenverſtärkung nach jener Gegend ſenden mußte. Während des Winters unterhandelte Bethlen mit dem Kaiſer wegen eines Waffenſtillſtandes, mit Friedrich und den Böhmen über ein enges Bündniß, für welches er jedoch eine jährliche Subſidie von fünfmal hundert tauſend Thalern anſprach. Am 8. Januar 1620 ließ Gabriel Bethlen ſich zum Fürſten von Ungarn wählen, und am 16. ſchloß er den Waffenſtillſtand mit dem Kaiſer Ferdinand bis zum 29. September ab.

Nachdem Friedrich in Waldſaſſen den böhmiſchen Abgeordneten die Rechte und Privilegien ihres Reiches beſtätigt hatte, hielt er am 1. November mit ſeiner Gemalin, ſeinem Bruder Hermann, dem Fürſten Chriſtian von Anhalt und mehren Anderen, ſeinen feierlichen Einzug in Prag, und wurde hier am 4. November, ſo wie drei Tage ſpäter ſeine Gemalin, gekrönt. Es wurden glänzende Feſte veranſtaltet, um das Volk bei guter Laune zu erhalten. Friedrich's Munterkeit und Herablaſſung, der Glanz, mit welchem er auftrat, gefiel den Meiſten. Seine Anhänger hatten große Erwartungen

rege gemacht; ſelbſt die Bauern hefften durch ihn auf ein goldenes Zeitalter, und ſprachen noch vor ſeiner Ankunft ihre Klagen, Bitten und Hoffnungen in einem langen Gedichte aus: „Willkommen, König Friederich! In Jeſu Namen grüßen wir Dich, wir arme, böhmiſche Bäuerlein, und heißen Dich willkommen ſeyn ꝛc.*). Ihren Aufſtand gegen Ferdinand und ihre neue Wahl ſuchten die Rebellen in einer „Deductio, d. i. nothwendige Ausführung, Bericht und erzehlung deren urſachen und motiven, darumb Kayſer Ferdinandus der ander, nach tödtlichen abgang Weyland Kayſer Matthiä, des Regiments im Königreiche Böheim und demſelben Incorporirten Länder verluſtigt, und wodurch die Länder zu der befugten und rechtmeſſigen Wahl jetzt regierender Kön. Maj. in Böheim, vermöge ihrer Freiheiten zu ſchreiten, bewogen und getrungen worden“ **) — zu rechtfertigen, in welcher ſo ziemlich dieſelben Gründe angeführt waren, die ſie bereits dem Kurfürſtenconvente mitgetheilt hatten. Zu ſpät gelangte ein wohlmeinendes, weisſagendes Schreiben der Kurfürſten an Friedrich, worin ſie ihn warnten: „um eigenen, nur ſcheinbaren Vortheils willen nicht, der chriſtlichen Liebe und dem Gebote Gottes zuwider, mit dem Kaiſer ohne gegebene Urſache eine blutige Fehde zu beginnen, deren Ausgang ſie nicht erleben würden, die aber ihn und Alle in unabſehbares Elend und Unglück ſtürzen müſſe.“ Friedrich entgegnete darauf mit einer umſtändlichen Rechtfertigung ſeines Benehmens, die aber kaum Befreundeten, geſchweige denn ſeinen Gegnern genügte, und welche der Kaiſer hinlänglich widerlegte. In ſeiner bedenklichen Lage ließ Friedrich ſich auch noch mancherlei Mißgriffe zu Schulden kommen, durch welche er ſelbſt diejenigen ſich entfremdete, die ihn berufen und erhoben hatten. Um der Hofleute und Hoffeſte willen vergaß er Krieg und Heer; ſein Benehmen erſchien vielen mehr unköniglich, als herablaſſend, und die ſtrengeren Utraquiſten fanden es anſtößig, daß eine neue Mode, Hals und Bruſt nicht zu bedecken, überhand nähme. Die Katholiken, denen er Schutz und ungeſtörten Gottesdienſt verſprochen, erfuhren, wenn auch nicht unmittelbar durch ihn ſelbſt, doch durch Diejenigen, welche in ſeinem Namen die Macht ausübten, mancherlei Bedrückung. Am meiſten empörte es, daß Friedrich durch ſeine puritaniſche Gemalin, noch mehr aber

*) Das ganze Gedicht in gleichzeitiger deutſcher Ueberſetzung, ſ. bei Peſchek I. 390.
**) Ebenda 376 u. f.

durch ſeinen calviniſchen Hofprediger, Abraham Scultetus oder Schulz, ſich zu eifernder Unduldſamkeit, ja endlich zu einem Bilderſturme ähnlicher Art hinreißen ließ, wie ihn hundert Jahre früher der fanatiſche Andreas Bodenſtein, genannt Karlſtadt, in Wittenberg angeſtiftet hatte. Die Domherren, wegen ihrer Anhänglichkeit an den Kaiſer den Machthabern beſonders verhaßt, wurden aus der Domkirche zu St. Veit vertrieben, und letztere ſodann auf die gewaltſamſte Weiſe zum reformirten Gottesdienſte eingerichtet. Am 21. December 1619 begann der Bilderſturm im Dome. Die Altäre wurden niedergeriſſen, die Bilder zerbrochen, die Reliquien verbrannt, und mit den Gegenſtänden der Verehrung ruchloſer Spott getrieben. Selbſt die Utraquiſten waren tief erſchüttert, als ſie ihren alten, ehrwürdigen Dom auf dieſe Weiſe entweihen ſahen, und ſuchten dem Frevel Einhalt zu thun, oder ergoſſen ſich in Klagen; mit Mühe brachten ſie es dahin, daß die Wenzelskapelle und die obere Sacriſtei unverletzt blieben. Nachdem auf ſolche Weiſe, wie die Zerſtörer ſagten, der Tempel geſäubert war, ſtellte man am Weihnachtsabende in die Mitte des Chors eine Tafel, und um ſie zwölf Stühle, und Friedrich beging hier mit ſeinen Calviniſten die Abendmahlsfeier auf eine Art, welche nicht nur den Katholiken, ſondern auch den Utraquiſten ſonderbar und profan vorkam. Zugleich wurde dem Altſtädter Rathe zugemuthet, das Crucifix auf der Brücke wegnehmen zu laſſen, weil daſſelbe der Königin nicht gefalle. Der Rath machte jedoch Vorſtellungen dagegen: er möchte das Crucifix nicht ohne Zuſtimmung der Bürgerſchaft, welcher es gehöre, entfernen; auch ſey ein Tumult zu befürchten. Wirklich ſprach das Volk, als jene Abſicht kund wurde, ſich ſehr entſchieden aus, das Crucifix nöthigenfalls mit Gewalt ſchützen zu wollen, und der Wache auf der Brücke wurde aufgetragen, Jeden, der das Crucifix anzutaſten wage, auf der Stelle und ohne Anſehung der Perſon und des Standes über die Brücke hinab in's Waſſer zu werfen*). Bei ſolch' allgemeiner Stimmung wagte man ſich nicht an die Statue. Eine in drei und zwanzig Punkten abgefaßte, reformirte Kirchenordnung, welche, wie es heißt, auf alle Kirchen ausgedehnt werden ſollte, und ſich ebenfalls in durchaus ikonoklaſtiſchem Sinne aus-

*) »Eigentliche Beſchreibung der Bilderſtürmerey der h. Metropolitan-Kirchen Sti. Viti auf den Prager Schloß, welche Von einem gegenwärtigen Zeugen aus Prag einem bekannten Freundt Communiciret worden den letzten Decembris ao. 1619.« (Copie im Beſitze des [illegible] Nationalmuſeums.)

ſprach, gelangte nicht zur Publication. Nicht allein Schwärmerei, ſondern auch die Geldnoth veranlaßte zur Zerſtörung der Heiligthümer; man eilte daher, das goldene und ſilberne Kirchengeräthe zu verwerthen. Doch ſprachen ſich beinahe alle Parteien mit gleicher Mißbilligung über jene Gewaltthaten im Tempel aus; am ſchärfſten jedoch Wilhelm von Lobkowicz, der ſich nicht ſcheute, dem Könige dieſerhalb Vorwürfe ins Geſicht zu machen. Dadurch wurde wenigſtens ſo viel bewirkt, daß Friedrich die noch übrigen Gemälde und Standbilder in die Adalbertskapelle verſchließen ließ.

Im November 1619 begab ſich Friedrich nach Nürnberg, wo eben die Union eine Zuſammenkunft hielt, und ſuchte dieſelbe zu thätigem Beiſtande aufzufordern. Aber die Union war in ihrer Meinung getheilt, überhaupt mehr dem Frieden geneigt, eine Anſicht, welche ſich noch mehr befeſtigte, als der kaiſerliche Geſandte und Präſident des Reichshofsrathes, Graf Johann von Hohenzollern, muthig die Rechte ſeines Herrn darlegte. Als nun auch Baiern vermittelnd einſchritt, erklärte die Union: ſie wünſche den Frieden, und habe nur zur Vertheidigung gewaffnet; man möge die alten Streitigkeiten vergleichen, und die katholiſche Liga, welche zuerſt die Waffen ergriffen, auch zuerſt die Waffen niederlegen.

Mittlerweile ſchloß Baiern ſich immer mehr an Oeſterreich an, und am 8. October 1619 kam zwiſchen Beiden ein Vertrag zu Stande, wonach der Herzog Maximilian dem Kaiſer die Hilfe der Liga gegen alle Feinde, Ferdinand aber verſprach: er wolle nur mit des Herzogs Beiſtimmung Frieden ſchließen, ihm die Leitung jenes Bundes ohne alle Einmiſchung und Störung laſſen, und ſeine oberſten Feldherren anweiſen, ihn von allen Unternehmungen und Abſichten zu unterrichten, und mit ihm darüber Rückſprache zu nehmen. Ferner ſollten dem Herzoge Koſten und Schäden erſetzt, und bis dieſes geſchehen ſey, öſterreichiſche und den Feinden abgenommene Landſchaften einſtweilen pfandweiſe eingeräumt werden. Wann und in wie weit die Ueberlaſſung pfälziſcher Länder und der Kurwürde zuerſt mündlich erwähnt, oder ſchriftlich zugeſichert worden, darüber fehlt es an näheren Nachrichten. Die Liga arbeitete mächtig an ihrer Verſtärkung. Im December 1619 beſchloſſen die Mitglieder derſelben auf einer Tagſatzung in Würzburg die Zuſammenbringung eines Heeres von ein und zwanzig tau Mann. Unterdeſſen bewilligte der Papſt, und nach manchem Spanien dem Kaiſer bedeutende Unterſtützung, und aus

ſich ſpaniſche und italieniſche Mannſchaft. Der Union gab Baiern auf deren Forderung und Anfrage zur Antwort: die Katholiken wünſchen ebenfalls den Frieden, und hätten weder früher, noch mehr gerüſtet, auch nicht ſo beſtimmt gefordert und gedroht, als ihre Gegner. Ueber die obwaltenden, vor Kaiſer und Reich gehörenden Streitpunkte laſſe ſich nicht kurzweg entſcheiden, doch ſeyen ſie bereit, Recht zu geben und zu nehmen. Die Liga ſuchte nun auch den Kurfürſten Johann Georg von Sachſen zur Beiſtimmung zu bewegen. Auf einem im Jahre 1620 gehaltenen oberſächſiſchen Landtage wurden die Verhältniſſe erwogen, und endlich beſchloſſen: man wolle zwar rüſten, aber parteilos bleiben, und bald darauf ſchrieb Sachſen an Mainz: es halte des Kaiſers Sache für gerecht, die Verbindung Friedrichs mit Bethlen und den Türken für unheilbringend und die Reichsverfaſſung umſtürzend; gern werde es daher für das Rechte mitwirken, wenn nur der Kaiſer und die Katholiken den Proteſtanten den ſo oft beſtrittenen Beſitz der geiſtlichen Güter feierlich ſichern wollten. Es kam demgemäß zu einem Vertrage, in welchem Mainz, Trier und Köln erklärten: ſie wollten die proteſtantiſchen Stände des ober- und niederſächſiſchen Kreiſes als Inhaber geiſtlicher Güter weder jetzt, noch künftig irgendwo bedrängen, ſo fern ſie nicht auf die Seite der Böhmen träten, oder ſonſt weiter um ſich griffen.

Schon am 29. Januar hatte der Kaiſer das Benehmen Friedrich's und der Böhmen für ſtrafbaren Aufruhr erklärt; doch von einer förmlichen Aechtung derſelben hielten ihn, mit Bezugnahme auf die Wahlcapitulation, die deutſchen Stände ab, bis alle Kurfürſten darüber befragt ſeyn würden.

Der in Mühlhauſen zuſammen getretene Kurfürſtentag benachrichtigte am 20. März die Union, Ungarn, Böhmen, Mähren, Schleſien, die Lauſitz, die Ritterſchaft und die Städte des Reiches von ſeinen Beſchlüſſen, und ermahnte insbeſondere Friedrich noch einmal auf das Dringendſte: er möge bedenken, daß der böhmiſche Thron nicht erledigt, Ferdinand weder geladen, noch gehört worden, und Beharren im Unrechte das größte Unheil über die Urheber, ja über ganz Deutſchland bringen werde. Aehnlich lautete das kaiſerliche Schreiben an Friedrich und die Stände des Reiches. Friedrich gab darauf ungenügende und ausweichende Antworten, die ihm als Rechtfertigung dienen ſollten. Am 30. April ließ Ferdinand den Gegenkönig mit der Acht bedrohen, wenn er nicht Böhmen bis zum 1. Juni herausgäbe, und ſchon ſtand ein allgemeiner Krieg bevor, als noch einmal die

Friedenshoffnungen bei der Nachricht wuchsen, daß unter französischer Vermittlung alle Parteien sich in Ulm zu verständigen und zu versöhnen suchen würden.

Kaiser Ferdinand hatte, nach dem Ausbruche der böhmischen Unruhen, erst im December 1619, eine Gesandtschaft nach Paris geschickt, und in Ansehung der für alle katholischen Reiche drohenden Gefahr um Beistand ersuchen lassen. Ob nun gleich Frankreich hierauf zunächst erklärte: es wolle parteilos bleiben und den Pfalzgrafen weder angreifen, noch als König anerkennen, drangen doch die meisten Stimmführer darauf: man müsse entweder für oder gegen Oesterreich thätig werden. Der Herzog von Bouillon, Friedrich's Oheim, — der seinen Neffen hauptsächlich zur Annahme der böhmischen Krone gedrängt, und damals bei einem Feste des Heiligengeist-Ordens stolz sich gerühmt hatte: während sie in Frankreich Ritter ernennen, erschaffe ich in Deutschland Könige! — stellte dem Könige Ludwig XIII. vor: keineswegs beträfen, wie der Kaiser glauben mache, die böhmischen Unruhen vorzugsweise die Religion, sondern es handle sich weit mehr um Staatsangelegenheiten und politische Rechte. Deshalb müsse Frankreich nicht den Kaiser unterstützen, sondern durch Vermittlung zum Abschluß eines billigen Friedens wirken. Dagegen bewies der französische Minister des Auswärtigen die dem Katholicismus im Allgemeinen gefährliche Uebermacht der Protestanten, welche, wenn Letztere einen billigen Frieden zurück wiesen, es nöthig mache, dem Kaiser Hilfe zu leisten. Aus dieser Rücksicht wurde am französischen Hofe beschlossen, den Herzog von Angoulême und andere erfahrene Männer zur Vermittlung nach Deutschland zu senden. Im Anfange des Juni trafen sowohl die französischen, als die Abgeordneten der Liga und der Union in Ulm ein, und nach mehrfachen Unterhandlungen kam endlich (3. Juli) ein Vertrag zwischen der Liga und der Union zu Stande, des Inhalts: es solle Friede zwischen beiden Theilen seyn, und zu diesem Zwecke das in der Nähe liegende Kriegsvolk baldigst entfernt, kein anderes in die geräumten Plätze gelegt werden; doch kann und soll man in gewissen Fällen freien Durchzug nachsuchen und bewilligen. Dieser Friede gilt nur für die Länder und Glieder der Liga und der Union, einschließlich der Pfalz, nicht aber für Böhmen und die einverleibten Lande, deren Sache man frei

Nach diesem Vertrage stand es also den Ligisten frei und den Unirten, dem Gegenkönige in Böhmen Beistand zu

eben ſo war es dem Kaiſer und deſſen Bundesgenoſſen, ſo fern Letztere nur nicht zur Liga gehörten, unbenommen, die deutſchen Länder des Gegenkönigs anzugreifen. Daher zog der Markgraf von Anſpach mit fünfzehn tauſend Mann nach der Rheinpfalz, um dieſe gegen die Spanier zu vertheidigen, während Boucquoi im Frühjahre einen Einfall nach Böhmen vorbereitete. Friedrich hatte den Oberbefehl des böhmiſchen Heeres dem Fürſten Chriſtian von Anhalt und dem Grafen Georg von Hohenlohe übergeben, und es erregte Unzufriedenheit, daß kein Böhme das Hauptkommando hatte, Thurn nur untergeordnet ſeyn ſollte, und die Soldaten, welche häufig keine Löhnung erhielten, eben ſo zügellos, wie feindliche, waren. Auch dadurch, daß Friedrich dem Walten der böhmiſchen Directoren ein Ende machte, die Kanzleiperſonen ihrer Pflicht gegen dieſelben entließ, und die oberſten Landesämter mit Anderen beſetzte, regte er Manche gegen ſich auf. Hohenlohe und Mansfeld wurden voraus nach Oeſterreich geſchickt, nahmen Retz, wurden aber bei Langenlois von Boucquoi geſchlagen. Anhalt rückte, nachdem er mit dem nun dreißig tauſend Mann zählenden Heere in Eggenburg eingetroffen war, vor Krems, wohin Boucquoi ſich zurück gezogen hatte. Aber der Angriff mißlang, und er ſah ſich genöthigt, nach Langenlois zurück zu gehen, wo der Mangel an allen Bedürfniſſen ihm weitere Unternehmungen verbot. Leonhard Fels holte ſich bei Ziſersdorf eine Schlappe, und die kaiſerliche Beſatzung von Budweis verheerte, nach der bewerkſtelligten Ueberrumpelung Moldautein's, das Land im Rücken des böhmiſchen Heeres.

Unterdeſſen trachtete der Herzog Maximilian von Baiern, dem Kaiſer zunächſt in Oeſterreich Ruhe zu verſchaffen. Aus ſeinem Lager bei Lauingen aufbrechend, zog er an der Spitze von fünf und zwanzig tauſend Mann mit beiſpielloſer Schnelligkeit auf Oberöſterreich, und ſtand unerwartet an den Gränzen dieſer Provinz. Die dortigen Aufſtändiſchen hofften ihn durch Unterhandlungen hinzuhalten, und ſowohl Zeit zu eigener Rüſtung, als auch zu Abwartung böhmiſcher Hilfe zu gewinnen; aber Maximilian erklärte ihren Abgeordneten mit Beſtimmtheit, daß er ihnen nur fünf Tage Friſt zur völligen Unterwerfung zugeſtehe. Nach Ablauf derſelben ließ er, während die erſchreckten Stände ſich in Linz beriethen, ſeine fünf tauſend Mann ſtarke Vorhut in Oberöſterreich einrücken. Der Oberſt Haslang beſetzte mit [illegible] der Marſchſtraße gelegenen Plätze; ihm folgte der Generallieutenant Tſ[illegible] einer ſtarken Abtheilung, und am 28. Juli zog der

Herzog ſelbſt mit der Hauptmacht über die Gränze. Einige Haufen Bauern, welche Widerſtand verſuchten, wurden auseinander geſprengt. Die Stände, von ungariſcher und böhmiſcher Hilfe abgeſchnitten, erklärten nun durch eine abermalige Botſchaft ſich bereit, dem Kaiſer ſich zu unterwerfen, ſtellten aber dabei Beſtätigung der Privilegien des Kaiſers Maximilian II., eine völlige Amneſtie und Befreiung von der Truppeneinquartierung als Bedingungen. Der Herzog verwies ſie mit ihren Forderungen an den Kaiſer, rückte in Linz ein, und nöthigte die Stände Oberöſterreichs, ihm, als einſtweiligem Pfandinhaber Oberöſterreichs, die Huldigung zu leiſten, dem Bunde mit Böhmen zu entſagen, und ihre Mannſchaft mit ſeinem Heere zu vereinen.

Nachdem Oberöſterreich zum Gehorſam zurück gebracht war, trat der Herzog Maximilian (23. Auguſt) den Marſch nach Unteröſterreich an, um hier Diejenigen zu bezwingen, welche noch Widerſtand verſuchten, und die Böhmen aus den feſten Plätzen, die ſie in dieſer Provinz noch inne hatten, zu vertreiben, vereinigte ſich unweit Zwettl bei Neuenpela mit Boucquoi's Heere, worauf die dort verſammelte Macht gegen fünfzig tauſend Mann zählte. Die Feldherren kamen überein, ohne Aufſchub gegen Prag vorzudringen, obwohl die böhmiſchen Truppen, um die ligiſtiſche Armee von ihrer Hauptſtadt abzuziehen, aus Oeſterreich ſeitwärts nach Mähren gegangen waren. Der Kaiſer entſendete gleichzeitig Truppen gegen Preßburg, um von dort aus die Bewegungen Gabriel Bethlen's zu beobachten, der mit einem Einfalle in Maximilian's Lande drohte.

Der Kurfürſt von Sachſen ließ, nachdem der Kaiſer ihm hinſichtlich der Religionsfreiheit beruhigende Zuſicherungen ertheilt hatte, von demſelben ſich (16. Juli) die Vollziehung der Sprüche gegen die als Empörer Bezeichneten übertragen, und die Lauſitz eben ſo als Pfand für die zu verwendenden Koſten anweiſen, wie Oeſterreich an Baiern überwieſen worden war. Gegen Ende Auguſt rückten die Sachſen in die Lauſitz ein, eroberten (23. September) Budiſſin, und unterwarfen das ganze Land. Der ſpaniſche General Spinola brach im Auguſt mit ſechs und zwanzig tauſend Fußgängern, vier tauſend Reitern und vierzig Kanonen aus den Niederlanden nach Deutſchland auf, drang durch das mainziſche Gebiet in die Rheinpfalz ein, und eroberte die meiſten Städte und Schlöſſer dieſes Landes, ohne daß die Unirten, deren Entſchlüſſe und Maßregeln eine eigene Lauheit lähmte, ſich dagegen rührten.

Das Verderben zog sich enger und enger um den Gegenkönig zusammen, der im Februar die Huldigung in Mähren und Schlesien, nicht aber in der Lausitz, wo die Stände seine persönliche Anwesenheit verlangten, empfangen hatte. Die Union that keine Schritte, ihm beizustehen. Der König von England wollte ihn nicht als König anerkennen, und beschränkte seinen Beistand auf unerhebliche Geldsummen. Gabriel Bethlen lebte im Waffenstillstande mit dem Kaiser; in Oesterreich und der Lausitz hatten Ferdinand's Waffen gesiegt. Die niedersächsischen Stände und der König von Dänemark hatten durch ihre Neutralitätserklärung sich von aller Theilnahme an den böhmischen Angelegenheiten ausgeschlossen. Holland sah dem Ablaufe des Stillstandes mit Spanien entgegen, und bedurfte daher aller seiner Kräfte zur Fortsetzung des Krieges mit jener Macht. In Böhmen selbst herrschte, wie wir gesehen, viele Unzufriedenheit mit dem Regimente des Gegenkönigs und seiner fremden Räthe. Dieser wurde von Maximilian noch einmal aufgefordert, die Krone niederzulegen und die böhmischen Lande zu räumen; doch umsonst.

Als die Bewegung des kaiserlich-baierischen Heeres gegen Prag ruchbar wurde, kehrte die böhmische Armee aus Mähren eiligst nach Böhmen zurück. Friedrich, dessen Streitkräfte denen seiner Gegner bei weitem nachstanden, ließ alle Orte auf der nach Prag führenden Straße gut besetzen, um durch Vertheidigung derselben die Kaiserlichen möglichst lange aufzuhalten. Während Boucquoi's Abwesenheit in Oesterreich hatten die Böhmen viele Städte wieder besetzt, und nur Krumau und Budweis waren damals noch in den Händen des Kaisers. Hier aber war vor Kurzem der Oberst Maradas mit acht tausend Spaniern aus Mailand über Passau angekommen, und hatte jene beiden Plätze gesichert. Am 20. September drangen Maximilian und Tilly mit den ligistischen Truppen, Boucquoi mit dem aus Oesterreichern, Wallonen, Spaniern, Italienern und Kosaken bestehenden kaiserlichen Heere von Waidhofen über die böhmische Gränze. Der Herzog marschirte über Gratzen und Budweis; Boucquoi nahm Prachatitz mit Sturm. Hierauf vereinigten sich die beiden Heere vor Pisek, erstürmten (30. September) diese Stadt, hieben die Besatzung nieder, und zogen nun gegen Pilsen. Mansfeld war bei einem Versuche, nach Baiern einzudringen, geschlagen worden. Maradas ging dem siegreichen baierischen Corps entgegen, und beide vereinigten sich (17. October) mit der Hauptarmee, nachdem auf

dem Marsche das Schloß Riesenberg, Taus, Klattau und mehre andere Orte in ihre Hände gefallen waren.

Der Fürst Christian von Anhalt verließ nun sein bisheriges Lager bei Breznitz, und zog nach Rokitzan, wo auch Friedrich sich bei dem Heere einfand. Seine Truppen waren im elendesten Zustande; ohne Sold, Kleidung und andere Bedürfnisse, lebten sie nur vom Raube, und trieben dadurch das Landvolk zur Verzweiflung, oft sogar zur blutigen Gegenwehr; alle Mannszucht war dahin. Friedrich, welcher wohl fühlte, wie schwer mit solchen Truppen erfolgreich zu kämpfen seyn werde, suchte (20. October) eine persönliche Zusammenkunft mit dem Herzoge Maximilian, erhielt aber — weil Dieser glaubte, er wolle nur Zeit gewinnen, und ihn dann während des Winters aufreiben — zur Antwort: nur wenn er der Krone entsage, könnten Verhandlungen und ein Waffenstillstand eintreten. Da dieses Ansinnen verworfen wurde, rückten Maximilian und Boucquoi (22. October) aus der Gegend von Pilsen vorwärts, welche Stadt sie jedoch, um sich nicht zu lange aufzuhalten, nicht belagerten. Die Böhmen hatten sich bis Rakonitz zurück gezogen, in dessen Nähe die Kaiserlichen am 24. October eintrafen. Hier fielen in den nächsten Tagen Gefechte vor, in deren einem Boucquoi verwundet wurde. Der zunehmende Mangel an Lebensmitteln bewog den Herzog von Baiern, den Böhmen eine Hauptschlacht anzubieten, welcher Anhalt jedoch sorgfältig auswich. Deshalb setzte Maximilian (5. November) den Marsch über Straschitz gegen Prag fort, und nöthigte dadurch die Böhmen, ebenfalls ihr Lager zu verlassen. Den Letzteren gelang es, einen Vorsprung zu gewinnen, und über Unhoscht (7. November) Prag zu erreichen.

Anfangs zweifelte man im böhmischen Kriegsrathe, ob es nicht am besten sey, das Heer in die Stadt zu legen, damit die Feinde bei der Belagerung aufgerieben würden; aber die Furcht, man werde ganz eingeschlossen, und Alle, selbst der König, gefangen werden, oder die unbezahlten, ordnungslosen Truppen möchten die Stadt plündern, führten zu dem Beschlusse, das Lager vor Prag auf dem weißen Berge — so genannt von den dort in Menge gebrochenen weißen Bausteinen — aufzuschlagen und dasselbe so schnell und so gut als möglich zu befestigen. Fürst Christian von Anhalt hatte den nach Prag vorauseilenden Friedrich dringend gebeten, hierfür zu sorgen, fand aber, als er um Ein Uhr Nachmittags anlangte, fast nichts [illegible], weil Friedrich [illegible] nicht auszuführen verstand, und

seine Leute ihm nicht gehorchten. Bis zum Anbruche des folgenden Tages (8. November) — es war Sonntag, und das Evangelium desselben lautete prophetisch: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ — geschah wenig, weil das Heer der Ruhe bedurfte, und um neun Uhr, als der Morgennebel sich legte, erblickte man schon den Vortrab der Kaiserlichen. Maximilian wollte sogleich angreifen, bevor die Böhmen ihre Befestigungen vollenden konnten, und Tilly pflichtete ihm bei; Boucquoi hingegen, der mit der kaiserlichen Mannschaft noch weiter zurück stand, warnte vor Uebereilung, und schlug vor, man sollte das böhmische Heer zur Seite lassen und sich Prags bemächtigen, was die Uebrigen jedoch, als zu gefährlich, verwarfen. Die Böhmen, von den verschiedenen Ansichten im kaiserlich-baierischen Heere, und davon unterrichtet, daß Boucquoi noch nicht eingetroffen sey, waren der festen Ueberzeugung, an diesem Tage nicht angegriffen zu werden; der Fürst von Anhalt aber drang darauf, man müsse die ermüdeten Baiern auf der Stelle, und vor der Ankunft der Kaiserlichen angreifen, wogegen der Graf von Hohenlohe es thöricht nannte, die sichere Stellung auf der Höhe zu verlassen und sich in das unvortheilhafte Thal hinab zu begeben. Als in diesem Augenblicke Tilly mit den Baiern über eine Brücke zog, behauptete Fürst Christian mit Eifer: es sey unverantwortlich, wenn man eine solche Uebereilung nicht benutze und die von den Kaiserlichen Abgeschnittenen vernichte. Während dieses zweckwidrigen Streites ging aber der den Böhmen günstige Augenblick verloren; Boucquoi langte an, und stellte sein Heer auf dem rechten Flügel, Maximilian und Tilly das ihrige auf dem linken, in Schlachtordnung. Noch schwankten sie, ob ein Treffen gegen die auf der Anhöhe günstiger Gestellten zu wagen sey, als die begeisterte Rede des im Geruche der Heiligkeit stehenden spanischen Karmeliters, Dominicus a Jesu, den Beschluß zum Angriffe bewirkte. — Ueber die Stärke der beiden Heere weichen die Nachrichten sehr von einander ab. Das böhmische sollte achtzehn tausend Fußgänger, zehn tausend Reiter und sechs tausend Ungarn zählen; in der That waren aber nur zwanzig tausend, oder, wie Andere nach Aussage von Gefangenen berichten, fünf und zwanzig tausend gegenwärtig. Die Zahl der Kaiserlichen wird — weil viele anderwärts beschäftigt waren, oder, um Lebensmittel aufzubringen, umher schweiften, nur auf zwölf tausend; das gesammte Heer aber, mit Einschluß der Baiern, auf fünf und zwanzig tausend Fußgänger und fünf tausend Reiter angegeben.

Zwischen zwölf und Ein Uhr begann die Schlacht. Unter dem Feldgeschrei: „Sancta Maria!“ rückte das erste Treffen unter Tilly und dem Generalwachtmeister Tiefenbach an; der kühne Karmeliter Dominicus trug ihnen ein, von protestantischen Händen verstümmeltes Marienbild vor, das er in dem geplünderten Hause eines Katholiken gefunden. Der Böhmen unzweckmäßig gerichtete Kanonen thaten den Anrückenden von oben herab wenig Schaden; als aber Fürst Christian der Jüngere von Anhalt sich mit Ungestüm auf die kaiserliche Reiterei warf, wich dieselbe und verlor drei Fahnen. In diesem Augenblicke der Gefahr ließ der Nichts übersehende Tilly den Obersten Kratz mit fünf tausend Pferden in der Flanke der Böhmen vorbrechen, ein Angriff, der mit solcher Heftigkeit geschah, daß nicht allein der jüngere Fürst Christian von Anhalt verwundet und gefangen, sondern auch die ganze böhmische Reiterei gebrochen, und in die Flucht gejagt wurde. Die geworfene Reiterei brachte Unordnung in die Reihen der Böhmen, gegen welche nunmehr das Haupttreffen der Kaiserlichen anstürmte, um die Niederlage zu vollenden. Die Böhmen thaten nur noch vereinzelte Angriffe, besonders zur Vertheidigung ihrer Schanzen; aber ihre Angriffe wurden so herzhaft abgeschlagen und zurück gegeben, daß ihre beiden Kavallerieabtheilungen das Feld räumten. Als die ihnen verbündeten Ungarn diese Flucht sahen, sprengten sie ebenfalls davon; dem Zurufe des Herzogs von Weimar entgegnend, daß die Deutschen noch früher, als sie, entlaufen wären. Jetzt wird die Flucht allgemein; nur die Mährer fochten unter Schlick bis zuletzt tapfer fort, und ließen sich kaltblütig beinahe bis auf den letzten Mann niederhauen. Die übrigen aber waren dergestalt entmuthigt, daß, wenn ihr Befehlshaber, Fürst Christian der ältere, Thurn oder andere, ihre Truppen vorzuführen unternahmen, diese hinter ihnen davonliefen, und, wie jener Fürst sagte, ein Alexander, Julius Cäsar oder Karl der Große solch Volk nicht hätte zum Stehen bringen können. Selbst die Moldau hielt die Fliehenden nicht auf, welche haufenweise ertranken. Binnen einer Stunde war der Sieg vollkommen. Die Kaiserlichen und die Baiern wollten nicht über vier tausend Mann eingebüßt haben; den Verlust der Besiegten schlug man auf fünf tausend an; fünf hundert Gefangene, hundert Fahnen, und die gesammte feindliche Artillerie fielen in die Hände der Kaiserlichen *). (Zum

*) Brandt: Gesch. des Kriegswesens (Berlin 1838), IV. 112 u. f. — Müller's „böhm. Krieg“ (Dresden 1841), S. 434.

Gedächtniſſe dieſes Sieges wurde 1706 auf dem weißen Berge eine Kirche unter dem beziehungsvollen Namen: „Maria vom Siege" —Maria de Victoria — erbaut; das daſelbſt zur Verehrung ausgeſetzte kleine Marienbild iſt nach demſelben Bilde verfertigt, welches in der Weißenberger Schlacht gegenwärtig war und 1622 von Dominicus a Jeſu in der Karmeliterkirche zu Rom aufgeſtellt worden iſt.)

Der Gegenkönig ſaß eben bei der Tafel, als er die Nachricht erhielt, daß die Schlacht begonnen. Sofort eilte er mit ſeinen Dienern und fünf hundert Reitern an das Strahower Thor, und kam hier eben zu rechter Zeit an, um vom Walle aus die Niederlage der Seinigen zu ſehen. Er kehrte auf das Schloß zurück, und ließ das Thor öffnen, ſo daß ein Theil des fliehenden Heeres ſich in die Stadt retten konnte. Ein Waffenſtillſtand, den er auf vier und zwanzig Stunden nachſuchte, wurde ihm von Maximilian nur auf acht Stunden bewilligt, mit der Bedingung, ſogleich auf Böhmen und die übrigen Provinzen ſchriftlich Verzicht zu leiſten. Beſtürzt, zerknirſcht, aller Kraft und Beſinnung beraubt, wußte er nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte. Als nun Anhalt ihm zur Flucht rieth, ließ er die böhmiſche Krone, die Reichsinſignien und das in der St. Wenzelskapelle verwahrte Archiv einpacken, und eilte auf die Altſtadt hinüber. Auf die Frage der dortigen Burger: was ſie in dieſer Verwirrung beginnen ſollten? antwortete er: ſie ſollten mit den Gegnern einen Vergleich zu treffen ſuchen; er ſelbſt wolle mit anbrechendem Tage abreiſen. Sie baten ihn dringend, in der Stadt zu bleiben, da dieſe hinlänglich im Stande, eine Belagerung auszuhalten, und erboten ſich, beträchtliche Truppen in Prag ſelbſt anzuwerben. Auch der junge Thurn und Schlemmersdorf ſtellten ihm vor: man habe noch ſiebzehn Bataillons beiſammen; auch die Feldflüchtigen würden ſchnell zu ihren Fahnen zurück kehren; bei Brandeis wären acht tauſend Ungarn, friſche Hilfsvölker, angelangt, und Mansfeld ſtände dem Feinde im Rücken. Doch Nichts vermochte den verzagenden Fürſten aufzurichten, beſonders da Anhalt ihn fürchten machte: die Böhmen würden, um ſich gewiſſe Verzeihung zu verſchaffen, ihn an den Kaiſer ausliefern. In dieſer Beſorgniß ließ Friedrich alles Eingepackte auf dem Altſtädter Platze ſtehen, und floh mit Gemalin und Kindern über Schleſien nach dem Haag, begleitet von Anhalt, Hohenlohe, dem Herzoge von Weimar, dem älteren Thurn, Bohuslaw Berka, Raupowa, Johann von Bubna dem älteren, und mehren Anderen.

Nicht unverdienter Spott verfolgte den Flüchtling, der so verwegen begonnen und so kläglich geendigt; man nannte ihn, weil seine Herrschaft nur einen Winter über gedauert, den „Winterkönig," und an dem Hause des englischen Gesandten in Wien fand man einen Zettel, worin es hieß: es sey ein König (er war nach Art eines Steckbriefes genau beschrieben) verloren gegangen; wer ihn finde, erhalte große Summen zur Belohnung.

Sogleich nach des Winterkönigs Flucht schickte die kleinseitner Bürgerschaft, welche großentheils dem Kaiser immer angehangen hatte, Abgeordnete an Maximilian und Boucquoi, mit der Bitte, in die Stadt zu kommen und solche in ihren Schutz zu nehmen; denn schon hatten die Wallonen die Mauern, auf welchen sie Niemand sahen, zu ersteigen angefangen, und man fürchtete eine allgemeine Plünderung. Es wurde nun das Strahower Thor geöffnet, durch welches der Herzog Maximilian, von Boucquoi, Tilly und anderen Feldherren begleitet, und mit einem kleinen Gefolge von Truppen zog, und um die Mittagszeit auf dem Hradschin anlangte. Wilhelm von Lobkowicz und fünf andere böhmische Herren kamen ihm entgegen, wünschten ihm Glück zu dem erfochtenen Siege, und baten unter häufigen Thränen um Vergebung ihrer Empörung, um die Erhaltung ihrer Freiheiten und Religionsübung, und um Verschonung mit einer Plünderung. Der Herzog antwortete ihnen: er habe sie einige Male durch Schreiben väterlich und nachbarlich ermahnt, ohne daß es geholfen; doch wolle er das Seinige thun. Hierauf langten von der Alt- und Neustadt Abgeordnete an, und baten im Namen ihrer Mitbürger um dreitägige Frist, binnen welcher sie die Bedingungen, unter denen sie sich unterwerfen wollten, aufsetzen könnten. Ihnen wurde zur Antwort: daß man keine Frist gewähre, sondern ihnen befähle, sich auf der Stelle zu unterwerfen. Sie gehorchten, schwuren dem Kaiser Gehorsam und Treue, und lieferten dem Herzoge ihre Waffen aus. Am anderen Tage hielten die Lutheraner, den Katholiken hierin noch zuvorkommend, in der deutschen Kirche eine große Danksagung, und sangen das Tedeum, dem Kaiser viel Glück und Sieg wünschend *); durch solche Eilfertigkeit im Wechsel der Gesinnung hofften sie ihre Schuld zu mildern. Am dritten Tage erschienen alle böhmischen Herren und Ritter, welche sich in Prag befanden, vor dem

*) Copia eines (gleichzeitigen) Schreibens nach der Weißenberger Schlacht (im Besitze des böhm. Nationalmuseums).

Herzoge, bekannten öffentlich ihr Verbrechen, entsagten allen Bündnissen mit Schlesien, Mähren, Ober- und Niederlausitz, Oesterreich ob der Enns und Ungarn, und lieferten die darauf bezüglichen sechs Urkunden dem Herzoge aus, schwörend, daß sie keinen Anderen, als den Kaiser Ferdinand, für ihren König erkennen wollten. Auch baten sie den Herzog, sich bei dem Kaiser für sie zu verwenden und ihnen Gnade auszuwirken, was Maximilian ihnen jedoch nur so viel, als in seiner Macht stehe, zusagte. Nachdem Letzterer die Stadt beruhigt, und die Nachricht hatte, daß der Fürst Karl von Liechtenstein — welchem der Kaiser des dem Markgrafen Georg von Jägerndorf wegen seiner Untreue entzogene Fürstenthum verlieh — zum Statthalter Böhmens ernannt worden sey, übergab er die Besatzung von Prag, welche aus sechs tausend Mann zu Fuß, und fünfzehn hundert zu Pferde bestand, dem General Tilly, und kehrte dann nach Baiern zurück, eine Menge mit verschiedenen Kostbarkeiten beladener Wagen mit sich fortführend.

Wie gern auch Maximilian der Stadt Prag jede Plünderung erspart hätte, so war doch die, durch lange, empfindliche Empörungen zu verdoppelter Gier und Raubsucht aufgestachelte Soldateska unmöglich von argen Räubereien zurück zu halten. Besonders wurden die Häuser der abtrünnigen und entflohenen Herren, aber auch jene vieler calvinischen Kaufleute, Bürger und Procuratoren geplündert; dem Wilhelm von Lobkowicz wurden siebzehn Truhen mit Silber und Gold, die man in der Judenstadt auskundschaftete, seine Pferde, kurz all sein Eigenthum weggenommen *). Selbst den neuen Statthalter, Liechtenstein, wurde zum Vorwurfe gemacht, daß er sich mit der Habe der Geflüchteten bereichere. Vom Lande wurde alles Vieh in solcher Menge in die Stadt getrieben, daß man ein Pferd um einen bis drei Gulden, ein Schaf um zwölf Kreuzer, eine Kuh um einen Gulden kaufen konnte **). Die spanischen und niederländischen Soldaten durchsuchten alle Bibliotheken der Bürger, und verbrannten die böhmischen Bücher, welche sie, weil sie deren Sprache nicht verstanden, ohne Ausnahme für ketzerisch hielten, zu vielen Tausenden, und es wurde bei dieser Gelegenheit die ganze, eben aus der Presse kommende Chronik des Dalimil, zwei bis drei Exemplare ausgenommen, den Flammen geopfert ***). Auf dem Lande raubten und

*) Copia eines (gleichzeitigen) Schreibens nach der Weißenberger Schlacht (im Besitze des böhm. Nationalmuseums).

**) Ebenda.

***) Pelzel's Geschichte der Böhmen, II. 726 u. f.

fengten die Koſaken und polniſchen Truppen, wurden aber, als ſie ſich auch nach Mähren hinüber wagten, von den Einwohnern angegriffen und aufgerieben.

Karlſtein, wohlbefeſtigt und mit großen Kriegsvorräthen verſehen, ergab ſich ohne Widerſtand, gegen freien Abzug der, meiſt aus Engländern und Schotten beſtehenden, zwei tauſend Mann ſtarken Beſatzung. Am 17. November ergaben ſich alle böhmiſchen Städte, bis auf die von Mansfeld beſetzten, Pilſen, Tabor, Elnbogen und einige Schlöſſer, von welchen aus Derſelbe die Beſitzungen der dem Kaiſer anhänglichen böhmiſchen Herren brandſchatzte. Die Katholiken wurden in ihre Aemter, Würden und Güter, deren ſich die Utraquiſten angemaßt, wieder eingeſetzt. Boucquoi rückte mit ſeinem Corps nach Mähren; auch dieſe Provinz unterwarf ſich, und die frühere Ordnung der Dinge wurde daſelbſt hergeſtellt. Durch Vermittlung des Kurfürſten Johann Georg von Sachſen wurde auch Schleſien gegen die Zuſage einer Amneſtie, dann der Beſtätigung der Religionsfreiheit und der übrigen Landesprivilegien, zur Unterwerfung gebracht. Am 18. Februar 1621 huldigten die Schleſier dem Kaiſer, entſagten der Conföderation, lieferten die Bundesurkunden aus, und verpflichteten ſich, drei Tonnen Goldes, als Erſatz der Kriegskoſten, an den Kaiſer zu bezahlen, und Truppen zur Vertheidigung des Landes aufzuſtellen.

In Böhmen wurden ſtrenge Maßregeln ergriffen, um der Wiederkehr einer ähnlichen Empörung vorzubeugen. Die Stände mußten ſämmtliche Urſchriften ihrer Majeſtäts- und Freibriefe, ihrer wechſelſeitigen Verbindungen ꝛc. heraus geben, und alle eingezogenen geiſtlichen Güter den früheren Beſitzern zurück ſtellen. Da man gewöhnt war, alle Unruhen faſt lediglich von den Glaubensſtreitigkeiten abzuleiten, ſo wurde dem Kaiſer gerathen, keine andere, als die katholiſche Religion, in Böhmen beſtehen zu laſſen; da jedoch beinahe drei Viertheile der Bevölkerung derſelben abwendig geworden waren, ſo war dieſer Plan nicht mit Einem Male auszuführen. Man begann damit, den calviniſchen Cultus in der Hauptſtadt zu unterſagen, die calviniſchen Prediger, als Urheber des Aufſtandes, ſogleich aus Prag, und, laut einer Verfügung vom 13. März 1621, aus ganz Böhmen zu verbannen, und die Pikarditen und böhmiſchen Brüder zu verfolgen. 1622 kamen auch die lutheriſchen Prediger und Schullehrer an die Reihe; die proteſtantiſchen Räthe des Prager Magiſtrates wurden aus demſelben

entfernt. Bereits 1621 wurden die Jesuiten in das Land zurück gerufen, und ihnen, trotz des Widerspruchs des Erzbischofs Harrach von Prag, die Prager Hochschule, und die Leitung der Schul- und Unterrichtsanstalten übergeben. Drei Jahre später wurde jeder, von der katholischen Kirche als ketzerisch erklärte Gottesdienst, in Böhmen und Mähren verboten. Auf dem Prager Landtage 1627 wurde Kaiser Rudolf's II. Majestätsbrief aufgehoben, und allen von der katholischen Kirche Abgefallenen, welche nicht zu derselben zurück kehren wollten, aufgegeben, binnen sechs Wochen das Land zu räumen, was zur Folge hatte, daß viele tausend Lutheraner — Adeliche sowohl, als Bürger, Kaufleute, Künstler und Handwerker — ihre Heimat verließen, und sich in Sachsen, Brandenburg, Preußen, Holland und der Schweiz ansiedelten. Alle übrigen Privilegien Böhmens hingegen bestätigte der Kaiser auf dem nämlichen Landtage; sein Sohn, der Erzherzog Ferdinand, wurde am 29. November zum Erbkönige von Böhmen gekrönt.

Tilly, welcher am 26. März 1621 Pilsen eroberte, hatte, vielleicht nicht ohne Wissen des Kaisers selbst, den Führern des böhmischen Aufstandes, welche sich noch immer in Prag aufhielten, oder in verblendeter Zuversicht in ihre Wohnorte zurück gekehrt waren, geheime Warnung zugehen lassen, vor Eintreffen der kaiserlichen Strafbefehle zu entfliehen, auch Befehle gegeben, ihre Flucht zu erleichtern. Indem sie jedoch irrig sich nur auf den Standpunkt des offenen Krieges, nicht, wie hier der Fall, der offenen Empörung stellten, glaubten sie mit Niederlegung der Waffen die Sache abgethan, und folgten der wohlmeinenden Warnung nicht. Im Februar 1621 wurden plötzlich acht und vierzig der eifrigsten Anhänger des Winterkönigs eingezogen, ein summarisches Verfahren eingeleitet, und so bereitete sich schnell, mit schauriger Feierlichkeit, das blutige Schauspiel vor. Am 17. Juni besetzten Reiterposten die Prager Alt- und Neustadt, und zwei Tage darauf wurde auf dem Altstädter Ringe das vier Ellen hohe, zwei und zwanzig Schritt breite und eben so lange Schafott, nahe am Rathhause, aus welchem man durch eine Thür unmittelbar hinaus gehen konnte, aufgerichtet; ringsum war es durch eine Schranke abgesperrt. Am Morgen des 19. Juni wurden dreizehn Gefangene aus der Alt- und Neustadt auf das Schloß hinaufgebracht, wo sich die übrigen Verhafteten aus dem Herren- und Ritterstande, unter ihnen auch die früheren Directoren, befanden. Nun schritt man, und zwar in der Reichshofrathsstube über der Kanzlei, zur Verurtheilung; es

war ein Thron von violetbraunem Sammt aufgeſchlagen worden, auf welchem der kaiſerliche Statthalter, Fürſt Karl von Liechtenſtein, Platz nahm. Sodann wurde ein Gefangener nach dem anderen vor dieſes kaiſerliche Gericht geführt, in deutſcher und böhmiſcher Sprache peinlich angeklagt, und die Commiſſarien um ein Urtheil gebeten, worauf Dr. Melander antwortete: das Urtheil ſey verfaßt, und ſollte nicht anders ergehen, als was zuvörderſt Recht und Gerechtigkeit mit ſich brächte, und zu Erhaltung der röm. kaiſ. Majeſtät Reputation und Autorität dienete. Eine Rede gleiches Inhalts hielt Dr. Kapper in böhmiſcher Sprache. Dann wurde der Prozeß und die Verurtheilung, von dem kaiſerlichen Richter der Kleinſeite in deutſcher, von einem anderen in böhmiſcher Sprache vorgeleſen. Einige kamen mit bloßem Gefängniß und anderen Leibesſtrafen davon. Wilhelm Poppl von Lobkowicz, Paul Riczan, Hans Woſtrarecz, Felix Wenzel Pietipesky, Mathias Porbonius, Lukas Karabon wurden, ſtatt der zuerkannten Todesſtrafe, zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt; Wolfgang Henslauer nach Raab in die Eiſen geführt; eben dorthin kam, doch nur auf Ein Jahr, der zu ewiger Verweiſung verurtheilte Melchior Denbrecht; dem Georg Sabiota wurde Landesverweiſung zuerkannt, doch aus Gnade die Execution verſchoben; Paul Petzko erhielt einjähriges Gefängniß; Kaſpar Ubler ſollte auf dem Neuſtädter Rathhauſe mit dem Strange zum Fenſter hinaus gehängt werden, aus Gnade aber bis auf fernere Verordnung im Gefängniß bleiben. Dem Nikolaus Debis, Altſtädter Bürgermeiſters-Diener, ſollte die Zunge ausgeſchnitten und an den Galgen geſchlagen, und er dann in die Eiſen nach Raab geſchickt werden; der Spruch wurde dahin gemildert, daß der Verbrecher eine Stunde lang mit der Zunge an den Galgen angenagelt werden, hierauf lebenslänglich gefangen bleiben ſollte. Wenzel Orſatzky, Joſeph Rubin, Hans Sirel ſollten mit Ruthen geſtrichen, dann lebenslang, Johann Cammerit ein Jahr lang verwieſen werden. — Zum Tode verurtheilt wurden aus dem Herrenſtande: der vom Kurfürſten von Sachſen nach Prag gefänglich eingelieferte Graf Johann Andreas von Schlik, böhmiſcher oberſter Landrichter, geheimer Rath, Director, und Landvogt in der Oberlauſitz, der verurtheilt war, daß ihm zuerſt die rechte Hand abgehauen, er dann lebendig geviertheilt, und die Stücke auf drei Straßen, Kopf und Hand aber am Brückenthurme angeheftet werden ſollten, welcher Spruch dahin gemildert wurde, daß ihm der Kopf und die rechte Hand abzuhauen, und

Beides auf genanntem Thurme aufzustecken sey; — ferner der Baron Wenzel Budowecz von Budowa, Herr auf Münchengrätz, Hradischt, Klösterle und Zasadka, einer der früheren Directoren, und unter dem Gegenkönige Appellationsgerichtspräsident, ein kraftvoller und gelehrter Mann, dem selbst seine Gegner viele vorzügliche Eigenschaften zugestanden, auf gleiche Weise und unter denselben Milderungen verurtheilt, wie Schlik; dem Christoph Harant von Polcitz, böhmischem Kammerpräsidenten und Director, wurde die Strafe des Schwertes zuerkannt. — Aus dem Ritterstande sahen der Todesstrafe entgegen: Bohuslaw von Michalowitz d. ä., Burggraf aus dem Königgrätzer Kreise, und Director, zur Abhauung des Kopfes und der Hand; Kaspar Kaplirz von Sulewitz, oberster Landschreiber und Director, in Ansehung seines achtzigjährigen Alters zu keiner schwereren Strafe, als Schlik, verurtheilt; eben so Heinrich Otto von Loos, Unterburggraf zu Karlstein und böhmischer Unterkämmerer, auch Director; Prokop Dworseczky, Unterlandkämmerer, und Friedrich von Bielau, deutscher Lehenhauptmann (Beide waren Directoren); — Wilhelm Koneg von Klumsky und Dionysius Czernin von Chudenitz, Schloßhauptmann zu Prag, zur Enthauptung bestimmt. — Aus dem Bürgerstande traf die Blutsentenz folgende Personen: Valentin Kaham, Tobias Steffek, Tobias Kober d. ä. und Johann Theodor Sirt (die ersten drei früher Directoren), zur Enthauptung verurtheilt, mit Aufsteckung der Köpfe auf dem Brückenthurm; — ebenso Johann Schultheiß, Primas zu Kuttenberg, und Maximilian Hostelik, Primas zu Saatz; des Ersteren Kopf sollte gegen Kuttenberg, des Anderen gegen Saaz, auf der Justiz aufgesteckt werden. — Johann Jessenius, Doctor der Medicin, berühmter Redner und Professor des Karolinischen Collegiums zu Prag, war, wegen seiner Gesandtschaft an die Ungarn, verurtheilt, daß ihm die Zunge heraus gerissen, und er dann lebendig geviertheilt werden sollte; aus Gnade aber sollte er, nach Ausschneidung der Zunge, nur enthauptet und dann erst geviertheilt, die Stücke vor dem Galgenthore auf den Straßen, der Kopf auf dem Brückenthurme aufgesteckt werden. Gegen Wenzel Maschwowsky, Heinrich Back, Elias Rossin d. ä., Elias Kotzaw, Georg Szetzipky, Michael Wiedmann, Simon Wokatschty wurde Enthauptung erkannt. Erschwerte Strafe wurde ausgesprochen gegen Johann Kutterau, Bürgerhauptmann der Altstadt, und Simon Sussitzky, des Rathes und Steueramtes, auch früher Commissär über das Jesuitencollegium, welche Beide auf dem

Altstädter Rathhause an einem, zum Fenster hinausgehenden Balken aufgehängt werden sollten; gleiche Strafe sollte Nathaniel Wodnyansky auf dem Altstädter Platze erleiden. Es waren in Allem sieben und zwanzig zum Tode Verurtheilte. Bei jedem Verurtheilten, sowohl bei denen, die am Leben blieben, als bei jenen, welche mit dem Tode büßten, wurde jederzeit zugleich abgelesen, daß sie Leib, Leben, Ehr', Hab und Gut verwirkt hätten; doch sollten einige ihrer Frauen ihr Heiratsgut behalten.

Nach Vorlesung des Urtheils entfernten sich die Commissarien; die Verurtheilten wurden wieder in ihre Kerker geführt und ihnen verstattet, ihre Angehörigen bei sich zu sehen und sich mit ihnen zu besprechen. Die Jesuiten versuchten, sie zum katholischen Glauben (nur Czernin war Katholik) zu bekehren; doch die Opfer der Gerechtigkeit erklärten standhaft, im lutherischen Bekenntnisse sterben zu wollen. Man gab ihnen, je nachdem sie es verlangten, deutsche und böhmische, lutherische, auch hussitische Geistliche. In der Nacht vom 19. zum 20. wurden noch zwei Personen, nämlich Leander Rüppel, kurpfälzischer geheimer Rath, und Georg Hauenschild, Appellationsrath, zur Enthauptung, Handabhauung und Güterconfiscation verurtheilt.

Des Sonntags (20. Juni) in aller Frühe eilten Frauen, Kinder und Verwandte der Verurtheilten zu dem Statthalter, jammerten und weinten, und flehten um Gnade oder doch Milderung der Strafe, erhielten aber abschlägige Antwort. An demselben Morgen ermahnte der deutsche lutherische Prediger, M. Lippach, von der Kanzel das Volk: „sie sollten die Gefangenen und Verurtheilten in ihr Gebet mit einschließen, daß ihnen der allmächtige Gott ein selig standhaftes christliches End' verleihen wolle, welches dann von männiglich herzlich geschehen, und sehr viel Volks in der Kirch' darüber geweinet und geflehet, hat auch solch' sowohl das hernach von Weib, Kindern und von viel andern mitleidenden Personen fast unaufhörlich geführte Wehklagen, Weinen und Heulen ohne herzliches Bejammern und Erbarmen nicht angesehen und gehört werden können.“ Je trostloser das Volk, desto gefaßter und muthiger waren die Verurtheilten. Am Abende wurde das Blutgerüst mit schwarzem Tuche überzogen, und als es auf altböhmischer Uhr vier und zwanzig geschlagen, wurden alle Verurtheilten unter Militärbegleitung auf die Altstadt geführt, wo sie
ganze Nacht bis Montag Früh, da die Execution erst
herzlichen Gebet und Singen ganz christlich vollend

Endlich brach der schreckliche Morgen des 21. Juni an. Als es nach deutscher Uhr vor fünf war, gewahrte man am Himmel zwei kreuzweise verschränkte Regenbogen, welche Erscheinung die fromme Schwärmerei der Verurtheilten auf sich auszulegen nicht säumte, so daß der Todestrotz der Unglücklichen noch unerschütterlicher ward. Mit dem fünften Glockenschlage gab ein Kanonenschuß auf dem Schlosse die Losung zum Beginne des schauerlichen Vergeltungswerkes. Die Thore wurden gesperrt; auf dem Altan des Rathhauses, neben dem Gerüste, saßen die kaiserlichen Richter und die Rathsherren. Die drei Stadtrichter begleiteten dann einen der Verurtheilten nach dem anderen auf das Schafott, wo dieselben neben einem aufgestellten Crucifix auf ein schwarzes Tuch niederknieten, und mit Standhaftigkeit ihre Strafe erlitten. Während der Execution wurden die Trommeln gerührt, damit die Delinquenten keine aufreizende Reden an das Volk richten konnten. Zuerst erduldete den Tod Graf Schlik. Er erschien in einem schwarzen seidenen Rocke, ein Gebetbuch in der Hand haltend, ohne Fessel und Bande, gleichwie die Uebrigen. Seine Haltung war unerschrocken, und er betete mit Andacht. Auf dem Schafott angelangt, entblößte ihm sein Diener den Hals; dann kniete der Graf auf das schwarze Tuch nieder, und unter Anrufung Gottes fiel sein Haupt. Sein Diener legte hierauf die rechte Hand des Entseelten auf einen Block, und der Nachrichter hieb sie ab. Den Kopf und die abgetrennte Hand nahm der Nachrichter in Verwahrung; der Körper aber wurde von sechs schwarz verkappten Dienern des Hingerichteten in dasselbe Tuch, auf welchem er verblutet, gewickelt und vom Gerüste hinweg getragen; der Henker rührte den Leichnam nicht an. Gleichergestalt erging es mit allen vier und zwanzig, außer mit Jessenius; auch wurde einem jeden Hinzurichtenden ein neues Tuch untergebreitet. Nach dem Grafen Schlik traf die Reihe Herrn Budowa, welcher, seines Glaubens Calvinist, ohne Geistlichen das Schafott betrat; nach ihm in bestimmter Ordnung die übrigen, in Begleitung lutherischer Geistlichen, mit Ausnahme des Dionysius Czernin, welcher, als der einzige Katholik, mit einem Propste und einem Jesuiten erschien. Die Enthauptung aller vier und zwanzig Verurtheilten verrichtete der Prager Nachrichter mit vier Schwertern; er that nicht Einen Fehlstreich. Zuletzt büßten die drei zum Strange Verurtheilten ihre Schuld; binnen vier bis fünfthalb Stunden hatten alle sieben und zwanzig Todesopfer ihre Strafe überstanden. „Diese Execution“ — sagt ein gleichzeitiger Be-

richt*) — „ist um so viel schmerzlicher anzusehen gewest, weilen die Verurtheilten ohne Ansehung ihres theils hohen Standes und sehr großen Alters, darunter fast die mehrste schöne graue Haar und weiße Bärt', unter welchen zehne ihr Alter zusammen gerechnet auf siebenhundert Jahre alt gewesen, ihr Leben also jämmerlich aufgeben müssen." Elias Roffin und Theodor Sirt sollten zwar gleichfalls hingerichtet werden, aber es wurde ihnen Aufschub erbeten, bis der Kaiser nach Prag kommen würde. Die Köpfe der Hingerichteten wurden auf der Straße vor dem Galgenthore, und auf dem Brückenthurme aufgesteckt; einigen die Hand auf den Kopf gelegt. Am anderen Tage (22.) wurde Nikolas Debis eine Stunde lang mit der Zunge an den Galgen genagelt, und starb bald darauf am Wundfieber. — Die flüchtig gewordenen Empörer wurden des Lebens und der Ehre verlustig erklärt, und ihre Güter eben so, wie jene der Abgeurtheilten, eingezogen.

Sieben Tage nach jenem Strafgerichte (28. Juni) wurde bekannt gemacht, welche Güter, sowohl der Hingerichteten, als der Verbannten, nun übernommen werden sollten; die übrigen Stände aber blieben über ihr Geschick noch ungewiß. Erst im folgenden Jahre wurde ein kaiserlicher Erlaß allgemeiner Verzeihung veröffentlicht, worin es hieß: Zwar wären Alle jener abscheulichen und schrecklichen Rebellion, und folglich eines Majestätsverbrechens schuldig; darum hätten auch alle, gleich denen mit dem Tode bestraften, ihre Privilegien, ihre Ehre, ihr Leben und ihre Güter verwirkt. Es wolle jedoch der Kaiser, nach der dem Hause Oesterreich angeborenen Mildigkeit, das Leben und die Ehre ihnen schenken; nur ihre Güter werde er zu gebührender Strafe nehmen und der königlichen Kammer überweisen. Denen aber, welche nicht allzu viel verbrochen, wolle der Kaiser auch ihre Güter lassen, und sie sollten davon Jeder nur einen Theil zur Bezahlung der wegen dieses Krieges unvermeidlichen Schulden abtreten. Es ergehe daher der Befehl, daß binnen sechs Wochen ein Jeglicher zu Prag vor dem Statthalter in Person erscheine, ein schriftliches Geständniß seines Vergehens, und auf welche Weise er gegen Se. Majestät gesündiget, übergebe und seine Schuld abbitte. Wer nicht erscheine, werde von der Begnadigung ausgeschlossen; wer Etwas verschweige, dessen er doch zu überführen seyn werde, sollte als ganz schul-

*) Handschrift über die »Prager Execution den 11. (21.) Juni,« wovon die hier benutzte *Copie* im Besitze des böhm. Nationalmuseums.

dig gelten. — Schon früher hatte der Statthalter, Fürſt Liechtenſtein, die entflohenen Rebellen vorgeladen, binnen ſechs Wochen ſich zu ſtellen; namentlich aufgeführt waren in dieſer Vorladung: Graf Heinrich Mathias von Thurn; Gottlob Berka; Graf Joachim Andreas Schlik; Wenzel Wilhelm von Ruppau; Wenzel Berka; Graf Johann Albin Schlik; Radislaw von Wihinitz; Adelsbach Berka; Adam Lukſchan; Smil Hodiegowsky; Johann von Bubna; Paul Kapler; Peter Müllner; Ehrenfried Berbisdorff; Smil von Michalovitz; Hans Müllner; Johann Baptiſt Eyſen; Johann Orßinowsky, Dr. Friedrich Georg; Benjamin Fruwein, Daniel Schkreta; Wenzel Piſeck; Elias d. j. Roſſin; Johann Felix Goliaß; Samuel von Weleſlawin; Ulrich Erdtl; Paul Geſchin; Paul Kuttnauer; Hans Knott und Jakob Hufnagel *). Der Geſammtbetrag der eingezogenen Güter wurde, nach damaligem Werthe, auf 5,374,449 böhmiſche Schock geſchätzt **). Es wurden drei Millionen auf dieſe Güter aufgenommen; eine Million zur Bezahlung der abzudankenden, eine Million zur Befriedigung der beizubehaltenden Truppen; eine Million für die Witwen, Waiſen und Gläubiger, deren Anſprüche auf die eingezogenen Güter gegründet waren. Einen Theil dieſer Güter erhielt die Geiſtlichkeit, einen anderen treugebliebene böhmiſche und deutſche Adelsgeſchlechter ***). Einige, beſonders die Städte der Lauſitz, hatten, weil ſie nur gezwungen zur Conföderation getreten waren, auf ihre Bitte Begnadigung erhalten ****).

Die Strafe war ſtreng, wenigſtens nach heutigen Begriffen; obwohl auch in unſeren Tagen Europa Beiſpiele ähnlicher Strenge geliefert hat. Milder wäre ſie ausgefallen, hätten die Schuldigen durch Eingeſtändniß ihres Vergehens, durch Bezeigung von Reue, dem Richter Gelegenheit geboten, Gnade zu üben. Aber Keiner gab nach, Keiner geſtand ein Verbrechen ein, Keiner wollte Abbitte leiſten, vielmehr erklärten Alle offen und beharrlich, des Rechte gewollt und recht gehandelt zu haben, und ſo mußte denn das Schwert des Geſetzes dieſen Wahn blutig austilgen. Der Kaiſer — ſo melden ſelbſt gleichzeitige proteſtantiſche Schriftſteller — beſtand einen har-

*) Riegger's Archiv II., 548.

**) Nach gedachter Handſchrift über die »Prager Execution.«

***) Die Hauptſumme (mit Ausnahme der nicht taxirten oder der Geiſtlichkeit abgetretenen Güter) betrug 9,626,774 Gulden. [illegible]

****) Großer's: Lauſitz. Merkwürdigk.

ten Kampf mit ſich ſelbſt, ehe er zu dem Entſchluſſe ſolcher Strenge kam. Man ſah ihm Kummer und Tiefſinn an, ehe er zu der Unterſchrift des Urtheils ſchritt; er brachte eine Nacht ſchlaflos zu, ließ dann früh ſeinen Beichtvater, den Pater Lamormain (eigentlich Lämmermann) zu ſich rufen und redete ihn an: „ich beſchwöre Euch bei Eurem Gewiſſen, ſagt es mir, könnt' ich ohne Verletzung meines Gewiſſens jenen Verurtheilten das Leben ſchenken, oder muß ich die Hinrichtung geſchehen laſſen?“ Als nun Lamormain antwortete: Beides ſteht in Eurer Majeſtät Macht, ergriff der Kaiſer die Feder, ſchenkte Einigen das Leben, und erließ Anderen einen höheren Grad von Schmach *). In ähnlicher Art werden auch die Verſchärfungen, mit welchen die Todesſtrafe an Einigen vollzogen wurde, von gleichzeitigen Geſchichtſchreibern nicht dem Kaiſer zugeſchrieben; nicht er, „der nie blutdürſtig geweſen,“ hat, wie ſie melden, dergleichen Schärfe befohlen oder gewollt, ſondern ſie wurde lediglich auf Anſtiften der deſeneſtrirten, und darüber erbitterten Räthe angewendet **).

Sechſtes Buch.

Von der Schlacht auf dem weißen Berge bis zur Ankunft der Schweden unter dem Könige Guſtav Adolf; 1620—1630.

Nach Beſiegung des Gegenkönigs und der Unterwerfung Böhmens, ſtand der noch kurz vorher ſo bedrängte und aufgegebene Kaiſer plötzlich größer und mächtiger da, als jemals, und der Augenblick ſchien gekommen, die deutſche Kaiſergewalt, ſeit lange nur noch ein bloßer Schatten ihrer ſelbſt, wieder zu einer Wahrheit zu machen. Der Eindruck des erſten heilſamen Schreckens mußte benutzt werden. Am 22. Januar 1621 ſprach Kaiſer Ferdinand über Friedrich von der Pfalz, als einen Rebellen, Landfriedensſtörer und Majeſtätsverbrecher, eben ſo über deſſen Helfer, den Fürſten Chriſtian von Anhalt, den Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf (deſſen Fürſtenthum, wie wir geſehen, an Karl von Liechtenſtein gedieh), den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe, die Reichsacht aus, und übertrug die Vollziehung des Spruches dem Herzoge Maximilian von Baiern,

*) Peſchel I., 415, nach der Historia persecutionum eccl. boh. 1648.
**) Habernfeld de bello boh. p. 61.

dem Erzherzoge Albrecht von Oeſterreich, und den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg. Die proteſtantiſche Union, vor der nunmehrigen Macht des Kaiſers zitternd, wendete ſich vergebens an den König Ludwig XIII. von Frankreich, der ſie mit leeren Worten abfand. Zwar forderte der König von England ſie auf, die Pfalz gegen Spinola zu vertheidigen; aber weder die theils geleiſteten, theils noch zu erwartenden engliſchen Subſidien, noch die von Holland zugeführte Truppenhilfe, gaben der Union das verlorene Selbſtvertrauen zurück. Obgleich am 9. April 1621 der zwölfjährige Waffenſtillſtand zwiſchen Spanien und den Niederlanden zu Ende ging, ſchloß die Union (12. April) mit Spinola einen Vertrag, worin ſie gelobte: dem Kurfürſten von der Pfalz nicht beiſtehen, ihren Bund nicht verlängern, noch erneuern, ſondern dem Kaiſer gehorchen zu wollen; dagegen ſollte Spinola ſie auch nicht feindſelig behandeln oder angreifen. Bald darauf hielt man den letzten Bundestag in Heilbronn, wo die bereits gänzlich zerfallene Union ſich vollends und ausdrücklich auflöſete, nicht ohne daß ihr klägliches Ende Anlaß zu Spott darbot *).

Dem Kurfürſten Friedrich war am 12. April zu Mainz ebenfalls ein Waffenſtillſtand für die Pfalz bewilligt, und am 14. Mai auf weitere ſechs Wochen verlängert worden. Ueber ſeine Begnadigung und Wiedereinſetzung in ſeine Familienländer aber wollte der Kaiſer ſich nicht ausſprechen, ſondern verſchob die Entſcheidung hierüber auf den bevorſtehenden Reichstag. Die Auflöſung der Union war ein neuer Schlag für Friedrich, und machte ihn völlig wehrlos; ſeine Länder waren nun gänzlich ſeinen Gegnern, die Rheinpfalz den Spaniern, die Oberpfalz den Baiern, preisgegeben.

Noch aber blieb auch dem ſiegreichen Kaiſer ein gefährlicher Gegner an dem Fürſten von Siebenbürgen, der im Januar 1620 auf dem Reichstage zu Preßburg ſich zum Fürſten von Ungarn hatte ausrufen laſſen. Im Mai verſammelten ſich die ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Stände auf einem Tage zu Neuſohl, wo die kaiſerlichen Abgeordneten auf große Widerſetzlichkeit ſtießen. Selbſt ihre Vollmachten wollte man ihnen nicht gelten laſſen, und da ſie ſowohl mit den kaiſerlichen Anträgen kein Gehör fanden,

*) So hieß es z. B. in einem Liede:

»Der [illegible] Treu' ging ganz verlor'n,
Kroch [illegible] in ein Jägerhorn;
Der Jäger blies ſie in den Wind;
Nun [illegible] man ſie nirgend find't.«

als auch den Rücktritt der Stände von den Bündnissen mit den Rebellen und Feinden des Kaisers nicht erwirken konnten, so erklärten sie alle Beschlüsse des Landtages für ungiltig, denselben für aufgelöset, machten die Stände für alles weitere Unheil verantwortlich, und reiseten ab. Acht Tage später (25. August) wurde Gabriel Bethlen, im Widerspruche mit den Grundsätzen des Reiches, von der Mehrzahl der Stände zum Könige von Ungarn ausgerufen. Bethlen nahm den Königstitel an, vertraute aber dennoch den Launen des Parteigeistes so wenig, daß er nicht wagte, sich krönen zu lassen, wie sehr seine Anhänger auch in ihn drangen. Den ihm vorgelegten Wahlvertrag nahm er an, und gelobte, demselben Folge zu leisten. Das von ihm bestätigte Reichsdecret sollte besonders den Religionsfrieden aufrecht erhalten und befestigen; es untersagte allen Priestern und Geistlichen, welchem Glauben sie immer angehören mochten, bei Verlust ihrer Pfründen und Landesverweisung, in Predigten, im Gespräche oder in Schriften die römisch-katholische Kirche, die augsburgische und schweizerische Confession zu lästern; Ungunst gegen die katholische Partei sprach er dadurch aus, daß er alle Bisthümer, bis auf drei: das Erlauer, Neitraer und Raaber, aufhob und die Einkünfte der Bischöfe für jeden auf zwei tausend Gulden herabsetzte. Der Graner Erzbischof Peter Pázmán, und der bosnische Bischof Thomas Baláshy, wurden aus dem Reiche verbannt.

Da die Pforte, ungeachtet ihrer Zusage, den Bethlen ohne Hilfe ließ, so setzte er den Krieg gegen den Kaiser auf eigene Hand fort. Seine Unterfeldherren unterwarfen ihm Papa, Weszprim und einige Burgen in der Szalader Gespanschaft; er selbst nahm im September 1620 die Neitraer Burg ein, und versuchte, doch vergebens, auch Haimburg zu erstürmen. Eine von ihm in die Oedenburger Gespanschaft gesendete ungarische Heeresabtheilung wurde von Dampierre angegriffen und geschlagen, Letzterer aber bald darauf vor Preßburg durch eine Kugel getödtet, die von ihm angeführten kaiserlichen Schaaren geschlagen und zerstreut.

Des Kaisers Sieg auf dem weißen Berge machte auch Bethlen nachgiebiger, und ohne daß darum auf beiden Seiten die Feindseligkeiten aufhörten, wurden, unter französischer Vermittlung, zu Haimburg Unterhandlungen zwischen Abgeordneten des Kaiser und Bethlen's eröffnet, aber im April 1621 plötzlich abgebrochen. Der Krieg wurde mit abwechselndem Glücke fortgeführt, bis an der Vág und bei Neuhäusel die kaiserlichen Feldherren empfin-

liche Niederlagen erlitten, bei welcher Gelegenheit auch Boucquoi ſeinen Tod fand. Bethlen verſtärkte ſich ſpäter durch acht tauſend geflüchtete Böhmen, Mähren und Schleſier, welche der geächtete Markgraf Johann Georg von Jägerndorf ihm zuführte. Mit Ausnahme Preßburgs, deſſen Belagerung mißlang, und der Inſel Schütt, war Bethlen nun wieder Herr von ganz Ungarn; dennoch ging er auf abermalige Unterhandlungen mit dem Kaiſer ein, welche im September 1621 zu Rabensburg in Niederöſterreich eröffnet werden ſollten. Doch hinderte dies, weil keine Waffenruhe ausbedungen war, ihn nicht, mit ganzer Macht ſich plötzlich auf Mähren zu werfen. Er nahm hier ſchnell nach einander Skalitz und Straznitz, und entſetzte den Markgrafen von Jägerndorf, welcher Leipnik erobert hatte, dann aber im dortigen Schloſſe von den Kaiſerlichen belagert wurde, worauf Derſelbe die ganze Gegend bis Sternberg hin verheerte und ausplünderte.

Von Rabensburg wurde das Friedensgeſchäft nach Nikolsburg verlegt, und hier am 31. December 1621 der Friede unter folgenden Bedingungen geſchloſſen: Der Kaiſer verzieh allen von ihm Abgefallenen, beſtätigte die Freiheiten des ungariſchen Reiches und ſetzte Diejenigen, welche während der Unruhen um ihre Güter gekommen, wieder in dieſelben ein. Bethlen ſollte dem Königstitel entſagen, die Reichskrone ſammt den übrigen Kleinodien zurück ſtellen, und die von ihm in Ungarn beſetzten Plätze und Gebiete räumen. Dafür verſprach ihm der Kaiſer die ſchleſiſchen Herzogthümer Oppeln und Ratibor, ein Jahrgeld von fünfzig tauſend Gulden zur Unterhaltung der Beſatzung in den ihm verliehenen Burgen; die Herrſchaften und Burgen Munkács, Tokay und Eſſad als Unterpfand für die Summe von fünfmal hundert tauſend Gulden; Erhebung in den Fürſtenſtand des römiſchen Reichs, und lebenslänglichen Beſitz der Geſpanſchaften Abaujvár mit der Stadt Kaſchau, Bereg, Zemplin, Borſod, Szabolcs, Ugocs und Szathmár, mit den Bedingungen, daß die Kleriſei in demſelben ihre Güter, und die katholiſchen Laien völlige Religionsfreiheit wieder erlangen. Nach dem Tode Bethlen's fallen dieſe Geſpanſchaften ſogleich an den Kaiſer oder deſſen rechtmäßige Nachfolger zurück, worüber auch die Stände die nöthigen Verſicherungen geben ſollen.

Von keiner Seite wurde dieſe Uebereinkunft genau erfüllt; namentlich vermochte Bethlen nicht in den Beſitz der ihm zugeſtandenen beiden ſchleſiſchen Fürſtenthümer zu gelangen. In Deutſchland ſich ein neuer Kampf

gegen den Kaiser vorbereitete, griff auch Bethlen wieder zu den Waffen, und bemächtigte sich ohne Widerstand der festen Burgen Szendrö, Fülek, Lesa und aller Bergstädte mit ihren reichen Münzvorräthen. Dann nahm er, nach Zurücktreibung eines deutschen Entsatzcorps, Tyrnau, umzingelte den kaiserlichen Feldherrn Hieronymus Caraffa in seinem Lager bei Göding, und ließ durch seine türkischen Hilfstruppen Mähren schrecklich verwüsten und ausrauben. Caraffa schlug, nach verzweiflungsvoller Lage, sich endlich glücklich durch; es begannen neue Unterhandlungen, und der Nikolsburger Friede wurde (8. Mai 1624) erneuert; doch ohne daß derselbe dem Fürsten Bethlen zu dem abermals zugesicherten Besitze von Ratibor und Oppeln wirklich verhalf.

Nach nun hergestelltem Frieden hielt der Kaiser im October 1625 einen Landtag zu Oedenburg, wo der ihm genehme Niklas Eszterházy zum Palatin, und, nach einigen Debatten, des Kaisers Sohn, der Erzherzog Ferdinand, (26. November) zum künftigen Könige von Ungarn gewählt, auch (8. December) unter den üblichen Feierlichkeiten als solcher gekrönt wurde; womit Ungarn nun endlich beruhigt schien.

Als die böhmische Empörung in den Staub sank, die Union, ein Bündniß mächtiger Reichsfürsten, gehorsam sich selbst entwaffnete, die durch innere Gährungen erschütterte Türkei den Kampf ruhen ließ, Bethlen Gabor Waffenruhe hielt, und England und Frankreich, obwohl besorgt, doch ruhig zusahen, da hätte man glauben sollen, daß, mit der Kraft, auch der Wille ferneren Widerstandes gebrochen sey. Und doch war dem nicht so; vielmehr wagten zwei Männer, an sich ohne Macht und Bedeutung, aber schlau auf die Leidenschaft der Menschen rechnend, den Krieg in Deutschland weiter zu führen: — Graf Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig; Jener, unehelicher, nachmals legitimirter Sohn des gleichnamigen Statthalters der Niederlande, ein kleiner, blonder, durch Ausschweifungen und Strapazen frühzeitig zusammen geschrumpfter, durch eine Hasenscharte entstellter Mann, unternehmend, tapfer, erfinderisch in jeder Noth, und kaltblütig in jeder Gefahr, der Abgott seiner Soldaten, weil er, ihre Wildheit für seine Zwecke brauchend, ihrer Raubsucht und Wuth nie einen Zügel anlegte; Alles auf Einen Wurf setzend, und doch noch immer neuer Mittel mächtig, wenn dieser fehlschlug, und getrost von einem verwegenen Wagniß zu dem anderen schreitend, weil er überhaupt Nichts zu verlieren hatte. Ihm im

Geiste und Streben anverwandt war Christian von Braunschweig (Administrator des Bisthums Halberstadt), des Herzogs Heinrich Julius nachgeborener Sohn, seiner ursprünglichen Bestimmung zum geistlichen Stande durch Verfolgung der Geistlichkeit und Räubereien gegen die Kirchen Hohn sprechend, sein Leben mit Spielerleichtsinn in die Schanze schlagend; im Kriege so schonungslos, daß er in seinem Heere eigene Brandmeister hielt, welche das Anzünden von Städten und Dörfern kunstmäßig betrieben, und doch bei all' seiner Raufluft und Grausamkeit ritterlich und galant genug, um einen Handschuh Elisabeths von der Pfalz auf seinen Hut zu stecken, mit dem Gelübde, ihn nicht eher herab zu nehmen und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis er ihren Gemal wieder in seine Lande eingesetzt haben werde.

Nach dem Falle Prags hielt Mansfeld, von Friedrich von der Pfalz zum Feldmarschall ernannt, noch Pilsen und Tabor besetzt, verstärkte sich hier mit den Trümmern des böhmischen Heeres, und machte es durch Brandschatzung des umliegenden Landes bezahlt. Der Kaiser sprach die Acht gegen ihn aus, und setzte einen Preis von hundert tausend Gulden auf seinen Kopf. Gleichwohl besetzten (1621) mansfeldische Truppen Tepl, Joachimsthal, Schlaggenwalde und andere Plätze, und streiften bis nach Prag. Schwieriger ward des Freibeuters Lage, als der Herzog von Baiern fünf tausend Mann nach Böhmen sendete, die sich mit Tilly vereinigten, der Kurfürst von Sachsen Eger besetzte, und die Sachsen und Baiern nach einander Pilsen, Falkenau, Elnbogen, Tabor und die übrigen böhmischen Städte nahmen. Mansfeld wich in die, an die Oberpfalz angränzenden Gegenden Böhmens zurück, brachte durch Werbungen sein Corps auf zwanzig tausend Mann, wurde zwar von den katholischen Truppen eingeschlossen und von Tilly in die Enge getrieben, entkam aber, indem er zum Scheine Unterhandlungen anknüpfte, zur Nachtzeit (4. October 1621) glücklich mit all' seinem Kriegsvolke, und eilte, von Tilly fruchtlos verfolgt, der Rheinpfalz zu; worauf Maximilian von Baiern, als Vollstrecker der Reichsacht, sich der ganzen Oberpfalz bemächtigte.

Die Rheinlande Friedrichs von der Pfalz hatte schon im vorigen Jahre Spinola mit seinen Spaniern besetzt. Als aber Diesen der zu Ende gehende Waffenstillstand zwischen Spanien und Holland abrief, konnte er nur ein kleines Corps, unter dem Generale Gonzalez de Cordova, in der Pfalz zurück

lassen. Plötzlich erschien nun Mansfeld am Rheine, zog die englischen Hilfsvölker aus Heidelberg und Mannheim an sich, und setzte bei letzterer Stadt über den Strom. Cordova zog sich vor ihm gegen Kreuznach und Oppenheim zurück. Weil aber Mansfeld in der von den Spaniern ausgesaugten Pfalz keine Nahrungsquellen für sein Heer fand, wendete er sich nach dem Elsaß, plünderte einen Theil des Landes, besetzte Hagenau; zog dem Cordova in das Bisthum Speyer nach, und bedrohte, unbekümmert um die gegen ihn wiederholte Reichsacht, Kaiserslautern. Sein Kriegsglück bewog sogar den, nach den Niederlanden geflüchteten Kurfürsten Friedrich, sich zu dem mansfeldischen Heere zu verfügen.

Endlich traf Tilly am Neckar ein, um den Fortschritten des kühnen Parteigängers ein Ziel zu setzen. Um Jenen anzugreifen, ging Mansfeld bei Germersheim auf das rechte Rheinufer zurück, siegte bei Mingolsheim, nahm theils durch freiwillige Uebergabe, theils mit stürmender Hand, mehre von den Baiern besetzte pfälzische Orte, und brachte den Kurfürsten Friedrich wieder in den Besitz des größten Theiles seines Landes.

Noch ein dritter Kämpfer erhob sich für Friedrich von der Pfalz: der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, der in seinem Lande ein Heer von fünfzehn tausend Mann sammelte, den kaiserlichen Gesandten, der ihn nach dem Grunde dieser Rüstungen fragte, durch sein leichtsinnig verpfändetes Ehrenwort beruhigend: er wolle sich dieser Truppen nur zur Vertheidigung seines Landes gegen die Raubzüge der mansfeldischen Truppen bedienen. Er ward aber seinem Worte schnell ungetreu, indem er im April 1622 alle seine Truppen dem Mansfeld zuführte; die Regierung seiner Lande hatte er vorher seinem Sohne Friedrich förmlich übertragen. Zur Unzeit trennten Mansfeld und der Markgraf ihre Truppen, die vereinigt, jedem Feinde gewachsen waren, von einander, und diesen Umstand benutzte Tilly, zog schnell den Cordova an sich, überfiel dann des Markgrafen Lager zwischen Wimpfen und Heilbronn, erstürmte es (8. Mai), vernichtete den größten Theil des Heeres, und erbeutete die Kassen, Geschütze, Fahnen sammt vielen Gefangenen. Der Markgraf, welcher mit Mühe sich durch die Flucht rettete, entließ die Trümmer seines Heeres, und diese vereinigten sich hierauf mit den Truppen Mansfeld's.

Friedrich und Mansfeld entsetzten das von dem Erzherzoge Leopold belagerte Hagenau, verheerten dann das Gebiet von Darmstadt, nahmen den

Landgrafen selbst gefangen, mußten aber, da Tilly und Cordova sich näherten, sich zurück ziehen. Tilly holte die Nachhut ihres Heeres ein, schlug sie, und brachte dadurch die ganze mansfeldische Kriegsmacht in die größte Verwirrung, so daß diese Truppen in der übelsten Verfassung waren.

Nicht besser erging es dem Herzoge Christian von Braunschweig, der, nach verwüstenden Raubzügen in Niedersachsen, im Mainzischen und Westphälischen, von Friedrich nach der Reinpfalz berufen, bei Höchst aber von Tilly (20. Juni 1622) auf das Haupt geschlagen wurde, und mit einem schwachen Reste seines, ursprünglich zwanzig tausend Mann starken Heeres sich über den Rhein zu Mansfeld rettete.

Da um diese Zeit die Könige von England und Dänemark, und der Kurfürst von Sachsen den Kurfürsten Friedrich mit dem Kaiser auszusöhnen suchten, so entließ Friedrich, in der Hoffnung, daß dies die Aussöhnung erleichtern werde, sowohl den Herzog Christian, als den Grafen von Mansfeld, seiner Dienste, und kehrte nach den Niederlanden zurück. Beide erboten sich hierauf, in die Dienste des Kaisers zu treten, sofern er nur gewisse, ihnen zustehende, Forderungen übernähme; oder sie wollten, wenn jenes nicht thunlich, doch gegen Verzeihung und Aufhebung der Acht, den Reichsboden verlassen. Der Kaiser hielt es unter seiner Würde, mit den Anführern von Freibeuterhaufen in eine Verhandlung zu treten. Außer Stande, ihre Heere abzulohnen, führten Mansfeld und Herzog Christian dieselben erst nach dem Elsaß, dann auf französisches Gebiet. Von hier gegen die niederländische Gränze gedrängt, schlugen sie sich (28. August) durch das bei Fleury ihnen entgegen tretende spanische Corps des Cordova, vereinigten sich bei Breda mit dem Heere des Prinzen von Oranien, und traten in niederländische Dienste. Unterdessen hatte Herzog Maximilian die Oberpfalz, Tilly (20. September) Heidelberg, und (2. November) Mannheim erobert.

Die wegen Friedrich's Aussöhnung mit dem Kaiser zu Brüssel fortgesetzte Unterhandlung blieb ohne Erfolg und wurde dem bevorstehenden Reichstage in Regensburg zugewiesen. Diesen eröffnete (7. Januar 1623) der Kaiser in Person, stellte hier den Verlauf der böhmischen Unruhen dar, und schloß mit der Erklärung: daß man den Pfalzgrafen nach solcher Untreue nicht wieder in den Rath der Kurfürsten aufnehmen könne; vielmehr habe er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit die Kurwürde und einen großen Theil der, dem Kaiser und dem Reiche anheim gefallenen Besitzungen

Friedrich's, dem Herzoge Maximilian von Baiern wegen dessen großer Verdienste übertragen, und es erübrige nur noch, die feierliche Belehnung vorzunehmen. Die Kurfürsten und Stände gaben zwar zu, daß Friedrich die Acht verdient habe, legten aber zugleich gewisse Bedenken vor. Diese betrafen erstens Böhmen, welches, namentlich durch Beseitigung der angestellten Reformirung, völlig beruhigt, und von der Furcht wieder zur Liebe und zum Vertrauen gebracht werden solle; ferner wurde erwähnt, daß die Bekenner der augsburgischen Confession sich keiner Amnestie erfreuten, sondern ins Elend gejagt, und Ehre und Gewissen verletzt würden; besser würde es seyn, wenn der Kaiser eine wahrhaft allgemeine Verzeihung angekündigt hätte; indem sonst auf Friede und Einigkeit nicht zu hoffen sey. Wohl habe der Kaiser genügende Ursache, auf Friedrich von der Pfalz, dessen Vergehen Niemand billige, zu zürnen; gleichwohl würde es lobenswerth seyn, wenn er angeborene Gnade und Barmherzigkeit der Schärfe Rechtens vorzöge und den Pfalzgrafen, nach geschehener Unterwerfung, Abbitte und Entsagung, wieder zu Gnaden aufnehme und ihm, in Betracht, daß Derselbe genug gestraft worden, daß Seinige erstatte; denn, wenn man Demselben Alles abschlage und ihm nur das bloße Leben lasse, werde er immer neue Unruhe zu stiften suchen, unter welcher dann das ganze Reich leide, und wobei noch die wichtige Frage entstehe, ob man die unschuldigen Kinder und Verwandten Friedrichs übergehen dürfe.

Der Kaiser zeigte sich zwar geneigt, in dem Verfahren gegen Friedrich einige Milde eintreten zu lassen, bestand aber auf Uebertragung der Kurwürde und der Pfalz an Baiern. Die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln traten ihm bei. Desto heftiger widersprachen Sachsen und Brandenburg; sie beriefen sich auf die Wahlcapitulation, nach welcher Niemand unverhört und ohne Beistimmung der Stände geächtet werden dürfe, sondern ordentlicher Prozeß nach den Reichsgesetzen, insbesondere nach der Kammerordnung, wider ihn einzuleiten sey; auch behaupteten sie, Friedrich habe wohl in anderer Beziehung, aber als deutscher Fürst Nichts verschuldet. Diese Protestation würde ohne besondere Erheblichkeit gewesen seyn; unerwartet aber erklärte auch Spanien — das die Ruhe in Deutschland hergestellt wünschte, um dann mit ungetheilter Kraft sich gegen die Niederlande zu wenden — sich mit Bestimmtheit gegen die Uebertragung der Kurwürde an Baiern. Dennoch übertrug der Kaiser am 25. Februar 1628 jene Kur dem Herzoge Maxi-

milian, wiewohl mit dem beruhigenden Zusatze: daß den Kindern und Verwandten Friedrich's hieraus kein Nachtheil entstehen solle; vielmehr möchten dieselben ihre Ansprüche und Gerechtsame eheſtens in Güte, oder vor ihm mit Zuziehung des kurfürstlichen Collegiums mittelst eines schleunigen Prozesses rechtlich erörtern und anbringen. Die hiergegen fortgesetzten Beschwerden des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen beschwichtigte der Kaiser dadurch, daß er (23. Juni 1623) Demselben als Unterpfand für die im böhmischen Kriege aufgewendeten, auf sechs Millionen Gulden berechneten Kriegskosten, bis zur Abtragung von Kapital und Zinsen die Oberlausitz überwies. Im Juni 1624 erkannte Kursachsen den Kurfürsten von Baiern auf Lebenszeit, jedoch unbeschadet der Rechte des pfälzischen Hauses, an; auf den vereinzelten Widerspruch Brandenburgs, das 1627 seine Einwilligung nachträglich ertheilte, wurde vor der Hand keine Rücksicht genommen.

Waren auch, wie es schien, für Friedrich jetzt alle Aussichten abgeschnitten, so gab er doch die Hoffnung nicht auf, sondern suchte durch eine doppelte Reihe von Unterhandlungen dasjenige zurück zu gewinnen, was er durch die Waffen des Kaisers und die Entscheidung des Reiches verloren hatte; die erste ging von England, die zweite von Dänemark aus. Dort hoffte König Jakob um so mehr, er werde Alles auf mildem Wege durch Spanien erhalten, da er für seinen Sohn um eine Infantin geworben, und Baiern sich an Frankreich angeschlossen hatte. Neue Plane — z. B. Friedrich's Sohn solle eine Tochter des Kaisers, oder eine Nichte des Kurfürsten Maximilian von Baiern heiraten, in Wien oder München erzogen werden; Friedrich allein für seine Person entsagen ꝛc. — dienten nur die Entscheidung zu verzögern, und als endlich Spanien, nach dem Abbrechen jener Heiratsverhandlungen, erklärte: es habe des Pfalzgrafen Herstellung nicht versprochen, sondern nur seine Verwendung dafür bei dem Kaiser angeboten, sah Jakob ein, daß er sich getäuscht hatte; von ernsteren Beschlüssen hielt ihn die Furcht vor einem Kriege mit Spanien ab. Frankreich rieth dem Pfalzgrafen zu einer Aussöhnung mit Baiern; aber auch dieser Plan scheiterte, weil Friedrich eine unbedingte Herstellung ohne allen Verlust forderte, und man andererseits für seine Person eine völlige Entsagung von ihm verlangte.

Mittlerweile brach der Krieg von Neuem aus. Graf Ernst von Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig waren aus den Niederlanden wieder nach Deutschland gezogen, und mit Beiden knüpfte Tilly im Juni

1623, im Auftrage des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern, Unterhandlungen an. Lange konnte man sich über den Umfang der Begnadigung, des Entlassens der Mannschaft u. dgl. nicht einigen; doch wollten Ferdinand und Maximilian zuletzt unbedingte Verzeihung bewilligen, und Christian sein Heer binnen drei Tagen aus dem niedersächsischen Kreise, ja überhaupt vom Reichsboden wegführen, es abdanken, oder fremde Dienste nehmen, wenn dagegen Tilly mit seinem Heere auch Niedersachsen verlasse. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, und der Kaiser ermahnte Niedersachsen, wo der Herzog Christian als Kreisoberster den Befehl über die zur Abwehr Tilly's aufgestellten Truppen übernommen hatte, zur Beobachtung des Landfriedens. Als nun Tilly gegen den niedersächsischen Kreis vorrückte, geriethen die dortigen Stände in solche Bestürzung, daß sie dem Herzoge Christian das Commando abnahmen, und ihn um Räumung des Landes ersuchten, wenn er anders nicht ohne Verzug sich dem Kaiser unterwerfen wolle. Nachdem Kursachsen dem Herzoge den Durchmarsch nach Böhmen verweigert, brach Derselbe im Juli 1623 nach Westphalen auf, mit der Absicht, sich in Ostfriesland mit Mansfeld zu vereinigen. Aber im Hochstifte Münster, bei der Stadt Loen, wurde er von Tilly eingeholt und, mit dem Verluste von zehn tausend Mann, wie auch seines ganzen Gepäckes, geschlagen. Mit dem Reste seiner Truppen entwich er nach Holland. Auch Mansfeld wurde allmälig aus seinen Stellungen vertrieben, und begab sich endlich im April 1624 nach London; wo das Volk ihn mit großen Ehrenbezeigungen empfing. Nur König Jakob I. mochte einem Manne, der wider seinen Kaiser kämpfte, nicht vertrauen, und wollte, ungeachtet seiner Spannung mit Spanien, keinen entscheidenden Schritt thun, bevor sich Frankreich und Savoyen erklärt hätten. Gleichwohl brachte Mansfeld es dahin, daß Jakob ihn unter gewissen Bedingungen zu seinem Feldherrn ernannte und ihm, zur Anwerbung von zehn tausend Fußgängern und zehn tausend Reitern, beträchtliche Summen zusagte. Diese wurden jedoch, nachdem die Mannschaft schon großentheils beisammen war, nicht gezahlt; auch zeigten sich die Holländer den Landenden abgeneigt, und einreißender Mangel, so wie Krankheiten und Unordnung, führten zur Auflösung des Heeres. Neue Hoffnungen faßte man, als unter Mansfeld's Einwirkung (8. August 1624) ein großer Bund zwischen England, Frankreich, Savoyen, Venedig, Graubündten und Holland wider Oesterreich und Spanien zu Stande

kam, und das Verlöbniß des Prinzen Karl von England mit der franzöſiſchen Prinzeſſin Henriette die freundſchaftlichen Verhältniſſe der beiden erſtgenannten Mächte bekräftigte. Allein aus vielen Gründen blieb dieſe ſcheinbar übermächtige Verbindung faſt ohne alle Wirkſamkeit, während für Oeſterreich eine ernſtere Gefahr von Niederſachſen und Dänemark her drohte.

Zu jenem Bunde und der Eiferſucht Frankreichs und der italieniſchen Staaten hatte ein früherer Vorfall in den Alpenländern Veranlaſſung gegeben. Im Veltlin, das ſeit 1512 unter der Hoheit Graubündtens ſtand, erhoben ſich 1620 die Katholiken gegen die Proteſtanten, in anderen Gegenden Graubündtens die Proteſtanten gegen die Katholiken; hier wie dort war der Streit mit gräulichem Morde und Raube begleitet. Die Veltliner Katholiken ſuchten den Schutz des ſpaniſchen Statthalters in Mailand, Herzogs von Feria, gegen die Graubündtner, und Dieſer ließ die Landſchaft wirklich beſetzen. Frankreich wollte dieſe Truppen durch Unterhandlungen entfernen, weil es beſorgte, daß die Spanier jenen Vorfall dazu benutzen würden, ſich eine unmittelbare Verbindung mit den öſterreichiſchen Rheinländern für immer zu erhalten; in welcher Meinung es durch ein beinahe gleichzeitiges Einrücken öſterreichiſcher Truppen in das Engadein, Prettigau, Münſterthal, Meienfeld und Kur, beſtärkt wurde. Schon 1621 wurde von Spanien ein Tractat über die Räumung des Veltlins geſchloſſen, aber nicht gehalten. In Folge deſſen verbanden ſich Venedig und Savoyen mit Frankreich, um dieſe Räumung zu erzwingen, und ein aus Schweizern und Franzoſen beſtehendes Heer beſetzte das Land in einigen Tagen. Der Vertrag von Moncon ſicherte Graubündten den ferneren Beſitz des Veltlins, und der Erzherzog Leopold ſchloß (23. October 1622) mit dem grauen und dem Gotteshaus-Bunde einen Vertrag, durch welchen acht Gerichte im unteren Engadein und im Münſterthale an Oeſterreich abgetreten wurden. Aber die reformirten Prettigauer griffen zu den Waffen, erwarben ſich franzöſiſchen Beiſtand, und drängten mittelſt desſelben die öſterreichiſchen Beſatzungen wieder aus jenen Landſchaften heraus.

Der König Chriſtian IV. hatte ſeinem Schwager, Friedrich von der Pfalz, die Anerkennung als König von Böhmen verſagt, oder ihn wenigſtens ohne Unterſtützung gelaſſen. Dennoch machte ihn deſſen Niederlage bekümmert, und es fand daher 1621 eine Verſammlung zu Segeberg Statt,

wo, außer Christian und Friedrich, mehre niedersächsische Fürsten in Person, so wie englische, schwedische, holländische und brandenburgische Gesandte auftraten und über die nöthigen Schritte sich beriethen. Im April und Mai wurden Bündnisse zwischen England, Holland und Dänemark geschlossen, und man kam überein, Mannschaft zum Schutze Niedersachsens und zur Unterstützung Oberdeutschlands zusammen zu bringen. Dennoch gab dieser, schüchtern und nachlässig betriebene Bund keine Lebenszeichen von sich, bis die Uebertragung der pfälzischen Kur an Baiern und die strengeren Maßregeln gegen die Protestanten ihn aufschreckte, und König Jakob, nach dem Zerfallen mit Spanien, nicht blos bei Dänemark, sondern auch bei Schweden sich nach Beistand umsah.

König Gustav II. Adolf von Schweden, ein thatendurstiger Jüngling, groß in allen seinen Anlagen, und kühn in allen seinen Entwürfen, tiefblickend, schlau und eroberungslustig, hatte im Felde, wie im Kabinete bereits die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen, und mit lauernder Aufmerksamkeit die Wirren Deutschlands verfolgt, die ihm ein neues, großes Feld eröffnen sollten. Schon im Jahre 1614 hatte er der protestantischen Union in Deutschland seinen Beistand angetragen; aber einen förmlichen Bund mit derselben einzugehen, hinderte ihn damals sein Krieg mit Polen, bis die Auflösung der Union diesen Plan von selbst zerstörte. Des Königs Kanzler und allbetrauter Günstling, der große Staatsmann Axel Orenstierna, beobachtete die deutschen Angelegenheiten nicht minder scharf, als sein Gebieter, und bewirkte auch, daß hemmende Streitigkeiten mit Dänemark im Frühjahre 1624 beseitigt wurden. Aber die Besorgniß, daß diese Macht vielleicht mit den Gegnern Schwedens, den Polen, sich verbinden könne, offenbarte auch da noch ihren Einfluß, als im protestantischen Deutschland der Plan sich kundgab: Christian von Dänemark und Gustav Adolf von Schweden für einen gemeinsamen Zweck zu bewaffnen. Der brandenburgische Gesandte von Bellin machte im Herbste 1624 beiden Königen diesen Antrag. Gustav Adolf forderte: es sollten erst mehre deutsche Fürsten sich für die Sache erklären, Geld aufbringen, und Sicherheit herbei schaffen, daß er nicht unterdessen anderswoher angegriffen werde; und nach weiteren Verhandlungen im Februar 1625 erklärte er: gegen die Unternehmung habe er Nichts, aber es müsse erst nachgewiesen werden, wie, womit und auf welche Weise sie auszurichten sey; er leiste schon dadurch

bedeutende Hilfe, wenn er die Polen abhalte, den Kaiser zu unterstützen; werde er jedoch gegen jene und die Dänen sichergestellt, werde von den Verbündeten ein Heer aufgebracht und unterhalten, so erbiete er sich zu gleichen Leistungen; nur müsse ihm der Oberbefehl des Ganzen bleiben, und Keiner allein für sich Frieden schließen dürfen.

Christian IV., welcher Anfangs ausweichend geantwortet hatte, fürchtete, daß Gustav Adolf für sich selbst Eroberungen in Deutschland machen wolle, und diese Eifersucht bewog ihn, dem Könige Jakob von England gemäßigtere Vorschläge zu machen. Weil dieselben jedoch, wenigstens scheinbar, Schwedens Mitwirkung nicht ausschlossen, so geschah durch die Niederländer der Antrag: man solle zwei Heere, eines unter dänischem, das andere unter schwedischem Oberbefehle, bilden, Steuern und Hilfsmittel theilen und keinen einseitigen Frieden schließen. Gustav Adolf hatte im Wesentlichen Nichts dagegen einzuwenden; da ihm aber in diesem Augenblicke der Zweck eines deutschen Krieges ferner, und die Gefahr von Polen näher lag, so äußerte er: ohne Bedingungen, welche die Hoffnung eines gewissen Erfolges begründeten, sich nicht einmischen zu können. Unter jenen Bedingungen stand die oben an: daß man ihm da, wo er lande, und von wo aus er den Kampf eröffne, einen sicheren Hafen und Platz einräume; also Bremen, wenn er an der Weser, oder Wismar, wenn er an der Elbe, oder Stettin, wenn er an der Oder, oder Pillau, wenn er von Preußen aus vorrücken solle. Hierüber entstanden Bedenken von Seite Englands und der deutschen Fürsten, und die Folge war, daß Schweden einstweilen seine Mitwirkung aufschob, und den Krieg gegen Polen mit allem Eifer fortsetzte.

Um so mehr drängte, auf die Aufforderungen Englands, Hollands und Brandenburgs, und um dem Könige von Schweden nicht die erste Stelle einzuräumen, Christian IV. sich hervor, den zugleich auch die Hoffnung leitete, für seine Söhne deutsche Bisthümer zu gewinnen. Am 25. März 1625 wurde König Christian, welcher als Herzog von Holstein einen nicht geringen Einfluß auf die niedersächsischen Stände ausübte, in Lauenburg zum niedersächsischen Kreisobersten erwählt, und am 9. December das Bündniß zwischen England, Dänemark und Holland unterzeichnet.

Der Kaiser verwarf jene Wahl Christian's und mahnte von den Rüstungen ab, welche, angeblich nicht wider die Gesetze des Reiches, sondern zum Schutze, besonders gegen die Kriegsgewalt Tilly's, unternommen

wurden. Diese Warnung blieb unbeachtet. Mansfeld, der mit englischer Hilfe ein neues Heer zusammen gebracht hatte, und Herzog Christian von Braunschweig zogen im Juni mit ihren Schaaren, denen sich auch österreichische Flüchtlinge anschlossen, aus Holland nach Westphalen, um sich an der Weser mit dem Corps des Königs von Dänemark zu vereinigen. Tilly vereitelte jedoch diesen Plan, welchem zufolge Dänemark ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten begonnen. Er ließ den Grafen von Mansfeld und den Herzog von Braunschweig durch den Grafen von Anhalt gegen Münster und Osnabrück zurück drängen, während er selbst im Juli das dänische Heer von Hörter bis Verden zurück warf und Hameln, Minden nebst mehren anderen Plätzen eroberte. Zwar bewerkstelligten Mansfeld und Braunschweig ihre Vereinigung mit dem Könige von Dänemark; aber auch Tilly verstärkte sich mächtig.

Obwohl noch immer siegreich, fühlte der Kaiser Ferdinand das Bedenkliche seiner Lage. Abgesehen von dem schon bestehenden Bunde, erweckte auch Frankreich Besorgniß; denn der Kardinal Richelieu, welcher um diese Zeit dort an das Ruder kam, ließ im September 1625 durch den Kurfürsten von Mainz erklären: sein König (Ludwig XIII.) werde nicht zugeben, daß sein Reich ringsum (am Rheine, in der Pfalz, im Veltlin) von den Spaniern eingeschlossen werde; nur wenn Diese die Unterpfalz räumten, wolle er sich nicht in die deutschen Angelegenheiten mischen. Dazu kam, daß des Kaisers Länder erschöpft waren, der Verfall der Finanzen nicht die Mittel zur Anwerbung von Truppen darbot, das einzige vorhandene Heer aber sammt seinem Feldherrn mehr von Baiern und der Liga, als von dem Kaiser abhing, wodurch Letzterer selbst in eine abhängige Stellung versetzt, und sein Ansehen im Reiche vermindert zu werden drohte.

Aus dieser Verlegenheit, wo man auch nur geringe Mannschaft aufbringen zu können verzweifelte, riß den Kaiser plötzlich der kühne Antrag eines böhmischen Edelmannes, Albrecht's von Waldstein, eines Mannes, dessen stolzes und tragisch-verhältnißvolles Schicksal ihn mit einem solchen Interesse, zugleich aber auch mit einem so verworrenen mythischen Nebel umgeben hat, daß wir seine von Fabeln gereinigte Jugendgeschichte hier in Kürze voran zu senden nicht umhin können.

Das Geschlecht der Waldsteine reicht in das dreizehnte Böhmens zurück. Der Familienname ist eben so gut

der Sternberge u. A. Aus dem Waldstein ward im böhmischen Munde Walstein, aus diesem auswärts allmälig Wallenstein, unter welchem Namen der berühmte Friedländer meist jetzt noch aufgeführt wird. Des Letzteren Großvater war der Sprosse einer Nebenlinie des Hauses, Namens Georg von Waldstein, Herr auf Arnau, welcher mit Katharina von Slawata vierzehn Söhne hatte. Der sechste dieser Söhne hieß Wilhelm, und ward durch Erbschaft Besitzer des, im Königgrätzer Kreise Böhmens gelegenen, Gutes Hermanitz; seine Gemalin hieß Margaretha von Smiricky. Albrecht Wenzel Eusebius (der nachmalige Herzog) war der dritte und letztgeborene Sohn — außer drei Töchtern — dieser Ehe, und geboren zu Hermanitz (nicht, wie gewöhnlich berichtet wird, zu Prag) am 15. September 1583 als Siebenmonatkind. In seiner zartesten Jugend gab sich schon sein herrischer und hochfahrender Sinn zu erkennen. Als ihn die Mutter einst in seinem siebenten Jahre körperlich strafte, bedauerte er laut, daß er kein Fürst sey, um solcher Strafe überhoben zu seyn. Später, als er sich von dem einzigen Bedienten, den er hatte, auf vornehme Weise bedienen ließ, verwies ihm dieses Herr Adam von Waldstein mit den Worten: ei, Vetter, Ihr thut ja, als ob Ihr ein Fürst wäret; worauf der stolze Knabe antwortete: „Nun, ich hoffe es auch wohl noch zu werden.“ Seine Eltern verlor Derselbe sehr früh; denn die Mutter starb schon 1593, und der Vater folgte ihr den 24. Februar 1595 nach. Nach des Vaters Tode nahm sein mütterlicher Oheim und, wie es scheint, auch Taufpathe, Herr Albrecht Slawata von Chlum und Koschumberg (Vatersbruder des 1618 zu Prag defenestrirten Grafen Wilhelm Slawata) ihn zu sich auf die Burg Koschumberg im Chrudimer Kreise, und ließ ihn in der daselbst für adeliche Jünglinge der böhmischen Brüderunität errichteten Schule unterrichten; indem diese Linie der Waldsteine, und der größte Theil des dort benachbarten Adels sich zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts insgesammt zu jener Unität bekannten. Albrecht's Mutter- und Jugendsprache war das Böhmische, da seine Geschwister, so wie der damalige böhmische Landadel überhaupt, keine andere kannten. Sein zweiter mütterlicher Oheim, Freiherr Johann Kawka von Riczan, Herr auf Brumow in Mähren, ein Freund der Jesuiten, nahm ihn von Koschumberg hinweg, und ließ ihn in dem adelichen Convicte zu Olmütz unter der Leitung der Jesuiten Latein studiren. Wie schnelle Fortschritte er auch im Verständnisse dieser Sprache machte, so nahm

doch ſeine Luſt an Studien immer mehr ab, und er ſchien ein müßiges, vielleicht mehr ſeinen Träumen von der Zukunft zugewendetes Leben führen zu wollen. Indeſſen hatte der Jeſuit Veit Pachta Albrecht's Geiſtesfähigkeiten erkannt, ſchloß ſich mit väterlicher Innigkeit an den Jüngling, und erwarb für immer deſſen Liebe und Vertrauen. Auf Pachta's Veranlaſſung geſchah es auch, daß Waldſtein zur katholiſchen Kirche übertrat.

Alle die Anekdoten, welche man ſich von Waldſtein's Studienzeit zu Goldberg und Altdorf erzählt, widerlegen ſich nun von ſelbſt; nie hat der Friedländer, weder auf der Fürſtenſchule, noch auf der Univerſität zu Altdorf, ſtudirt; auch jene Knabenſtreiche, die er dort ausgeführt haben ſoll, die Geſchichte mit dem Cantor Fechner, das Hundeloch im Altdorfer Carcer u. dgl., ſind Sagen, welche wahrſcheinlich auf Namensverwechslung beruhen, da es in jener Zeit viele der jungen Waldſteine gab. Eben ſo unwahr iſt die Erzählung von ſeinem angeblichen Pagendienſte am Hofe zu Innsbruck, wo er einſt am hohen Fenſter eingeſchlafen und herab geſtürzt ſeyn ſoll, ohne Schaden zu erleiden.

Nachdem er aus dem Convicte zu Olmütz ausgetreten war, veranſtaltete ſein Gönner Pachta, daß Waldſtein in Geſellſchaft des jungen reichen Adam Leo Licek von Rieſenburg, Herrn auf Pernſtein in Mähren, eine Reiſe durch Europa unternahm. Hier ſah er zuerſt beinahe ganz Deutſchland, Holland, England, Frankreich und Italien; die Kriegsverfaſſung dieſer Länder war es, was ſeine Aufmerkſamkeit am meiſten anzog. Zuletzt und am längſten verweilte er zu Padua, wo ſeine Liebe zur Wiſſenſchaft, insbeſondere zur Mathematik und, im Geiſte der Zeit, zur Aſtrologie erwachte. Auch waren es die Bildung, die Sitten und Gebräuche Italiens, die ihn zunächſt anzogen und welche er ſich ſogleich aneignete *).

Nach Böhmen zurück gekehrt, verweilte Waldſtein nur kurze Zeit im Hauſe ſeines Vetters, des Herrn Adam von Waldſtein, damals kaiſerlichen Oberſtſtallmeiſters, zuletzt Oberſtburggrafen in Böhmen. Es drängte ihn nach Kriegsruhm und Abenteuern. Seine erſte Waffenthat verrichtete er

*) Wallenſtein's Jugendgeſchichte, zumeiſt nach dem im Prager Muſeum verwahrten Manuſcripte: Historia Magni Ducis, deſſen Verfaſſer (W. A. Czerwenka) in Jahren 1660 u. f. als Dechant zu Gitſchin, der ehemaligen Reſidenz Wallenſteins, gelebt, und Dieſen früher perſönlich gekannt hatte, mitgetheilt von Palacky in den Jahrbüchern des böhm. Muſeums 1830.

in Ungarn und Siebenbürgen unter dem obersten Commando des tapferen und kriegswissenschaftlich gebildeten Generals aus der farnesischen Schule, Georg Basta, und wurde, nach mehrjährigem ausgezeichneten Dienste, bei der Belagerung von Gran zum Hauptmanne über das Fußvolk ernannt. Später ging er zu Ferdinand, welcher zu jener Zeit, als Herr der Steyermark und Krains, mit den Venetianern Krieg führte, und that sich in diesem Feldzuge durch die mit eben so viel Muth als Geschicklichkeit ausgeführte Verproviantirung der Festung Gradisca hervor, welche durch Hunger, Seuchen und die Venetianer gleich sehr bedrängt war. Als der Krieg zu Ende ging, entwarf er, auf Ferdinand's Befehl, das Reglement für die schwarzen Reiter (Wallensteinisches Reiterrecht) *). Während des Ausbruches der böhmischen Unruhen war Waldstein Oberst über ein von den mährischen Ständen angeworbenes, überzähliges Infanterieregiment. Der Kaiser verlangte, daß dasselbe zu Boucquoi stoßen sollte. Die Stände schlugen dies ab, und man suchte das Regiment zum Abfalle vom Kaiser zu bewegen. Aber Waldstein sammelte die Treugebliebenen um sich, bemächtigte sich der militärischen Dispositionscasse der Stände, welche sechs und neunzig tausend Thaler enthielt, und kam über Znaim und Stockerau glücklich nach Wien. Er warb dann auf eigene Kosten ein Regiment Wallonen, das er im October 1619 mit Boucquoi's Truppen vereinigte, wirkte mit zur Wiedereroberung Mährens, und focht unter Caraffa gegen Gabriel Bethlen. Nach dem venetianischen Feldzuge hatte ihn der Kaiser zum Kammerherrn ernannt und in den Grafenstand erhoben. Nach Besiegung der böhmischen Rebellion erhielt Waldstein, zum Ersatze aufgewendeter Kriegskosten, von dem Kaiser (5. Juni 1622) die durch den Hochverrath Christoph's und Georg's von Rädern verwirkte böhmische Herrschaft Friedland im Bunzlauer Kreise, um geringen Preis; später erhob ihn der Kaiser in den Reichsfürstenstand, und ertheilte ihm den Titel eines Herzogs von Friedland (1623). Waldstein's erste Gemalin war (seit 1610) Ludmilla Neskow von Landek **) auf

*) Mailáth, II. 406.

**) Nicht eine Witwe von Wiczkow (wie Pelzel angibt), oder (nach Schirach 1773) eine Widowecz, oder (nach Schaller 1795) eine Rikschum von Landek, oder (nach Förster 1831) eine Lucretia von Nikessin. Kunde über diese erste Gemalin Waldstein's, deren Name, Abkunft und Glücksgüter bisher so zweifelhaft waren, gibt die böhm. Inschrift ihres Sarges in der Münchengrätzer Schlosskapelle, [illegible] mit deutscher Uebersetzung mitgetheilt in F. Némethy's »Schloß Friedland [illegible]«.

Woſſutin, Hrad, Lukawetz, Rentſch und Jamiloricz, deren Reichthümer — ihre Güter befanden ſich ſämmtlich im Pilſener und Klattauer Kreiſe — den Grund zu ſeinem Emporkommen gelegt haben ſollen. Nach dem Tode Derſelben (1614) vermälte er ſich zum zweiten Male mit der Gräfin Iſabella Katharina von Harrach. Sein durch zwei reiche Frauen ſchon großes Vermögen erhöhte er dadurch außerordentlich, daß er viele, nach der Weißenberger Schlacht für den kaiſerlichen Fiscus eingezogene Güter böhmiſcher Rebellen zu höchſt wohlfeilem Preiſe kaufte, und ſie obendrein mit der damaligen, ſpäter verrufenen, Nothmünze bezahlte, welche fünf Sechſtel Kupfer und nur ein Sechſtel Silber enthielt. Er kaufte auf dieſe Weiſe für mehr als ſieben Millionen Gulden confiscirte Güter, und mochte, da der wirkliche Werth derſelben weit über das Doppelte betrug, bald darauf ein Vermögen von ziemlich zwanzig Millionen Gulden an liegenden Gründen beſitzen *).

Während man am kaiſerlichen Hofe ſich über die Aufſtellung einer Truppenmacht berieth, und Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten fand, trat Albrecht von Waldſtein mit dem zuverläſſigen Anerbieten hervor, ein Heer von fünfzig tauſend Mann herbei zu ſchaffen. Man ſtaunte, zweifelte, und war endlich geneigt, ihn einen Verſuch mit einem kleinen Heere machen zu laſſen. Er aber erklärte ausdrücklich: ein Heer von fünfzig tauſend Mann getraue er ſich aufzubringen, nicht aber ein kleineres; das Geheimniß, wie dies anzufangen, hatte er dem Herzoge Chriſtian von Braunſchweig abgelernt, von welchem ein gleichzeitiger Schriftſteller ſagt: Derſelbe habe zuerſt gezeigt, wie ein armes Heer lediglich durch Raub und auf Koſten der Landeseinwohner ſich erhalten laſſe. Die Noth war da; der ſtolze Friedländer ließ ſich Nichts abbrechen, und ſo gab ihm der Kaiſer die Vollmacht, nicht nur in Böhmen, Franken und Schwaben Werbungen anzuſtellen, ſondern auch die Offiziersſtellen bei dieſen neuen Truppen ganz nach eigener Willkür zu beſetzen. Im

*) Wallenſtein als regierender Herzog und Landesherr, von F. Förſter, in Raumer's hiſtor. Taſchenbuch. 1834, S. 10. Ebendaſelbſt (S. 11—15) die ſtatiſtiſche Ueberſicht des Herzogthums Friedland, und deſſen Lehntafel. — Die Preiſe mehrer von Waldſtein und Anderen erkauften Güter (nach dem gleichzeitigen »Extractus dererjenigen Rebellengüter, welche in dem Königreiche Böheimb, wegen der wider Ihre K. und K. Maj. Ferdinandum II. von denen böhmiſchen Ständen A. 1618 erregten Rebellion Ihr. Maj. heimbgefallen ſeynd, und welchen Perſonen ſothane hinwiede verkauft worden«) bei Peſchek I., 485 u. f.

August 1625 brachte Waldstein — denn Alles strömte, von dem freigebigen Handgelde und der Aussicht auf ergiebige Beute geblendet, dem reichen Herzoge zu — in Böhmen über zwanzig tausend Mann zusammen, und zog dann im September durch Franken nach Niedersachsen, wo das Heer auf dreißig tausend anwuchs. Es war ihm aufgetragen worden, zu Tilly zu stoßen, um den König von Dänemark unmittelbar anzugreifen. Aber Waldstein, der keine andere Autorität neben, geschweige denn über sich dulden mochte, verschmähte auch ein ähnliches Verhältniß zu Tilly, und brachte es also dahin, abgesondert in noch unausgesogenen Ländern, wo an Nahrung und Raub für seine Truppen noch hinreichender Vorrath war, zu operiren. Er eröffnete seine Unternehmungen mit der Einnahme von Göttingen, und rückte dann in die Gegenden von Halberstadt und Magdeburg, und später nach Dessau; wo er sich die Brücke über die Elbe, einen künftigen Uebergang vorbereitend, durch starke Verschanzungen sicherte.

Tilly verfuhr fortwährend angriffsweise; er bemächtigte sich des Schlosses Kalenberg, und als der Herzog Friedrich von Altenburg und der General Obentraut mit einem dänischen Corps gegen ihn anrückten, wurden sie (4. November) bei Hannover von Tilly geschlagen und getödtet. Zwar begannen nunmehr, unter Vermittlung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die niedersächsischen Stände Unterhandlungen zu Braunschweig; doch da Christian IV., als Kreisoberst, eben damals das Bündniß mit England und Holland schloß, wodurch ihm und den Ständen ansehnliche Subsidien und die Mitwirkung einer englischen Flotte zu den Operationen versprochen wurden, so steigerten er und die übrigen Kreisfürsten ihre Forderungen, und der Congreß lösete sich auf. Gleichwohl sah Christian in seinen Erwartungen von dem englischen Beistande sich sehr getäuscht, indem König Karl I. von England, mit seinem Parlamente im Zerwürfniß, weder die Subsidien zu zahlen, noch eine Flotte auszurüsten vermochte. Ungeachtet dieser ausbleibenden Hilfe, hatten die Verbündeten im Feldzuge 1626 über drei große Corps zu verfügen, welche mehr als sechzig tausend Mann zählten, und mit deren erstem Mansfeld links über die Elbe nach Schlesien, mit dem zweiten die Herzoge von Braunschweig und Weimar rechts über die Weser gegen die dortigen katholischen Länder, der König Christian selbst mit der Hauptmacht zwischen den beiden Flü[illegible] Mansfeld brach mit seinen Truppen aus [illegible] Zerbst

gegen Deſſau, und bedrohte Waldſtein's Verſchanzungen; Dieſer aber kam ihm hier zuvor, und ſchlug (25. April) den Grafen, der ſich hierauf in die Mark Brandenburg zog, wohin ihm der Herzog Johann Ernſt von Sachſen-Weimar acht tauſend Mann aus Weſtphalen zuführte.

Am 30. Juni trat Mansfeld den Marſch durch Schleſien, in welchem ganz von Truppen entblößten Lande er auf keinen Widerſtand ſtieß, nach Ungarn an, Willens, ſich daſelbſt mit Gabriel Bethlen zu vereinigen und dann nach Oeſterreich einzudringen, wo, wie er hoffte, alle Proteſtanten ſich für ihn erheben würden. Waldſtein folgte ihm mit dreißig tauſend Mann, konnte aber Mansfeld's Vereinigung mit Bethlen nicht hindern. Auch der Herzog von Weimar, der Anfangs mit einer Heeresabtheilung in Schleſien zurück geblieben war, ging bald darauf ebenfalls nach Ungarn zu Mansfeld. Bethlen hatte zu Anfang Septembers 1626 den Marſch aus Siebenbürgen angetreten, und Mansfeld nahete mit ſeinen Truppen über Trentſchin nach Freiſtadtl. Waldſtein rückte mit ſeinem Heere ebenfalls in Ungarn ein, und dieſes Land ſchien jetzt der Schauplatz des Krieges werden zu ſollen. Achtzehn tauſend Türken, welche Neograd eigenmächtig belagert hatten, ſtießen bei Palanka zu Bethlen. Waldſtein ſtand mit überlegener Macht zwiſchen Bars und Levenz am Gran, und bot Bethlen die Schlacht; Dieſer aber zog ſich nach Szecſen zurück, wo Mansfeld und Weimar mit ihren noch übrigen acht tauſend Mann zu ihm ſtießen. Aus Mangel an Vorräthen ging (1. October) auch Waldſtein nach Neuhäuſel zurück, und es begannen in Preßburg Unterhandlungen zwiſchen dem Kaiſer und Bethlen, welche (28. December) zu einem Frieden, hauptſächlich auf dem Grunde des Nikolsburger Vertrages, führten. Am 15. November 1629 ſtarb Gabriel Bethlen im neun und vierzigſten Lebensjahre; ſeine Witwe Katharina übergab die ſieben ungariſchen Comitate an den Kaiſer, und wurde von den Siebenbürgern als Fürſtin, des Verſtorbenen Bruder, Stephan, als Gubernator anerkannt.

Als durch Bethlen's Rücktritt vom Kriegsſchauplatze, Mansfeld ſich ebenfalls zur Unthätigkeit verurtheilt ſah, und auch ſein Heer ſich bereits größtentheils aufgelöſet hatte, verkaufte er ſein Geſchütz an den Paſcha von Ofen, und wollte mit einem kleinen Gefolge durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig gehen. Zwiſchen Zara und Spalatro erkrankte er ſ Sein Ende fühlend, ließ er, ſtatt das Krankenlager zu ſuchen, ſich ſ anlegen, und erwartete, den Degen in der Hand und a

tanten gestützt, den letzten Augenblick. So starb der deutsche „Attila," wie man ihn nannte, den 30. November 1626, erst vierzigjährig. Wenige Tage später (4. December) folgte ihm auch sein Freund, der Herzog Johann Ernst von Weimar, zu St. Martin im Thuroczer Comitate, im Tode nach. Ein Theil der nach Ungarn gelangten deutschen Truppen jener beiden Heerführer trat in Bethlen's, Manche auch in türkische Dienste; die übrigen kehrten vertragsmäßig in kleinen Abtheilungen durch Schlesien nach Deutschland zurück. Jene deutschen Truppen, welche bisher in Schlesien die Feindseligkeiten fortgesetzt hatten, wurden hierauf ebenfalls durch Waldstein verjagt, und flüchteten zum Theile nach Polen.

Mitten durch diese äußeren Kämpfe zieht sich die Episode eines neuen Aufstandes, welcher jedoch diesmal nicht dem angestammten Herrscherhause, sondern der vorübergehenden Fremdenherrschaft galt. Das baierische Regiment weckte in dem an Herzog Maximilian verpfändeten Oberösterreich große Unzufriedenheit unter dem Landvolke; auch ließ des Herzogs Statthalter, Graf Herberstorf, sich manche Bedrückung und unnöthige und übertriebene Strenge zu Schulden kommen, die weder im Sinne des Kaisers, noch Maximilian's war. Religiöse Gährung kam ebenfalls hinzu. Die Regierungscommissäre erließen (10. October 1625) ein ausführliches Decret, in welchem sie alle Punkte der Reformation festsetzten. Die wesentlichsten Punkte lauteten: „Alle Prädicanten und unkatholischen Schulmeister sollen das Land räumen. Der protestantische Gottesdienst wird auch in den Häusern, sammt dem Postillenlesen, Disputiren und Unterrichten in Glaubenssachen, abgeschafft. Niemand soll sich an einen fremden Ort begeben, um dort lutherische Predigten anzuhören, oder eine Kindstaufe oder Copulation vornehmen zu lassen; Niemand dort die Communion empfangen. Alle sollen sich an Sonn- und Feiertagen in ihren Pfarrkirchen bei dem Gottesdienste einfinden. An Fasttagen darf kein Fleisch ohne rechtmäßige Erlaubniß genossen werden. Die Handwerkszünfte sollen sich Fahnen anschaffen, um mit denselben am Frohnleichnamsfeste der Prozession zu folgen. Während des Sonntags darf auf Jahrmärkten oder sogenannten Kirchtagen nichts verkauft werden; in den Wirthshäusern soll während dieser Zeit Ruhe seyn. Kinder, welche an fremden Orten unkatholische Schulen besuchen, sollen bei Verlust ihrer Erbschaft binnen sechs Monaten abgefordert und in katholische Schulen geschickt werden. Unkatholische Lehrer werden auch in Privathäusern nicht mehr

geduldet. Niemand, auch kein Adelicher, darf künftig ohne Erlaubniß des Landesfürſten ſeine Kinder in's unkatholiſche Ausland ſchicken, um ſie dort ſtudiren oder Sprachen lernen zu laſſen; über die bereits Abweſenden ſoll binnen ſechs Wochen Bericht erſtattet werden. Bis zum künftigen Oſterfeſt 1626 ſollen ſich Alle zur katholiſchen Religion bequemen; wer dies nicht will, dem wird vermöge der Reichsconſtitutionen und des Religionsfriedens das Recht der Auswanderung frei geſtellt. Der Auswandernde muß dem Fiscus von ſeinem Vermögen den zehnten Pfennig Nachſteuer, und ſeiner Herrſchaft das alte, gewöhnliche Freigeld geben. In der dritten Woche nach Oſtern müſſen die Dechante den Commiſſären ein Verzeichniß Derjenigen einſenden, welche gebeichtet und communicirt haben. Die alten wirklichen Herren und Landleute (Landherren) betreffend, deren Voreltern ſchon vor fünfzig Jahren wirkliche Landleute waren, und welche dies innerhalb ſechs Wochen erweiſen können, ſo läßt der Kaiſer, doch nur für ihre Perſonen allein, es bei der bisher gebrauchten Connivenz und Toleranz, wiewohl ohne verbindende Verſprechung, Conceſſion oder Privilegien, einſtweilen noch verbleiben; jedoch ſollen ſie in ihren Häuſern nichts Gottesdienſtliches vornehmen laſſen, ihre unkatholiſchen Beamten abdanken, und überhaupt kein Aergerniß geben. Hinſichtlich ihrer Kinder haben ſie ſich ebenfalls nach der obigen Vorſchrift zu benehmen. Wer ſich dazu nicht bequemen will, hat das Recht der Auswanderung zu ergreifen. Die proteſtantiſchen Landſchaftsoffiziere (Beamten) ſollen nach einem halben Jahre abgeſchafft werden; außerdem würde der Kaiſer ſelbſt ihre Stellen mit katholiſchen beſetzen. Alle proteſtantiſchen Bücher ſollen ausgeliefert werden, die Buchhändler künftig dergleichen nicht mehr verkaufen dürfen. Die drei politiſchen Stände ſollen binnen ſechs Wochen ein Verzeichniß von den geiſtlichen Stiftungen, Pfarren, Beneſizien oder Stipendien für Studenten, die ſie zuvor als Vögte oder Lehensherren unter ſich hatten, den Commiſſären übergeben. Wer ein geiſtliches Gut beſitzt, ſoll das Beſitzrecht erweiſen."

Die oberöſterreichiſchen Stände machten dagegen dem Kaiſer eine lange Vorſtellung, verletzten ihn aber darin durch einige Ausdrücke, ſo daß er ihnen in Religionsſachen ein ewiges Stillſchweigen auferlegte, und ihnen nur in politiſchen Angelegenheiten Etwas vorzubringen geſtattete. Die Stände beruhigten ſich dabei; aber ein deſto ungehorſamerer Geiſt zeigte ſich kurz darauf bei den Bauern, bei welchen der Widerwille gegen das

baierische Regiment am meisten mitwirkte. Zu Natternbach widersetzten sich die Bauern der Reformation so ungestüm, daß die Commissäre in Lebensgefahr geriethen. Herberstorf verzieh diesmal. Kurz darauf gab es aber auch in Zwiespalten tumultuarische Auftritte. Der Richter und der Rath des Marktes Frankenburg, sammt den sogenannten Achtern der Pfarre, blieben — vermuthlich, um als Protestanten dem katholischen Gottesdienste nicht beiwohnen zu dürfen — vor der Kirche stehen; die Bauern versammelten sich bewaffnet auf dem Kirchhofe, verjagten den kürzlich eingesetzten katholischen Pfarrer, und mißhandelten den Kaplan. Am nämlichen Tage (14. Mai 1625) wurde auch in den Pfarren Neukirchen, Vöcklamarkt, Gampern und Berndorf mit der Sturmglocke das Zeichen zum Aufstande gegeben; über fünf tausend Bauern umgaben das Schloß zu Zwiespalten, hielten es durch mehre Tage eingeschlossen, drohten mit Einbruch und Abbrennen, und gingen dann aus einander. Sofort rückte, von dem dortigen Pfleger benachrichtigt, Herberstorf mit zwölf hundert Soldaten und drei großen Geschützen, von dem Scharfrichter und dem Profoßen begleitet, nach Zwiespalten, und beschied die Einwohner der fünf unruhigen Pfarren auf das freie Feld. Die Vorgerufenen erschienen fünf tausend Mann stark, und wurden sogleich von Soldaten umgeben. Herberstorf ließ hierauf den Richter und die Rathspersonen von Frankenburg und Vöcklamarkt sammt allen Achtern jener Pfarren, zusammen acht und dreißig Personen, hervor treten, zeigte ihnen an, daß sie Alle das Leben verwirkt hätten, doch wolle er der Hälfte von ihnen das Leben schenken. Die Unglücklichen mußten nun um das Leben würfeln; siebzehn wurden aufgeknüpft, zwei auf Fürbitte des Pflegers und Anderer begnadigt.

Diese Härte gegen Leute, welche zum Theile gar nicht bei dem Aufstande gewesen; die Ausschweifungen des baierischen Militärs, welches den Bauern oft das wenige, nach so vielen Kriegsdrangsalen noch übrig Gebliebene wegnahm, stachelte zum Widerstande und zur Rache. Sendlinge Gabriel Bethlen's und des Königs von Dänemark waren unter Versprechungen von Beistand und Hilfe geschäftig, das Feuer zu schüren. Bald war der Aufstand der Bauern ziemlich allgemein. Zugleich fingen sie, auf einen förmlichen Krieg gefaßt, eine gewisse Disciplin und Ordnung ein, indem sie sich in verschiedene Corps theilten, über welche zusammen ein Oberst-hauptmann — Stephan Fadinger — gesetzt wurde, der sich wieder Haupt-

leute über ganze Viertel des Landes, Unterhauptleute, geheime Kriegsräthe, Feldschreiber, Ausschüsse und Proviantmeister theils selbst erwählte, theils von den Bauern erwählen ließ. Viele der Letzteren kleideten sich auf eine gleiche Weise, legten eine schwarze Montur an, und wurden deshalb auch die schwarzen Bauern genannt. Sie gaben eine Defensionsordnung heraus, bestimmten für den Fall, daß Feinde in's Land kämen, Zufluchtsorte für die Weiber und Kinder, Sammelplätze und Ansager, übten sich im Manövriren, warfen Schanzen auf, sperrten die Donau, und belagerten Städte.

Bisher waren nur einzelne Feindseligkeiten und Angriffe vorgegangen; aber ein Zufall brachte im Mai 1626, und zwar zuerst im Hausruckviertel, den Krieg zum vollständigen Ausbruche. Ein baierischer Soldat begehrte von einem Bauer ein Pferd. Als dieser es ihm versagte, entstand Streit und Schlägerei, in welcher acht Soldaten getödtet wurden. Jetzt begann auch Fadinger's kurze, doch verhängnißvolle Wirksamkeit. Er war seines Gewerbes ursprünglich ein Hutmacher, bei dem Ausbruche der Unruhen aber Besitzer eines ziemlich großen Bauernhofes, ein kühner, unternehmender Mann mit schlauen, blitzenden Augen und starkem, struppigem Haare, von den Bauern blindlings verehrt und betraut. Verwegen und furchtlos, war er zugleich eitel und prahlerisch, wie alle gemeinen Naturen, die sich zu einer plötzlichen Wichtigkeit erhoben sehen. In den Unterhandlungen zeigte er Gewandtheit, Scharfsinn und eine glückliche Schlauheit, zweideutige Erklärungen zu geben, sich Vorbehalte offen zu lassen, und dann nach Gutdünken zu zögern oder seine Maßregeln zu beschleunigen. Das Vertrauen seiner Bauern gewann er durch Beredsamkeit und Muth, ohne abergläubischer Trugmittel zu bedürfen, wie Thomas Münzer, welch' Letzterer ein tieferer, aber feigerer Charakter war. Doch wußte Fadinger sich auch durch Strenge Ansehen zu verschaffen, schlug bei der kleinsten Widersetzlichkeit mit dem Stocke darein, und drohte mit dem Galgen. Seine Eitelkeit gefiel sich in Prunk und Ehrenbezeigungen; er hatte stets eine Leibwache um sich, wohnte in Kremsmünster in den sogenannten Kaiserzimmern, und ließ sich in Steyer, als er die Bürger zusammen rief, einen erhabenen Sitz auf dem Rathhause bereiten. — Der Fadingerhof liegt in der Gemeinde Parz, eine Viertelstunde von der Pfarrkirche St. Agatha entfernt. Das alte Haus, welches durch die Soldaten zerstört wurde, lag beiläufig hundert

Schritte von dem jetzigen entfernt, im Thale, und die Wiese unweit des Hofes heißt noch heutzutage der „Sammelplatz."

Kaum war durch die Ermordung der Soldaten im Hausruckviertel die Losung zu dem Bauernaufstande gegeben, so bot Fadinger auch im Mühlviertel die Bauern auf, kehrte dann über die Donau in das Hausruckviertel zurück, und sammelte in Peurbach ein Corps von Bauern. Schnell verbreitete sich das Feuer der Empörung. Acht hundert Bauern legten sich vor das alte Schloß Velden; in Aschach wurde das Rathhaus geplündert; in Hartkirchen der Pfarrprovisor nebst anderen Personen erschlagen, Grieskirchen eingenommen, Peurbach verbrannt. Herberstorf, von diesen Vorfällen unterrichtet, zog von Linz aus mit baierischen Truppen und Feldgeschütz gegen die Empörer, und war seines Sieges so gewiß, daß ihn der Scharfrichter mit Ketten und Stricken begleiten mußte, um sogleich ein Strafgericht über die Bauern zu verhängen. Aber Diese ließen, als es bei Peurbach (21. Mai) zum Zusammenstoß kam, den Soldaten kaum Zeit, Feuer zu geben; mit ungestümer Wuth stürzten sie aus dem Walde hervor, wo sie im Hinterhalte lagen, auf des Statthalters Baiern, erschlugen ihm fünf hundert Mann, jagten die Uebrigen in die Flucht, und erbeuteten mehre Kanonen. Ermuthigt durch diesen ersten Sieg, beschlossen sie die Fortsetzung des Kampfes, und erwählten den Stephan Fadinger zu ihrem obersten Anführer. Dieser befestigte die kriegerische Ordnung seiner Banden, besetzte die baierischen Gränzen, ernannte Ausschüsse, geheime Räthe, Kriegsräthe, Proviantmeister und Feldschreiber, und legte sich den Titel eines Oberhauptmannes der christlich-evangelischen Armee oder der versammelten Bauerschaft in Oberösterreich bei. Auf den Fahnen, welche seine bewaffneten Bauern führten, stand die Inschrift:

„Weil's gilt die Seel' und auch das Blut,
So geb' uns Gott ein' Heldenmuth.
Es muß seyn!"

Der baierische Statthalter, geschlagen und entmuthigt, machte den Bauern gütliche Anerbietungen; aber Diese mißtrauten seiner Aufforderung, und zerrissen sie. Sie nahmen Wels ein, hieben mehre gefangene Soldaten in Stücke, schleppten bei ihrem Abzuge alle Bürger mit sich fort, und ließen eine Besatzung zurück. Fadinger hatte sein Hauptquartier im Kloster aufgeschlagen, und jene Zimmer eingenommen, welche einst für den Kaiser

Mathias zugerichtet worden waren. In toller Aufgeblasenheit prahlte er, daß solche Wohnung ihm gebühre. Die Bauern machten rasche Fortschritte, nahmen Vöcklabruck, Gmunden und alle übrigen Märkte und Schlösser dieser Gegend, plünderten manche Orte, und nöthigten jeden einzelnen Hausbesitzer, einen Mann zu stellen, oder selbst mit ihnen in das Lager zu ziehen. Zwar thaten die Stände, welche sich jeder Theilnahme an dem Aufstande enthielten und eine musterhafte Haltung behaupteten, alles Mögliche, um die Aufrührer zur Ruhe zu bewegen; auch fanden von beiden Seiten wiederholte Unterhandlungen Statt; aber die aufgeregte Volkswuth ließ sich dadurch nicht beschwichtigen, und in immer größerem Umkreise flatterten die siegreichen Paniere der Bauern.

Während man noch durch Ausschüsse verhandelte, brach Fadinger mit achtzehn tausend Mann von Steyer gegen Enns auf, und forderte die Uebergabe dieser Stadt. Drei Schiffe, welche mit frischen baierischen Truppen die Donau hinab fuhren, wurden von den Bauern theils erobert, theils versenkt, und die ganze Mannschaft getödtet. Endlich stimmte der milde Ton der zu Linz versammelten kaiserlichen Commissäre die Bauern ruhiger. Diese bezeigten einen besseren Willen, die Unterhandlungen durch ihnen gestattete Ausschüsse zu betreiben, und Fadinger entließ bei herannahender Erntezeit sogar den größten Theil seiner Truppen nach Hause, wogegen ihm die kaiserlichen Commissäre und die Stände die gewünschten Versicherungen ertheilten. Aber während auf der einen Seite sich Alles friedlich gestalten zu wollen schien, zeigten sich auf dem linken Donauufer bedenkliche Bewegungen, indem die Bauern bei Ottensheim ein großes Lager bezogen, und von dort aus die Stellungen des Statthalters, gegenüber von Linz, beunruhigten. Fadinger gab sich die Miene, diese Feindseligkeiten mitten in der Waffenruhe zu mißbilligen, ließ aber gleichwohl die immer engere Einschließung der Stadt Linz durch die Bauern geschehen.

Um das durch Fadinger's Banden stark geängstigte Enns aus seiner Gefahr zu reißen, wurden zur Fortsetzung des Friedensgeschäftes die kaiserlichen Commissäre in diese Stadt beordert. Aber Fadinger weigerte sich, die Unterhandlungen nach Enns verlegen zu lassen, hob sogar jene Commissäre unterwegs auf, und setzte, während er die anderen nach Wien ziehen ließ, um die kaiserliche Resolution einzuholen, drei von ihnen in Steyer fest. Weil dann Fadinger's nach Wien gesendeter Ausschuß von dem Kaiser nicht

vorgelassen wurde, sondern bei dem Hofkanzler Audienz nehmen mußte, gerieth Fadinger in heftigen Zorn, und warf den kaiserlichen Commissären in beleidigenden Ausdrücken vor: an ihnen liege die Schuld, daß den Bauern nicht schon die freie Religionsübung ertheilt, und der Statthalter mit seinen baierischen Soldaten aus dem Lande fortgeschafft worden sey. Würden diese beiden Punkte nicht sofort bewilliget, so sey er fest entschlossen, das Schloß zu Linz zu beschießen, zu sengen und zu brennen, das baierische Kriegsvolk aus dem Lande zu schlagen, Prediger seines Glaubens einzuführen, und sich nach einem anderen Landesherrn umzusehen. Seine Absicht ging nun zunächst dahin, Linz, Enns und Freistadt in seine Hand zu bekommen, und dann, als Herr über das ganze Land, willkürliche Bedingungen vorschreiben zu können.

Auf seine bisherigen Erfolge pochend, schritt Fadinger jetzt zur Ausführung seiner weiteren, hochfahrenden Entwürfe. Er schloß Linz noch enger ein, begann eine förmliche Belagerung, und schnitt der Stadt die Zufuhr ab, hoffend, sie durch Hunger am sichersten zu bezwingen. Den Ständen, welche ihn von seinem Vorhaben abzumahnen trachteten, schickte er eine Aufforderung, ihm den baierischen Statthalter Adam von Herberstorf auszuliefern, die Besatzung mit Sack, Pack und Seitengewehren abziehen zu lassen, und die Stadt ihm und den Bauern zu übergeben. Die Stände wiesen diesen Antrag mit Würde von sich, und fuhren in ihren Ermahnungen fort. Fadinger gab ihnen kein Gehör, ließ alle Schiffe, deren er habhaft werden konnte, wegnehmen, um jede Zufuhr von Lebensmitteln zu verhindern, und sendete seinen Hauptmann Wolf Wurm gegen Enns, welchen Platz Derselbe belagerte und mit Kanonen beschoß. Zugleich wurde Freistadt unter schweren Drohungen zur Uebergabe aufgefordert, und nach heftiger Gegenwehr durch Verrath genommen. Am 27. Juni verlangte Fadinger von den Ständen und Bürgern zu Linz noch einmal die schleunige Auslieferung des Statthalters, und drohte im Unterlassungsfalle mit einem Hauptsturme.

Unterdessen bereitete sich Herberstorf zur verzweiflungsvollen Vertheidigung der Stadt. Tiefen Haß nährte er gegen Fadinger, dem er seine Niederlage bei Peurbach und dessen feindselige Anschläge auf seine Person nimmer verzeihen konnte. Sein ganzes Trachten ging dahin, den kühnen Rebellen zu tödten, indem er zugleich darauf rechnete, daß mit dem Falle

des Anführers der ganze Aufstand sich zerstreuen werde. Fadinger bot durch seine Vermessenheit dem Feinde selbst die Gelegenheit, ihn zu verderben; er ritt am Abende des 27. Juni in übertriebener Sorglosigkeit, von seinen sogenannten Leibschützen umgeben, vor dem Landhause vorbei, und schien die dortige Bastei in Augenschein nehmen zu wollen. Plötzlich schossen die in jenem Gebäude aufgestellten Soldaten nach ihm, zerschmetterten ihm den Schenkel, und tödteten sein Pferd. Seine Begleiter retteten den Verwundeten in die Vorstadt; sein entfallenes Schwert erbeuteten die Soldaten, und überbrachten es dem Statthalter. Die über den Unfall ihres Hauptmannes ergrimmten Bauern stürzten sich, blind gegen den sie begrüßenden Kugelregen, auf die Soldaten, und erst die einbrechende Nacht setzte dem wüthenden Gemetzel ein Ziel.

Obgleich schwer verwundet und von schrecklichen Schmerzen gepeinigt, setzte Fadinger die Belagerung beharrlich fort. Die Vorstadt loderte — man weiß nicht, ob durch die Belagerer oder die Besatzung selbst — in Flammen auf, und der wilde Rebellenführer schien mit Zerstörung und Asche sein Grabmal bezeichnen zu wollen. Dazwischen traten neue Verhandlungen, bei welchen Fadinger noch an seinem Todestage in seinem Quartiere Ebelsberg thätig war. Hier starb er nach achttägiger Pein an seiner Wunde, den 5. Juli 1626, und wurde zu Efferding beerdigt. Aber der unversöhnliche Herberstorf ließ zehn Monate später Fadinger's Leichnam ausgraben, durch Henkershand in einem „wilden, unwohnsamlichen Ort oder Moos" verscharren, und auf dieser Stelle „zu ewigem unehrlich und schändlichen Nachgedenken" sogar einen Galgen errichten.

Mit Fadinger's Tode war der Aufstand nicht beendigt, wenn auch seine Kraft zum Theile gebrochen. Die Bauern wählten einen Landmann aus dem Ritterstande, Achaz Wiellinger, zu ihrem obersten Anführer, der jedoch scheu darum, weil er nicht ihres Gleichen war, weniger auf sie einzuwirken wußte. Er setzte die Belagerung von Linz fort, konnte jedoch nicht hindern, daß frische kaiserliche Truppen und Lebensmittel in die Stadt gelangten, und vergeudete das Blut seiner Leute in einem vergeblichen Sturme, nachdem der Statthalter sich noch fester verschanzt und im Schlosse zu Linz eine hohe Schanze, die „Trutzbauern" genannt, erbaut hatte. Der König von Dänemark schickte zwar den Johann Scultetus als Abgeordneten an die Bauern; aber diese trauten Demselben so wenig, daß sie, schon um nicht

ganz mit dem Kaiſer zu brechen, jenen däniſchen Sendling feſtnahmen, und im Begriffe ſtanden, ihn dem Kaiſer auszuliefern. Neue Unterhandlungen und neue Feindſeligkeiten, letztere meiſt zum Nachtheile der von ihrem alten Glücke verlaſſenen Bauern, gingen nun Hand in Hand. Der Oberſt Löbel kam nach Enns, und ſchlug die Bauern; Gleiches geſchah ihnen bei Kirſchbaum durch den aus Böhmen heranrückenden Oberſten Preuner, der hierauf Freiſtadt beſetzte. Herberſtorf verjagte die Bauern aus dem Urfahr bei Linz; Löbel nahm Steyer, Wels und Lambach; Linz wurde völlig entſetzt. Ein Waffenſtillſtand wurde geſchloſſen, und bereits ſchien die gänzliche Beruhigung des Landes nahe zu ſeyn, als plötzlich der Herzog Adolf von Holſtein mit einem baieriſchen Regimente von Paſſau nach Oberöſterreich kam, um zu den kaiſerlichen Truppen zu ſtoßen. Kaum waren ſeine Soldaten bei Weſenufer ans Land geſtiegen, ſo erlaubten ſie ſich allerlei Unfug gegen die Bauern. Dieſe, hierüber erbittert und des Herzogs Ankunft als einen Bruch des Waffenſtillſtandes betrachtend, verſammelten ſich in der Nacht, überfielen die ſchlafenden Baiern, ermordeten ihrer tauſend, und ſchlugen die Reiterei, welche Widerſtand verſuchte, in die Flucht; der Herzog ſelbſt rettete ſich im Hemde; die ganze Bagage, Munition, Waffen und Kanonen wurden eine Beute der Bauern. Die Schlappe zu rächen, griff der baieriſche Generalwachtmeiſter, Freiherr von Lindlo, die Bauern an, erfocht bei Geiersberg und Zuckerberg (jetzt Schulterzucker) Vortheile über ſie, ließ ſich aber in Verfolgung ſeines Sieges in den Pramwald locken, wo die Bauern von allen Seiten ihn wüthend anfielen, ihm viele Offiziere und drei tauſend Soldaten tödteten, und abermals alle Bagage, Munition, zwei Mörſer und vier Kanonen erbeuteten.

In Folge dieſer neuen Siege der Bauern brach auch im Hausruckviertel und zum Theile im oberen Mühlviertel die Empörung wieder aus; ſie galt jedoch überall nur dem verhaßten baieriſchen Statthalter, den die Bauern einſtimmig als die Urſache des Aufſtandes bezeichneten, und zu deſſen Entfernung der Kaiſer ſelbſt, leider vergeblich, Schritte bei dem Kurfürſten von Baiern gethan. Mehre Plätze wurden berannt, und das unglückliche Land von den Bauern und den baieriſchen Truppen gleichſehr verwüſtet. Um den Kampf durch einen Hauptſchlag zu beendigen, ſendete der Kurfürſt endlich den tapferen und kriegserfahrenen General Grafen Pappenheim mit acht tauſend Baiern nach Oberöſterreich. Glücklich täuſchte Derſelbe die Bauern über die Richtung

seines Marsches; während sie die Wasserstraße sperrten, führte er sein Waffenvolk zu Lande vorwärts, und vereinigte sich bei Linz mit den Kaiserlichen. Noch einmal bäumte sich die Empörung zu verzweiflungsvollem Widerstande; die Bauern machten furchtbare Anstrengungen, und ließen in Gmunden, Vöcklabruck und der ganzen dortigen Gegend ein scharfes Aufgebot ergehen, daß Alles, was die Waffen tragen könne, bei Gefahr von Mord und Brand mit ihnen ziehen solle. Dennoch erlitt einer ihrer Streithaufen bei Efferding eine Niederlage durch Pappenheim; der Rest sammelte sich auf der Welserheide, und zog gegen Vöcklabruck und Gmunden, wo er durch zuziehende Corps bis auf einige und zwanzig tausend Mann anwuchs, von denen jedoch die meisten nur mit Sensen, eisernen Flegeln, Hacken und Morgensternen bewaffnet waren. Fernere schwere Niederlagen erlitten sie dann bei Gmunden, wo auch ihr Anführer, ein Student, erschlagen, und sein Kopf nach Linz geschickt wurde, und bei Vöcklabruck (19. November). Die zersprengten Bauern retteten sich von dort in das Schloß Wolfseck, in welchem sie sich verschanzten, aber am 30. November von Pappenheim angegriffen, auf das Haupt geschlagen, und mehre tausend getödtet wurden; der Sieger eroberte hier sieben Geschütze.

Durch diese blutigen Niederlagen war endlich das Hauptheer der Bauern gänzlich zersprengt; die meisten derselben flohen in ihre Wohnungen zurück. Nur in Peurbach und den umliegenden Schanzen hatte sich noch einer ihrer Haufen festgesetzt, und wollte es auf das Aeußerste ankommen lassen. Als aber der Oberst Löbel gegen sie anrückte, sie einschloß, und ihnen Pardon anbot, streckten sie das Gewehr, und lieferten die Rädelsführer aus, welche gefesselt nach Linz geführt wurden. Die Bauern wurden ungekränkt nach Hause entlassen. Der Oberhauptmann Achaz Wiellinger und sein Oberstwachtmeister Schlotter versäumten die Gelegenheit zur Flucht, wurden aufgegriffen und gefangen nach Linz geliefert. Schließlich machte Löbel die von den Bauern bei Peurbach und anderwärts aufgeworfenen Schanzen der Erde gleich; die Soldaten wurden, um neuen Zusammenrottungen vorzubeugen, in die Quartiere vertheilt, und so der Aufstand gänzlich erstickt. Der Kaiser ordnete nun eine Executionscommission an; doch wurde im Ganzen mild verfahren, da die Commission erklärte: daß die Bauern nur gegen die Bedrückungen der baierischen Beamten, nicht aber gegen den Kaiser die Waffen ergriffen, auch keinen Anderen, als ihn, für ihren Herrn und

Landesfürsten erklärt, mithin des Verbrechens der beleidigten Majestät und des Hochverrathes sich nicht schuldig gemacht hätten. Aus diesem Grunde wurde auch keine Güterconfiscation angewendet, und dadurch unzählige Familien vor Verarmung und Elend gesichert; wie wenig man auch auf baierischer Seite mit dieser Schonung einverstanden war. Die Rädelsführer, unter ihnen Wiellinger, Wolf Wurm und ein lutherischer Prediger, wurden in Linz enthauptet. Den übrigen Bauern ob der Enns ertheilte der Kaiser, weil sie um Verzeihung gebeten, Pardon, doch mit der Bedingung, daß sie sich zur katholischen Religion bequemen sollten. Einige, die während der Unruhen sich dem Kaiser besonders treu erwiesen hatten, wurden theils durch Adelserhebung, theils durch Befreiung von Grundsteuern belohnt. Der Hof Stephan Fadinger's wurde durch die Baiern von Grund aus zerstört, aber im folgenden Jahre (1628) nicht weit von der früheren Stelle wieder aufgebaut*). Den Adelichen, die man, wiewohl unerweislich, zum Theile in Verdacht hielt, daß sie den Bauern Hilfe geleistet, wurde die bisherige Vergünstigung, für ihre Personen dem lutherischen Glauben zugethan bleiben zu dürfen, entzogen; sie mußten künftig, gleich den Nichtadelichen, entweder zur katholischen Kirche zurück kehren oder auswandern.

So endete der berüchtigte oberösterreichische Bauernkrieg, Wunden, Elend und Verarmung hinter sich lassend; denn die Bauern hatten wider Burgen und Adelssitze, die Soldaten wider Hütten und Felder gewüthet, so daß alle Stände die Nachwehen bitter empfanden. Das Land blieb auch nach dieser Zeit noch im baierischen Pfandbesitze.

Durch die Entfernung Waldstein's aus Niedersachsen, dessen Hauptkräfte Mansfeld, wie wir gesehen, hinter sich herzog, hatte der König von Dänemark freie Hand bekommen, gleichwohl aber gegen sechs Wochen Zeit verstreichen lassen, ohne sonderliche Zeichen militärischer Schnelle und Thätigkeit von sich zu geben. Seine Unternehmungen hatten sich auf die Belagerung einiger kleinen Städte und den Beginn der Belagerung von Kalenberg beschränkt. Tilly, welcher seit einiger Zeit Göttingen belagerte, hatte auf die Nachricht der, Kalenberg bedrohenden Gefahr sofort achtzehn Compagnien Reiter und fünfzehn hundert Mann Fußvolk unter dem Grafen

*) Eine ausführliche Schilderung jener Unruhen in dem »Versuch einer Geschichte des Bauernkrieges in Oberösterreich« von F. Kurz. (Leipzig 1805.)

Fürſtenberg von dort zum Entſatze des Platzes beordert. Zu ihm ſtieß unterwegs der Oberſt Dufour mit vier Reiter- und zwei Infanterieregimentern. Sobald der Oberſt Freitag, welcher die Belagerung befehligte, den Anmarſch Dufour's erfuhr, hob er die Belagerung auf, und ging dem Entſatze ſofort entgegen. Am 1. Auguſt 1626 kam es bei dem Dorfe Röſſing zwiſchen den beiderſeitigen Cavallerien zu einem hartnäckigen Gefechte, in welchem die Dänen, welche dreimal ſich wieder zu ſammeln ſuchten, geworfen wurden. Am 9. Auguſt war Göttingen, nach einer ſechswöchentlichen Belagerung, an Tilly übergegangen, und unmittelbar traf Derſelbe Anſtalten, auch Nordheim zu belagern. Doch kaum hier angekommen, erfuhr er auch ſchon den Anmarſch der däniſchen Armee auf dem Wege von Seeſen. Nach einem unbedeutenden Gefechte auf dem kleinen Anger, wo die Ruhme und Leine zuſammen fließen, zog ſich Tilly glücklich und geſchickt bis in die Gegend von Angerſtein zurück, wo er eine Verſtärkung (das Detachement von Waldſtein's Armee), die im Anzuge war, erwartete. Am 21. Auguſt war dieſe im Lager bei den Gleichen angekommen. Der König Chriſtian, nachdem er Nordheim proviantirt hatte, war in kleinen Märſchen bis Duderſtadt gegangen, wo er am 12. anlangte. Kaum hatte Tilly dieſe Bewegung des Königs vernommen, ſo brach er am 22. ſehr früh Morgens aus ſeinem Lager auf, und wendete ſich gegen Geismar, wo er ſich mit dem von Dufour geführten Waldſtein'ſchen Corps vereinigte. Obwohl ein heftiger Gewitterregen den Weg grundlos gemacht und die Soldaten außerordentlich ermüdet hatte, ging er dennoch bis Wilmanshauſen, und bezog hier ein Lager.

Am 23. Früh entdeckte die däniſche Armee von Duderſtadt her das Lager Tilly's. Wollte König Chriſtian ſeine Operation auf Thüringen fortſetzen, um von dort, wie es ſein Wille geweſen ſeyn ſoll, in die Länder der Liga einzudringen, ſo blieb ihm unter ſo bewandten Umſtänden nichts übrig, als Tilly's Heer ſofort anzugreifen. Ein raſcher Angriff auf ſeine ermüdeten, noch nicht hinlänglich geſammelten Gegner, würde den König wahrſcheinlich in Vortheil geſetzt haben; ſo aber begnügte er ſich, ſein Heer bei Duderſtadt in Schlachtordnung aufzuſtellen, und den Tag über ſo ſtehen zu bleiben. Tilly, der am 24. Auguſt die Stellung des Königs recognoscirte, um ſolche anzugreifen, fand ſie bei den Anſtalten hierzu verlaſſen. Der König nämlich, von der Vereinigung der Tilly'ſchen Armee mit den ihm zu Hilfe geſendeten Waldſtein'ſchen Truppen unterrichtet, war noch vor Tage aufgebrochen, ent-

ſchloſſen, ſich bis Wolfenbüttel zurück zu ziehen. Tilly trachtete den König zu verfolgen, wurde aber, da ſich die Dänen über die Ruhme zurückzogen und die Brücke hinter ſich abbrannten, in ſeiner Bewegung aufgehalten. Aber in der Nacht wurde die Brücke hergeſtellt, und am 25. Früh ſetzte Tilly die Verfolgung der Dänen, welche ſich auf Seeſen zurück gezogen, beharrlich fort. Der Oberſt Dufour that dies mit ſo gutem Erfolge, daß der König ſich genöthigt ſah, den Paß bei der alten Staufenburg (von den Dänen der Heinrichswinkel genannt) mit vier hundert Musketieren, zwei hundert Dragonern und zwei Geſchützen zu beſetzen, um ſo dem lebhaften Drängen der Tilly'ſchen Avantgarde ein Ziel zu ſtellen. Zwar gelang ihm dies; doch wurden die dazu Verwendeten großentheils niedergehauen. Die Dänen nahmen Abends eine Viertelmeile hinter Seeſen, auf dem Galgenberge, eine Stellung, ſtellten ihre Artillerie vor der Fronte auf, als wollten ſie hier eine Schlacht annehmen, und ließen zugleich die Bagage und den Troß auf Lutter am Barenberge (im braunſchweigiſchen Diſtricte Gandersheim) fortſetzen. Tilly vertrieb jedoch die däniſchen Vorpoſten, welche ihm das Vordringen gegen die Hauptaufſtellung verwehren wollten, und lagerte ſich dann dem Könige gegenüber, deſſen Lager er heftig beſchoß. Die Stellung des Königs in Bezug auf einen weiten Rückzug war nicht die beſte. Hinter ihm lag ein Wald von faſt einer Meile Länge; dort, wo derſelbe endet, begann eine Ebene, welche in der Richtung der Rückzugslinie ein Bach durchſchneidet, über den nur eine einzige Brücke führte, welche wahrſcheinlich unter des Feindes Angriffen überſchritten werden mußte. Dabei war die Armee des Königs in ordnungsloſem Zuſtande, litt durch Deſertion und Mangel, welchen ſie durch Verwüſtung und Niederbrennung einer Menge Ortſchaften ſelbſt verſchuldete.

Am 26. Auguſt um Mitternacht ſetzte der König den Rückzug fort. Zwei Stunden ſpäter folgte Tilly's Avantgarde unter dem Befehle Dufour's, welcher zu dieſem Behufe mit drei tauſend Mann Infanterie und drei Geſchützen verſtärkt worden. Der Vorſprung jedoch, den der König hatte, ſo wie die gänzliche Befreiung von aller Bagage, hatten ihm hinlänglich Zeit gegeben, ſowohl den Wald, als den erwähnten Bach, ohne gedrängt zu werden, überſchreiten zu können. Nichtsdeſtoweniger holte Dufour die däniſche Armee bald ein, ſo daß ſie zuletzt nur unter ſtetem Scharmuziren den Weg fortſetzen konnte. Die Art jedoch, wie dies geſchah, ließ Dufour

bald vermuthen, daß das Hauptcorps in der Nähe sey. Er machte daher bei Hahausen Halt, und ließ Tilly melden, daß er mit den ihm zur Verfügung stehenden Truppen nicht weiter könne, vielmehr zur Fortsetzung des Marsches größerer Kräfte bedürfe. Wirklich fand auch Tilly bei seiner Ankunft bedeutende Kräfte gegen sich entwickelt. Hinter einem Bache, der nicht weit von dem Dorfe Nauen in die Neile fließt, stand der dänische General Fuchs mit einem Corps aus allen Waffengattungen aufmarschirt. Der rechte Flügel dehnte sich gegen Nauen aus, der linke zog sich gegen das Vorwerk Raden; das Centrum deckte eine zahlreiche Artillerie. Das Gros der Armee selbst bivouakirte längs der Straße von Nauen nach Neuen-Walmoden, die Neile vor der Fronte, wodurch sie der Tilly'schen Armee die Flanke bot, und nur durch die Avantgarde in dieser gefährlichen Aufstellung gedeckt wurde.

Sofort ließ Tilly einige Infanterieregimenter, durch Artillerie unterstützt, gegen die Dänen aufmarschiren, und sich am Ende des Waldes, der feindlichen Armee gegenüber, festsetzen. Eine Kanonade, welche sich hierauf entspann und bis zum späten Abend währte, führte zu keiner Entscheidung; in der darauf folgenden Nacht standen sich die Vorposten beider Theile ganz nahe. Die Dänen benutzten diese Nacht noch dazu, zur Verstärkung ihres linken Flügels, in der Nähe von Raden eine Schanze aufzuwerfen. Die Tilly'sche Armee bivouakirte hinter ihrer Avantgarde bei Hahausen. Die Gegend, in welcher beide Armeen jetzt standen, bildete zur Zeit der Schlacht ein Thal, das den Dänen nur zwei Ausgänge bot. Ihnen blieb entweder der Rückzug auf Langelsheim oder auf Neuen-Walmoden. Bei'm Rückzuge auf den ersten Ort liefen sie Gefahr, von Wolfenbüttel, welches jedoch der König zunächst als seinen Rückzugspunkt betrachtete, abgedrängt zu werden. Der Weg über Neuen-Walmoden führte durch lange und schwierige Engpässe, welche dem Rückzuge höchst beschwerlich werden konnten. Es konnte also nicht die Absicht des Königs seyn, in diesem Thale zu schlagen; aber die Umstände zwangen ihn bald gegen seinen Willen dazu. Als er nämlich am 26. August jene Defileen erreichte, fand er sie durch die schon von Seesen voraus geschickte Bagage so verfahren, und die Pferde so abgetrieben, daß an eine Fortsetzung des Marsches nicht mehr zu denken war. Es wurden daher die oben schon erwähnten Maßregeln getroffen. Als es aber darauf ankam, den 27. den Marsch fortzusetzen, gerieth der Marsch der Colonnen in dem Defilee von Neuen-Walmoden bald in's Stocken. Der

König schickte jetzt von Nauen aus einige Fähnlein Infanterie gegen Hahausen vor, welche jedoch alle Zugänge dahin so besetzt fanden, daß von einer Recognoscirung dieser für ihn so wichtigen Gegend nicht weiter die Rede seyn konnte; daher Alles, was sich in seiner rechten Flanke ereignen mochte, ihm durchaus unbekannt blieb. General Fuchs, der Feldzeugmeister der dänischen Artillerie, wendete den Morgen dazu an, seine Stellung, die er Abends vorher inne gehabt, zu verlassen, und seine Truppen zwischen Nauen und Raden besser aufzustellen. Da es ihm besonders darauf ankam, dem Feinde den Uebergang über den, seine Fronte deckenden Bach möglichst zu erschweren, so vereinigte er, mit Ausnahme von drei Geschützen, welche er in die Schanze bei Raden stellte, die übrigen in eine Batterie, und brachte sie so an, daß sie die über den Bach führende Brücke bestrich. Der König betrieb unterdessen, jedoch vergeblich, den Weitermarsch seines Corps durch die Defileen von Neuen-Walmoden, etwa eine Stunde von seiner Arrieregarde. — Tilly recognoscirte dagegen die Stellung seines Gegners, zögerte aber noch mit dem Angriffe, wahrscheinlich weil sein Fußvolk noch nicht ganz heran war. Unter diesen Verhältnissen war es zehn Uhr geworden. Um diese Zeit bemerkten die Dänen, daß sich eine Colonne der Tilly'schen Armee längs dem Rande des Gehölzes, das von dem Wege von Nordheim sich bis über das in der linken Flanke der Dänen befindliche Dorf Dolgen erstreckt, zöge. Es war leicht abzusehen, daß diese bestimmt war, über Dolgen in der Dänen linke Flanke zu gehen. Die Truppen jener Colonne formirten sich auch wirklich in deren Flanke. Eilf Geschütze, welche Tilly rasch mit einem Verhau umgeben, fuhren den Dänen gegenüber auf, und eröffneten auch sogleich ihr Feuer, das von Jenen lebhaft erwiedert wurde.

Sobald der König die ersten Kanonenschüsse hörte, begab er sich von Neuen-Walmoden zum Gros der Armee, das zwar von Nauen aufgebrochen, aber erst bis gegen Hahausen vorgerückt war, ein Dorf, das damals zerstört wurde, aber nicht weit von Nauen lag. Wären diese Truppen der Stellung des Generals Fuchs näher gewesen, so hätten sie das Haupttreffen gebildet und dem Gefechte selbst vielleicht eine den Dänen günstige Wendung geben können; so aber waren sie zu entfernt, und bestanden später ganz für sich ein Gefecht, das nur einen unglücklichen Ausgang haben konnte. Nachdem Tilly seine Maßregeln getroffen, und die Kanonade eine Zeit lang gewährt hatte, gab er vier Infanterieregimentern den Befehl, den Feind

anzugreifen. Dieſe gingen jetzt über den Bach, und hatten ſich ſchon der Brücke bemeiſtert, als Fuchs ihnen mit Cavallerie entgegen rückte, und einen Theil der baieriſchen Linie warf. Zu gleicher Zeit brach die däniſche Infanterie, drei Regimenter ſtark, vor, ging über den Bach, wendete ſich gerade gegen die Tilly'ſche Artillerie, warf das zu deren Deckung aufgeſtellte Regiment über den Haufen, und trieb es in einen Moraſt, den es im Rücken hatte. Der Angriff auf Tilly's Artillerie aber mißglückte, weil Derſelbe ſie mit einem Verhau hatte umgeben laſſen. In dieſem Momente ſchien das Gefecht für Tilly, wenn gerade nicht verloren, doch ſeinem Ausgange nach ſehr zweifelhaft. Aber theils das verheerende Artilleriefeuer der Tilly'ſchen Batterie, theils die zerſtreuten und fruchtloſen Angriffe auf den Verhau, vereitelten ein ſchnelles Vordringen der Dänen. Die von Tilly gegen die linke Flanke der Feinde abgeſchickte Colonne bemächtigte ſich zwar Dolgens, wurde aber hierauf durch das Terrain am weiteren Vordringen gehindert. In dem Augenblicke nun, wo das Glück ſich für die Dänen erklärt hatte, erſchien Dufour in deren Rücken. Zu der Zeit nämlich, als Tilly den Angriff auf die Fronte ſeines Gegners befohlen, war Dufour von Hahauſen her auf einem ſehr ſchwer zu paſſirenden Wege, der nach Rauen führte, durch das dicke Gehölz, welches ſich vor dem rechten Flügel der Dänen befand, indem er unweit Rauen über die Neile ging, erſchienen, und dies gerade da, als die Dänen in Verfolgung der geworfenen kaiſerlichen Infanterie begriffen waren. Fuchs ſah ſich jetzt genöthigt, Fronte gegen Dufour zu machen, aber indem er angegriffen wurde, fielen ſowohl er, als die Anführer ſeiner anderen Regimenter, der jüngſte Sohn des Landgrafen Moriz von Heſſen und der Graf Solms. Die ganze Cavallerie wurde aus einander geſprengt und in den Moraſt getrieben. Die drei däniſchen Infanterieregimenter, welche bis dahin ſo tapfer gefochten, erlitten ein gleiches Geſchick. Da Tilly nun ſeiner ganzen Linie Befehl zum Vorrücken gab, ſo verließen die Dänen ihre Stellung am Bache in größter Unordnung. Ihr rechter Flügel und das Centrum wurden gänzlich niedergemacht oder gefangen; der linke Flügel floh in das Dolger Holz, wo er ſich auflöſ'te, und die Leute einzeln zu entkommen ſuchten. Mit Niederwerfung des Corps des Generals Fuchs war eigentlich die Schlacht entſchieden. Alles, was ſpäter erfolgte, waren vereinzelte Gefechte, welche der König annehmen mußte, und dienten nur dazu, die Niederlage noch vollkommener zu machen. Mit

den Truppen, welche der König bei Hahauſen aufgeſtellt, erneuerte er das Gefecht, und führte es mit großer Tapferkeit durch; aber ſeine Truppen thaten nur theilweiſe ihre Schuldigkeit. Während die däniſche Cavallerie nicht focht, weil ſie ſeit einiger Zeit ihren Sold nicht erhalten, ergriffen dreißig Fahnen Fußvolk des linken Flügels plötzlich die Flucht, und warfen ſich größtentheils in das Schloß zu Lutter. Ehe die Dänen das Schlachtfeld ſelbſt verließen, und den Engpaß von Walmoden erreichen konnten, fiel noch ein drittes Gefecht in der Gegend eines, heute nicht mehr vorhandenen, hinter Lutter gelegenen Dorfes (Rauten) vor, welches jedoch für den König ſo unglücklich ausfiel, daß er, nur von einigen Leuten umringt, vom Schlachtfelde floh. Gezwungen, ſich durchzuſchlagen, war er in der äußerſten Gefahr, gefangen zu werden. Einer ſeiner Begleiter erſchoß den kaiſerlichen Korporal, der im Begriffe war, ſich ſeiner zu bemächtigen. Später ſtürzte des Königs Pferd, und wenn der ihn begleitende Stallmeiſter ihm nicht ſchnell das ſeinige gegeben hätte, wäre er wahrſcheinlich auch jetzt verloren geweſen. Mit nur dreißig Corneten — Alles, was der König aus der Schlacht gerettet — kam er Nachmittags zwiſchen fünf und ſechs Uhr, ermattet und niedergeſchlagen, vor den Thoren von Wolfenbüttel an*).

Tilly, den Reſt des geſchlagenen Heeres nicht weiter beachtend, ſchloß ſofort das Schloß von Lutter ein. Die Garniſon, unter dem Oberſten Lohauſen, entmuthigt und unzufrieden, leiſtete ſchwachen Widerſtand, und capitulirte noch an demſelben Abende. Zu Tilly's Trophäen kamen noch die ganze, aus zwei und zwanzig Geſchützen beſtehende feindliche Artillerie, ſieben Corneten und achtzig Fahnen, das Lagergeräthe und Schanzzeug, zwei mit Munition und zwei mit Geld beladene Wagen. Vier tauſend Dänen ſollen das Schlachtfeld gedeckt haben; drei tauſend Mann, worunter über hundert Offiziere, wurden gefangen; doch wird von anderen Seiten der Verluſt der Dänen auf zehn tauſend Mann angenommen. Tilly gab ſeinen Verluſt nur auf zwei hundert Mann an.

Der König Chriſtian entwickelte nach der Schlacht jene Umſicht und Thätigkeit, die er während der Schlacht hatte vermiſſen laſſen. Von Wolfenbüttel aus erließ er eine Bekanntmachung, worin er allen deſertirten und gefangenen Soldaten — Tilly hatte zwei tauſend Gefangene unter ſeine

*) Die Schilderung der Schlacht in van der Decken's »Herzog Georg von Braunſchweig und Lüneburg« I, 223 u. f., und nach ihm v. Brandt IV., 158 u. f.

Armee gesteckt — gegen eine Remuneration von sechs und vier Thalern aufforderte, sich bewaffnet oder auch unbewaffnet bei ihren Fahnen wieder einzufinden; eine Aufforderung, welche nicht unbenutzt blieb, und dem dänischen Heere reichlichen Zulauf verschaffte. Dann begab er sich, in Wolfenbüttel eine starke Garnison hinterlassend, über Lauenburg nach Stade, das er stark befestigen ließ, und welches er zugleich zum Sammelplatze für das Heer bestimmte. Vier Wochen nach der Schlacht soll er schon wieder fünfzehn tausend Mann Infanterie, drei tausend Küraſſiere und vier tausend leichte Reiter beisammen gehabt haben. Tilly verweilte zwei Tage in Lutter, schoß Victoria auf dem Schlachtfelde, und verlor darüber ganz die Spur, wohin sich der König gewendet, und wie viele Truppen er noch bei sich habe. Die Ursache, daß Tilly den Dänenkönig nicht lebhafter verfolgte, lag in der immer mehr hervor tretenden Spannung und Eifersucht zwischen ihm und Waldstein, bei so grundverschiedenen Charakteren kein Wunder. Tilly bei seiner militärischen Einfachheit, der ihm eigenen ängstlichen Dienertreue gegen seinen Kurfürsten, und das baierische Interesse gern in den Vordergrund stellend, während Waldstein dasselbe heimlich und offen bekämpfte, und sowohl auf ein vorwaltendes Ansehen des Kaisers, wie auf ein nationales Uebergewicht Oesterreichs in jenem Kriege hinarbeitete, zugleich auch durch seine Pracht und Fürstlichkeit den schlichten Tilly beschämte, durch seine stolze Heimlichkeit den politisch mehr gewissenhaften, als tiefblickenden Mann in Besorgniß setzte. Der Kurfürst von Baiern nahm lebhaft Partei für Tilly, und ermahnte ihn: „sich des von Friedland bekannten Humor nicht irren zu lassen; seine Reputation und Meriten würden dadurch nur desto größer werden“ *). Andererseits konnte aber auch der Kaiser den gefürchteten Friedland, der mit dem von ihm kühn improvisirten Heere schützend vor dem Throne stand, und so wie das Andrängen der Feinde, den über sich greifenden Einfluß der Freunde, gleichsehr entschieden abwehrte, nicht bloßstellen. So ließ man es denn bei Versöhnungsversuchen bewenden, die jedoch meist nur den Schein dessen bewirkten, was sie bewirken wollten.

Tilly's Sieg über den König von Dänemark warnte die deutschen Fürsten vor neuen Aufstandsversuchen; auch war unter ihnen die Lust am Kriege sehr vermindert, seit die beiden ruhelosen Parteigänger Ernst von

*) „Tilly und Wrede;“ zur Feier des 8. Octobers 1[illegible] ges der Feldherrnhalle in München), S. 13.

Mansfeld und Christian von Braunschweig — Letzterer war, erst sieben und zwanzig Jahre alt, zu Wolfenbüttel den 6. Mai 1626 gestorben — im Grabe lagen. Der geschlagene Dänenkönig machte in seinem Reiche, wie in der Fremde, die gewaltigsten Anstrengungen, und erlangte hier wie dort einige Hilfe. König Karl I. von England ließ im März 1627 sechs tausend Mann, welche damals in Holland standen, zum dänischen Heere stoßen. Zugleich gestattete Ludwig XIII. dem Könige Christian, vier tausend Mann in Frankreich anzuwerben, und bestimmte eine Summe Geldes zu deren Unterhalt. Mit diesem geringen Beistande mußte sich Christian auf die Vertheidigung des Landes zwischen der Weser und der Elbe beschränken. Tilly schickte im April ein Corps bei Tangermünde über die Elbe, welches die Dänen aus ihren festen Posten in der Mark Brandenburg verdrängte, und konnte seine Operationen mit um so größerem Nachdrucke verfolgen, da um diese Zeit Waldstein gerade aus Ungarn und Schlesien durch die Gegend von Berlin zurück zog. Durch diesen Marsch des Letzteren wurde auch der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, der Einzige, welcher bis jetzt noch der Erhebung Maximilian's von Baiern widersprochen hatte, Denselben (22. Mai 1627) anzuerkennen genöthigt, mit dem Zusatze: es geschehe unbeschadet der Reichsgesetze, der Wahlcapitulation, so wie der Rechte des Pfalzgrafen, seiner Kinder und Verwandten. Die Kaiserlichen bemächtigten sich Boitzenburgs und Lauenburgs, und drangen in Holstein ein. Der alte Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach war aus seiner Abgeschiedenheit wieder hervor und in dänische Dienste getreten, erhielt von dem Könige Christian die Deckung Holsteins übertragen, wurde aber von dem Grafen Schlik geschlagen. Die Kaiserlichen besetzten hierauf den größten Theil von Holstein, dann Schleswig und Jütland, und waren zu Ende des Jahres im Besitze von ganz Niedersachsen, bis auf Stade, Glückstadt und Krempe, die einzigen Plätze, welche der König von Dänemark noch auf dem festen Lande innehatte.

Im September 1627 hatten zu Kolmar Unterhandlungen Statt gefunden, um den Kaiser mit Friedrich von der Pfalz auszusöhnen. Letzterer sollte dem Kaiser Abbitte leisten, sich der Gnade Desselben unterwerfen, Maximilian als Kurfürsten anerkennen, die Pfalz katholisch lassen, und die Kriegskosten bezahlen. Friedrich wollte sich die erste und, mit unwesentlichen Nebenbedingungen, auch die zweite Forderung gefallen lassen; an

der Unmöglichkeit, die letzte zu erfüllen, ſcheiterte jedoch nothwendig die Unterhandlung, welche bei Baierns Einfluſſe ohnehin nur Schein bleiben konnte. Im October begann zu Mühlhauſen ein Fürſtentag. Die Stände klagten über die von den kaiſerlichen, wie von den ligiſtiſchen Truppen in Deutſchland verübten Erpreſſungen. Am lauteſten ſprach ſich das allgemeine Mißvergnügen aus gegen die ausgedehnte Gewalt und das harte, rückſichtsloſe Verfahren Waldſtein's, der ſein zuſammen geworbenes Heer auf Koſten der Länder und Einwohner ohne Unterſchied unterhielt, ſo daß ſchon ein gleichzeitiger katholiſcher Geſchichtſchreiber klagte: ganz Deutſchland ſey ob der Bezahlung des Soldes zum Verkauf ausgeſtellt, und Sieger wie Beſiegte, Freunde wie Feinde, ſeyen den Kriegern preisgegeben, damit dieſe nach Willkür erſt nehmen, dann rauben, dann mit Foltern erpreſſen. Dieſe Umſtände hatten auf die Entſchlüſſe der Kurfürſten großen Einfluß, zumal die proteſtantiſchen über den unaufhaltſamen Gang der Gegenreformation ungehalten waren, und bitter darüber klagten, daß Maximilian in der Pfalz den Katholicismus gewaltſam einführe, die Rechte der dortigen Stände vernichte; daß proteſtantiſche Stände an Waldſtein und Tilly große Steuern bezahlen, vorzugsweiſe die Einlagerung übernehmen, ſich Rechtsſprüche über die Rückgabe geiſtlicher Güter gefallen laſſen müßten, ja daß in mehren Landſchaften, z. B. in Jülich und Berg, die Einwohner zu Annahme des katholiſchen Glaubens gezwungen würden. Zwar erklärten die Kurfürſten einſtimmig, daß Friedrich von der Pfalz nur dann, wenn er dem Kaiſer Abbitte leiſte, auf die Krone Böhmens und die Kurwürde verzichte, und allen gegen Kaiſer und Reich gerichteten Verbindungen entſage, von der Reichsacht enthoben und, nach des Kaiſers Ermeſſen, in einen Theil ſeiner Länder wieder eingeſetzt werden ſolle, verſprachen auch dem Kaiſer ihre Hilfe, im Falle Friedrich und ſeine Anhänger die Feindſeligkeiten fortſetzen würden; ſtellten dagegen die Forderung: daß ihre Länder von allen Durchmärſchen, Einquartierungen und Kriegsſteuern befreit bleiben, daß der Kaiſer mit dem Könige von Dänemark Frieden ſchließen, keine neuen Werbungen geſtatten, und die überflüſſigen Kriegsvölker abdanken ſolle. Die katholiſchen Kurfürſten erſuchten (12. November) den Kaiſer dringend, daß alle jene Klöſter, Kirchen und geiſtlichen Stifter, welche die Proteſtanten ſeit dem Paſſauer Frieden eingezogen, und dadurch den im Augsburger Religionsfrieden angenommenen geiſtlichen Vorbehalt

verletzt hätten, wieder der katholischen Kirche zurück gegeben werden sollten. Wirklich trug der Kaiser verschiedenen protestantischen Fürsten und Reichsstädten, darunter Würtemberg, durch eigene Mandate diese Zurückstellung der katholischen Kirchengüter ernstlich auf. Die protestantischen Domherren von Halberstadt erwählten den Erzherzog Leopold Wilhelm, zweiten Sohn des Kaisers und seit 1625 Bischof von Passau und Straßburg, zu ihrem Bischofe; der Papst verlieh Demselben die Abtei Hirschfeld in Hessen, und ernannte ihn bald darauf auch zum Administrator des Erzbisthums Magdeburg, nachdem der bisherige dortige Erzbischof, Markgraf Christian von Brandenburg, wegen seiner Verbindung mit dem Könige von Dänemark in die Acht verfallen war.

Jetzt kehrte auch Oberösterreich, das, zu bitterem Leide der Einwohner und, wie wir gesehen, unter verderblichen Folgen, an Maximilian von Baiern als Unterpfand für dessen, auf dreizehn Millionen berechnete Kriegskosten, überlassen worden, unter das Zepter des angestammten Herrschers zurück. Die Kurfürsten entschieden nämlich zu Mühlhausen, daß der Kaiser mit vollem Rechte die Kosten des böhmischen Krieges von den pfälzischen Ländern herein bringen könne. Daher übertrug, kraft eines zu München (22. Februar 1628) abgeschlossenen Vergleiches, der Kaiser den Besitz der Oberpfalz und der unterpfälzischen Länder am rechten Rheinufer auf den Herzog von Baiern, und Dieser gab dagegen das Land Oesterreich ob der Enns dem Kaiser zurück.

Unterdessen setzten Waldstein und Tilly den Krieg eifrig fort. Letzterer eroberte im Frühjahre 1629 Stade und Krempe, belagerte aber Glückstadt fruchtlos. Waldstein brachte durch neue Werbungen sein Heer auf mehr als hundert tausend Mann, welche er gewohntermaßen durch die, von den katholischen so gut, als von den protestantischen Ländern erpreßten Brandschatzungen und Lieferungen erhielt. Er hatte sich einst verlauten lassen: man bedürfe keiner Kurfürsten und Fürsten mehr; Deutschland solle, so gut wie Spanien und Frankreich, nur einen König haben. Diese in Siegerlaune hervor gestoßene Bemerkung, welche das deutsche Reich in eine ungetheilte Monarchie verwandelt haben würde, schien Waldstein jedoch bald darauf thatsächlich einem anderen Plane weichen lassen zu wollen, den in neuerer Zeit das französische Kaiserthum in größerer Ausdehnung wieder aufgenommen hat; nämlich: die alteingeborenen deutschen Fürstenhäuser zuverdrängen,

und an ihre Stelle Generale und kaiserliche Anhänger zu setzen. Durch seinen immer unbeschränkteren Einfluß am Wiener Hofe brachte er es dahin, daß der Kaiser (1. April 1628) ihn und seine Erben mit Mecklenburg, dessen Herzoge wegen ihrer Theilnahme an dem Kriege gegen den Kaiser in die Acht verfallen waren, belehnte, und zwar, wie es hieß, zur Belohnung für geleistete Dienste, und um sich des Landes besser zu versichern, endlich als Schadenersatz, bis der große Aufwand Waldstein's völlig erstattet sey. Dieser sorgte dafür, daß auf den Widerspruch der Herzoge, auf die Einreden und Vorstellungen der Stände Mecklenburgs keine Rücksicht genommen wurde; Letztere mußten huldigen, und wer nicht erschien, oder nach Stralsund, oder zu Gustav Adolf flüchtete, den ächtete der neue Herzog und nahm sein Besitzthum in Beschlag. Diese überschwängliche Belohnung eines glücklichen Feldherrn, die plötzliche Aufnahme eines böhmischen Edelmannes unter die deutschen Reichsfürsten befremdete, und verletzte die älteren, namentlich die protestantischen Fürstenhäuser, und es wurden bittere Bemerkungen dagegen laut. Die Schwierigkeit seiner Stellung ermessend, suchte Waldstein daher die beiden vorzüglichsten Führer des kaiserisch-ligistischen Heeres, Tilly und Pappenheim, in sein Interesse zu ziehen, indem er ihnen selbständige Fürstenthümer als kaiserliche Dotationen, dem Einen Kalenberg, dem Anderen Wolfenbüttel zuwenden wollte; der erste Schritt zu dem erwähnten, tiefangelegten Plane des Friedländers. Während der feurige Pappenheim sich hinreißen ließ, auf Waldstein's Absichten einzugehen, folgte der bedachtsame, gegen Weltruhm und Glanz ziemlich gleichgiltige Tilly dem Willen seines Kurfürsten, in dessen natürlicher Stellung es lag, sich jenen weitaussehenden Planen Waldstein's aus allen Kräften zu widersetzen. Statt des Fürstenthums Kalenberg begnügte sich Tilly mit einer Verschreibung über viermal hundert tausend Thaler, an welcher Summe er nachmals beträchtlichen Nachlaß gewährte, und als der Kaiser ihn auf Waldstein's Betreiben in den Reichsfürstenstand erhob, bewog er durch ein Geschenk den kaiserlichen Sekretär Geron, das Diplom nicht auszufertigen. Hingegen ließ sich der in Ehren unersättliche Waldstein (21. April) vom Kaiser auch noch zu dessen Admiral im Ocean und im baltischen Meere ernennen.

Die Einmengung der dänischen Macht und der neubefestigte Einfluß des Kaisers im deutschen Norden führten zur Vorbereitung eines großartigen,

wahrhaft deutſch-nationalen Planes, zu welchem Waldſtein, wenn er auch ſpäter, theils durch die entgegen geſtellten Schwierigkeiten, theils durch veränderte politiſche und ſtrategiſche Combinationen, demſelben wieder entfremdet wurde, unſtreitig den erſten Impuls gab. Waldſtein, von dem Kaiſer auch mit dem ſchleſiſchen Fürſtenthume Sagan beliehen, wollte, um von ſeiner Seite die Anfechtungen ſeiner Neider niederzuſchlagen, ſowohl ſeine Beſtrebungen als deutſcher Reichsfürſt in einem Vertrauen erweckenden Lichte zeigen, wie auch den Titel eines Admirals der baltiſchen Meere ſich wirklich verdienen und ihn verherrlichen. Die Idee einer deutſchen Seemacht hatte er damals in ihrer hohen Bedeutung aufgefaßt und dem Kaiſer vorgetragen, der ſchnell und mit Wärme darauf einging. Das öſterreichiſche Haus ſpaniſcher Linie namentlich wollte durch die Begünſtigung der Hanſeſtädte die Holländer drücken und ihnen die Getreidezufuhr über die Oſtſee abſchneiden; die deutſche Linie hingegen hoffte auf ähnliche Vortheile durch die Elbeſchifffahrt aus Böhmen nach Hamburg zu Ungunſten Dänemarks. Im Frühjahre 1627 wurde der Graf Ludwig Schwarzenberg nach Lübeck geſchickt, und den Hanſeſtädten durch ihn der ausſchließende Handel mit allen ſpaniſchen Waaren angetragen. Anderſeits unterhandelte Waldſtein, um von der Hanſa die, einer künftigen deutſchen Flotte mangelnden Schiffe zu erhalten. Aber die von jeher höchſt mißtrauiſchen Hanſeſtädte erblickten in dieſen Vorſchlägen nur ein Mittel, ſie um ihre Freiheit zu bringen, woran Waldſtein, der hier unmöglich im Privatintereſſe handelte, gar nicht dachte. Er hatte dem kaiſerlichen Geſandten in Lübeck die Aufhebung des nachtheiligen Sundzolls eingeſchärft, und gerade die Hanſeſtädte ſeufzten am meiſten unter dieſer drückenden Auflage. Schon hatten ja die Engländer, ungeachtet der ſauer und blutig erkämpften hanſeatiſchen Privilegien, ihnen auf den eigenen Meeren und Flüſſen Geſetze dictirt, den ganzen Tuchhandel und andere Geſchäfte an ſich geriſſen, Millionen der deutſchen Nation abgezapft. Dänemark hatte nun auch den anderen Zaum der Hanſa, nämlich den Sundzoll, in den Händen. Waldſtein entwarf nun den tiefgehenden Plan, den ſechs wendiſchen Städten: Lübeck, Hamburg, Roſtok, Wismar, Stralſund und Lüneburg, für's Künftige zu dem unmittelbaren Verkehre mit der pyrenäiſchen Halbinſel zu verhelfen, wonach ſie für alle Artikel, die aus Skandinavien, Holland, England und Frankreich nach Spanien gingen, der ausſchließende Stapelplatz ſeyn ſollten, und umge-

kehrt; wer sich mit diesen sechs Vororten der Hansa nicht vergliche, würde von den deutschen Märkten ausgewiesen. Da nun Spanien und Oesterreich Eines waren, so wäre durch dieses Zugeständniß des Ersteren aller auswärtige Handel Deutschlands und ein großer Theil des ost- und westindischen Zwischenhandels der Hansa zugefallen, und Ferdinand II. hätte, wenn dieser Gedanke in seiner vollen Großartigkeit zur Ausführung gekommen wäre, in der Geschichte den Ruhm feiern können: Deutschland für immer von dem Joche des Auslandes errettet zu haben. Leider scheiterte dieser Plan, an welchen Deutschland noch heutzutage alle Hoffnungen einer besseren Zukunft knüpft, nicht nur an dem erwähnten kleinlichen Mißtrauen der Hansa, sondern Waldstein selbst ließ ihn, aus Empfindlichkeit gegen den, ihm abgeneigten spanischen Hof fallen, bewirkte, um eine so wichtige Angelegenheit nicht in den Händen eines anderen kaiserlichen Dieners zu lassen, die Zurückberufung Schwarzenberg's, und brachte jene treffliche Idee auch bei den nachmaligen Friedensunterhandlungen zu Lübeck nicht mehr zur Sprache.

So lange man sich mit der Begründung einer deutschen Seemacht in der Ostsee beschäftigte, war der Besitz von Stralsund äußerst wichtig; diese Stadt konnte als Waffenplatz dienen, um von da aus den Krieg nach Dänemark selbst zu verpflanzen. Auf die Weigerung Stralsund's, kaiserliche Besatzung einzunehmen, kam es zu einem Vergleiche, wonach die Stadt für die Befreiung dreißig tausend Thaler zahlen und den sogenannten Dänholm unter der Bedingung räumen sollte, daß daselbst keine neue Schanzen angelegt würden. Als Waldstein, nach Empfang des Geldes, sich hieran nicht kehrte, und die Stadt ringsum einschloß, besetzten die Stralsunder den Dänholm von Neuem, trafen unter ihrem beherzten Bürgermeister Steinwig die ernsthaftesten Vertheidigungsmaßregeln, und suchten Hilfe und Vermittlung in Brandenburg, Pommern, Lübeck, Dänemark und Schweden, ja bei dem Kaiser selbst. Die beiden ersten Fürsten bemühten sich, einen Vergleich zu bewirken; aber Waldstein's Forderungen waren so hoch gespannt, daß man sie verwarf. Desto mehr Hoffnung schöpfte die Stadt, als ihr Abgeordneter (10. Juli 1628) ein kaiserliches Schreiben an Waldstein zurück brachte: er sollte Stralsund mit Einlegung verschonen und Alles in Güte beilegen. Statt sich daran zu kehren, vermaß er sich zornig, die Festung zu nehmen, und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden [illegible]. Die Standhaftigkeit der Bürger wankte, ungeachtet diese

auch erhielten sie Geld aus Hamburg, und schlossen, nachdem Dänemark Anfangs einige Mannschaft gesendet hatte, am 25. Juni einen Vertrag mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf, wonach sie sich auf zwanzig Jahre, jedoch unbeschadet der Reichsverbindung und der Reichspflichten, in seinen Schutz begaben. Sechs hundert Schweden, welche die Stadt besoldete, kamen nach Stralsund, jedoch nur zur Vertheidigung, nicht zum Angriffe, sofern dieser nicht nothwendig aus jener folge. Waldstein übertrug die Belagerung seinem Feldmarschall Arnim (von den Zeitgenossen meist Arnheim genannt); aber alle Anstrengungen scheiterten an der Tapferkeit der Vertheidiger; mehre Stürme wurden abgeschlagen, und nachdem Waldstein's Truppen durch Waffen, Hunger und Krankheiten gegen eilf tausend Fußgänger und zwölf hundert Reiter bei der Belagerung verloren hatten, mußte diese (3. August) aufgehoben werden. Der Herzog von Pommern vermittelte einen Vergleich: daß die Stadt dem Kaiser Abbitte, mit Vorbehalt der Ehre und des Gewissens, leisten, Reversalien über ihre Devotion, Treue und Gehorsam ausstellen und an Geld so viel, als aufzubringen möglich, geben sollte. Ungeachtet dieser Uebereinkunft, welche nur Waldstein's verunglücktes Unternehmen beschönigen sollte, mußte sowohl er, als sein Unterfeldherr Arnim, Viel von dem muthwilligen Spotte der Belagerten erleiden, so daß sie auch die Auslieferung solcher Pasquillanten in die Bedingungen der Capitulation aufgenommen wissen wollten *).

Die Weigerung der Hansa, dem Kaiser im Kriege gegen Dänemark beizustehen, oder Rüstungen in ihren Häfen zu gestatten, brachte dem Könige von Dänemark mittelbaren Vortheil. Aber obgleich er im Bunde mit England, Holland und Schweden war, und seine Flotte das Meer beherrschte, verlor er doch allmälig gegen Tilly und den Friedländer ganz Schleswig und Holstein, und der Kaiser forderte von dem Bedrängten: Holstein, Schleswig, Dithmarsen, Jütland (für Sachsen), ferner die Bezahlung der Kriegskosten und die Sperrung des Sundes für Oesterreichs Feinde. Waldstein, der gerne die Schweden mit in den Krieg gegen Dänemark verwickelt hätte, gab sich sogar vorübergehend dem Plane hin, den Kaiser zum Könige von Dänemark erwählen zu lassen. Mehre Gründe trafen aber nach und

*) Zuber's »Geschichte der Belagerung von Stralsund,« und dessen »Ungedruckte [illegible] und Gustav Adolf's.«

nach zuſammen, um dieſe Forderungen herab zu ſtimmen. Erſtens dachte Chriſtian, unfähig, ſie zu bewilligen, auf den hartnäckigſten Widerſtand; zweitens erſuchten die Kurfürſten den Kaiſer, einen billigen Frieden zu ſchließen; drittens wünſchten ihn Ferdinand und der König von Spanien ihrer italieniſchen Angelegenheiten halber; endlich beförderte ihn Waldſtein, weil ſein Heer ſehr zuſammen geſchmolzen war und er, obgleich Admiral des Oceans und des baltiſchen Meeres ſich nennend, doch über keine Flotte zu verfügen hatte, weil er ferner, aus Beſorgniß für ſein neues Herzogthum, den König von Schweden ganz von den vertriebenen Herzogen von Mecklenburg trennen, und auf jeden Fall dieſen Krieg beenden wollte, ehe etwa von Schweden eine neue Gefahr herein breche. Zu Lübeck wurden die Verhandlungen eröffnet. Es wollten auch ſchwediſche Geſandte daran Theil nehmen; aber Waldſtein wies ſie, die Würde des Kaiſers wahrend, zurück, weil nur von einem Frieden zwiſchen Dänemark und dem Kaiſer die Rede ſey, und man keines Vermittlers bedürfe. Am 6. Juni 1629 kam der Friede zu Stande. Der König von Dänemark entſagte allen deutſchen Bündniſſen (wodurch auch die Herzoge von Mecklenburg und Friedrich von der Pfalz ihrem Schickſale überlaſſen blieben), ſo wie allen Anſprüchen auf deutſche Stifter, und dem Amte eines niederſächſiſchen Kreisoberſten, verlor aber Nichts von ſeinen angeſtammten Ländern. Er ſoll über die Milde dieſer ihm geſtellten Bedingungen ſo verwundert geweſen ſeyn, daß er ausgerufen: „Lieber Gott! der Kaiſer gibt mir mehr, als ich begehrte.“

Die Demüthigung Dänemarks, wodurch für den Augenblick auch die unruhigen deutſchen Fürſten ihre letzte Stütze verloren, gab dem Kaiſer freie Hand für die Angelegenheiten Italiens. Als nämlich Vincenz II., Herzog von Mantua, aus dem Hauſe Gonzaga, im December 1627 kinderlos ſtarb, traten zwei Bewerber um das erledigte Herzogthum auf. Karl I., Herzog von Retel und Nevers, ein Enkel Herzog Friedrich's II. von Mantua, hatte ein näheres Verwandtſchaftsrecht, als Ferdinand II. Fürſt von Guaſtalla, ein Enkel Ferdinand's I. Ferdinand von Guaſtalla aber brachte vor: Karl von Nevers habe die Waffen gegen den Kaiſer und das Reich getragen, ſey alſo von allen Lehen auszuſchließen. Die Kaiſerin Eleonore, eine Schweſter des letzten Herzogs Vincenz von Mantua, unterſtützte die Anſprüche Karl's, wogegen die Spanier auf alle Weiſe [illegible]
in Frankreich mächtigen Fürſten widerſprachen und, [illegible]

zugleich mit dem Herzoge von Savoyen einen Theil des Erbes, das Herzogthum Montferrat und insbesondere Casale, unter den Vorgeben besetzten: Nevers werde es sonst an Frankreich ausliefern. Als dieser nun, aus Furcht vor spanischem Einflusse, seine Sache nicht unbedingt in des Kaisers Hände legen wollte, stellten ihn seine Gegner als ungehorsam dar, und Kaiser Ferdinand verwies die Sache zur rechtlichen Untersuchung und Entscheidung, während dessen ihm als Oberlehensherrn die Verwaltung des Herzogthums zustehe. In dieser Lage wendete sich Karl von Nevers an Frankreich, und es brach ein Krieg zwischen dieser Macht und Spanien aus, woran auch der Kaiser Theil nahm, theils wegen der Verwandtschaftsverhältnisse, in welchen er zu Spanien stand, theils in der Hoffnung, das in Italien beinahe ganz erloschene kaiserliche Ansehen wieder zu heben. Tilly und Waldstein widerriethen diese Theilnahme; aber die Vorstellungen des spanischen Gesandten gaben den Ausschlag, und im Mai 1629 gingen zwanzig tausend Mann unter Colalto, Altringer, Gallas und dem Herzoge Georg von Braunschweig in die Lombardei, wo diese deutschen Truppen, zumal bei der Eroberung von Mantua (18. Juli 1630), übel hausten und dadurch bei den Italienern sich schrecklich verhaßt machten. Unter wechselnden Erfolgen und mit geringen Unterbrechungen dauerte die Fehde bis zu dem, am 6. April 1631 geschlossenen Frieden von Chierasco, vermöge dessen Kaiser Ferdinand den Herzog von Nevers mit Mantua belehnte und alle Parteien ihre Heere aus seinen Besitzungen zurück zogen.

Die Aufregung der Parteien hatte, inmitten von Siegen und Niederlagen, nicht nachgelassen, und die Ströme vergossenen Blutes hatten die alten Flammen des Hasses nicht auszulöschen vermocht. Insbesondere wurden die Klagen wider die Protestanten täglich lauter und heftiger; sie wurden beschuldigt, gegen den klaren Sinn und Buchstaben des Religionsfriedens, seit dem Passauer Vertrage die Erzbisthümer Magdeburg, Bremen und Riga, die Bisthümer Merseburg, Meißen, Brandenburg, Naumburg, Havelberg, Lebus, Schleswig, Camin, Schwerin, Ratzeburg, Lübeck, Halberstadt, Verden, Osnabrück und Minden, ferner viele Abteien, Stifter und Klöster eingezogen zu haben, und ihre Gegner forderten nun, daß man in Zeiten der Ueberlegenheit das von ihnen zurück nähme, was bisher aus Schwäche und Mangel an Kraft ihnen war gelassen worden. In diesem Sinne vernichtete der Papst die Wahl eines Prinzen von Dänemark für Bremen, so wie des

Prinzen August von Sachsen für Magdeburg, worüber der Kurfürst von Sachsen sehr zürnte. Die eifrigeren katholischen Fürsten, namentlich die geistlichen Kurfürsten, drangen schon 1627 in den Kaiser: ein Gesetz über die Rückgabe aller, von den Protestanten seit 1552 eingezogenen Güter zu erlassen; nur auf diese Weise — behaupteten Einige — könne man die Liga entschädigen und alle Katholiken an Oesterreich ketten. Am lebhaftesten unterstützte diesen Antrag Baiern, das überhaupt zu excessiven Maßregeln immer mit unverkennbarem Eifer damals die Hand bot, und dadurch den Kaiser in Gefahren verwickelte, deren Bekämpfung es sich dann als hohes Verdienst anrechnete, obwohl es dieselben großentheils hervor gerufen. Nicht nur die protestantischen Stände, auch viele katholische und mehre Räthe des Kaisers, riethen dringend von diesem Plane ab, und wiesen auf die Gefahr eines Religionskrieges hin; aber der baierische Einfluß, welcher, seit den vielseitigen Beschwerden gegen Waldstein und sein Heer, wieder neues Gewicht gewann, siegte, und, von ihm geleitet, erließ der Kaiser am 6. März 1629 das sogenannte „Restitutionsedict," mit folgenden wesentlichen Bestimmungen: Geistliche Stifter, Kirchen, Klöster u. s. w. dürfen, wenn sie auch dem Kaiser und dem Reiche nicht unmittelbar unterworfen sind, doch nie von protestantischen Obrigkeiten eingezogen, oder zu anderen Zwecken verwendet, oder Protestanten eingeräumt werden. Die Auslegung, daß nach dem Religionsfrieden nur reichsunmittelbare Stände unangetastet bleiben sollen, ist irrig. Die Protestanten haben die Bestimmungen über den geistlichen Vorbehalt häufig verletzt; der Kaiser aber ist um so mehr verpflichtet, streng' auf dessen Vollziehung zu halten, da sie sich dem Ausspruche Ferdinand's I. unterworfen haben, und, ungeachtet ihrer Einreden, nie andere Beschlüsse gefaßt worden sind. Nach dem Religionsfrieden darf keineswegs jeder Unterthan frei ein Bekenntniß erwählen, sondern die Obrigkeit entscheidet über die Religion des Landes, und nur das Wegziehen ist Jenen aus Billigkeit nachgelassen worden. Dies ist um so klarer, da auch protestantische Obrigkeiten sich für berechtigt halten, die Katholiken auszuweisen. Zu den Obrigkeiten und Ständen hat man, nach langem Berathen und Streiten, Reichsstädte und Ritterschaft, aber nicht geringere Personen gezählt. Alle, die sich nicht zur augsburgischen Confession bekennen, sind vom Religionsfrieden ausgeschlossen. Hiernach soll sich Jeder achten, das Kammergericht sprechen, und alles widerrechtlich in Besitz Genommene heraus gegeben werd

Hierüber erhoben die Protestanten bittere Beschwerde. Das Edict, sagten sie, sey weder als Urtheil, noch als Gesetz, in gehöriger Form berathen, entworfen, erlassen. Man dürfte den Religionsfrieden nicht eigenmächtig deuten, den von den Protestanten immerdar verworfenen geistlichen Vorbehalt nicht als unbedingte Vorschrift geltend machen, nicht jede weitere Entwicklung hemmen, und am wenigsten, statt die allein erlaubten gütlichen Mittel anzuwenden, mit gewaltsamer Vollziehung den Anfang machen. Ohne irdisches Gut könne die neue Kirche nicht bestehen, und es sey ungegründet, daß alle Stiftungen lediglich nur für die katholische Form gälten. Das Reformationsrecht der Protestanten in Hinsicht auf mittelbare Stifter und Güter lasse sich nicht läugnen, und die Calviniſten, welche als Reichsstände anerkannt worden, dürfe man nicht eigenmächtig vom Religionsfrieden ausschließen. — Ausführlich erklärte sich der Kurfürst von Sachsen gegen das Edict, behauptend: dasselbe werde dem Kaiser mehr Nachtheil, als den Geistlichen Vortheil bringen, und es werde daraus größere Erbitterung, Widerwille, Zerrüttung und endliche Auflösung des römischen Reiches entstehen, zu großem Frohlocken der fremden, feindlichen Mächte.

Der Kaiser antwortete: es sey von keinem neuen Gesetze, sondern nur von Anwendung eines alten die Rede, worüber er allein anordnen dürfe. Etwaige Zweifel habe man oft und genugsam erörtert, und politische Rücksicht auf mögliche Folgen, oder die Bemerkung, das Mittel sey ärger, als das Uebel, u. dgl., hätten kein Gewicht vor dem kaiserlichen Eide, Gerechtigkeit streng' zu handhaben. — Unter der Hand wurde jedoch dem Kurfürsten von Sachsen, als einem dem Kaiserhause anhänglichen Reichsstande, den man nicht abwendig machen wollte, Hoffnung gemacht, daß seine meißnischen Stifter von dem Restitutionsedicte ausgenommen seyn sollten.

Der Sturm der Meinungen und Beschwerden machte neue Verständigungen nöthig. Der Kaiser berief einen Reichstag nach Regensburg, und hielt am 19. Juni 1630, begleitet von seiner zweiten Gemalin, Eleonore, seinem Erstgeborenen, dem Erzherzoge Ferdinand, und seinen beiden Töchtern, seinen feierlichen Einzug in diese Stadt. Er hatte den Fürsten geschrieben: wofern sie nicht erschienen, wolle er vor Gott und der Welt wegen künftigen Unheils und Elends entschuldigt seyn. Dennoch waren nur die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und Baiern gegenwärtig; jene von

Brandenburg und Sachsen schickten, theils durch Krieg, theils durch Unzufriedenheit mit dem Restitutionsedicte abgehalten, blos Bevollmächtigte.

Bei Eröffnung des Reichstages erzählte der Kaiser den Gang der Ereignisse seit 1618, versicherte Alle seiner Friedensliebe, klagte über gescheiterte Friedensbemühungen, und ersuchte endlich die Kurfürsten und Stände: sie möchten die richtigsten und besten Friedensmittel auffinden, den Pfalzgrafen züchtigen, den rebellischen Holländern widerstehen, und die schwedischen und italienischen Angelegenheiten ordnen. Das Restitutionsedict behandelte der Kaiser als eine ganz abgemachte Sache, worüber gar nicht zu berathen und zu verhandeln sey. Der Unmuth der Gegenpartei machte sich in gedruckten heftigen Gegenbemerkungen Luft. Eine Vorstellung der Kurfürsten aber enthielt Klagen über Werbungen, Erpressungen, Hochmuth der kaiserlichen Feldherren; man möge, hieß es, das gute Einvernehmen zu den fremden Mächten herstellen, die Herzoge von Mecklenburg, den Pfalzgrafen und so viele Vertriebene, wo nicht ganz, doch zum Theil wieder in das verlorene Eigenthum setzen und die Gemüther beruhigen.

Der Kaiser trachtete seinem Sohne Ferdinand die römische Königskrone zu verschaffen, während die Stände die Entfernung Waldstein's und die Verringerung der kaiserlichen Heere durchzusetzen strebten. Alle versicherten übrigens, den Frieden aufrichtig zu wollen; aber die Protestanten mit Herstellung des vorigen, und Sicherung des neuen Besitzstandes; die Katholiken nach Herausgabe der geistlichen Güter; Baiern mit Vorbehalt der gewonnenen Güter und der Kurwürde, so daß die Bedingungen eines jeden Theils denen des anderen widersprachen. Der österreichische Erbmarschall Fürst Eggenberg ging selbst zu den Kurfürsten und ihren Gesandten, um die Königswahl des Erzherzogs Ferdinand zu bewirken; aber Sachsen wollte sich vor Aufhebung des Restitutionsedictes und anderer Beschränkungen auf Nichts einlassen; Brandenburg drang auf die Rückgabe Mecklenburgs an die Herzoge, seine Verwandten; und zuletzt erklärten alle Kurfürsten: der Zweck der Königswahl sey weder vorher gebührend ausgesprochen, noch derselbe hinreichend begründet worden, auch müßte sie in Frankfurt vorgenommen, und jeder Schein der Uebereilung oder Gewalt vermieden werden. Hierzu kam, daß Richelieu's Abgesandter, der Kapuziner Joseph, geschickt dagegen wirkte; daher der Kaiser, als er seinen Plan scheitern sah, gesagt haben soll: der Pater habe sechs Kurhüte in seine Kapuze gesteckt.

Alle vereinigten sich endlich in den heftigsten Klagen über Waldstein und die Zuchtlosigkeit seiner Heere. Brandenburg, Pommern, Sachsen, Schwaben, Würtemberg, Hessen, Nürnberg u. A. überboten sich in Beschreibung des schrecklichen Zustandes. Waldstein — so wurde gesagt — habe ohne Befragung der Stände und wider die Gesetze einen ganz unumschränkten Oberbefehl in allen Theilen des Reiches erhalten, und übe diese Macht, als sey er, der bloße Edelmann, Herr der Fürsten, und Diese seine zinspflichtigen Diener. Nach Willkür werbe er Mannschaft, lagere sie ein, schreibe Steuern aus, und bereichere sich und seine Angehörigen auf schmähliche Weise. Von Recht, Gesetz, Ständen, bürgerlicher Obrigkeit, landesherrlicher Mitwirkung, Berathen und Beschließen sey nirgends mehr die Rede, und scheinbare Untersuchung wider die Frevel erhöhe nur den Zorn der Frevler. Die Soldaten setzten den armen Leuten mit Prügeln, Brennen und Plündern zu, erpreßten ihnen durch Gewalt und schreckliche Leibesmarter ihr Eigenthum, oder zerstörten es aus bloßem Muthwillen, und thäten Frauen und Jungfrauen Schimpf und Unehre an. So werde das Vaterland seit Jahren, obwohl keine Veranlassung, keine Ursache, kein Feind vorhanden sey, auf das Entsetzlichste zu Grunde gerichtet, und keines Rechtes, keines Mitleides, keiner Milde, ja nicht einmal daran gedacht, daß aus der höchsten Erbitterung endlich ein Wechsel des Glückes und der Sturz der Uebermüthigen hervor gehen könne. Und das Alles geschehe unter der Führung, unter den Augen dessen, den man den Feldherrn, den christlichen Vorkämpfer nenne, Waldstein's, welcher aber nicht, wie jener heidnische Titus, dem menschlichen Geschlechte zu Liebe und Freude, sondern zu Haß und Abscheu erschienen sey.

Waren auch die Klagen über des Heeres Ausschweifungen, Gewaltthaten und Räubereien schwerlich übertrieben zu nennen, so that man doch dem Friedländer darin Unrecht, daß man ihn als geflissentlichen Anstifter und Urheber solcher Frevel ausgab. Vielmehr sind Beweise vorhanden, daß er öfter Versuche machte, der Wildheit seiner Krieger Einhalt zu thun; aber was vermochte er, der, wenn auch gefürchtete Einzelne, den zusammen gerafften bewaffneten Haufen gegenüber! Das Uebel lag in der Sache, nicht in der Person. Aber die allgemeine Erbitterung, zu welcher sein Glück vielleicht nicht minder, als seine Umgriffe, Anlaß gegeben, war einmal gegen [illegible] und [illegible] te man ihm nicht vergeben, daß er durch Er-

schaffung eines Heeres den Kaiser von der Liga unabhängig gemacht, und den Einfluß derselben heimlich und offen bekämpfte. Es wurden daher von dieser Seite die abenteuerlichsten Gerüchte in Umlauf gebracht, um den Generalissimus auch sonst noch zu verdächtigen. Weil wegen des mantuanischen Krieges ein großer Theil der kaiserlichen Truppen nach Süddeutschland gezogen war, so sprach man sogar von einem allgemeinen Zuge nach Italien und von dem zu wiederholenden Schauspiele einer Plünderung Roms, wie sie unter dem Connetable von Bourbon vorgefallen war. Der Kurfürst von Baiern hoffte, nach Waldstein's Entfernung wieder den ihm ergebenen Tilly an's Ruder des Krieges zu bringen, und durch ihn seinen Einfluß auf den Kaiserhof zu steigern. Es traten zwar auch einzelne Vertheidiger des Friedländers auf, und deuteten darauf hin, daß die Klage der Kurfürsten im Wesentlichen keineswegs gegen den Herzog, sondern gegen den Kaiser gehe, und daß, weil sie diesen nicht unmittelbar anzugreifen wagten, sie sich den Schwächeren zum Ziele setzten, ohne Zweifel aber zuletzt den Kaiser selbst treffen würden. Doch je richtiger vielleicht ihre Voraussetzung war, desto weniger konnte sie eine Sinnesänderung des Gegentheils bewirken. Der Kaiser sah sich genöthigt nachzugeben, und seine eigenen Räthe riethen dazu, nachdem der schlaue Pater Joseph ihnen vorgespiegelt: man brauche den Kurfürsten ja nur für den Augenblick den Willen zu thun, und könne dann den Herzog in einigen Monaten wieder anstellen. Wohl wissend, wie sehr hierdurch sein Arm gelähmt werde, willigte der Kaiser nur mit innerem Widerstreben in Waldstein's Abdankung, sich feierlich verwahrend: er wolle an allem, hieraus entstehenden Unheile vor Gott und der Welt entschuldigt seyn.

Man war nun in Verlegenheit, wie man dem Friedländer des Kaisers Entschluß würde beibringen können; denn es war schwierig genug, einem siegreichen Feldherrn an der Spitze eines ihm ergebenen, ganz von ihm abhängigen und durch ihn bestehenden Heeres, seine Entlassung zu bieten. Der geheime Rath und Hofkanzler Graf Wartenberg und der Kriegsrath Hermann von Questenberg unterzogen sich dem bedenklichen Auftrage, dem Herzoge in Memmingen die Kunde seiner Entsetzung zu überbringen und ihn zu Niederlegung seiner Würden, doch unter Versicherung fortdauernder kaiserlicher Gnade, zu vermögen. Er war jedoch bereits durch seinen Vetter, Maximilian Waldstein, darauf vorbereitet, und empfing daher die beiden Abgeordneten mit Artigkeit und Ruhe. Der Sternenhimmel, von welchem

er, im Geiste der Zeit, die Geschicke der Welt abzulesen vermeinte, mußte ihm diesmal ein Mittel herleihen, sich die Pille zu vergolden; indem er den zwei Männern die Nativität des Kaisers, des Kurfürsten von Baiern und die seinige vorlas, und hinzusetzte: „Aus den Sternen möget Ihr Herren sehen, daß ich um Euere Mission voraus gewußt, und daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus den des Kaisers beherrscht; daher kann ich Diesem keine Schuld beimessen, und werde ihm Gehorsam leisten, obwohl es mir weh thut, daß Seine Majestät sich meiner so wenig angenommen."

Seine Unterwerfung war um so lobenswürdiger, da er voraussehen durfte, daß noch Opfer anderer Art sich daran knüpfen würden. Zwar bat er den Kaiser in einem besonderen Schreiben: er möge ihn bei seinen Ländern und Leuten schützen; aber die Kurfürsten waren nun nicht mehr gesonnen, auf den seiner Kriegsmacht entblößten Feldherrn weitere Rücksicht zu nehmen, sondern erklärten sich ohne Hehl: die in des Kaisers Erblanden gelegenen Güter Waldstein's könnten Demselben verbleiben, doch der Reichsglieder und Fürstenthümer müßten sie sich annehmen, und wenn Mecklenburg nach den Reichsgesetzen nicht des Verbrechens beleidigter Majestät schuldig befunden würde, müsse Waldstein das Land räumen; überhaupt solle Derselbe ungerecht Genommenes und Erpreßtes herausgeben und die Sachen wieder gut machen. Der Kaiser kam nun auf den Gedanken: die Mecklenburger sollten dem Kurfürsten von Sachsen seine Pfandsumme bezahlen, und Dieser die Lausitz an Waldstein übergeben. Diesem widersprachen aber die Stände einstimmig, und so blieb Waldstein einstweilen noch im Besitze Mecklenburgs, während der Kaiser die Herzoge in den Rechtsweg verwies.

Nach des gehaßten und gefürchteten Feldherrn Beseitigung machten sich auch andere Forderungen um so rückhaltloser laut; so z. B. daß das kaiserliche Heer vermindert, für Ordnung und Sold besser gesorgt, ohne ständische Beistimmung kein Krieg unternommen und keine Steuer ausgeschrieben werden solle. Nach manchem Zweifel bewilligte der Kaiser die erste Forderung hinsichtlich der Verminderung des Heeres, theils weil er dadurch anderen Zumuthungen zu entgehen hoffte, theils weil es ihm an allen Mitteln fehlte, die bisherige Zahl der Söldner auf die Dauer zu unterhalten. War auch voraus zu sehen, daß, bei der damaligen Verfassung der Heere, die entlassenen Truppen sofort unter die Fahnen der Gegner treten würden, so schienen doch neun und dreißig tausend kaiserliche, und dreißig tausend ligistische,

alte, geübte, auserwählte Krieger vollkommen hinreichend, um jeder etwa auftretenden feindlichen Gewalt die Stirne zu bieten. Ob jene beiden Hauptabtheilungen der Kriegsmacht Einem Feldherrn zu unterordnen, oder von zweien zu befehligen wären, darüber wichen die Meinungen sehr ab, und während Einige das ganze Heer dem Kurfürsten von Baiern übergeben wollten, bemerkten Andere: Derselbe sey schon jetzt unbeliebt, hart, übermäßig, parteiisch, verlange dieselben Vorrechte wie Waldstein, und wolle das Heer zuletzt nach seiner Willkür gebrauchen. Besser, die Liga, gleich der Union, abschaffen, oder das Heer der ersteren angemessen dem Kaiser unterordnen. — Gern hätte der Kaiser diese Vorschläge angenommen, aber Maximilian von Baiern wußte die Liga dahin zu bearbeiten, daß sie erklärte: sie wolle ihr Heer für sich behalten, und werde kein besetztes Land räumen, bevor sie wegen der Kriegskosten befriedigt oder gesichert sey. Ein neuer Vorschlag, den Erzherzog Ferdinand an die Spitze zu stellen, ermangelte des Beifalls der Kurfürsten, und endlich konnte, wie Maximilian wohl berechnet hatte, es nicht anders kommen, als daß der ein und siebzigjährige Graf Johann Tserclaes von Tilly, der Besieger der böhmischen Rebellen und des Königs von Dänemark, zu dem Befehle über das ligistische, jetzt auch noch jenen über das kaiserliche Heer erhielt.

So war denn der Kaiser gerade durch Diejenigen entwaffnet, welche sich seine Getreuen und Vertheidiger nannten, und dem durch Waldstein kraftvoll bekämpften baierischen Einflusse mehr als jemals unterworfen; während der Löwe des Nordens, Gustav Adolf, durch das Meer herüber schwamm und, neuen Krieg entzündend, der Liga und der baierischen Partei erwünschten Anlaß bot, ihr durch Friedland's Sturz, durch des Kaisers Schwächung und Tilly's ausschließendes Commando, gewonnenes Uebergewicht thatsächlich auszuführen.

Siebentes Buch.

Von Gustav Adolf's Auftreten in Deutschland, bis zu seinem Tode in der Schlacht bei Lützen; 1630 bis 1632.

Vor Stralsund hatte (1628) der Schwedenkönig Gustav Adolf, wenn auch nicht sowohl durch ein kriegerisches Unternehmen, als durch eine bewaffnete Demonstration, doch zum ersten Male offenkundig ausgesprochen, wel-

cher Geſinnungen das Kaiſerhaus ſich von ihm zu gewärtigen habe. Vorwand, weiter zu gehen, wurde ihm von den Gegnern, denen ſeine feindſeligen Berechnungen galten, ſelbſt in die Hände geſpielt; denn Waldſtein, von einem dunklen Drange getrieben, die Gefahr im Norden zu erſticken, noch ehe ſie eigentlich ſich zeigte, hatte, nach den Siegen über Dänemark, im Frühlinge 1629 den General Arnim mit fünf tauſend Fußgängern und zwei tauſend Reitern den Polen zu Hilfe wider die Schweden geſendet, und bei mehren Gelegenheiten fochten dieſe kaiſerlichen Hilfsvölker erfolgreich gegen Guſtav Adolf's Truppen. Bei Gelegenheit der Friedensverhandlungen zu Lübeck zwiſchen dem Kaiſer und Dänemark, ſchickte auch Guſtav Adolf, weil laut einer früheren Uebereinkunft Dänemark nicht ohne Schweden Frieden ſchießen ſollte, einen gewiſſen Salvius nach Lübeck, um an dem Congreſſe Theil zu nehmen und die Reſtitution Dänemarks, Holſteins, Mecklenburgs, Pommerns, des ober- und niederſächſiſchen Kreiſes in ihren vorigen Zuſtand zu erwirken. Endlich aber ſollte Salvius es zu einem Aeußerſten zu treiben ſuchen, nämlich, „falls die Kaiſerlichen ſchimpflich auf die ſchwediſchen Mediationsverſuche erwiederten, ſich mit ihnen deſto mehr in Disputirung einlaſſen, und zwar, um eine ſolche Reſolution zu erpreſſen, aus welcher Schweden ſicher erſehen könne, ob jene Freunde oder Feinde ſeyn wollten“ *). Um dieſes Ziel leichter zu erreichen, bediente ſich Salvius des kaum zwanzigjährigen Johann Lehoutz, des Sohnes eines lübiſchen Kaufmanns, um bei den Commiſſarien Zugang zu fordern. Waldſtein wies Denſelben, wie wir weiter oben geſehen, mit gutem Grunde zurück. Dieſe vorgebliche ſchmachvolle Zurückweiſung ſeiner Geſandten von der Lübecker Friedensverſammlung zählte Guſtav Adolf ſpäter ganz vorzüglich den Gründen ſeines Krieges gegen den Kaiſer bei; und gleichwohl war ihm dieſer Vorfall keineswegs unerwartet gekommen, ja, es war vielmehr nach allen jenen Umſtänden von ihm ſelbſt darauf angelegt worden. Der Schwede wollte beleidigt ſeyn, um ein ſcheinbares Recht zum Kriege zu gewinnen **). Inzwiſchen beendete Guſtav Adolf, hauptſächlich durch die Geſchicklichkeit des franzöſiſchen Vermittlers, Baron von Charnacé, den polniſchen Krieg mittels eines zu Altmark bei Stuhm (26. September 1629) abgeſchloſſenen, ihm

*) Geijer's „Geſchichte Schwedens“ III. 155.

**) Barthold: Geſchichte des großen deutſchen Krieges (Stuttgart 1842—48), I. 6.

günstigen sechsjährigen Waffenstillstandes. Dieses Mittlergeschäft hatte Frankreich darum so eifrig betrieben, um durch Gustav Adolf den Kaiser im Norden zu beschäftigen und dadurch mit größerem Erfolge sowohl den Krieg in Italien, als die Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu verfolgen. Nach manchen Weitläufigkeiten, durch Gustav Adolf's Vorsicht und Charnacé's Zurückhaltung veranlaßt, kamen Beide dahin überein: daß der König im nächsten Jahre ein Heer nach Deutschland führen, der Liga aber, welche man auf französischer Seite möglichst von Oesterreich unterschieden und nicht beleidigt wissen wollte — Neutralität zugestehen solle; Religionssachen sollten nach den Reichsgesetzen entschieden, und die vertriebenen Fürsten wieder hergestellt werden. Gustav Adolf behielt, falls Frankreich nicht noch größere Bewilligungen machen würde, sich vor, den Krieg nur ein Jahr lang zu führen.

Es fanden nun noch Verhandlungen von kaiserlicher und schwedischer Seite Statt, die jedoch von dieser schwerlich ernst gemeint waren. Ein schwedischer Geschäftsträger, Steno Bielke, Baron von Krokum, schrieb (15. Juni 1629) von Stralsund aus an Waldstein: daß nach der beleidigenden Zurückweisung der schwedischen Gesandtschaft vom Lübecker Congresse sein König doch noch eine friedliche Beilegung wünsche. Es sey ihm daher von dem schwedischen Reichsrathe aufgetragen worden, sich zu Waldstein zu verfügen und die Streitigkeiten wegen Stralsunds auszugleichen. Weil er aber mittlerweile erfahren, daß Arnim den Polen kaiserliche Hilfsvölker zugeführt, so habe er seine Reise aufgeschoben. Zu dieser Feindseligkeit bestehe kein Grund; denn Schweden, obgleich öfter aufgefordert, habe sich bisher stets neutral gehalten. Stralsund's Vertheidigung habe der König übernommen, nicht um es vom Reiche loszureißen, sondern um eine befreundete Stadt und die Herrschaft des baltischen Meeres zu schützen, wenn sie in fremde Hände käme. — Hingegen seyen vor zwei Jahren die kaiserlichen Adler feindlich gegen Schweden in Preußen geflogen; der Kaiser habe den Frieden in Polen gehindert, die Briefe an die Siebenbürger wider Völkerrecht aufgefangen; einige Schweden seyen gefangen; den Polen werden Soldaten und Waffen von Deutschland geliefert; dies Alles sey feindlich, darum müsse Stralsund — für dessen Besetzung Schweden eher Dank verdiene, weil sonst die Dänen es leicht für sich behalten können — geschützt werden. Wolle übrigens Waldstein die nach Polen bestimmten Truppen zurück rufen,

so würde er, Steno, zu ihm kommen, und friedliche Unterhandlungen pflegen. — Waldstein entgegnete wegen der Wegweisung der Gesandtschaft von Lübeck, was wir schon wissen; Arnim's Truppen anlangend, so habe der Kaiser derselben nicht mehr bedurft, und daher gestattet, daß der König von Polen sie in seine Dienste nehme. In anderen Schriften machten die Schweden die Räumung Stralsunds davon abhängig, daß die Kaiserlichen Pommern räumen sollten; und wirklich gab der Kaiser, der aufrichtig den Frieden mit Schweden zu erhalten trachtete, dahin zielende Verhaltungsbefehle an Waldstein.

Noch einmal schien sich eine Gelegenheit darzubieten, dem Kriege durch Uebereinkunft vorzubeugen. Der König von Dänemark benachrichtigte den Friedländer, daß er den Streit wegen Stralsund beizulegen wünsche, und schlug in dieser Absicht eine Zusammenkunft in Danzig vor. Waldstein setzte den Kaiser hiervon in Kenntniß, und rieth, Derselbe möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sondern den Burggrafen Hannibal von Dohna als Bevollmächtigten zu ihm nach Gitschin senden. Sofort schickte der Kaiser den Dohna nach Danzig, beauftragt, nach Kräften für Erhaltung des Friedens zu wirken; Dieser fand aber dort weder schwedische, noch dänische Bevollmächtigte; aus Allem ging hervor, daß man schwedischer Seits nur Zeit zu gewinnen trachtete; denn noch während dieser Verhandlungen landete Gustav Adolf in Deutschland.

Die Kurfürsten erließen ein Abmahnungsschreiben an den Schwedenkönig, worin sie ihm sagten, alle seine gegen den Kaiser vorgebrachten Beschwerden wären nicht wichtig genug, um dieserhalb das Reich mit neuem Aufstande zu beunruhigen oder anzufeinden. In ähnlichem Sinne schrieb der Kaiser an Gustav Adolf: „es komme ihm befremdlich vor, daß der König wegen einiger über Stralsund erhobenen Irrungen, daraus ihm nie Schaden erwachsen könne, gleich einen Krieg angefangen habe, zumal es Sachen betreffe, welche auf dem Boden des Reiches vorgegangen, weshalb also der König dem Kaiser eben so wenig Etwas vorzuschreiben habe, als der Kaiser dem Könige in den Angelegenheiten seines Königreiches vorschreiben würde. Auch hätten alle diese Irrungen gütlich beigelegt werden können, wenn es ihm beliebt hätte, zu der anberaumten Friedenshandlung seine Gesandten zu rechter Zeit nach Danzig abzuordnen."

Der König von Schweden antwortete hierauf (October 1630) folgendermaßen; „er verwundere sich, daß der Kaiser ihm die Schuld des

Kriegsausbruches zuwälze, da es weltbekannt, daß ein bedeutender Theil der kaiserlichen Truppen ohne Kriegserklärung schon im verflossenen Jahre in Preußen eingerückt, gegen ihn gekämpft habe, und auch auf die gemachte Vorstellung des schwedischen Senates nicht zurück gerufen worden sey. Der König habe ein friedliches Ausgleichungsmittel gesucht, und deshalb sowohl die Kurfürsten, als den Kaiser um Abstellung der Beschwerden angegangen, erklärend, er werde außerdem zu den Waffen greifen müssen. Er könne nicht in die Seele des Kaisers schauen, und somit die Richtigkeit jener Aeußerung des kaiserlichen Schreibens nicht beurtheilen, daß der Kaiser ihn nicht habe beleidigen wollen; aber gewiß sey es, daß unter dem Schutze des kaiserlichen Namens viele Beleidigung und Feindseligkeit gegen Schweden vorgefallen. Wolle der König auch von des Kaisers Rüstungen schweigen, so sey doch Pommern, blos unter Vorwand des schwedischen Krieges, besetzt und erschöpft worden. Daß der König Stralsund Hilfe geleistet, sey zu Nutzen des Reiches geschehen, und so wenig Ursache zum Streite, als auch er, der König, es geduldig hingenommen, daß der Herzog von Holstein unter dem kaiserlichen Adler gegen ihn gedient. Der Kaiser habe, um das Weitergreifen des Uebels zu hindern, einen Gesandten zum Congreß nach Lübeck abgeordnet, Dieser aber sey gegen alles Völkerrecht abgewiesen worden. Trotz dieser vielfachen Beleidigungen sey der König noch zu friedlicher Ausgleichung bereit gewesen, und habe den König von Dänemark zur Vermittlung aufgerufen; hierdurch sey der Congreß von Danzig veranlaßt worden; aber nach Danzig hätten die schwedischen Commissäre nicht kommen können, weil damals zwischen dieser Stadt und den schwedischen Beamten einiger Zwist bestanden, und es sey blos die Schuld des kaiserlichen Gesandten, daß der Congreß nicht in eine andere Stadt verlegt worden, sondern aus einander gegangen sey; denn der kaiserliche Gesandte habe die dänischen Gesandten abgehalten, diesen Vorschlag einzugehen. Obschon die Sachlage durch den Ausbruch des Krieges geändert sey, wolle der König doch noch sein zur Versöhnung geneigtes Gemüth darthun, und sey bereit zu [illegible]deln, wenn der Kaiser zugeben wolle, daß die Fürsten und Staaten Deutschlands, seine, des Königs, respective Verwandte, Freunde und Nachbarn, in jenen Stand zurück gesetzt werden, in welchem sie vor dem Ausbruche des deutschen Krieges gewesen; ferner wenn der Kaiser jene Rüstungen zu Land und zu Meer einstelle, die dem Könige theils mit Recht verdächtig, theils wegen des den

König betreffenden Schutzes des baltischen Meeres unleidlich seyen, und die nicht geringen Rüstungskosten des Königs in würdige Rücksicht nehmen wolle. Wenn dies geschehe, werde man dem Könige nicht vorwerfen können, daß er sich fremder Angelegenheiten zu sehr annehme. Er wolle dies nicht; jetzt aber sey Fremdes und Eigenes dergestalt vermengt, daß auch Fremdes ihn angehe. Aber wie es immer kommen möge, ob Gott Krieg oder Frieden bestimmt, erkläre er, der König, feierlich, daß er gegen das römische Reich nicht feindlich gesinnt sey, wie ihm vom Kaiser fälschlich zugeschrieben worden, sondern daß er Freundschaft mit selbem halten wolle, so lange das Reich sich der Feindseligkeiten gegen ihn enthalten werde" *).

Es ist zu einer stereotypen historischen Phrase geworden, Gustav Adolf als den Vertheidiger der protestantischen Kirche und Retter der deutschen Freiheit hinzustellen; lediglich der Eifer für diese Heiligthümer soll ihn in den Kampf gelockt haben, und noch heutzutage ist diese schiefe, ungeschichtliche, wie undeutsche Ansicht zum Motto von Denksäulen und Vereinen geworden. Und doch hat Gustav Adolf in seinem eigenen, eben hier wiedergegebenen Manifeste kein Wort von der Bedrückung des Protestantismus gesprochen, ja der Religion darin gar nicht erwähnt. Wohl aber sind darin die politischen Gründe aufgezählt, welche ihn wirklich zu einem Kriege veranlassen konnten, nämlich erstens der Schutz des baltischen Meeres, indem der König von Schweden den Kaiserlichen, zumal deren Rüstungen zu Lande und zur See, einen immer drohenderen Charakter annahmen, den Besitz der deutschen Küste jenes Meeres streitig zu machen Ursache hatte, und zweitens jene durch Waldstein bewirkte Feindseligkeit gegen Schweden durch Unterstützung Polens mit kaiserlichen Truppen, welche zu verschiedenen Malen mit den Schweden in Kampf gerathen waren. Von religiösen Motiven war hierbei nicht die Rede, eben so wenig von einer Schilderhebung zu Gunsten der deutschen Freiheit, die seit den Resultaten des Regensburger Reichstages, seit Waldstein's Entfernung und des Kaisers Entwaffnung, in diesem Augenblicke weniger bedroht seyn konnte, als jemals. Aber ein ganz eigenthümlicher, anderen Nationen geradezu entgegen gesetzter Zug charakterisirt seit uralter Zeit bis in unser Jahrhundert die Geschichte der Deutschen: der Argwohn unter sich selber und das leichtgläubige Vertrauen

*) Den Gang dieser Unterhandlungen aus amtlichen Quellen, s. bei Mailáth III., 201 u. f.

zu Fremden. Seltsam, daß Gustav Adolf, dessen Größe Freunde wie Feinde anerkannt haben, es doch in seinem eigenen Reiche niemals zu jenem Heiligenscheine bringen konnte, mit welchem Deutschland seinem Andenken noch jetzt in beinahe zudringlicher Weise entgegen kommt. Geijer's treffliche Geschichte Schwedens belehrt uns hinreichend, daß Gustav Adolf dort zu Lande nur als Eroberer bekannt und berühmt ist; von einer apostolischen Mission zu den protestantischen Reichsfürsten sagt Denselben seine Nation, selbst auch der Reichshistoriograph, los. Daß Gustav Adolf, nachdem er mit den Erwartungen, die man in Deutschland auf ihn setzte, sich bekannt gemacht, nicht unterließ, sich jene Tendenzen beizulegen, unter deren Aushängschild er am willkommensten aufzutreten und die meisten Gemüther für sich zu gewinnen hoffen durfte, war erklärlich, und er hat nachmals diese Rolle so glücklich gespielt, daß in den Augen Deutschlands, selbst von seiner Leiche, die vorgehaltene Maske nicht abfallen wollte. Wie sehr er durch dergleichen geschickte Eroberung des moralischen Uebergewichtes sein physisches verstärkte, — das einer solchen Verstärkung freilich sehr bedurfte — hat der Erfolg gezeigt. Aehnlichen politischen Sirenensangs haben sich vor und nach ihm viele Eroberer bedient, und auffallend war es, daß der König von Frankreich, da er sich als vermeinter Erretter der deutschen Freiheit herzu drängte, fast eine ganz gleiche Sprache führte.

Am 30. Mai 1630 ging Gustav Adolf zu Schiffe; aber widrige Winde hielten ihn fast vier Wochen in den Scheeren fest; endlich konnten die Anker gelichtet werden, und am 20. Juni ankerte er mit der schwedischen Flotte bei Ruden, einer kleinen Insel vor dem Ausflusse der Peene, an der westlichsten Odermündung. Als er entdeckte, daß die Kaiserlichen hier zwar viele Feuer angezündet, ihre Truppen selbst aber sich in ihr Lager bei Anklam zurück gezogen hatten, ließ er seine Mannschaft sofort in platten Fahrzeugen nach Usedom bringen und dort landen. Dies geschah am 24. Juni, dem Vorabende des hundertjährigen Gedächtnißtages der Uebergabe der augsburgischen Confession, ein zufälliger Umstand, welcher der Aufmerksamkeit protestantischer Fatalisten nicht entging, und ihren Glauben an die religiöse Sendung des schwedischen Kriegsfürsten befestigte. Kaum gelandet, fiel Gustav Adolf unter freiem Himmel auf die Kniee, dankte Gott für die glückliche Fahrt, und empfahl sich seinem ferneren Schutze; seine Krieger waren sehr gerührt. Eilf Regimenter wurden in der Nacht an's

Land gesetzt, am anderen Tage die übrigen. Vorsichtig verschanzte der König sein mit allen Bedürfnissen reichlich versehenes Lager bei dem Dorfe Peenemünde, in welchem er beiläufig zwölf tausend Fußgänger und drei tausend Reiter versammelt hatte — die ganzen Streitkräfte, mit welchen der kühne Schwede den Krieg eröffnete, — verdrängte die Kaiserlichen von den Inseln Usedom und Wollin, eroberte Wolgast, und dehnte sich allmälig zur Rechten und zur Linken immer weiter aus. Alsbald waren die Odermündungen in seinen Händen; aber um sie behaupten zu können, war ihm der Besitz Stettins unentbehrlich, welcher Platz, da Waldstein die Befestigung desselben untersagt hatte, keinen großen Widerstand zu leisten versprach. Er rückte vor die Stadt. Dem Herzoge Bogislaw von Pommern, dessen Residenz Stettin war, wurde nun die Wahl abgedrungen, ob er dem Kaiser — dessen Heer in Pommern dem schwedischen an Zahl noch immer überlegen war — oder dem Könige sich anschließen wolle. Den Letzteren hatten schon in Schweden pommer'sche Gesandte ersucht, ihr Vaterland nicht zum Schauplatze des Krieges zu machen, aber die Antwort erhalten: er werde allerdings in Pommern landen und von dort den Krieg führen. Stettin, zum Widerstande nicht bereit und durch des Königs persönliche Leutseligkeit gewonnen, öffnete am 20. Juli die Thore. Bogislaw, in seinem Herzen dem Kaiser treu, mußte sich zu einem Vertrage bequemen, der nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet seyn sollte, dem Könige aber dennoch wesentlichen Vortheil brachte, insofern es darin hieß: man bezwecke die Erhaltung der Reichsgesetze und des Religionsfriedens; kein Theil dürfe ohne den anderen Frieden schließen, und für den Fall kinderlosen Todes des Herzogs Bogislaw, welcher der Letzte seines Stammes war, werde Schweden das Land bis zur Entscheidung der Erbschaftsfrage und bis zum Ersatze der Kriegskosten verwalten; der erste Schritt, durch welchen Gustav Adolf sich auch nach dem Kriege festen Fuß in Deutschland sicherte. Später bewilligten die pommer'schen Stände auch Geld, und beschlossen, zehn tausend Mann anzuwerben, welche dem Könige, dem Herzoge und ihnen schwören sollten. Die Ursache dieser Bereitwilligkeit war, daß die Schweden, von der Strenge und moralischen Kraft ihres Königs im Zaume gehalten, weit bessere Manns-zucht beobachteten, als die Truppen Waldstein's, welche durch ihre Ausschweifungen und Erpressungen die Einwohner Pommerns gegen sich aufgebracht hatten.

Schnell verstärkte sich Gustav Adolf's Anhang, besonders durch jüngere protestantische Fürsten. Der Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg schied aus den kaiserlichen Diensten, und trat zu dem Könige von Schweden über, dem sich auch der Herzog Franz Karl von Sachsen-Lauenburg, sein Bruder Franz Albrecht, der vertriebene Administrator von Magdeburg, Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, anschlossen. Nicht minder vereinigte sich Hessen-Cassel mit den Schweden. Die älteren protestantischen Fürsten blieben zwar größtentheils auf der Seite des Kaisers, und selbst die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, Gustav Adolf's Verwandte, denen er in Schweden Zuflucht gewährt hatte, glaubten während des Beginnens des Krieges in der Gnade des Kaisers mehr Bürgschaft für ihre Zukunft zu finden, als im Bunde mit Schweden; dagegen herrschten verschiedenartige Ansichten über die gegen Schweden zu ergreifenden Maßregeln. Viele sprachen die Meinung aus: man solle in religiöser Beziehung gelinder verfahren, die Gemüther beruhigen, Sachsen und Brandenburg gewinnen, und dadurch den Schweden die Unterstützung abschneiden. Selbst Tilly, durch sein Alter bedenklicher gestimmt, hielt es für rathsamer, den Krieg zu beenden, als sich neuen Gefahren preiszugeben. Aber die Eifrigeren behaupteten: auf ihrer Seite sey, wie das Recht, auch die Macht und das Glück; durch Furcht oder Gleichgiltigkeit dürfe man sich nicht abhalten lassen, das Gewonnene unverkürzt zu behaupten.

Wolgast wurde von den Kaiserlichen zurück erobert und wieder verloren. Schon hoffte Gustav Adolf, Mecklenburg besetzen zu können, wobei ihn Franz Karl von Sachsen-Lauenburg unterstützen sollte; aber Dieser wurde bei Ratzeburg durch Pappenheim geschlagen und gefangen genommen, und so scheiterte für diesmal jener Plan des Königs, der sich für diesen Winter auf das ausgesaugte Pommern beschränkt sah. Man glaubte, daß die Schweden in dieser Zeit, wie es in Deutschland üblich, das Manövriren einstellen würden, zumal die Kälte groß war. Aber die an Winterfeldzüge gewöhnten Nordländer ließen sich dadurch nicht irren, und am Weihnachtsabend fiel Greifenhagen durch Sturm in der Schweden Gewalt. Der kaiserliche Feldmarschall Schaumburg, welcher an Torquato Conti's Stelle den Oberbefehl der Truppen übernommen hatte, ward hierdurch dermaßen überrascht, daß er Garz in der Nacht verließ und schleunig auf Küstrin zog, nachdem er seinen Pulvervorrath in die Luft gesprengt, und die Kanonen in's Wasser

hatte werfen lassen. Unterdessen ließ Gustav Adolf Kolberg zu Wasser und zu Lande blockiren.

Die protestantischen Fürsten Deutschlands hatten in dieser Krisis von dem Kaiser größere Zugeständnisse als Preis ihrer Treue zu erlangen gehofft. Als diese ausblieben, regte sich in ihnen wieder der alte Drang nach Absonderung und einseitigem Bündniß. Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen hatte dem Kaiser die Landung Gustav Adolf's nach Regensburg gemeldet, und gleich anderen Protestanten mehre Male um Aufhebung des Restitutionsedictes gebeten. Weil dies vergeblich war, traten (im Februar 1631) viele protestantische Fürsten, theils in Person, theils durch Bevollmächtigte, in Leipzig zusammen, und beschlossen, unter Wiederholung aller alten Klagen: sie wollten zwar in Frieden mit den Katholiken leben, nirgend um sich greifen, und zu jeder Unterhandlung die Hand bieten; da aber die jetzige Noth und Bedrängniß nicht länger zu ertragen wäre, und der dermalige Zustand den Gesetzen der Ehre und der Klugheit zuwider liefe, so sollte der Kaiser dringend um Abstellung und Hilfe gebeten werden; ferner müßte einstweilen ein erwählter Ausschuß die Geschäfte leiten, und jeder Theilnehmende sich rüsten, jedoch nur zur Vertheidigung, nicht zum Angriff, noch wider Kaiser, Reich, Mitstände und Gesetze. Wie gemäßigt auch diese Sprache klang, und obgleich die Versammlung sich mit Gustav Adolf's nach Leipzig geschickten Bevollmächtigten nicht einließ, so befürchteten doch die katholischen Stände den Anfang einer neuen Union, und auf der Letzteren Veranlassung hob der Kaiser jene Leipziger Beschlüsse auf, und gebot die Entwaffnung der Protestanten. Statt zu gehorchen, gaben Diese deutlich zu verstehen: sie würden sich dem Restitutionsedicte nicht unterwerfen und Gewalt mit Gewalt zurück treiben. Aber ehe sie ihre angekündigten Rüstungen zu Stande gebracht hatten, überzog des Kaisers, zum Theile aus Italien zurück kehrende Mannschaft Schwaben, Franken, ja ganz Oberdeutschland, und nöthigte alle Protestanten, dem Leipziger Bunde zu entsagen.

Diese Vorfälle mußten Gustav Adolf's Hoffnungen auf die Mitwirkung der protestantischen und mißvergnügten Stände sehr herab drücken, und er würde den Krieg vielleicht ganz aufgegeben haben, wenn nicht Richelieu, aus Furcht vor dem Uebergewichte des Hauses Oesterreich, endlich allen bisherigen Zweifeln und Zögerungen entsagt hätte. Am 23. Januar 1631 schloß der französische Bevollmächtigte Charnacé mit Gustav Adolf einen

Vertrag, wonach Dieser ein Heer von sechs und dreißig tausend Mann halten, und fünf Jahre lang von Frankreich zwölfmal hundert tausend Livres beziehen sollte. Als Zweck des Krieges wurde angegeben: Beschützung der Freunde, Sicherung der Ostsee und des Meeres, Demolirung der an beiden Meeren erbauten Schanzen und Festungen, Wiedereinsetzung der bedrängten und unterdrückten Stände des Reiches (also auch hier keine Erwähnung religiöser Interessen). Baiern und der Liga wurde, sofern sie ihrerseits darauf eingehen würden, die Neutralität zugesichert, und den Katholiken ungestörter Gottesdienst nach den Reichsgesetzen versprochen. Gleichzeitig suchte auch der kaiserlich gesinnte Kurfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, die Neutralität, erhielt aber zur Antwort: er müsse alsdann den Schweden eben so viel an Steuern, Lebensmitteln, Ortschaften geben und einräumen, als den Kaiserlichen, oder diese zum Lande hinaus schaffen und keinen von beiden aufnehmen. Diese Forderung schien aber dem Kurfürsten und seinem ersten Beamten, dem Grafen Schwarzenberg, höchst drückend oder ganz unausführbar, und so kam man, ungeachtet der für Schweden günstigen Bemühungen Charnacé's, zu keinem Beschlusse.

Während dieser und anderer Unterhandlungen hatte Gustav Adolf mit eben so viel Kraft als Vorsicht den Krieg fortgesetzt. Tilly stand mit vier und dreißig tausend Mann bei Frankfurt an der Oder; aber seine Armee war im übelsten Zustande und so sehr von allen Bedürfnissen entblößt, daß er selbst daran zweifelte, mit ihr etwas Erfolgreiches ausrichten zu können. Gustav Adolf ließ Landsberg durch den Feldmarschall Horn blockiren, der zugleich angewiesen war, Tilly zu beobachten, während der König Pommern und Mecklenburg eroberte. Kurz nach einander fielen Neubrandenburg, Laiz, Malchin und Demmin, mit großen kaiserlichen Magazinen, in die Hände der Schweden. Der König setzte die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg wieder in ihre Stammlande ein, deren Besitz hiermit für den Friedländer factisch verloren war. Auch Kolberg ergab sich (März 1631) aus Mangel an Lebensmitteln den Schweden, und Gustav Adolf stand vor Kreuzwalde, dem einzigen Orte Pommerns, den die Kaiserlichen noch besetzt hielten. Indessen brach Tilly nach Magdeburg auf, und erstürmte Neubrandenburg, unternahm einen Streifzug gegen Mecklenburg, und schritt dann zur Belagerung Magdeburgs. Der König aber rückte vor Frankfurt an der Oder, und nahm es (3. April) mit Sturm; beinahe die ganze

kaiserliche Besatzung wurde niedergehauen, die unglückliche, an den Kriegsvorfällen durchaus schuldlose Stadt mit Genehmigung des Schwedenkönigs drei Tage lang von seinen Soldaten geplündert, und viele Grausamkeiten verübt. Als Gustav Adolf in Folge dieser Siege Anfang Mai's mit seinem Heere vor Berlin anlangte, war der Kurfürst sehr betroffen; denn wohl war ihm bekannt, daß der König, obgleich sein Schwager, die Absicht verrathen hatte, ihm das ganze Land abwendig zu machen, und überdies mit dem Gedanken umging, dem Hause Brandenburg das allgemein anerkannte Erfolgerecht auf Pommern zu entziehen. Aber es fehlten ihm die Mittel des Widerstandes. Die verwitwete Pfalzgräfin und ihre Tochter, die Kurfürstin, erneuerten die Verhandlungen in Gustav Adolf's Lager, und am 5. Mai wurde laut eines Vertrages Spandau den Schweden eingeräumt; doch schwur die Besatzung auch dem Kurfürsten. Den 6. Mai ging Gustav Adolf nach Potsdam; seine Vorposten streiften schon bis Zerbst, und die Kaiserlichen zogen sich ganz vom rechten Elbeufer zurück.

Seitdem die Schweden in den Besitz der Meeresküste von Hinterpommern bis Mecklenburg gekommen waren, ließ Tilly den Plan, die Oder zu decken, nothgedrungen fallen, und sammelte alle Kräfte, um die Elbe zu halten, und vor Allem das wichtige Magdeburg zu erobern. In dem Bestreben, sich der Landeshoheit der Erzbischöfe zu entziehen, und in die Reihe der freien Reichsstädte zu treten, hatte diese Stadt seit längerer Zeit eine kühne, widerstrebende Stellung angenommen. Von Waldstein wurde sie wegen ihrer Weigerung, kaiserliche Besatzung aufzunehmen (1629), durch acht und zwanzig Wochen, aber vergeblich, belagert. Dieser Erfolg erhöhte den Trotz der Stadt, welche zur Zeit der Tilly'schen Belagerung drei Herren, somit eigentlich keinen hatte, sondern sich selbst regierte. Der eigentliche Herr, Christian Wilhelm, Markgraf zu Brandenburg, war nämlich wegen seines Bündnisses mit den Dänen in die Reichsacht verfallen, und lebte in Hamburg. Um wieder einen protestantischen Vorsteher zu erhalten, hatte das Domkapitel 1628 den zweiten Sohn des Kurfürsten Johann Georg, den nachmaligen Herzog von Sachsen-Weissenfels, August, zum Erzbischof postulirt, der Kaiser aber seine Genehmigung versagt, und das Erzbisthum seinem Sohne, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, durch den Papst verleihen lassen. Wie drei vorgebliche Herren, so besaß Magdeburg damals drei Parteien: eine kaiserliche, welche zugleich die schwächste war, eine prote-

ſtantiſche gemäßigte, welcher der ältere Rath angehörte, und eine exaltirte. Letztere behielt die Oberhand; der bisherige, aus fünf und ſiebzig Perſonen beſtehende Magiſtrat wurde abgeſetzt, und wich einem anderen von vier und zwanzig Perſonen, von denen ein Jahr über das andere zwölf Perſonen, unter Beirath eines Bürgerausſchuſſes, die Stadt regieren ſollten.

Der vertriebene Adminiſtrator, Markgraf Chriſtian Wilhelm, war ſchon früher mit Guſtav Adolf in Unterhandlungen getreten, hatte aber von Dieſem den Rath erhalten, ſich mit Feindſeligkeiten gegen den Kaiſer wegen Magdeburg's nicht zu übereilen, ſondern lieber zum Scheine mit Demſelben Unterhandlungen anzuknüpfen, unter kaiſerlichem Schutze nach Magdeburg zurück zu kehren, und ſo allmälig dieſes Gebiet zurück zu gewinnen. Aber der Markgraf war zu ungeduldig, dieſem Rathe zu folgen*). Er ſandte ſeinen Kammerſekretär Peter Mayer, um Unterhandlungen einzuleiten, verlangte Bewilligung von Subſidien, Einlaß und Aufnahme für ſich und zwei Regimenter nebſt ſechs Leibkompagnien in die Stadt, Geſtattung der freien Werbung neuer Truppen; indem er nichts Geringeres im Sinne hatte, als mit Hilfe der Magdeburger einen allgemeinen Aufſtand zu erregen, und hierdurch das Vordringen des Schwedenkönigs zu erleichtern. Die Stadt beſaß wenig Neigung, des Markgrafen Wünſche zu erfüllen; wohl aber arbeitete an ſeiner Rückkehr eine ihm ergebene Partei, an deren Spitze ein zu Grunde gegangener Kaufmann, Heinrich Pepping, ſtand, der, nach vorheriger Rückſprache mit Chriſtian Wilhelm, ſeine Genoſſen förmlich in Eid nahm, und ohne Vorwiſſen des Rathes und der Bürgerſchaft den Markgrafen in die Stadt beförderte. Der Adminiſtrator nahm alles kaiſerliche Eigenthum, deſſen er habhaft werden konnte, in Beſchlag, warb zahlreiche Mannſchaft zuſammen, und da die kaiſerlichen Truppen größtentheils in Pommern waren, bekam er in kurzer Zeit die meiſten Schlöſſer und Städte des Erzſtiftes wieder in ſeine Gewalt. Schwediſche Unterſtützung ſollte ihm weiter helfen, und wirklich kam mit Hilfe eines ſchwediſchen Geſchäftsträgers ein Uebereinkommen zwiſchen Schweden und Magdeburg zu Stande, hauptſächlich auf Vertheidigung der Stadt gerichtet. Doch ſuchte dieſelbe dabei jeder Gefahr für ihre Unabhängigkeit auszuweichen,

*) Die hier geſchilderten Verhältniſſe Magdeburgs, ſo wie die Eroberung der Stadt, größtentheils genau nach Mailáth (III. 228 u. f.), der aus bisher unbekannten Actenſtücken ſchöpfte.

und sträubte sich daher, eine größere Anzahl von Soldaten aufzunehmen. Daher wurde ausgemacht, daß die Stadt fünf hundert Schweden aufnehmen, diese aber auch der Stadt schwören müßten. Angeblich sollte diese Vereinigung nicht gegen Kaiser und Reich, sondern gegen „die Störer des öffentlichen christlichen und weltlichen Friedens, zur Ausbreitung des allein seligmachenden Wortes und Evangelii," geschlossen seyn. Sollte — so versprach Gustav Adolf — die Stadt wegen der Anschließung an ihn angefochten und verfolgt werden, so versprach er, ohne ihr Kosten zu verursachen, sie kräftig zu schützen und zu vertheidigen, in keiner Noth zu verlassen und keinen Frieden zu schließen, ohne daß sie sammt ihren Obrigkeiten, Bürgern, Einwohnern, Schutzverwandten, nebst ihrer Besatzung ꝛc. ausdrücklich darin begriffen werde. Gleichergestalt versprach Magdeburg, ohne des Königs und des Markgrafen Zustimmung keinen Akkord eingehen zu wollen. — Diese Schutzversicherung Gustav Adolf's, wie beruhigend für die Stadt, ward nachmals zu einem Hauptanlasse ihres Verderbens; denn die Magdeburger wagten nur darum den Verzweiflungskampf, weil sie auf Entsatz vom Könige mit Zuversicht rechneten. Der Markgraf, welchem Magdeburg, im Gefühle seiner jetzigen Stärke, überaus günstige, fast unausführbare Bedingungen abnöthigte, suchte, während er sich das zum Erzbisthume gehörige Gebiet nach und nach wieder unterwarf, den Kurfürsten von Sachsen durch Vertröstungen zu beschwichtigen, und versprach ihm, die Rechte seines Sohnes, des Herzogs August, auf das Erzstift nicht benachtheiligen zu wollen. Gustav Adolf versicherte den Markgrafen, auf dessen Begehren, seiner Hilfe an Geld und Leuten, und schickte ihm den Obersten Dietrich von Falkenberg zu, welcher einiges Volk unter schwedischen Fahnen anwarb, aber in seinen Vertheidigungsmaßregeln von den Einwohnern schlecht unterstützt wurde.

Tilly, bevor er zur Belagerung schritt, forderte die Stadt schriftlich auf: von den wider den Kaiser und das Reich zeither verübten, ohne Zweifel aus friedhässiger Leute Ueberredung und Verleitung hergeflossenen, unverantwortlichen Handlungen abzustehen, und die unnöthigerweise ergriffenen Waffen niederzulegen, zumal sie nicht die geringste Ursache zu einiger Widersetzlichkeit habe; im anderen Falle werde sie ihren gänzlichen Ruin und Untergang zu gewärtigen haben. Die Stadt erwiederte: sie habe an den Kaiser geschrieben, und erwarte Bescheid; Tilly möge daher sie nicht beschwe-

ren, ſondern die kaiſerliche Erklärung vernehmen laſſen. Auch der Markgraf antwortete auf Tilly's Aufforderung, von ſeinem Unternehmen abzulaſſen, und ſich von der magdeburgiſchen Faction zu trennen, ausweichend. Auf ſolche unbefriedigende Antworten konnte Tilly keine Rückſicht nehmen; vielmehr mußte ihm Alles daran liegen, Magdeburg als einen vorgeſchobenen Poſten der Schweden wegzunehmen, um Guſtav Adolf's Feſtſetzen an der Elbe zu verhindern, und eine ſichere Grundlage zu den weiteren Operationen gegen Denſelben zu gewinnen. Nachdem ſeine Verſuche einer friedlichen Auseinanderſetzung geſcheitert waren, begann er zu Ende März 1631 die Belagerung mit ſolchem Ernſte, daß nach ſechs Wochen die Stadt auf das Aeußerſte bedrängt war, und ihren Fall vor Augen hatte. Gleichwohl hintertrieben die Exaltirten Verhandlung und Uebergabe, und täuſchten mittelſt falſcher Briefe ihre Bürger mit der Hoffnung auf nahen ſchwediſchen Entſatz. Selbſt von den Kanzeln wurde das Volk zur Widerſetzlichkeit gegen die Kaiſerlichen, zur äußerſten Vertheidigung angeeifert, und die Ankunft der Schweden auf deutſchem Boden als ein Werk Gottes geprieſen. Dieſe Umtriebe innerhalb der Stadt, die Hoffnungen auf die trügeriſche Vorſpiegelung baldiger Befreiung, und das blinde Vertrauen zu des Schwedenkönigs Wort und Schwert führten den ſchrecklichen Untergang der Stadt herbei.

Weder Tilly, noch der Kaiſer glaubten, daß die Stadt in ihrer aufgegebenen Lage es auf das Aeußerſte werde ankommen laſſen. Vielmehr erwartete der Kaiſer mit Zuverſicht die Capitulation, und ſchrieb deshalb an Tilly, wie Derſelbe, im Falle Magdeburg die freie Religionsübung als Bedingung der Uebergabe ſtelle, ſich benehmen und was er antworten ſolle. Am 4. Mai ließ Tilly, da die Stadt augenſcheinlich keinen längeren Widerſtand zu leiſten fähig war, den Markgrafen, den ſchwediſchen Oberſten und den Magiſtrat zur Uebergabe auffordern: „indem es nicht chriſtlich, noch billig, noch vor Gott und dem Gewiſſen verantwortlich ſey, zu rathen und zu helfen, daß ſo viele unſchuldige Menſchen mit Verlierung Leibes und Gutes und aller zeitlichen Wohlfahrt in das äußerſte Elend geſtürzt, und auch die königliche Soldateska auf die Schlachtbank geführt werden ſolle.“ In Magdeburg wollte man nur Zeit gewinnen, und begehrte deshalb Päſſe für Abgeordnete an den Kurfürſten von Brandenburg und die Hanſeſtädte, mit denen die Stadt ſich berathen wolle. Tilly ſtellte

die Päſſe aus, jedoch mit der Erklärung, daß er die Belagerung fortſetzen werde. Es vergingen aber zwölf Tage, ohne daß die Abgeordneten abreiſ'ten. Tilly erneuerte alſo ſeine dringenden Vorſtellungen an den Markgrafen, den Oberſten und den Magiſtrat, mit dem Beiſatze, daß die Abſendung der Geſandten ſchon zu ſpät ſey; die Stadt befinde ſich in ſolcher Gefahr, daß keine Verzögerung Statt finden könne, vielmehr vermöge ſie nur durch ſchleunige Capitulation das bevorſtehende Unglück abzuwenden. Die Magdeburger aber waren feſt in dem Wahne befangen, daß ſchwediſcher Entſatz jeden Augenblick kommen müſſe, und ihr ganzes Trachten war daher, Zeit zu gewinnen. Aus dieſem Grunde beſchloſſen ſie, den Trompeter, welcher die Aufforderung überbracht hatte, erſt nach drei Tagen mit der Antwort zurück zu ſenden, hoffend, daß Tilly vor des Trompeters Rückkehr zu keinem Sturme ſchreiten werde. Dieſe unſelige Selbſttäuſchung führte zum Verderben. In dem durch Tilly (19. Mai) veranſtalteten Kriegsrathe drang des ungeduldigen Pappenheim's Antrag auf einen allgemeinen Sturm durch, und obgleich Tilly die Stadt, welche ihm einen wichtigen Waffenplatz abgeben konnte, gern erhalten hätte, ſo fand er doch nöthig, jenem Beſchluſſe beizutreten, und ſomit wurden alle Anſtalten zum Sturme getroffen, der am anderen Morgen (20. Mai) um fünf Uhr unternommen werden ſollte. Um die Stadt zu täuſchen und ſorglos zu machen, ließ er das Geſchütz aus den Laufgräben fortführen, als ſtände er im Begriffe, die Belagerung aufzuheben. An dem beſtimmten Morgen ſchob er den Angriff noch zwei Stunden auf, immer noch auf die Rückkehr des Trompeters und die Capitulation der Stadt hoffend. Er hielt noch einmal Kriegsrath, und wies auf die Gefahr hin, die Stadt bei lichtem Tage zu ſtürmen; aber es ging vielmehr die Anſicht eines italieniſchen Hauptmannes durch, der Sturm werde bei Tage leichter ſeyn, weil er da am wenigſten erwartet werde. Gleichwohl zögerte Tilly auch jetzt noch, die Hoffnung nicht aufgebend, daß die Stadt, wenn ſie die vorrückenden Maßen ſehe, ſich noch im letzten Augenblicke ergeben werde. Da riß dem hitzigen Pappenheim die Geduld, und ehe noch das Zeichen zum allgemeinen Sturme gegeben war, drangen auf ſeinen Befehl ſeine gegen die Neuſtadt aufgeſtellten Wallonen vor, und ſtürmten.

Die Bürger Magdeburgs, durch Anſtrengungen und Nachtwachen erſchöpft, und überzeugt, daß Tilly vor der Rückkunft ſeines Parlamentärs nichts unternehmen werde, hatten ſich zum großen Theile der Ruhe und

dem Schlummer überlaſſen, und die Wälle geräumt. An einer Stelle, wo der Stadtgraben trocken und die Brüſtung abſchüſſig war, gingen die Wallonen durch, überrumpelten das ſchwach beſetzte Thor, und drangen in die Stadt. Der Oberſt Falkenberg ſammelte ſchleunig einige Mannſchaft, um die Wallonen zurück zu jagen; da tödtete ihn eine Kugel. Gleiches geſchah einem Hauptmanne, der nach ihm den Befehl übernahm. Der Markgraf, welcher Falkenberg zu Hilfe eilen wollte, wurde verwundet, gefangen genommen und ſogleich in das kaiſerliche Lager gebracht. Die Stadt war ſchon erobert, als Tilly's übrige Haufen anſtürmten, die Thore erbrachen, und ſich in den Gaſſen ausbreiteten. Auch jetzt noch wehrten ſich die Magdeburger verzweiflungsvoll; ſie ſchoſſen aus den Fenſtern, warfen Steine und Balken von den Dächern, und ſchlugen ſich noch in den Gaſſen gegen die Kaiſerlichen, die manche Häuſer förmlich mit Sturm nehmen mußten. Zugleich brach an mehren Orten Feuer aus, das ſich mit reißender Schnelligkeit verbreitete; faſt ganz Magdeburg ſank in Aſche; denn hundert neun und dreißig Fiſcherhütten an der Elbe, das Frauenkloſter und der Dom, welchen die kaiſerlichen Generale durch ihre Truppen gegen das Feuer bewahren ließen, waren Alles, was von dem ſchönen Magdeburg übrig blieb. Tilly's Soldaten, durch den ergrimmten Widerſtand der Bürger, durch die Flammen und den Rauch, der ihnen allenthalben entgegen ſchlug, in eine wahnſinnige Wuth verſetzt, mordeten, was ihnen in den Weg kam, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes, und verübten die unmenſchlichſten Gräuel, ſo daß die Eroberung Magdeburg's ewig als eines der dunkelſten Nachtſtücke in der Geſchichte daſteht. „Was für ein Jammer, Elend und Noth geweſen," — ſagt Khevenhiller, der gleichzeitige Biograph Kaiſer Ferdinand's II., in deſſen Worten ſich zugleich der Schmerz und Abſcheu malt, welchen der kaiſerliche Hof über die ſchreckliche Anwendung dieſes Sieges empfand, — „kann nicht beſchrieben und ausgeſprochen werden. Drei und fünfzig Perſonen, meiſt Weibern, welche ſich in die Kathedralkirche geflüchtet hatten, wurden die Köpfe abgehauen. Verlaſſene Kinder ſuchten ihre Eltern, deren Namen ſie nicht einmal angeben konnten; viele ſaßen neben und auf den Leichnamen derſelben, und riefen in kläglicher Verzweiflung: o Vater! o Mutter! Andere ſogen an den Brüſten ihrer erſchlagenen Mütter, die ſie im Tode noch mit den Armen feſt umſchlungen hielten, oder ſchrien, faſt verhungert, daß es einen Stein hätte erbarmen

mögen.“ Einzelne Offiziere Tilly's, die ſich menſchlicher und hilfreich zeigten, forderten dafür faſt unerſchwingliche Löſung, bis die raſtlos um ſich greifende Feuersbrunſt Siegern und Beſiegten gleich gefährlich ward. Unzählige, die ſich auf Böden und in Kellern verſteckt hatten, verbrannten, und vermehrten die unter den Schwertern der entmenſchten Soldateska gefallenen Opfer; nahe an ſiebenthalb tauſend Leichen wurden laut eines Berichtes in die Elbe geworfen; die Zahl aller Umgekommenen ſchlug ſelbſt Pappenheim auf zwanzig tauſend an.

Was Tilly anlangt, ſo iſt er hinſichtlich ſeines Antheils an dieſen Gräueln von früheren Geſchichtſchreibern zu bitter angeklagt, und mit weit größerer Schuld, als ihm zukommt, überhäuft, in neuerer Zeit dagegen, namentlich von baieriſcher Seite, zu rein und idealiſch hingeſtellt worden. Iſt auch die ihm in den Mund gelegte fürchterliche Antwort auf die Bitte ſeiner eigenen Offiziere um Einſtellung des Zerſtörungswerkes: „brennt und mordet noch eine Stunde, dann will ich ſehen, was zu thun iſt; der Soldat will für ſeine Mühe und Gefahr auch Etwas haben“ — eine Erfindung ſpäterer Zeiten, ſo ſind doch andere, von ihm bei dieſer Gelegenheit angeführte, ſentimentale Züge — z. B. daß er dem Pater Sylvius (Prämonſtratenſer, Adminiſtrator des Liebfrauenkloſters, welcher trotz aller Mißhandlungen in der Stadt geblieben), um den ſich das Volk, weil er durch das weiße Kleid leicht bemerkbar war, Schutz ſuchend ſchaarte, auf franzöſiſch zugerufen: „mein Vater, rette, befreie, entreiße, ſo viel du kannſt, dem Verderben!“ auch ſelbſt vom Pferde geſtiegen ſey und einen Knaben, der an der Bruſt der entſeelten Mutter gelegen, aufgehoben habe, wobei er unter heißen Thränen geſagt: „das ſey meine Beute!“ *) — eben ſo ſchwer zu glauben. Allerdings iſt anzunehmen, daß er, ſelbſt bei'm beſten Willen, in den erſten Momenten der Mord- und Raubſucht der entzügelten Soldateska zu ſteuern nicht vermocht hätte; aber man weiß auch von keinen Verſuchen, die zu dieſem Zwecke von ihm getroffen worden wären. Erſt am dritten Tage ließ er Pardon ausrufen, unter die unglücklichen Einwohner, die dem zweitägigen, ungehemmten Blutbade entgangen waren, Brot austheilen und ein Verbot ergehen, irgendwem noch weiter Leid zuzufügen. Fällt daher auf Tilly eine mittelbare Schuld an dem Gewürge, dadurch,

*) »Tilly und Wrede,« S. 19.

daß er selbst den Versuch, demselben Einhalt zu thun, unterließ, so ist doch, nach allen verläßlichen Berichten aus jener Zeit, die von späteren Geschichtschreibern gegen Tilly erhobene Anklage, als wäre Magdeburg auf sein Anstiften verbrannt worden, eine durchaus ungerechte; vielmehr mußte, wie auch Khevenhiller bemerkt, dem Feldherrn Tilly der Untergang einer Stadt, welche, wenn sie unzerstört geblieben wäre, seinem Heere Quartiere und reichliche Mittel des Unterhaltes dargeboten haben würde, schon aus militärischen Gründen unerwünscht kommen. Auch suchte er nach Kräften der Flamme zu wehren, und trieb, indem er die brennende Stadt nach allen Richtungen durchritt, seine Soldaten zum Löschen an. Wahrscheinlich ging die erste Brandstiftung von den Belagerten selbst aus; der Grimm und Muthwille einzelner Soldaten mag dann wohl die Feuersbrunst noch absichtlich gefördert haben. In der amtlichen Relation an den Kurfürsten von Baiern klagt Tilly über das „große Unglück," welches sich zugetragen, indem während des Sturmes eine Feuersbrunst entstanden, welche durch das hin und wieder eingelegte Pulver befördert worden. Er beruft sich dabei auf die einstimmige Aussage der Gefangenen, nach welcher dieses absichtlich geschah, damit (wie man hundert ein und achtzig Jahre später in Moskau ebenfalls dachte) die Eroberung der Stadt den Belagerern nicht zu Guten komme. Auch der Generalcommissär von Ruepp erzählt in seinem Berichte: Die übrig gebliebenen Bürger hätten angegeben, „daß Falkenberg sie oft ermahnt habe, sie sollten — falls der Feind eindringen würde — die Stadt in Brand stecken, damit er nicht bekomme und genieße, wonach er so lange gestrebt und geseufzt, und sie in das päpstische Joch ziehe." Damit stimmt auch eine gleichzeitige gedruckte Nachricht überein, worin gesagt wird: Falkenberg habe „mit einem unerhörten und barbarischen Exempel, dergleichen in deutschen Historien nicht bald zu finden seyn werde, die arme, verzweifelte Bürgerschaft dahin beredet, daß nicht allein an verschiedenen Orten Pulver vergraben, sondern auch die Stadt in Brand gesteckt worden sey, und zwar aus verzweifeltem, unglaublichem Neide, damit nur dem obsiegenden Theile der vorhandene ansehnliche Reichthum und Vorrath nicht zum Nutzen komme." Gleiches meldet die Aufschreibung des P. Zacharias, Propstes von Jerichau, welcher wenige Tage nach dem Sturme in die Stadt zurück kehrte; noch am 19. Mai (also am Tage vor dem Sturme) — sagt er — ermahnte Falkenberg den Senat: falls der

päpſtiſche Feind in die Stadt eindringe, müſſe ihm dieſelbe durch Feuer entriſſen werden*). Die ganze Magdeburger Beute, über welche dem Kaiſer Bericht erſtattet wurde, beſtand in ſieben und achtzig Stück Geſchützen, fünf Tonnen Pulver, die auf dem Markte vergraben waren, neunzig Zentnern Blei und einer ziemlichen Maſſe Salpeter und Schwefel, welche man bei'm Suchen nach und nach fand.

Groß, doch getheilt, war der moraliſche Eindruck, den das Schickſal Mageburgs hervor brachte; indem Viele der Schrecken lähmte, und nur in ſchleuniger Unterwerfung Rettung hoffen ließ, ermannte Andere, und zwar zumeiſt die bisher Unentſchloſſenen, z. B. den Kurfürſten von Sachſen, den nur der Fall von Magdeburg auf Schwedens Seite brachte, die Furcht vor ähnlicher Behandlung zum Widerſtande. Doch der erſte Eindruck war faſt allgemein Erſtarrung, Einſchüchterung und Niedergeſchlagenheit. Die meiſten proteſtantiſchen Stände und Reichsſtädte ſagten ſich ſchleunig von den Leipziger Beſchlüſſen los, und ſuchten dem Kaiſer ihre Bereitwilligkeit und ihren Gehorſam in dringlichem Tone zu ſchildern. Zugleich brachen von proteſtantiſcher Seite heftige Vorwürfe gegen den Schwedenkönig los, als habe er Magdeburg vorſätzlich nicht entſetzt, um die Proteſtanten auf das Aeußerſte zu treiben, und ihnen das Bündniß mit ihm zur unabweisbaren Nothwendigkeit zu machen. Guſtav Adolf wälzte die Schuld auf Brandenburg und Sachſen, indem Erſteres ihm Spandau zu ſpät geöffnet, Letzteres ihm Wittenberg gänzlich verſchloſſen, Beide ſich daher ſo erwieſen, daß er nicht eigentlich habe wiſſen können, ob ſie Freund oder Feind; den wirklichen Grund, nämlich, daß er im Falle einer Niederlage keinen ſicheren Rückzug gehabt haben würde, verſchwieg er. Konnte Guſtav Adolf den Vorwurf, durch ſein Ausbleiben Theil am Untergange Magdeburgs gehabt zu haben, nicht ganz von ſich ablehnen, ſo erfuhr dagegen auch Tilly nach der Hand manchen Tadel darüber, daß er nach der Eroberung jener Stadt nicht gerade auf den Schwedenkönig losrückte, wodurch er wahrſcheinlich den Uebertritt Sachſens verhindert haben würde. Statt dies zu thun, zog Tilly nach Heſſen, und forderte den Landgrafen Wilhelm zu Niederlegung der Waffen auf, erhielt jedoch von Demſelben ſchnöde Antwort. Guſtav Adolf aber hielt es,

*) „Tilly und Wrede," S. 20 u. f. — Aehnlich lautende, amtliche Zeugniſſe bei Mailáth a. a. O. S. 244 u. f. — S. auch „Auſtria," 1845, S. 90, nach der gleichzeitigen Chronik von Steyer.

bei dem gleichzeitigen Vordringen der Kaiſerlichen an der Oder gegen Küſtrin, für gerathener, auf Spandau zurück zu gehen. Der Kurfürſt Georg Wilhelm, welcher ihm dieſe Stadt nur bis zum Entſatze Magdeburgs eingeräumt hatte, verlangte nun, durch Tilly's Fortſchritte erſchreckt, diese Feſtung zurück, indem er ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, daß er beide Parteien vermögen werde, die Neutralität aller Landſchaften zwiſchen der Elbe und Oder anzuerkennen. Sein Wort erfüllend, räumte Guſtav Adolf zwar (8. Juni) Spandau, umlagerte aber am folgenden Tage Berlin, und erſchreckte dadurch Alle ſo ſehr, daß am 11. unter Vermittlung der Pfalzgräfin ein anderer Vertrag zu Stande kam, vermöge deſſen Spandau den Schweden wieder eingeräumt, für den nöthigen Fall die Oeffnung Küſtrins verſprochen, monatlich dreißig tauſend Thaler als Kriegshilfe zugeſichert, und über Verpflegung und andere Gegenſtände für den König vortheilhafte Beſtimmungen angenommen wurden. Der Kurfürſt unterließ nicht, ſich bei dem Kaiſer wegen dieſes ihm abgezwungenen Vertrages zu entſchuldigen.

Ungeachtet dieſes ſichernden Vertrages, befand Guſtav Adolf ſich noch immer in bedenklicher Lage; ſein Heer litt an Allem Mangel, ſtand an Anzahl den Kaiſerlichen nach, und mußte von ihm noch obendrein getheilt werden; bei der Muthloſigkeit der Proteſtanten ſeit dem Tage von Magdeburg und ihrem dadurch bewirkten Mißtrauen gegen ſeine Macht und gegen ſeine Verläßlichkeit, durfte er auf ihre Unterſtützung nicht rechnen, ſo lange nicht das Kriegsglück wieder einmal ſich auffallend für ihn entſchieden haben würde. Nach Eroberung von Greifswalde (16. Juni), der letzten von den Kaiſerlichen beſetzten Stadt in Pommern, ging er (30. Juni) bei Tangermünde über die Elbe, und bezog mit ſeiner unbezahlten, ausgehungerten und auf zwölf tauſend Mann zuſammen geſchmolzenen Armee ein feſtes Lager bei Werben, am Vereinigungspunkte der Havel und der Elbe, einer mit großer Vorſicht ausgewählten Stelle. In dieſem ſtarken Poſten erwartete er den Angriff Tilly's, deſſen Reiterei (16. Juli) auf der Rückkehr nach Magdeburg von den Schweden angegriffen wurde und empfindlichen Verluſt erlitt, und welcher jetzt, durch die Ankunft eines Corps aus Italien unter Fürſtenberg bis auf vierzig tauſend Mann verſtärkt, gegen Werben vordrang. Tilly hoffte, durch Eroberung des ſchwediſchen Lagers dem Kriege ein Ende zu machen; aber eine ſorgfältige Prüfung des Ortes und der Umſtände ließ ihn bald den Plan eines Angriffes aufgeben. Nach verſchie-

denen fruchtlosen Versuchen, die Schweden aus ihrer Stellung zu locken, wobei einige hundert Schüsse auf Werben geschahen und einige Scharmützel vorfielen, zog sich Tilly nach Wolmirstädt zurück. Schwedische Berichterstatter haben hieraus fälschlich eine bedeutende Affaire gemacht, in welcher Tilly angeblich an sechs tausend Mann verloren habe; aber Dieser wußte zu gut, was im Bereiche der Möglichkeit lag, und ließ sich daher keineswegs zu einem voreiligen Gewaltangriffe auf das Lager verführen. Zuverlässig suchte er nur den König heraus zu locken, um dann von den Verhältnissen Vortheil zu ziehen; aber Dieser war zu vorsichtig, um sich zu einem so gewagten Spiele mit dem alten, kriegserfahrenen Feldherrn herbei zu lassen*).

Aus dieser Gefahr befreit, verstärkte sich Gustav Adolf durch unterwegs sehr zusammen geschmolzene Hilfstruppen aus England und Schottland, besonders aber durch den Zuzug zahlreicherer Mannschaft aus Schweden, und Hessen schloß sich noch enger an ihn an. Tilly, erachtend, daß der Schwedenkönig Sachsen, eben so wie Brandenburg, durch einen eingegangenen Vertrag auf seine Seite ziehen wolle, strengte sich nun an, den Kurfürsten Johann Georg auf alle Weise von einem solchen Bündnisse abzuhalten. Im gütlichen Wege würde dies Tilly vielleicht gelungen seyn, da der Kurfürst bisher noch immer Anhänglichkeit an den Kaiser gezeigt hatte; aber er hoffte mit Drohungen schneller zum Ziele zu kommen, und verdarb damit Alles. Streng' verlangte er, daß Johann Georg dem Leipziger Bündnisse entsage und seine Mannschaft entwaffne, oder mit dem kaiserlichen Heere vereinige, und suchte zugleich durch begonnene Feindseligkeiten seiner Forderung Nachdruck zu geben. Der Kaiser, hiermit uneinverstanden, schrieb an Tilly: er solle mit Sachsen glimpflich verfahren und alle Discretion beobachten, weil es noch immer zum Frieden geneigt sey; und in ähnlichem Sinne lautete auch der Auftrag des Kurfürsten von Baiern: Tilly solle den Kurfürsten von Sachsen auf alle Weise schonen und ihn durchaus nicht angreifen, da seine Parteilosigkeit höchst wichtig, und sein Uebertritt zu den Schweden höchst gefährlich sey.

Damals veranlaßten mehre katholische und protestantische Fürsten, über den Fortgang des zerstörenden Krieges gleich sehr in Sorgen, (5. September) die Eröffnung einer Tagsatzung in Frankfurt am Main. Die Letzteren erboten sich, allen ferneren Ansprüchen zu entsagen und den geistlichen Vor-

*) v. Brandt a. a. O. S. 182.

behalt gelten zu laſſen, wenn man ihren jetzigen Beſitzſtand anerkenne. Anfangs beſtand zwar der Kaiſer auf ſtrenger Beibehaltung des Reſtitutionsedictes; aber nachdem ſeine Gottesgelehrten ſelbſt ihm ſagten, daß er ohne Verletzung ſeines Gewiſſens, zu Verhütung größerer Gefahr, von jenem Geſetze nachlaſſen dürfe, ward er nachgiebiger. Es war zu ſpät; denn ſchon rückte Tilly auf Leipzig zu, welches Johann Georg ſogleich verließ, und ſich nach Torgau begab, um der Verbindung mit den Schweden näher zu kommen, und ſchon hatte Pappenheim Merſeburg beſetzt. Johann Georg, für ſeine Städte von Tilly das Schickſal Magdeburgs beſorgend, und jetzt, wo Guſtav Adolf immer mehr gegen die ſächſiſche Elbe vorrückte, zu einem ſchnellen Entſchluſſe gedrängt, warf ſich den Schweden in die Arme. Er ſendete den, früher in Waldſtein's, jetzt in ſächſiſchen Dienſten ſtehenden General Arnim von Torgau aus nach Altbrandenburg in's ſchwediſche Lager. Guſtav Adolf, empfindlich darüber, daß der Kurfürſt ſich nicht ſchon früher ihm angeſchloſſen, und deſſen Wankelmuthe mißtrauend, ſtellte ſich Anfangs bei dem gemachten Antrage kalt, und machte ſogar die harten Bedingungen, daß er ihm, um ſeinen Rückzug zu decken, Wittenberg einräumen, ſeinen älteſten Sohn als Geiſel ihm übergeben, ſeine ganze Armee auf drei Monate mit Proviant und Fourage verſehen, und ihm ſeine treuloſen Räthe ausliefern ſollte. Johann Georg ging in ſeiner Bedrängniß nicht nur auf alle dieſe Forderungen ein, ſondern erbot ſich ſogar, ſelbſt in's ſchwediſche Lager zu kommen, und dem Könige alle ſeine Länder auf Treue und Glauben zu übergeben. Hierdurch befriedigt und überzeugt, nahm Guſtav Adolf jene harten Bedingungen zurück, und ſchloß (1. September) mit ihm einen Vertrag, nach welchem das ſächſiſche Heer ſich mit dem ſchwediſchen vereinigen, er ſelbſt die kriegeriſchen Operationen leiten, Johann Georg das ſchwediſche Heer mit Proviant ꝛc. verſorgen, und keinen einſeitigen Frieden mit dem Kaiſer abſchließen ſollte; wogegen der König ſich verbindlich machte, dem Kurfürſten den beſtimmteſten Schutz und Beiſtand zu gewähren, und die Integrität aller ſeiner Länder und Vorrechte zu vertheidigen. Hierauf geſchah (3. September) bei Düben die Vereinigung der von Wittenberg kommenden, dreizehn tauſend Mann Fußvolk und neun tauſend Reiter ſtarken Sachſen mit den Schweden, welche eben ſo viele Fußgänger als jene, aber beinahe nur halb ſo viele Reiter zählten. Der Kurfürſt von Brandenburg, welcher kein ſchlagfertiges Heer mit ſich führte,

kehrte von hier in ſein Land zurück. Zwiſchen Guſtav Adolf und Johann Georg aber kam es zu Berathungen, ob man eine Schlacht wagen ſollte, oder nicht. Der Letztere, wohl einſehend, wie ſehr ſein Land durch das lange Hin- und Herziehen zweier ſo mächtigen Heere leiden müſſe, beſtand, ganz im Widerſpruche mit ſeiner ſonſtigen Unentſchloſſenheit, auf einer Hauptſchlacht. Dagegen erhob Guſtav Adolf, theils aus wirklicher Vorſicht, theils um den Muth und die Treue ſeines neuen Verbündeten einer nochmaligen Probe zu unterwerfen, Bedenklichkeiten, und gab dem Kurfürſten zu verſtehen, daß mit einer Hauptſchlacht auch ſo ziemlich Alles auf die Spitze geſtellt, und daß, wenn das eigenſinnige Glück ſie diesmal verlaſſe und den Sieg auf die Seite des Gegners lenke, zwar für ihn, den König, weniger gewagt ſey, indem ihm die Rückkehr in ſein Land frei ſtehe und er in Schweden eine gute Schanze gegen die Kaiſerlichen finde, daß aber die ſchwerſten Folgen der Niederlage dem Kurfürſten zur Laſt fallen, ihn der vollen Rache der Feinde preisgeben würden. Trotz dieſer Einwürfe beharrte Johann Georg auf ſeiner Meinung, und der König, welchem es mit ſeinen Zweifeln nicht ſo ernſt geweſen war, der vielmehr den Kurfürſten abſichtlich an den Abhang eines Entſchluſſes führen wollte, gab endlich ſeine Einwilligung *).

Tilly hatte unterdeſſen in Sachſen ſchnelle Fortſchritte gemacht. Von Wolmirſtädt aufbrechend, war er über Magdeburgs Trümmer gerade auf Eisleben zugegangen, und hatte ein Lager bei Halle bezogen (25. Auguſt). Von hier aus verlangte Tilly von der Stadt und dem Stifte Merſeburg Verpflegung ſeiner Truppen; da nun aber dieſe erſt kurfürſtlichen Auftrag hierzu abwarten wollten, ſo ſchickte er Pappenheim mit acht tauſend Mann und acht Kanonen gegen Merſeburg, und ließ die Vorſtädte plündern, worauf die Beſatzung gegen freien Abzug capitulirte. Die Städte Weiſſenfels, Naumburg, Freiburg und Zeitz hatten dasſelbe Schickſal. Noch vor der Vereinigung der Sachſen mit den Schweden drang Tilly bis Skeuditz vor, erſchien (3. September) in der Gegend von Leipzig, wo er ſich auf den Höhen zwiſchen Eutritzſch und Lindenthal verſchanzte, noch an demſelben Tage die Befeſtigung Leipzigs recognoscirte, und die Stadt aufforderte. Die Bewohner derſelben ließen ihn durch einen Abgeordneten bitten, nicht feindſelig mit ihnen zu verfahren, da ſie ſich dem Kaiſer nie widerſetzt. Tilly ließ, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, ſchon am anderen Tage das Geſchütz gegen

*) Meynert: »Geſchichte des ſächſ. Volkes« (Leipzig, 1835), S. 297.

die Stadt aufführen. Jetzt verlangten die Leipziger wegen der Uebergabe zu unterhandeln, und schickten Brot, Wein und Lebensmittel an Tilly, wogegen Dieser einen Hauptmann als Abgeordneten in die Stadt sendete. Die Besatzung wollte Anfangs von keiner Uebergabe wissen; unter dem Commando des Hauptmanns von der Pforte traf sie Anstalt, sich auf das Aeußerste zu vertheidigen, und zündete selbst die Vorstädte an. Tilly, eine Wiederholung des Trauerspiels von Magdeburg befürchtend, bemühte sich, dem Brande Einhalt zu thun, doch vergeblich; denn ein heftiger Wind und das lebhaft unterhaltene Geschützfeuer von den Wällen hinderte ihn daran. Erzürnt hierüber, ließ er nun die Stadt mit glühenden Kugeln beschießen, und wie herzhaft auch die Geschütze von den Befestigungswerken antworteten, so näherte er sich doch den Gräben, und bereitete durch Ausfüllung der nächsten Brandstätten mit Erde und Faschinen die nahe Eroberung vor. Bei solchem Ernste der Belagerung und der längst anerkannten Schwäche der Mauern und der Wälle, mußte die Stadt auf Uebergabe denken. Sie sendete Abgeordnete an Tilly in das Lager, und am 6. September wurde in dem einzigen, nach Abbrennung der gesammten Vorstädte noch übrig gebliebenen Hause des Todtengräbers in der Halle'schen Vorstadt *), die Capitulation geschlossen. Die Besatzung erhielt freien Abzug und ging nach Eilenburg; Tilly legte zwei tausend Mann in die Stadt; nur die Pleißenburg blieb einstweilen noch von den Sachsen besetzt, und ging erst wenige Stunden vor der Breitenfelder Schlacht an die Kaiserlichen über.

Im Besitze dieser festen Stellung, hätte Tilly gelassen den geeignetsten Zeitpunkt einer Schlacht abwarten können, ohne übereilt zu werden. Doch das Alter hatte die eiserne Selbständigkeit des Helden geschmolzen. Wohl wollte er, was auch unstreitig das Zweckmäßigste gewesen wäre, sein Lager befestigen und die unter Johann Altringer schon im Anzuge begriffene Verstärkung abwarten; Leipzig, hierdurch gegen jeden Angriff gedeckt, würde in dieser Stellung Tilly's Fronte gedeckt haben, die Flanken aber durch die beiden Flüsse Pleiße und Parthe gesichert worden seyen. Dagegen drangen der

*) »Der Leipzig'sche Todtengräber, welcher von deß Herrn General Tilly Einkehrung in seinem Hause vor Leipzig geschehen ausführlich berichtet ꝛc.« Leipzig, 1632 (29 Seiten, 4.; höchst selten). Von der später erfundenen Fabel, daß Tilly sich vor den Schädeln und Gebeinen im Todtengräberhause entsetzt habe, berichtet diese gleichzeitige Flugschrift Nichts.

ungeſtüme Pappenheim und mehre andere vornehme kaiſerliche und ligiſtiſche Befehlshaber auf eine Schlacht, weil es, wie Jener behauptete, eine Schande ſey, mit unüberwundenem ſtärkeren Heere die ermüdeten Schweden und die neugeworbenen Sachſen zu fürchten. Der greiſe Oberfeldherr wurde mit ſeinen gegründeten Einwürfen überſtimmt und gab nach. Bald nach dem Kriegsrathe erließ daher Tilly Befehl, das Schlachtfeld, welches er ſich auserſehen, zu beſetzen. Er hatte dasſelbe zwiſchen den Dörfern Seehauſen und Breitenfeld, beinahe eine Meile vorwärts, gewählt. Eine kleine Erhöhung, welche ſich rechts von Breitenfeld fortzieht und nur wenig über das daran ſtoßende Terrain empor ragt, war es, wohin er ſich in Marſch ſetzte. Seine Armee beſtand aus achtzehn Regimentern, zuſammen ein und zwanzig tauſend Mann Infanterie, welche, in dreizehn Terzien zuſammen gepreßt, im Centrum ſtanden. Sieben Regimenter unter Pappenheim machten den linken, ſechs unter Fürſtenberg den rechten Flügel, vor welchem noch fünf Regimenter Kroaten unter Iſolani aufgeſtellt waren. Das Centrum commandirte Tilly ſelbſt, unter ihm Schaumburg und Officutz. Die ganze Armee war in einer Linie aufgeſtellt, welche ſich von Breitenfeld bis Seehauſen, das hinter dem rechten Flügel lag, erſtreckte. Vor der Mitte der Fronte befanden ſich zwanzig Feldſtücke, und auf einer Anhöhe, welche auf dem rechten Flügel die Reiterei von dem Fußvolke trennte, ſechzehn Vierundzwanzigpfünder. Die Landſtraße von Leipzig nach Düben blieb auf dem rechten Flügel der Kaiſerlichen, und trennte bei der feindlichen Armee die ſächſiſchen von den ſchwediſchen Truppen.

Guſtav Adolf hatte die Seinigen in zwei Treffen abgetheilt; der Mittelpunkt eines jeden ſolchen Treffens beſtand aus Infanterie, die beiden Flügel aus Reiterei. Auf dem rechten Flügel, als dem vornehmeren, befand ſich der König ſelbſt; weil er aber, als oberſter Feldherr, ſich nicht an einen beſtimmten Punkt binden wollte, hatte er die beſondere Obhut dieſes Flügels dem General Banér übertragen. Das Commando über den linken Flügel führte der Feldmarſchall Guſtav Horn. Der Vortheil der beweglicheren ſchwediſchen Artillerie machte ſich ſchon bei der Anordnung zur Schlacht geltend. Eine ähnliche Abtheilung hatte die, auf Gutachten des Königs von Arnim gebildete kurſächſiſche Schlachtordnung. Schweden ſtanden ſieben tauſend zu Pferde, acht tauſend zu Fuß; Sachſen vier tauſend Reiter, und eilf tauſend zu Fuß in Reihe und Glied. Hundert Kanonen aber donnerten vor der Fronte.

Auf beiden Seiten suchten die Oberfeldherren ihre Heere durch Anreden zu ermuntern. Tilly erinnerte die Seinigen an alle Siege über Friedrich von der Pfalz, Mansfeld, Braunschweig und den König von Dänemark; sie sollten sich freuen, daß sich ihnen jetzt die Gelegenheit zu neuem Ruhme darbiete, denn sie kämpften für Kaiser, Reich und Religion. Gustav Adolf verhehlte seinen Truppen nicht, daß sie einen überlegenen und siegreichen Feind vor sich hätten; aber um so größeren Ruhm werde ein Sieg über ihn verleihen, denn es gelte Vaterland und Eigenthum; auch die Aussicht auf reiche Beute im Feindeslager ließ er blicken. Tilly, wie immer, mit hellgrünem spanischen Atlaswamms angethan, einen hochaufgestülpten Hut auf dem Kopfe mit einer im Rücken herab hängenden rothen Straußenfeder, durchritt auf seinem kleinen Schimmel die Reihen. Gustav Adolf trug bunte Kleidung, mit einem ledernen Koller darüber (weil eine in Polen erhaltene Wunde ihm keinen Panzer gestattete), und einen weißen Hut mit grüner Feder. „Jesus Maria!" war der Kaiserlichen, „Gott mit uns!" der Schweden Schlachtgeschrei. Gustav Adolf soll Tilly schriftlich zur Schlacht auffordern lassen, und Dieser mit ritterlicher Artigkeit geantwortet haben, daß er stets bereit sey, des Königs Befehle zu erfüllen.

Eine starke halbe Stunde vor der kaiserlichen Stellung, ziemlich parallel mit derselben, floß in sumpfigen Ufern der Loberbach, welchen die schwedische Armee überschreiten mußte, um an die Kaiserlichen kommen zu können. Ungehindert bewerkstelligten, ober- und unterhalb Zschelkau, die Schweden den Uebergang, und stellten sich nun, den rechten Flügel an das brennende Podelwitz gelehnt, in Schlachtordnung auf. Pappenheim versuchte die Feinde beim Defiliren anzugreifen; aber wegen seiner Kurzsichtigkeit gerieth er mit seinen zwei tausend Küraffieren zu nahe an die Feinde, und forderte, damit er sich zurück ziehen könne, schleunigst eine Unterstützung von noch zwei tausend Mann. Um nun diese vier tausend Mann nicht preiszugeben, entschloß sich Tilly sogleich zur Schlacht, schlug aber, von böser Ahnung erfüllt, die Hände über den Kopf zusammen, und rief: „Dieser Mensch wird mich um Ehre und Reputation, und den Kaiser um Land und Leute bringen." Andere Berichte bestätigen: Tilly sey durch Pappenheim's irrige Nachrichten fast zur Schlacht gezwungen worden, und habe lange geglaubt, nur mit den Sachsen, nicht mit den Schweden, in Kampf zu gerathen. Dem Tilly fehlte nicht der alte Muth, doch die alte Zuversicht.

Die Losung zur Schlacht gaben, in der neunten Morgenstunde des 7. (17.) Septembers 1631, drei Kanonenschüsse, von den Kaiserlichen auf die Schweden abgefeuert und von Diesen erwiedert. Sogleich entspann sich eine lebhafte Kanonade, und bald darauf ließ der Schwedenkönig das Geschütz der zweiten Linie ebenfalls vorrücken. Ein starker Südwestwind wehte jedoch den Schweden Staub und Pulverdampf dergestalt in die Augen, daß sie von den feindlichen Bewegungen durchaus nichts sehen konnten. Um diesem Nachtheile zu entgehen, befahl Gustav Adolf seiner Armee, links zu schwenken; eine Bewegung, bei welcher die Schweden Gefahr liefen, in der Flanke gefaßt zu werden. Wirklich stürzte Pappenheim sogleich herbei, diesen Vortheil wahrzunehmen; aber noch im rechten Augenblicke ließ der König jene Bewegung einstellen, während Banér zugleich mit der, zwischen den beiden Treffen stehenden, Reserve einen Haken bildete. Dadurch unbeirrt, griff Pappenheim muthig an; das Feuer der zwischen der schwedischen Reiterei aufgestellten Musketierhaufen und der ledernen Kanonen brachte ihn zwar zum Weichen; dennoch wiederholte er, mehrmals zurück geworfen, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit seine Angriffe, wobei er sich aber jetzt mehr links zog, während die Schweden jenen Haken durch Truppen aus dem zweiten Treffen verlängerten. Siebenmal — so wird berichtet — erneuerte der gewaltige Pappenheim den Angriff, bis er zürnend und verwundet davon abstehen mußte.

Während dies auf dem linken Flügel der Kaiserlichen sich ereignete, war Tilly nicht glücklicher. Von seiner Anhöhe herab steigend, hatte er die Schweden zugleich im Centrum und auf dem rechten Flügel angegriffen; aber indem er hierdurch das Feuer seiner auf dem Berge postirten Artillerie verstellte, wurde er zugleich heftig von der schwedischen beschossen. Sein Angriff war daher erfolglos, und bald darauf führte er die Seinigen in ihre vorige Stellung zurück. Er wendete sich nun gegen den linken Flügel der Feinde, auf welchem die Sachsen standen, mit welchen die Kroaten schon seit einiger Zeit geplänkelt hatten. Tilly warf sich zuerst auf die Reiterei, welche nach lebhaftem Gefechte wich, und auch die Infanterie in ihre Flucht verwickelte. In der allgemeinen Verwirrung, von welcher die Sachsen, meist neuangeworbene, junge Mannschaft, sich hinreißen ließen, floh auch der Kurfürst Johann Georg bis Eilenburg. Nur einige ihrer Regimenter blieben auf dem Schlachtfelde zurück, und schlossen sich unter Arnim dem General

Horn an. Hierauf plünderten Kroaten und Sachſen gemeinſchaftlich ſowohl die eigene, als die ſchwediſche Bagage.

Horn, der durch die Flucht der Sachſen ſeine Flanke entblößt ſah, bildete, nach Banér's Beiſpiele, mit ſeiner Kavallerie einen Haken, wobei ihm die Oertlichkeit, ein moraſtiger Graben an der Landſtraße, welche die ſchwediſchen und ſächſiſchen Truppen ſchied, ſehr zu Statten kam. Zugleich verſtärkte er ſich mit drei Regimentern Reiterei aus der Reſerve, während noch zwei Infanterie-Brigaden hinter ſeiner Reiterei aufmarſchirten, wodurch die ſächſiſchen Truppen Gelegenheit erhielten, ſich hinter ihm wieder zu ordnen.

Alles dies war geſchehen, während Pappenheim ſich bemüht hatte, in den rechten Flügel der Schweden einzudringen. Dadurch jedoch, daß er ſeine Bemühungen fortſetzte, den rechten Flügel zu umfaſſen, gerieth er nach und nach ganz außer Verbindung mit dem Gros ſeiner Armee, während Tilly heftig auf die Sachſen einſtürmte. Dem General Horn bot ſich hierdurch Gelegenheit, ſich zur Abwehr des bevorſtehenden Angriffes gehörig vorzubereiten. Dieſen unternahm, jedoch viel zu ſpät, Tilly mit ſechzehn, in vier Terzien formirten Regimentern. Seine Kavallerie unterſtützte dieſe Bewegung durch einen Anfall auf jene drei Regimenter Hepburn's, welche aus der Reſerve zu Horn geſtoßen waren. Dieſe aber öffneten ſich beim Anrücken der kaiſerlichen Küraſſiere, und die dahinter aufgeſtellten Musketiere empfingen ſie mit einem ſo mörderiſchen Gewehrfeuer, daß ſie in Unordnung zurück wichen, worauf Hepburn's Reiter ſie heftig verfolgten.

Das Mißlingen auf dieſer Seite traf mit dem Mißlingen der Angriffe Pappenheim's auf dem rechten Flügel zuſammen, wodurch Guſtav Adolf in den günſtigen Fall kam, ganz frei über die Truppen ſeines rechten Flügels zu verfügen, während Tilly mit den erwähnten vier Terzien ſich noch allein auf dem Schlachtfelde befand. Der König faßte ihn jetzt mit ſeiner Reiterei in der linken Flanke, und nahm zugleich die kaiſerliche Artillerie, die ihr Feuer ſofort gegen die Kaiſerlichen ſelbſt richten mußte. Es entſtand ein fürchterliches Gedränge; Tilly ſelbſt erhielt zwei Schüſſe, und war nahe daran, gefangen zu werden. Ein Rittmeiſter von des Rheingrafen Kavallerie, wegen ſeiner rieſigen Geſtalt der lange Fritz genannt, dem im wüthenden Gefechte der Degen gebrochen war, hieb mit dem Kolben ſeines Gewehrs auf Tilly ein, um ihn zu nöthigen, Pardon anzunehmen. In dieſem Augenblicke der höchſten Gefahr ſchoß der Herzog Rudolf Maximilian von Sachſen-Lauen-

burg den langen Fritz vom Pferde, und befreite den Generaliſſimus. Aber Wunden und Erſchöpfung machten es Demſelben unmöglich, länger auf dem Schlachtfelde zu bleiben; ſeine Wallonen riſſen ihren „alten Vater," wie ſie ihn nannten, aus dem Getümmel.

Die kaiſerliche Infanterie, durch das Artilleriefeuer und die unausgeſetzten Reiterangriffe in Unordnung gebracht, begann jetzt ebenfalls zu weichen. Fünf Regimenter jedoch, Chriſa, Goes, Blanchard, Dietrichſtein und Baldern, leiſteten, ihres alten Ruhmes eingedenk, auch jetzt noch muthigen Widerſtand, ſammelten ſich wieder, ſo oft ihre Reihen ſchwanken wollten, und zogen, den ſchwererſchöpften, greiſen Tilly in ihrer Mitte, ſich fechtend bis an das, hinter dem Centrum der königlichen Armee liegende Wäldchen. Hier boten ſie den nachdringenden Feinden auf's Neue die Spitze, und ſetzten den Kampf bis in die Nacht fort; denn erſt nachdem ſie auf ſechs hundert Mann zuſammen geſchmolzen waren, zogen dieſe Tapferen ſich zurück. Hiermit endete ſich die Schlacht, deren Loos bereits mit Pappenheim's Niederlage und der Wegnahme der kaiſerlichen Artillerie gefallen war. Sieben tauſend Todte ließ Tilly auf der Wahlſtatt; vierthalb tauſend Gefangene in den Händen der Feinde. Auf dem Rückzuge löſete ſein Heer ſich beinahe gänzlich auf; viele wurden von dem ergrimmten Landvolke erſchlagen, viele traten, um ſich zu retten, in die Glieder des Schwedenheeres. Guſtav Adolf hatte dieſen folgenſchweren Sieg mit dem Verluſte von drei tauſend Sachſen und fünfzehn hundert Schweden erkauft *).

Die Frucht jahrelanger Bemühungen und Siege des Kaiſers ging in dieſer Schlacht verloren. Der Glaube an Tilly's Unüberwindbarkeit war hin; die bisherigen Zweifel der proteſtantiſchen Partei an Guſtav Adolf's Glück und Macht wichen einer blinden Zuverſicht. Tilly, obwohl ungefährlich verwundet, war deſto wunder an Seele und Gemüth; Trübſinn und Niedergeſchlagenheit bemächtigten ſich des tapferen Herzens; er ahnete, daß dieſe ſeine erſte Niederlage die Reihe ſeiner Siege für immer abgebrochen habe,

*) Die Schilderung der Breitenfelder Schlacht großentheils nach v. Brandt a. a. O. S. 184—197. Die Erinnerung an dieſe Schlacht hat ſich in dortiger Gegend noch lebhaft erhalten. Auf der Breitenfelder Flur zeigt man viele Grabhügel, welche, nach Anderen, jedoch nur Gränzhügel ſeyn ſollen. Am 7. September 1831, dem zwei hundertjährigen Gedenktage der Schlacht, wurde daſelbſt ein Denkmal errichtet. Engelhardt: »ſächſ. Vaterlandskunde," 7. Aufl. S. 226. — Der Pfarrer des in der Schlacht verbrannten Podelwitz erhielt bis 1708 ſchwediſche Penſion. Schiffner „Kunde Sachſens," S. 70.

und daß ihm, dem Greiſe, auf Erden nicht mehr Zeit bleibe, ſeine Niederlage an dem jugendlichen Gegner wettzumachen. Nicht konnte es ihn erheben, daß der Kurfürſt von Baiern an ihn ein eigenhändiges Troſtſchreiben erließ, worin er ſeine Zufriedenheit ausſprach, daß Tilly ſeine Perſon gerettet habe. Dieſer war von Leipzig über Halle nach Halberſtadt gegangen, das er am 20. September erreichte und wo er die Ueberreſte ſeiner zerſprengten Armee ſammelte. Anfangs hatte er nicht mehr als vier tauſend Mann Infanterie und nur wenig Reiterei; einige Tage ſpäter jedoch ſchon wieder gegen acht tauſend Mann. Zugleich zog er alle Garniſonen an ſich, behielt nur Magdeburg, Leipzig und Wolfenbüttel beſetzt, und wendete ſich dann über Oſterwiek an der Leine in die Gegend von Ahlefeld, um einerſeits der Verfolgung der Armee Guſtav Adolf's zu entgehen, andererſeits aber den Krieg ſo lange wie möglich ſowohl von Baiern, als von den Erbſtaaten des Kaiſers abzuziehen. Altringer und Fugger, welche vom Main her mit zehn tauſend Mann gegen Heſſen im Anzuge waren, erhielten Befehl, zu ihm zu ſtoßen, und die dreizehn tauſend Mann, welche der Herzog von Lothringen geworben, ſo wie mehre Contingente einzelner katholiſcher Fürſten, wurden gleichfalls zu Tilly's Verfügung geſtellt.

Auf der Seite der Gegner war die nächſte Folge der Breitenfelder Schlacht, daß Guſtav Adolf gegen Merſeburg rückte, und dem Kurfürſten Johann Georg überließ, ſein Leipzig wieder zu erobern, das von den Kaiſerlichen unter dieſen Umſtänden ſchwerlich behauptet werden konnte. Der Kurfürſt zog vor dieſe Stadt, und forderte ſie zur Uebergabe auf. Die kaiſerliche Beſatzung unter dem Oberſten Wangler war durch Flüchtlinge aus der Schlacht auf mehr als drei tauſend Mann angewachſen, und ergab ſich daher nebſt der Pleiſſenburg erſt den 23. September; die alte Beſatzung erhielt freien Abzug, aber die aus der Schlacht dahin Geflohenen wurden gefangen und größtentheils untergeſteckt. Hierauf begab ſich der Kurfürſt nach Halle, wo er mit dem, von Merſeburg heranziehenden Schwedenkönige zuſammen traf, um mit ihm den ferneren Operationsplan zu berathen. Drei Anſichten, wie die erkämpften Vortheile zu benutzen ſeyen und der Krieg fortgeführt werden müſſe, wurden bei dieſer Gelegenheit aufgeſtellt. Nach der erſten ſollten Schweden und Sachſen ſogleich gemeinſam in die Erbſtaaten des Kaiſers einbrechen; nach der zweiten Guſtav Adolf dorthin, die Sachſen aber nach dem Rheine ziehen; nach der dritten, dem Kurfürſten

jener, dem Könige dieſer Auftrag zu Theil werden. Für den erſten Plan wurde angeführt: ſobald die katholiſchen Reichsſtände gewahren, daß man ihren Untergang nicht bezweckt, werden ſie gern parteilos bleiben; der Kaiſer aber wird durch die unwiderſtehliche Macht der Schweden und Sachſen zum Frieden gezwungen, bevor er ihnen noch ein neues Heer entgegen ſtellen kann. Wendet ſich dagegen nur die Hälfte des verbundenen Heeres gegen Böhmen, ſo wird der Kaiſer, wie in Zeiten früherer Noth, ſtandhaft ausharren, und die feindlich behandelten Stände des übrigen Deutſchlands ſchließen ſich ihm enger an, als je zuvor. — Hierauf wurde erwiedert: nicht blos Schwächung der öſterreichiſchen Macht iſt Zweck des Krieges, ſondern Befreiung der überall gedrückten Proteſtanten; an ihnen wird man Freunde erwerben, mit deren Hilfe ſich die abgeneigten Katholiken leicht im Zaume halten laſſen. Ja, man kann, weil eine Hälfte des verbündeten Heeres zur Eroberung Böhmens hinreicht, mit der zweiten ſo große Fortſchritte machen, daß der Ruf nach Frieden noch lauter und einſtimmiger werden muß. — Für die letztere Anſicht, zu welcher auch die Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar, vielleicht in Hoffnung größeren eigenen Gewinns, hingewirkt haben ſollen, entſchied ſich Guſtav Adolf, obgleich Horn und Oxenſtierna ſie nicht theilten. Daß nun aber Guſtav Adolf nicht, wie der Kurfürſt wünſchte, den linken Flügel und den Zug nach Böhmen übernahm, dafür ſprachen offenliegende und auch wohl geheime Gründe, z. B. die Nachbarſchaft Sachſens und Böhmens, die Beſorgniß vor Tilly's ſich wieder verſtärkendem Heere, die Meinung, daß Johann Georg zwar kein Feldherr ſey, aber in Böhmen und Schleſien großen Anhang finden werde, endlich Guſtav Adolf's Ueberzeugung: das Erobern kaiſerlicher Länder führe zu keinem ſicheren Beſitze; geiſtliche Staaten dagegen könnten wohl eingezogen, und dadurch eine ſchwediſche Herrſchaft in Deutſchland gegründet werden. Außerdem wollte Guſtav Adolf auf dieſe Weiſe der Gefahr vorbeugen, daß der Kurfürſt in Franken und Schwaben Gelegenheit finden könne, zum Nachtheile der Schweden einen proteſtantiſchen Nebenbund zu ſtiften; und zugleich hoffte er dadurch, daß dem Kurfürſten die Aufgabe zufiele, Böhmen anzugreifen und zu beſetzen, deſſen Bruch mit dem Kaiſer entſcheidend und unverbeſſerlich zu machen.

Ueber Erfurt (das er zu ſeinem Hauptwaffenplatze machte), Königshofen und Schweinfurt zog Guſtav Adolf (2. October) bis Würzburg.

Ueberall legte er seine vorgeblichen Plane und Zwecke dar, und versprach den Katholiken, ihren kirchlichen Rechten auf keine Weise zu nahe zu treten, wogegen die Bürger, und nicht minder die Geistlichen und Mönche, geloben mußten, ihm nirgends zuwider, sondern in allen Dingen behilflich und gewärtig seyn zu wollen. In Würzburg, dessen Bischof sich entfernt hatte, stellte der König eine eigene Regierung an, und gewann allmälig Frankfurt (27. November), Mainz (23. December), Mannheim, Speyer, Worms, den größten Theil der Pfalz und fast den ganzen Elsaß. Nur in wenigen einzelnen Orten blieben spanische oder baierische Besatzungen. Auch in Hessen und Mecklenburg wurde gleichzeitig der Krieg mit großem Erfolge geführt, und mit manchem Fürsten, der bisher zu keinem Entschlusse hatte kommen können, ein vortheilhafter Vertrag geschlossen. In Mainz hielt Gustav Adolf förmlich Hof, und nahm hier die Aufwartung der protestantischen Fürsten an, die er durch Versprechungen aller Art, und oft sogar übereilter Natur, an seine Partei zu ketten suchte. Auch der unglückliche Pfalzgraf Friedrich erschien an des Königs Hoflager, und hoffte durch ihn wieder zu seinen verlorenen Ländern zu gelangen. Aber die Wiederherstellung der Pfalz paßte nicht zu des Schwedenkönigs Planen; daher zog er den vertriebenen Fürsten lange Zeit fruchtlos hin, und stellte ihm endlich so schwere Bedingungen, daß Friedrich ohne Trost und Hoffnung von ihm ging, welches selbstsüchtige und ungroßmüthige Verfahren gegen einen Fürsten, der zum Theile für dieselben Zwecke sich verblutet hatte, welche Gustav Adolf jetzt mit größerem Glücke verfolgte, gerechten Tadel eingeerntet hat.

Unterdessen vollführten die Sachsen ihren Zug gegen Böhmen. Der sächsische General Arnim wendete sich zuvörderst gegen die Lausitz. Dagegen drang der kaiserliche Oberst Götze, dessen Corps bis jetzt in Schlesien gestanden, bis Jüterbogk vor, nahm die von den Sachsen schwach besetzten Städte Guben, Dahme, Forste, Spremberg und Hoyerswerda, plünderte das Städtchen Schlieben, und wüstete in der Gegend von Herzberg; ja, eine fünf hundert Mann starke Abtheilung Kroaten ließ sich (20. September) sogar in der Gegend von Altdresden sehen, wurde aber durch Kanonen zurück gescheucht. Diese reißenden Fortschritte der kaiserlichen Armee wurden jedoch plötzlich durch einen ausdrücklichen Befehl des Kaisers: alle sächsischen Länder mit Krieg zu verschonen, gehemmt. Auf des Kurfürsten frühere Treue *rechnend, hoffte nämlich* der Kaiser noch immer, Denselben von dem Bunde

mit Schweden abzuziehen, und ließ daher durch Vermittlung des spanischen Gesandten zu Wien, Unterhandlungen wegen eines Separatfriedens anknüpfen. Johann Georg war jedoch damals zu tief in das schwedische Interesse verwickelt, und mußte, im Falle seines Rücktrittes, die Rache Gustav Adolf's zu sehr fürchten, um in diesem Augenblicke ähnlichen Anträgen Gehör geben zu dürfen; doch gab er seinen Wunsch nach einem allgemeinen Frieden zu erkennen. Die sächsische Armee rückte nun (22. October) in die Oberlausitz. Die Kaiserlichen waren hier an Zahl dem Gegner zu wenig gewachsen, um Widerstand leisten zu können, und zogen sich deshalb theils nach Böhmen, theils nach Schlesien zurück. Arnim folgte ihnen (25. October) nach Böhmen, eroberte und plünderte aus Religionshaß Schluckenau, und nahm Tetschen, Aussig und Leitmeritz, überfiel und plünderte Raudnitz, erschien am 11. November vor Prag, und schickte, da er erfuhr, daß die Regierung geflohen und die Stadt von Truppen entblößt sey, ein Schreiben an die drei Städte, worin er ihnen zusicherte: daß Jeder ungehindert bei seiner Religionsübung bleiben, und sogar für Aufhebung der Leibeigenschaft gesorgt werden solle. Der unerklärliche Mangel alles Widerstandes erregte anfänglich Arnim's Mißtrauen, um so mehr, da ihm die eilfertige Annäherung des Entsatzes aus Schlesien nicht unbekannt, und seine Armee sowohl ohne alle Belagerungswerkzeuge, wie überhaupt zu schwach, in Böhmen eingerückt war. Einen Hinterhalt befürchtend, verdoppelte er daher bei seinem Einzuge seine Wachsamkeit, nachdem er den Abgesandten der drei Städte Freiheit und Eigenthum ihrer Bewohner zugesichert hatte. Hierauf kam der Kurfürst von Sachsen nach Prag, und nahm die Huldigung seiner „Schutzbefohlenen," unter welchem Namen sich die Städte ergeben hatten, in Person ein. Graf Thurn, der, nebst vielen anderen böhmischen Vertriebenen, im Gefolge des Kurfürsten in sein Vaterland zurück gekehrt war, ließ die Häupter der 1621 Hingerichteten vom Altstädter Brückenthurme, wo sie noch immer, in eiserne Käfige eingeschlossen, herab starrten, wegnehmen, in einen mit Seide ausgeschlagenen Sarg legen, und feierlich in die, zu dem protestantischen Gottesdienste wieder eingerichtete Kathedralkirche am Tein bringen. Auch wurde ein protestantisches Consistorium eingerichtet, die Jesuiten aus der Stadt verwiesen. Thurn, und die übrigen Ausgewanderten, setzten sich wieder in den Besitz aller früher eingezogenen Häuser und Güter, welche sie großentheils in besserem Stande wiederfanden, als sie dieselben verlassen hatten.

Um das kaiſerliche Hilfscorps, welches Tiefenbach und Götze aus Schleſien nach Böhmen geführt hatten, und zu welchem noch einige Regimenter Tilly's aus der oberen Pfalz ſtießen, zu zerſtreuen, zog Arnim mit einem Theile ſeines Heeres aus Prag gegen daſſelbe. Die Kaiſerlichen unter Marradas griffen ihn zu Ende November bei Limburg an der Elbe heftig an, und warfen ſeine Kavallerie; doch Arnim brachte ſie wieder zum Stehen, und nöthigte ſeine Gegner zum Rückzuge gegen jenen Ort. Am 18. December wurde auch Eger durch ein Corps von ſieben hundert Sachſen erobert, und erhielt ſächſiſche Beſatzung unter dem Oberſten von Carlowitz. Der Einnahme Egers folgte nach und nach jene der meiſten bedeutenderen Orte Böhmens, ſo daß endlich nur Pilſen, Tabor, Budweis und noch einige kleinere Städte dem Kaiſer verblieben. Fortwährend fielen Gefechte zwiſchen Kaiſerlichen und Sachſen vor; beſonders die Kroaten ſtreiften kühn bis vor Prag und Eger, und die Sachſen liefen Gefahr, durch Verhaue und vorgeſchobene Corps von ihrem eigenen Lande abgeſchnitten zu werden.

Während Guſtav Adolf's Glück ſeine Anhänger blendete und ſeine Gegner ſchreckte, lief der Kaiſer Gefahr, von ſeinem mächtigſten Bundesgenoſſen, welchen er groß und einflußreich gemacht und zu deſſen Gunſten er manche Verantwortung auf ſich genommen, von welchem er alſo ein unverbrüchliches Recht der Dankbarkeit anzuſprechen hatte, — wenn nicht verrathen, doch preisgegeben zu werden. Der Kurfürſt Maximilian von Baiern, deſſen Erhebung auf Koſten der Pfalz theils den wirklichen Grund, theils den Vorwand des Krieges gegen den Kaiſer herlieh, hatte, wie ein Zufall entdeckte, untreu und undankbar zugleich, einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich abgeſchloſſen, und ſtand im Begriffe, einen ähnlichen mit Schweden einzugehen *). Die Fäden dieſer Intriguen, zu deren Vereitelung der Kaiſer jetzt ſeinen ganzen Einfluß aufbieten mußte, hielt der Lenker des franzöſiſchen Staatsſchiffes, der ſchlaue Kardinal Richelieu, in der Hand. Anfangs ſchwankte Derſelbe zwiſchen folgenden vier Entwürfen: entweder er wollte, mit Schweden verbündet, Oeſterreich ernſthaft bekriegen; oder, im Frieden mit Oeſterreich und Spanien, mit ganzer Macht die Schweden und Proteſtanten angreifen; oder die Neutralität wenigſtens für die geiſtlichen Kurfürſten auswirken, ſonſt aber den Krieg ohne weitere Theilnahme gehen

*) Das Nähere hierüber bei Mailáth a. a. O. Seite 269 u. f.

lassen, und nur zur Sicherung für alle Fälle Soldaten an der Gränze aufstellen; oder endlich das Elsaß, Breisach und andere Rheinübergänge mit oder ohne die Schweden wegnehmen und dann abwarten, was weiter zu thun sey. — Der erste Vorschlag wurde verworfen aus Furcht vor schwedischer und protestantischer Uebermacht, und vor den heftigen Vorwürfen aller Katholiken. Dem zweiten stand entgegen, daß das, in Frankreichs Augen bereits zu mächtige Haus Oesterreich daraus den besten Gewinn ziehe, oder sich gar mit Schweden aussöhnen und gegen Frankreich wenden könne. Der dritte gab alle katholischen Fürsten preis, und brachte wenig Ehre; der vierte schloß eigentlich einen Krieg gegen Oesterreich in sich, und zeigte die Gefahr, allein auf dem Schauplatze zu bleiben. Einer näheren Theilnahme am Kriege stand überhaupt entgegen: die Abneigung und schwache Gesundheit des Königs von Frankreich, Geldnoth, Gefahr innerer Unruhen, Mangel an großen Feldherren u. s. w. Richelieu beschloß deshalb, einen Mittelweg zwischen dem dritten und vierten Vorschlage zu ergreifen, d. h. er wollte die Neutralität fördern, Gustav Adolf vom Elsasse und dem Rheine weglenken, die katholischen und protestantischen Fürsten einigen, damit sie nöthigenfalls Oesterreich und Schweden gleichmäßig zügeln könnten u. s. w. *).

Mittlerweile hat Mainz allgemeine Friedensunterhandlungen zwischen Oesterreich und Schweden eingeleitet. Gustav Adolf forderte Aufhebung des Restitutionsedictes, aller Orten freie Uebung der verschiedenen Bekenntnisse, Herstellung Böhmens, Mährens und Schlesiens, wie auch des Pfalzgrafen, in den vorigen Stand, Rückberufung der Verbannten, und Zulassung der Protestanten zu allen geistlichen Stellen. Als der Kaiser diese Bedingungen verwarf, suchte Richelieu alles Ernstes eine Aussöhnung zwischen Gustav Adolf und der Liga zu Stande zu bringen. Letztere sollte, so verlangte der König, alle seit 1618 weggenommenen Güter heraus geben, ihre Mannschaft auf zwei tausend Mann verringern, aus allen protestantischen Ländern hinweg ziehen, und den Durchmarsch keinem Theile oder beiden bewilligen. Die Niederpfalz, Trier und Köln wolle er räumen, Bamberg aber und Speyer behalten, und den Streit zwischen Baiern und Pfalz unter französischer und englischer Vermittlung enden. Der französische Gesandte Charnacé weissagte dem Kurfürsten von Baiern Ehre und Ruhm, wenn er gerüstet und ent-

*) Raumer: „Gesch. Europa's," III. 532.

scheidend zwischen die Parteien träte; und für die Neutralität der Liga führten nicht Wenige an, daß Gustav Adolf sich alsdann nicht durch Eroberung anderer Länder verstärken könne und der gefürchtete Friedländer, welcher, wie wir sogleich sehen werden, unterdessen den weggelegten Feldherrnstab wieder ergriffen hatte, nicht die österreichischen Erbstaaten überschreiten dürfe. Andererseits fürchtete Maximilian: Oesterreich, welches lebhaft der Neutralität widersprach, werde, wenn es siege, den Abfall strafen, oder, wenn es unterliege, werde den übrigen katholischen Fürsten keine Sicherheit des Daseyns bleiben, und auf jeden Fall die Entscheidung nicht in seine und der Liga Hände, sondern in die der Franzosen kommen. Deshalb wollte Maximilian in den Verträgen mit Frankreich und Schweden seine Pflicht gegen Kaiser und Reich vorbehalten, was Gustav Adolf's Mißtrauen erweckte und Zögerungen herbei führte, während der Krieg mit neuer Kraft ausbrach und die Lage der Dinge veränderte.

Des Kurfürsten Maximilian bei dieser Gelegenheit kundgegebener Wankelmuth mußte den Kaiser belehren, daß sein hochherziges Vertrauen zu dem Freunde und Bundesgenossen doch einiges Rückhalts bedürfe, und daß ihm wieder eine selbständigere Stellung nöthig sey. Dazu kam, daß die Glorie der Unbesiegbarkeit von Tilly gewichen, und das Heer sein freudiges Vertrauen zu dem gealterten und krafterschöpften Feldherrn verloren hatte. Alles erinnerte daran, um wie Vieles mächtiger und gefürchteter der Kaiser dagestanden, als der Friedländer mit dem selbstgeschaffenen Heere nicht nur die Feinde geschreckt und zurück gebannt, sondern auch der Selbstüberhebung der Bundesgenossen, namentlich Baierns und der Liga, heilsame Schranken gezogen, ihre Treue durch Siege bestärkt und nöthigenfalls erzwungen hatte. Nicht nur das Heer, auch die Generale des Kaisers sprachen laut ihren Wunsch nach Waldstein's Wiederkehr aus. Waldstein, seit seiner Entlassung in stolzer Ruhe auf seinen weitläufigen Besitzungen lebend, dort eifrig wirkend und gestaltend, und seinen schöpferischen Geist im Befehlen und Verwalten übend, schien ein gleichgiltiger Zeuge der äußeren Vorgänge zu seyn. Aber im Stillen folgte er ihnen mit scharfem Blicke, und überzeugt, daß jeder Tag ihn unentbehrlicher mache, ließ er, ohne eigenes Zuthun, die Umstände für sich wirken, der Stunde harrend, die ihn wieder erheben müsse. Zwar gab es am kaiserlichen Hofe eine nicht einflußlose Partei, welche, theils in Erinnerung der Ausschweifungen des früheren

Waldstein'schen Heeres, theils aus Mißtrauen gegen seine Macht, theils aus Anhänglichkeit an Baiern, dessen Einfluß durch Waldstein's Wiedererhebung nothwendig zusammen schwinden mußte, ihm entgegen war. Aber der Drang des Augenblicks war mächtiger, als sie. Zudem stand eine andere, nicht minder bedeutsame Partei des Hofes, vornehmlich der Fürst Eggenberg und der Hofkriegsrath Hermann von Questenberg, offen für Waldstein. Diese suchten zuerst durch Briefe an den Friedländer dessen Gesinnungen zu erfahren, und seine etwaige Bitterkeit wegen der früheren Entlassung zu begütigen; Questenberg führte ihm wiederholt zu Gemüthe, daß der Kaiser sich nach ihm sehne. Endlich war auch zwischen dem Kaiser selbst und Waldstein ein Briefwechsel im Gange, und Letzterer unterzog sich, auf seines Monarchen Wunsch, diplomatischen Unterhandlungen mit Dänemark Behufs einer Diversion gegen Schweden, und mit dem ihm befreundeten Arnim, durch dessen Vermittlung man den Kurfürsten von Sachsen zu einem Separatfrieden zu bewegen hoffte. Die Uebernahme dieses Geschäfts hob Waldstein's Ansehen wieder merklich, und der Kaiser that nun (im October 1631) unmittelbare Schritte, um Waldstein zu vermögen, sich auch dem Commando wieder zu unterziehen. In dieser Absicht wurde Questenberg an Waldstein geschickt, der jedoch, wahrscheinlich um die ihm beliebigen Bedingungen zu erzwingen, ausweichend antwortete und sein Podagra zum Vorwande nahm. Der Kaiser lud ihn nun in einem verbindlichen Schreiben zu sich, worauf Waldstein antwortete, daß er zu Znaim des Kaisers Befehle erwartete, gleichwohl aber einen vollen Monat zögerte, ehe er wirklich dorthin ging, und zwar weil er vernommen hatte, daß des Kaisers Sohn, König Ferdinand, im Commando über oder neben ihn gestellt werden sollte. Erst als der Kaiser diesen Plan hinsichtlich seines Sohnes aufgab, zeigte Waldstein sich willfähriger. Aber auch jetzt verstand er sich zu Nichts weiter, als dem Kaiser ein Heer von vierzig bis fünfzig tausend Mann zusammen zu bringen, und den Oberbefehl auf drei Monate zu übernehmen; zugleich lehnte er den Titel eines Generalissimus, so wie den Gehalt von hundert tausend Reichsthalern ab (24. December). Wie er versprochen, stand, durch den Ruf seines Namens und die Aussicht auf neue Siege und neue Beute hergezaubert, zu Ende März 1632 ein Heer von vierzig tausend Mann schlagfertig da; aber gleichzeitig nahm Waldstein die Miene an, das Commando, wie er sich bedungen, niederzulegen, wohl wissend, daß in diesem Falle das nur auf sein Ansehen hin gebildete

Heer sich sofort auflösen werde, und daß man daher Alles aufbieten müsse, ihn im Commando zu erhalten. Einige Zeitlang ließ er vergeblich mit sich unterhandeln; endlich gab er nach und übernahm (im April) den Oberbefehl, jedoch nicht anders, als unter folgenden Bedingungen: Waldstein ist Generalissimus des römischen Reichs, des Hauses Oesterreich und der Krone Spanien, mit unbeschränkter Gewalt. Der Kaiser und der König Ferdinand werden sich nicht bei dem Heere einfinden, und noch weniger es befehligen; nach Böhmens Wiedereroberung wird der Kaiser in Prag residiren. Die Confiscation im römischen Reiche, desgleichen der Salvus conductus und der Pardon hangen nur von ihm ab, ohne daß Kammergericht und Reichshofrath darüber zu entscheiden haben. Der Kaiser kann nur in Bezug auf Leben und Ehre, und auch da nicht ohne Waldstein's Genehmigung, in Bezug auf Land und Güter aber kann nur Waldstein pardoniren, weil, wie es hieß, bei des Kaisers Milde und Güte Nichts übrig bleiben würde, um Offiziere und Soldaten zu belohnen. Es sollen dem Herzoge von Friedland alle Mittel und Gelder zur Führung des Krieges gereicht werden, alle kaiserlichen Erbländer ihm und seiner Armee zum Rückzuge offen stehen. Bei'm künftigen Friedensschlusse wird man des Herzogs Rechte auf Mecklenburg wahrnehmen; als ordentliche Belohnung erhält Derselbe eine kaiserliche Versicherung auf ein österreichisches Erbland in bester Form; als außerordentliche das höchste Regal im römischen Reiche, also mit allen Rechten eines unmittelbaren Reichsfürsten.

Seit dem Antritte seines zweiten Generalats trachtete Waldstein zuvörderst dahin, die Sachsen wieder aus Böhmen zu vertreiben. Mit seinem bei Znaim zusammen gezogenen Heere rückte er daher noch vor Ende Aprils nach Böhmen, bemächtigte sich verschiedener, von den Sachsen besetzter Plätze, und ließ dem Kurfürsten Johann Georg melden, daß er wegen eines Friedens unbeschränkte Vollmacht habe. Der Kurfürst schickte Arnim an ihn ab; doch die Unterhandlung zielte, wie immer, auf einen Separatfrieden, den Jener, aus Rücksicht für Schweden, nicht eingehen wollte. Waldstein, seinerseits nun ebenfalls aller Rücksichten enthoben, rückte vor Prag, erschien am 4. Mai auf dem weißen Berge, ließ mit zwanzig Kanonen Bresche schießen, und einen harten Sturm beginnen. Die schwache sächsische Besatzung zog sich in den Hradschin zurück, und capitulirte gegen freien Abzug, nachdem sie zwei und zwanzig Fahnen und alles Geschütz nebst Waffen abgeliefert hatte.

Außer dem Leitmeritzer Paſſe, welchen Arnim mit dem Gros ſeiner Armee beſetzt hielt, hatten die Sachſen auf dieſer Seite von Böhmen Nichts weiter inne. In dieſer Abſicht, das feindliche Heer nach und nach abzuſperren, leitete Waldſtein neue Friedensunterhandlungen ein, und ſchickte ſeine Schreiben meiſt durch als Trompeter verkleidete Offiziere, welche die ſächſiſche Armee genau in Augenſchein nehmen und deren Abſichten erforſchen mußten, in das ſächſiſche Lager, während er mehre Corps gegen Auſſig und Brix hinziehen ließ, und auf ſolche Weiſe Arnim unvermerkt umzingelte. Dieſer entzog ſich jedoch der, von ihm faſt zu ſpät wahrgenommenen Gefahr durch eine Liſt. Waldſtein aber hielt es jetzt für gerathener, die Sachſen ziehen zu laſſen, ſich nach Eger, welches nebſt Elnbogen noch von den Feinden beſetzt war, zu wenden, und ſich hier mit dem, über Waiden und Türſchenreuth heran ziehenden Kurfürſten von Baiern zu vereinigen, was auch nach der Beſitznahme beider Orte geſchah.

Nachdem Guſtav Adolf den Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar in Erfurt gelaſſen hatte, um hier ſofort ein Corps von zehn tauſend Mann zu bilden, ging er über Ilmenau und Schleuſingen nach Königshofen, einem Beſitzthume des Biſchofs von Würzburg, das ſich ihm mit ſeinen großen Vorräthen ohne Widerſtand ergab, und kam am 4. October 1631 über Schweinfurt in Würzburg an. Auch dieſer Platz gerieth nach einem heftigen Angriffe mit vielen Vorräthen und bedeutenden Schätzen in die Gewalt der Schweden, welche hier gräulich hauſ'ten und plünderten. Von hier aus unterwarf ſich der König binnen drei Monaten ganz Franken, gründete neue Regimenter, und bewirkte ſowohl durch ſeine Nähe, als durch ſeine Unterhandlungen, daß ſich Nürnberg, und ſpäter auch Ulm und Straßburg, für die Proteſtanten erklärten. Die ſchwediſchen Soldaten, vorher dem bitterſten Mangel preisgegeben, fanden in Franken Reichthum und Ueberfluß; nach der Einnahme von Würzburg hatte faſt Jeder von ihnen einen neuen Rock; im Lager zahlte man für eine Kuh einen Thaler, einige Stüber für ein Schaf.

Tilly war unterdeſſen, nachdem er des Königs Marſch nach Erfurt erfahren, von Ahlefeld aufgebrochen, hatte ſich über Hörter, Borgholz und Warburg nach Fritzlar gezogen, wo er ſich mit Altringer und Fugger vereinigte, und war dann über Fulda nach Aſchaffenburg gegangen, das er in der Mitte Octobers erreichte. Hier vereinigte er ſich mit dem Herzoge von Lothringen, der jedoch vorher ſchon zwiſchen Biſchofſtein und Mariathal mit

den Schweden zuſammen getroffen war und einen Verluſt von vier tauſend Mann erlitten hatte. Tilly marſchirte darauf nach Miltenberg, um von hier aus wenigſtens das Ausbreiten der Schweden auf dem linken Ufer der Tauber zu verhüten. Das Glück hatte dem greiſen Feldherrn den Rücken gewendet. Bei Miltenberg verlor er in einem Hinterhalte einige tauſend Mann; ein andermal wurden vier Regimenter überfallen und größtentheils aus einander geſprengt. Als der König ſich jedoch hierauf nach Würzburg zurück begab, nahm Tilly Rothenburg, ging dann nach Winzheim, und bemächtigte ſich Ochſenfurts (1. November). Hierauf war Tilly in den Stand geſetzt, Baiern zu decken, ſich nöthigenfalls dahin zurück zu ziehen, und zugleich in Verbindung mit den Biſchöfen von Bamberg und Eichſtädt zu treten, welche, ſo lange ſie vom Könige Etwas zu fürchten, Nichts gegen Denſelben zu unternehmen wagten, nun aber Tilly ſofort unterſtützten und ihm jede Hilfsleiſtung zukommen ließen. Zu gleicher Zeit ſammelte der Kurfürſt von Baiern in Perſon eine Armee auf dem rechten Donauufer, welche er vorzugsweiſe zur Vertheidigung ſeiner Staaten beſtimmt, und die er auf zwanzig tauſend Mann bringen wollte, während er allen ſeinen Städten aufgab, ſich zu verproviantiren und auf's Aeußerſte zu vertheidigen.

Statt dieſen noch im Entſtehen begriffenen Truppen mit vereinten Kräften entgegen zu rücken, ſchlug Guſtav Adolf eine ganz andere Straße ein. Er ließ durch ſeinen Oberſten Haubold (1. November) Hanau überfallen und wegnehmen, ging auf dem linken Mainufer hinunter; und während auf dem rechten ein angemeſſenes Detachement in gleicher Richtung ziehen mußte, ſchiffte er ſeine Artillerie wie ſeine Vorräthe auf dem Fluſſe ſelbſt ein. Seine Unternehmung, obgleich abenteuerlich und nach keinem feſten Plane angelegt, hatte doch raſchen und guten Erfolg. Viele Städte am Main, unter ihnen auch Frankfurt, öffneten ihm die Thore, und die Beſatzungen traten größtentheils in ſchwediſche Dienſte. Am 18. rückte er gegen Mainz vor. Auf dem Wege dahin, zu Höchſt, ſtieß der Landgraf von Heſſen mit etwa vierzehn tauſend Mann zu ihm. Die Diverſion, welche Tilly unterdeſſen gegen Nürnberg zu beabſichtigen ſchien, zog den König von weiterer Verfolgung ſeiner Entwürfe ab. Das Glück erklärte ſich überall auffallend für ihn. Wohin er ſich wendete, öffneten ſich ihm die Städte, fielen ihm die Garniſonen zu, ohne jedoch ſein Heer dadurch weſentlich ſtärker, und ſeine Lage beſſer zu machen. Durch den Zulauf der vielen fremden Soldaten ward

vielmehr ſeine Armee täglich ſchlechter; auch gerieth der König, in dieſem reichen Prieſterlande, wie er es nannte, in die größte Noth. Abgeſehen davon, daß er ſeine Soldaten mit Aſſignationen auf ſechs Monate bezahlen laſſen mußte, ſah er ſich ſogar genöthigt, ſchlechtes Geld zu ſchlagen, und dem Kupfergelde in Schweden gewaltſam einen hohen Werth zu ſchaffen. Bis Heidelberg hin unterwarf ſich Alles dem Könige. Dann ging er bei Gernsheim über den Rhein, nachdem er am 6. December perſönlich und nur von vier Leuten begleitet das jenſeitige Ufer recognoscirt hatte, und nahm, nach Ueberwindung eines Trupps Spanier, Oppenheim ein. Mainz wurde dann eingeſchloſſen und ergab ſich bereits am 13.; von der dritthalb tauſend Mann ſtarken Garniſon nahm der größere Theil gleichfalls ſchwediſche Dienſte. Der König ließ darauf die noch heute in ihren Umriſſen vorhandene Guſtavsburg am Einfluſſe des Mains in den Rhein aufwerfen, und ſetzte Mainz ſo viel wie möglich in Vertheidigungsſtand. Der Schrecken oder die Ueberraſchung, welche die Einnahme eines ſo wichtigen Platzes verurſachte, erſtreckte ſich bis Straßburg, indem alle Städte im Rheinthale, mit Ausnahme Kreuznachs und Frankenthals, ſich den Schweden ergaben. Hiermit endete der Feldzug von 1631, in welchem der König methodiſch bis an den Thüringerwald, dann bis Würzburg mit ziemlicher Vorſicht, und endlich faſt unbekümmert um Alles, was ſich im Rücken und auf den Flanken ereignen könnte, bis an den Rhein vorgedrungen war. Wie glänzend dies ſich auch ausnahm, ſo gewährte es dem Könige doch eben ſo wenig Nutzen, als der Sache, für welche er angeblich ſtritt *).

Nachdem ſich Guſtav Adolf durch den Rheingrafen des ganzen Hundsrücks, durch den Landgrafen von Heſſen des Landes zwiſchen der Nahe, dem Rhein und Main, ja endlich noch Mannheims durch Liſt bemächtigt, und ſomit ſich am Mittelrhein und in der Wetterau feſtgeſetzt hatte, glaubte er ſeine Aufmerkſamkeit wieder Franken zuwenden zu müſſen, wo Tilly dem dort zurück gelaſſenen General Horn (28. Februar 1632) einen empfindlichen Verluſt beigebracht hatte, und wohin ihn außerdem auch andere Verhältniſſe riefen. Zu dieſem Zwecke vereinigte ſich der König wieder mit Banér, der einſtweilen die Einnahme Magdeburgs betrieben, und mit dem in Thüringen zurück gebliebenen Herzog Wilhelm von Weimar, ſo wie mit Horn, und hatte auf

*) Brandt a. a. O. S. 221.

dieſe Art wieder zwei und dreißig tauſend Mann in Franken beiſammen. Der Landgraf von Heſſen ſollte ſein Land ſelbſt decken, und im Vereine mit dem Biſchof von Bremen, dem Herzoge von Lüneburg und dem ſchwediſchen General Tott, der nach Mecklenburgs gänzlicher Unterwerfung wieder zur Verfügung ſtand, Pappenheim aus Norddeutſchland vertreiben, der dort ſeit einiger Zeit mit Erfolg gefochten.

Nach einigen Bewegungen der ſchwediſchen Armee, wozu ſie Tilly's Demonſtrationen auf Nürnberg bewogen, wendete ſich der König gleichfalls dorthin und zog in der dortigen Umgegend an fünf und zwanzig tauſend Mann zuſammen. Am 21. März wurde er in Nürnberg, wo man von ihm Herſtellung der Religionsfreiheit erwartete, mit großen Ehren und Geſchenken empfangen. Die Worte, welche er ſchon früher den Abgeſandten dieſer Stadt geſagt, bezeichneten ſeine Plane auf Herrſchaft und gänzliche Umwälzung in Deutſchland. „Seinen Freunden“ — ſo hatte er geäußert — wolle er Nichts nehmen; auch für das ihnen Gewonnene begehre er Nichts, als ihre Dankbarkeit. Was er aber von Feinden erobert, ſonderlich an geiſtlichen Landen, gedenke er zu behalten. Der proteſtantiſche Bund müſſe ſich von dem katholiſchen ſondern, und ſich mit einem geeigneten Oberhaupt verſehen, namentlich für den Krieg; denn jetzt ſey Alles zerſtreut und locker. Mit einigen Monaten Sold, wie ein hergelaufener Soldat, könne er ſich nicht abfinden laſſen, und nach Völkerrecht komme ihm, wie Grotius lehre, Land zu, obſchon er deſſen genug habe, und wenn er Etwas zurück ſtelle, ſo könne er doch das Recht der Oberherrlichkeit anſprechen, welches vorher der Kaiſer gehabt. Das alte Reichsverhältniß tauge nicht mehr (genau die Sprache, welche hundert vier und ſiebzig Jahre ſpäter ein anderer ſogenannter Befreier Deutſchlands, zur Zeit der Stiftung des Rheinbundes, führte); die italieniſchen Fürſten genöſſen größere Freiheiten, als die deutſchen ꝛc. Andererſeits gaben Guſtav Adolf's Räthe zu verſtehen: im Falle er zum Kaiſer gewählt werden ſollte, dürfte er die gewöhnliche Capitulation ſchwerlich annehmen; Andeutungen, welche ſelbſt bei den Proteſtanten Beſorgniſſe erwecken mußten, bald aber im Geklirre der Waffen verhallten.

Tilly zog ſich nach Baiern zurück, wohin Guſtav Adolf ihm auf dem Fuße folgte. Nachdem Dieſer Donauwerth mit unbedeutendem Verluſte genommen, ging er auf das ſüdliche Donauufer über, um hier den, vor ihm ſich zurück ziehenden Gegner wo möglich zur Schlacht zu bewegen. Tilly

aber hatte bereits den Lech überschritten, und diesen, von dem Landvolke unterstützt, in seiner ganzen Ausdehnung bis Augsburg hin besetzt, sich dieses Ortes selbst bemächtigt und alle Brücken abbrechen lassen. Ehe Gustav Adolf Etwas gegen Tilly unternahm, entsendete er den General Horn mit einigen Regimentern nach Schwaben, worauf Letzterer sich aller Orte bis Ulm, und sogar dieses Platzes selbst, bemeisterte; die meisten derselben waren schon früher von den ligistischen Truppen freiwillig geräumt worden. Hiermit in Richtigkeit, warf sich der König am 15. April auf Tilly's Stellung bei Rain (Thierhaupten), und vollbrachte diesen berühmt gewordenen Uebergang unter dem Schutze von zwei und siebzig Geschützen, die es ihm möglich machten, eine Bockbrücke zu Stande zu bringen. Drei hundert Finnen, welche zuerst übergingen, warfen sogleich eine Art Brückenkopf auf. Zugleich setzte ein Theil seiner Kavallerie oberhalb der Brücke durch eine Furt über den Fluß. So wie Tilly dies gewahrte, brach er aus seiner durch einen Wald gedeckten Stellung hervor, und glaubte so die bereits Uebergegangenen schlagen zu können, bevor noch die Hauptkräfte selbst nachgekommen seyn würden. Vergebens; für Tilly hatte das Schicksal keine Siege mehr übrig. Während er im heftigsten Geschützfeuer seine Anordnungen traf, zerschmetterte ihm eine Falkonetkugel den Schenkel. Mit seinem Falle schwand jeder Widerstand. Der Kurfürst Maximilian selbst brach, von dem Kleinmuthe seiner Generale angesteckt, noch in der nämlichen Nacht sein Lager ab, und verließ seine überaus gesicherte Stellung. Der Rückzug der Baiern ging gegen Ingolstadt. Der schwerverwundete Tilly, welcher mit heldenmüthiger Fassung die größten Schmerzen erduldete, wurde in einer Sänfte mitgetragen. Fünfzehn Tage lebte er noch. Auf seinem Sterbebette ertheilte er noch die nöthigen Weisungen, um den andrängenden Schweden Widerstand zu leisten, und kurz vor seinem Tode soll er den Kurfürsten Maximilian beschworen haben, sich schleunigst des wichtigen Punktes Regensburg zu versichern.

Am 30. April starb, drei und siebzig Jahre alt, Johann Tserclaes Graf von Tilly, vielleicht der größte Feldherr seiner Zeit, und erst als Greis, bei gesunkener Kraft, von der Jugend, dem Genie und der überraschend neuen Taktik Gustav Adolf's überflügelt. Religiös bis zum Fanatismus, streng, wo es galt, und im Kriege nicht aus Neigung, sondern aus Nothwendigkeit schonungslos, entbehrte er doch nicht der milden und sanfteren Seiten; Verstellung und Heuchelei war ihm fremd. Er war von unansehn-

licher Gestalt; sein Antlitz streng, sein Blick scharf und stechend. Einfach in seinem Aeußeren, die Feldherrnwürde mehr durch That und Wort, als durch Anstand vertretend, hatte er geringe Bedürfnisse. Unerbittlich gegen sich, war er es auch gegen Andere, sobald es die Pflicht erheischte; aber obgleich er eiserne Mannszucht hielt, war er doch der Abgott seiner Soldaten. Vermält war er nie, und bis zur Schlacht bei Breitenfeld durfte er mit Recht sich rühmen: nie trunken gewesen zu seyn, nie ein Weib berührt und nie eine Schlacht verloren zu haben. Die Gruft zu Altötting, jener berühmte Gnadenort, wohin Tilly während seines Lebens mehre Stiftungen und Schenkungen gemacht, in deren Folge noch heutzutage jeden Morgen das feierliche Meßopfer am Muttergottes-Altare dargebracht wird, umschließt die Asche des alten Helden.

Gustav Adolf verfolgte seinen Gegner nicht, sondern begab sich nach Augsburg (25. April), stellte hier den Protestantismus her, und nahm von der Bürgerschaft einen Eid: sie wollten des Königs Nutzen und Bestes fördern, Schaden verhüten, überhaupt Alles thun und leisten, was Unterthanen ihrem natürlichen (!) Herrn und ihren Obrigkeiten schuldig wären. Als er später vor Ingolstadt erschien, fand er die Baiern unter ihrem Kurfürsten bereits verschanzt. Hier kam nochmals ein französischer Botschafter, St. Etienne, zu dem Könige, um, wo möglich, Neutralität für Baiern zu erwirken. Gustav Adolf zeigte sich sehr argwöhnisch gegen den Kurfürsten Maximilian, und verlangte: Derselbe solle, wenn er geschont seyn wolle, die Waffen niederlegen und binnen drei Jahren nicht wider ihn erheben, des Königs Freunden das ihnen Abgenommene zurück stellen, und ihm den Paß von Ingolstadt öffnen, damit er seine Feinde verfolgen könne; Forderungen, die natürlich abgeschlagen wurden. Eine Belagerung von Ingolstadt, welche Gustav Adolf unternahm, hatte keinen Erfolg. Als der Kurfürst dann aufbrach und sich gegen Regensburg wendete, dessen er sich durch einen meisterhaft eingeleiteten Ueberfall bemächtigte, zog der König einige Tage später in südöstlicher Richtung fort, überschritt die Isar, und rückte den 17. Mai in München ein, das er schonend behandelte, doch eine ansehnliche Kriegssteuer erhob und, außer anderem Materiale, hundert und vierzig heimlich vergrabene und wieder entdeckte Kanonen in Beschlag nahm. Doch brach während der zwei Monate (Mai und Juni), welche der König hier zubrachte, auf dem platten Lande in Baiern ein wüthender Bauernaufstand gegen die Schweden

aus, der, durch kühne Parteigänger genährt, ſich nach Franken und dem Oberrhein verbreitete. Alle Schweden, deren die bewaffneten Bauern habhaft wurden, ſelbſt die Schutzwächter (Sauvegarden), mißhandelten und verſtümmelten ſie auf das Grauſamſte. Daran reihten ſich nun harte Strafen; viele Dörfer wurden niedergebrannt, Unſchuldige mit den Schuldigen in's Elend geſtürzt, und von jedem Theile dem anderen der Anfang des Uebels und das Uebermaß der Rache vorgeworfen. Zugleich bedrohte der Oberſt Oſſa aus Schwaben her den König dergeſtalt, daß ſich Dieſer ſelbſt genöthigt ſah, gegen ihn zu marſchiren. Doch nun drangen plötzlich die Baiern wieder gegen München und Weiſſenburg vor. Dies veranlaßte den König, dem Herzoge Wilhelm von Weimar den Befehl auf dem rechten Donauufer zu laſſen, und ſich mit dem Gros der Armee ſofort gegen Donauwörth in Bewegung zu ſetzen. Doch was er hierdurch zu bewirken ſtrebte: die Vereinigung der Baiern mit dem heranrückenden Herzoge von Friedland zu hintertreiben und, wo möglich, den Kurfürſten noch zuvor zu ſchlagen, wurde gänzlich verfehlt. Die Kavallerie Waldſtein's, der, nachdem er etwa acht tauſend Mann in Böhmen zurückgelaſſen, über Eger in die Oberpfalz eingedrungen war, nahm den Kurfürſten auf dem Marſche nach Weiden auf, während der König Sulzbach und Amberg nahm.

Die beiden vereinten kaiſerlich-baieriſchen Armeen zählten jetzt ſechzig tauſend Mann; eine Macht, welcher der König durchaus nicht gewachſen war. Für Sachſen fürchtend, entſendete Derſelbe zuvörderſt vier tauſend Mann dorthin, und bezog dann mit den ihm übrig gebliebenen ſechzehn tauſend Mann (17. Juni) ein feſtes Lager bei Nürnberg. Waldſtein marſchirte von Sulzbach nach Neumarkt, muſterte hier ſein Heer, und erſchien gleichfalls vor Nürnberg, wo er ſich ſüdöſtlich von der Stadt, etwa eine Stunde vom ſchwediſchen Lager, ſtark verſchanzte (30. Juni). Beide Heere blieben, ohne daß etwas Entſcheidendes geſchah, bis Mitte Auguſts in ihren Lagern einander gegenüber ſtehen, und litten gleichmäßig durch Hunger, Krankheiten und Mangel. Am 6. Auguſt führten jedoch Oxenſtierna, Banér, Bernhard von Weimar u. A. dem Könige ſo beträchtliche Verſtärkungen zu, daß er, ohne auf die Warnungen ſeiner Generale zu hören, am 24. Auguſt das befeſtigte Lager ſeiner Gegner anzugreifen beſchloß. Ein zehnſtündiger Sturm, wo die Schweden mit außerordentlichem Muthe vordrangen, die Kaiſerlichen mit gleicher Tapferkeit widerſtanden, und beide Theile bedeu-

tenden Verluſt erlitten, führte nicht zur Entſcheidung. Den Herzogen von Friedland und Weimar wurden Pferde unter dem Leibe, dem Könige ein Theil der Sohle ſeines Stiefels weggeſchoſſen. Nach einem Aufenthalte von acht Wochen und fünf Tagen, und etwa einem Verluſte von neunzehn tauſend Mann — mehr, als Guſtav Adolf einſt nach Deutſchland geführt hatte — und, was am verhängnißvollſten, mit dem Verluſte des Glaubens an ſeine Unbeſiegbarkeit, räumte der König endlich (15. September) ſein Lager, und zog nach Neuſtadt an der Aiſch. Er war, wie Schiller treffend ſagt, hier zum erſten Male in Deutſchland beſiegt worden, weil er nicht geſiegt hatte. — Der Herzog von Friedland blieb, weil er in des Königs Marſch nur eine Kriegsliſt ſah, unbeweglich ſtehen. Auch er hatte fünfzehn tauſend Mann durch Schwert und Hunger eingebüßt; aber ihm war der Ruhm geblieben, der Erſte unter den deutſchen Feldherren geweſen zu ſeyn, der, obwohl nicht Sieger, doch unüberwunden aus dem Kampfe mit dem Unüberwindlichen hervor ging. Während er ſtarke Detaſchements nach Sachſen entſendete, nahm er ſpäter ſelbſt eine Stellung bei Forchheim, zog hier viele zerſtreute Garniſonen an ſich, und beobachtete den König.

Guſtav Adolf, wahrnehmend, daß für Nürnberg Nichts mehr zu fürchten, ſchickte Abtheilungen nach dem Main und nach Baiern, und ging mit dem Heere ſelbſt nach Dünkelsbühl, ſpäter über die Donau. Waldſtein war unterdeſſen nach Bamberg gezogen, von wo der Kurfürſt von Baiern mit ſeiner Armee nach ſeinen Staaten eilte. Der König unternahm ſpäter ſogar eine Belagerung von Ingolſtadt, angeblich um den Krieg im ſüdlichen Deutſchland fortzuführen und nachmals auf Wien zu rücken. Da aber der erfahrene Waldſtein ſich hierdurch nicht täuſchen ließ, ſich im Gegentheile Koburgs bemächtigte und dann über Kronach und Plauen durch das Voigtland in Kurſachſen eindrang, ſo glaubte der König, zu ſeiner Rückkehr dahin keine Zeit verlieren zu dürfen. Oxenſtierna's Rath, den (weiterhin geſchilderten) Aufſtand der Bauern in Oberöſterreich zu benutzen, und raſch durch die Erbländer auf Wien vorzudringen, mußte der Pflicht für des Königs Bundesgenoſſen weichen.

Nachdem ſich die Schweden bei Schweinfurt geſammelt, begannen ſie den Rückzug und gelangten durch den Thüringerwald nach Arnſtadt, wo der Herzog Bernhard von Weimar ſich wieder mit dem Könige vereinigte. Letzterer ließ gleichzeitig Abgeordnete der vier oberen Kreiſe in Ulm verſam-

meln, um eine allgemeine und gründliche Verbindung zu Stande zu bringen, und ſchloß einen Vertrag mit Friedrich von der Pfalz, nach welchem Dieſer in ſeine Lande hergeſtellt werden, aber den Schweden die Leitung des Krieges und der Werbungen in der Pfalz, und bis zum Frieden einige Orte zur Beſetzung überlaſſen ſollte. Der Drang der kriegeriſchen Ereigniſſe unterbrach dieſe und ähnliche Verhandlungen.

Waldſtein hatte bisher den Kurfürſten von Sachſen nach Möglichkeit geſchont, immer hoffend, Denſelben von der ſchwediſchen Partei abzuziehen und zu einem Separatfrieden zu bewegen. Da der Kurfürſt jedoch ſich nicht dazu entſchließen wollte, ſondern ſeine Armee auf's Neue vollſtändig machte, und zur inneren Landesvertheidigung ſeine Defenſionen verſtärkte, ſo wendete Waldſtein jetzt die Waffen gegen ihn. Auch von Schleſien aus fielen einige Tauſend Kaiſerliche in die Lauſitz ein, und bemächtigten ſich der Städte Lübben, Görlitz und Zittau. Während Johann Georg auf dieſe Nachricht einen Theil ſeiner Truppen nach der Lauſitz abgeſchickt hatte, ſendete Waldſtein den Feldmarſchall Heinrich Holck, einen geborenen Dänen und ſtrengen, oft barbariſchen Krieger, mit ſechs tauſend Mann ab, um die von den Sachſen neuerdings beſetzten böhmiſchen Städte Eger und Kaden zu entſetzen, zugleich auch den Oberſten Korpiz mit einem Regimente Kroaten in's Erzgebirge, das Hauptcorps aber nach dem Voigtlande, und von da, als ein zweites Corps unter Gallas einbrach und Zwickau eroberte, in's Gebirge bis Schneeberg. Auch drangen die Kroaten über Altenberg herein, ſtreiften bei Freiberg vorbei auf Oederan und Chemnitz, ſo wie bis Korbitz bei Dresden, in deſſen Nähe der Sammelplatz der kaiſerlichen Armee war. Der Herzog Johann Wilhelm von Weimar, der aus Böhmen zurück gekehrt war, wagte nicht, ſie zu verfolgen, ſondern blieb in Freiberg, und ſendete einen Theil ſeiner Truppen unter dem Hauptmann von Rabil zur Beſatzung nach Chemnitz ab. Schon am 10. Auguſt langte der Vortrab der Holck'ſchen Truppen unter dem Oberſten Iſaak von Brandenſtein von Schneeberg herauf vor Annabergs Thoren an, forderte Brandſchatzung, plünderte die Stadt, zog dann vor Marienberg, das er merkwürdigerweiſe verſchonte, und ging auf Oederan. Auch langte (17. Auguſt) Holck ſelbſt von Eger aus über Elnbogen und Neubeck vor Schneeberg an, wo ſeine Soldaten ſchrecklich hauſ'ten, und erſchien (20. Auguſt) vor dem zitternden Annaberg. Aber ein edler Zug von Dankbarkeit, der, um ſo verbürgter, da er von Gegnern aufgezeichnet

worden, zu Gunſten dieſes ſonſt harten Mannes nicht verſchwiegen werden darf, bewog Holck, die Stadt zu ſchonen. In früheren Jahren hatte er in Böhmen ſich mit dem Oberſten Bechmann bei'm Würfelſpiel veruneinigt. Es kam zu einem Zweikampfe, in welchem Bechmann getödtet wurde, Holck das linke Auge verlor. Schwer verwundet, wurde Letzterer auf das Schloß Prachatitz gebracht, und von der Beſitzerin desſelben, der verwitweten Gräfin Urſula von Haſſenſtein, menſchenfreundlich gepflegt. Später wendete ſich die Gräfin, als Proteſtantin auswandernd, nach Annaberg, wo ſie ſtarb. Ihre hinterlaſſene Tochter Sidonie wagte nun, als Holck drohend vor Annaberg rückte, ihn an jene von ihrer Mutter erhaltene Pflege und das Verſprechen ſeiner ewigen Dankbarkeit zu erinnern und um Schonung der Stadt zu bitten, was Holck gerührt gewährte*). Nach Einnahme von Chemnitz und Freiberg zog dann das Holck'ſche Corps über Zwickau nach Plauen, wo es ſich mit der Hauptarmee unter Waldſtein vereinigte. Gallas aber ging, nach Entwaffnung der Bürger und Zurücklaſſung einer Beſatzung in den eroberten Städten, über Frauenſtein, das er rein ausplünderte, nach Böhmen.

Während Meißen und beſonders das ſächſiſche Erzgebirge durch die unter Holck und Gallas voraus geſchickten Truppen ſchwer mitgenommen wurden, waren die Sachſen, mit Schweden und Brandenburgern vereinigt, durch die Lauſitz in Schleſien eingedrungen. Bei ihrem erſten Einfalle in die Lauſitz hatten ſie zuerſt Lübben erobert, mit Beſatzung verſehen, und ſich nach Bautzen gewendet. Doch ſchon am 24. Juni wurde Lübben von den Kaiſerlichen zurück erobert, die ſächſiſche Beſatzung theils niedergehauen, theils gefangen genommen, die Stadt geplündert und die Umgegend verheert. Als im folgenden Monate Arnim mit Uebermacht gegen Lübben zog, mußte die dortige kaiſerliche Beſatzung zwar nach Zittau zurück weichen, wurde aber hier von den Feinden vergeblich belagert. Arnim rückte nun bis Sagan, erſchien (16. Juli) vor Großglogau, das der kaiſerliche Oberſt Götze beſetzt hielt, nahm es, außer dem Dom und der Oberſchanze, in welche die Kaiſerlichen ſich zurück zogen, ohne Blutvergießen, und ließ die Stadt plündern. Nachdem endlich auch die Schanze und der Dom mit grobem

*) S. Textor: »Der Vernichtungszug des kaiſ. Feldherrn Holke (Holck) durch das ſächſiſche Erzgebirge 1632.« (Zwickau, 1829) S. 71 u. f.

Geschütze beschossen worden, unterhandelte die kaiserliche Besatzung, und erhielt freien Abzug. Hierauf wendete sich Arnim nach Schlesisch-Lübben (zwischen Großglogau und Liegnitz), brachte es, während ein anderes sächsisches Corps die Brückenschanze bei Steinau eroberte, in seine Gewalt, brach mit dem Reste seiner Armee nach Liegnitz auf, lagerte sich (30. Juli) bei Großbeck, und unterhandelte mit dem Herzoge wegen Oeffnung der Stadt. Der Herzog, zum Widerstande nicht gerüstet, erklärte sich für Sachsens Partei, sagte sich vom Kaiser los, und überließ den Sachsen Alles, was der Oberst Götze in Requisition gesetzt hatte. Willens, die in der Umgegend zerstreuten kaiserlichen Truppen zu überfallen, zog Arnim sich einstweilen nach Glogau zurück, um hier das Hilfscorps des schwedischen Generals Duval zu erwarten, und dann die bei Löwenberg versammelte kaiserliche Macht unter Maradas, Schaumburg, Mansfeld, Schaffgotsch, Ilow u. A. anzugreifen, welche Letztere ihm auf dem Fuße folgte, sich (8. August) der Stadt Steinau und der Brückenschanze bemächtigte, und im Anzuge auf Großglogau war. Das Hilfscorps unter Duval traf ein, noch ehe die Kaiserlichen von Steinau aufgebrochen waren, und nach einem zweitägigen Gefechte gegen den überlegenen Feind vermochten die Kaiserlichen sich in diesem Theile des Landes nicht mehr mit Sicherheit zu halten. Sie nahmen allmälig ihren Rückzug auf Breslau, und Arnim rückte ihnen nach. Der sächsische Oberst von Kalkstein nahm mit der Vorhut Neumarkt und Kant, während die Kaiserlichen (26. August) zwischen der Olau und Oder nahe bei Breslau ein Lager bezogen. Am 27. langte Arnim mit dem verbündeten Heere hier an, legte das Gepäck in die Vorstädte der deutschen Seite, lagerte sich seinen Feinden nahe gegenüber, und beschoß das Lager der Kaiserlichen, welche unter dem Schutze der Nacht sich über die Oderbrücke zurück zogen, worauf die sächsische Infanterie durch den Fluß schwamm, und das zum Theile schon verlassene Lager besetzte. Die Brückenschanze wurde von Arnim erobert, doch die in Brand gesteckte Brücke hinderte die Verfolgung der Kaiserlichen, deren heftiges Feuer den schnellen Uebergang der sächsischen und schwedischen Truppen theilweise vereitelte. Auch am 29. wurde das Feuer von beiden Seiten, doch ohne großen Erfolg, unterhalten, während Arnim sich der anderen, Olau gegenüber gelegenen Oderbrücke zu bemeistern suchte, die er jedoch abgetragen fand. Er legte sein Fußvolk in das verlassene kaiserliche Lager bei Breslau, folgte dem, zur Verfolgung

der Gegner voraus geſchickten Oberſten Dehne mit der ganzen Reiterei, traf (30. Auguſt) in Olau ein, und ſtellte trotz alles Widerſtandes die Brücke her. Die Kaiſerlichen, durch dieſe Gefechte auf ſechs tauſend Mann zuſammen geſchmolzen, waren genöthigt, ſich nach Oppeln und Koſel den Verbündeten zu entziehen. Unterdeſſen verſuchte auch der vor Breslau zurück gebliebene Duval mit Breslau zu unterhandeln, hob aber, da er Nichts ausrichtete, das Lager auf, und ſtieß zu Arnim, welcher (10. September) Neuß nahm, ſich nach Glaz wendete, Truppen daſelbſt zurück ließ, hierauf mit dem größten Theile des Heeres vor Oppeln zog, und es mit Sturm eroberte.

So weit war Arnim mit ſeinen Eroberungen in Schleſien gekommen, als er vom Kurfürſten mit einem Theile ſeines Heeres nach dem gefährdeten Sachſen abgerufen wurde, während er Duval und den Prinzen Ulrich von Dänemark zur Behauptung des eroberten Schleſien zurück ließ. Nachdem Holck bereits am 11. Auguſt mit neun hundert Mann im Voigtlande eingedrungen, viele kleine Städte und Flecken in Aſche gelegt, das Land mit Feuer und Schwert verheert, Adorf, Hof, Oelsnitz, Plauen, Auguſtusburg, Zſchopau, Oederan, Chemnitz, Frauenſtein ꝛc. theils ausgeplündert oder gebrandſchatzt, theils niedergebrannt hatte; nachdem ferner Gallas, welcher Holck nachgeſchickt worden, ungehindert das Fichtelgebirge überſchritten, Wunſiedel und Rübnitz in Brand geſteckt, am 24. September Hof beſetzt, Plauen heimgeſucht, einen Zug von drei tauſend Mann links ab nach Werda an der Pleiſſe geſchickt (welcher auch Altenburg brandſchatzte und plünderte), Chemnitz entſetzt, bei Freiberg ſich mit Holck vereinigt und letztere Stadt erobert hatte, näherten ſich dieſe Vorläufer des friedländiſchen Heeres dem linken Ufer der Elbe. — Waldſtein's Plan ging jetzt dahin, dieſen Fluß zu behaupten, wodurch er in den Stand geſetzt zu ſeyn glaubte, nicht nur den Kurfürſten von Sachſen im Schach zu halten, ſondern auch durch die Mark Brandenburg ſich die Eroberung Mecklenburg's zu erleichtern. Deshalb nahmen die Kaiſerlichen (10. October) ihre Richtung auf Meißen, und beſetzten es ohne Schwierigkeit; doch der Uebergang über die Elbe wurde ihnen dadurch vereitelt, daß ſie die Brücke abgetragen fanden, und von den am jenſeitigen Ufer aufgeſtellten ſächſiſchen Truppen durch unabläſſiges Geſchütz- und Gewehrfeuer beunruhigt wurden. Deshalb zogen ſie (11. October) auf Oſchatz, und rückten am anderen Tage in Wurzen

ein. Jetzt rückte auch Pappenheim mit ſeinem Corps über das Eichsfeld in Thüringen ein, brandſchatzte Mühlhauſen und Tennſtädt, und plünderte Langenſalza. Dann detachirte Pappenheim hundert fünfzig Reiter nach Eisnach, das ſie zwar nicht nehmen konnten, dafür aber Kreuzburg plünderten, und ließ endlich ſeine geſammte Reiterei über Arnſtadt ziehen, das Fußvolk aber über Sachſenburg, Heldrungen und Umgegend auf Naumburg zumarſchiren. Erfurt ſollte zwanzig tauſend Thaler Brandſchatzung liefern; doch vermochte Pappenheim nur den zehnten Theil davon einzutreiben; denn in Gefahr, von den Schweden eingeholt zu werden, mußte er eilig auf Merſeburg ziehen, um ſich hier mit dem heranziehenden Waldſtein zu vereinigen.

Dieſer hatte, um nicht von Bernhard von Weimar beunruhigt zu werden, den Zug über den Thüringerwald vermieden, und ſich unterdeſſen, gleich Holck und Gallas, nordoſtwärts in's Voigtland gewendet; ſein Vortrab war (10. October) vor Plauen angelangt, hatte ſeine Richtung nach Weyda, dem Hauptſammelplatze der friedländiſchen Armee, genommen, und Waldſtein war nach Altenburg gerückt, wo er ſich mit Holck und Gallas vereinigte. Von den äußerſten Gränzen Thüringens, an den Ufern der Saale, Unſtrut, Pleiße, Elſter und Mulde bis an's linke Ufer der Elbe, ſah man nur Spuren von Plünderung und Verwüſtung; das Land war wie ausgeſtorben, denn die meiſten Landbewohner, denen die Zeit dazu geblieben, hatten ſich mit ihren beſten Habſeligkeiten nach den Städten Erfurt, Wittenberg und Magdeburg geflüchtet. Waldſtein ſchickte ſogleich nach dieſer Vereinigung einige Reiterei vor Leipzig, um es zu berennen, wobei die Dörfer der Umgegend ungemein litten. Schon am 17. October ließen ſich bei Uebeleſſen verſchiedene kaiſerliche Reiterhaufen in Schlachtordnung ſehen, die aber durch das Feuer des Geſchützes an der Annäherung gegen die Stadt gehindert wurden. Waldſtein ſchickte wiederholt Trompeter mit drohenden Aufforderungen an den Leipziger Rath und den Commandanten des Schloſſes Pleiſſenburg; gleichwohl verdoppelten dieſe ihre Vertheidigungsanſtalten, bis die Bürger zuletzt durch den Ernſt, womit der Friedländer ſeine Drohungen wahr zu machen ſchien, ſich zu einem Vergleiche willig fanden, und tauſend Mann kaiſerliche Beſatzung einnahmen; nur die Pleißenburg wies jeden Vergleich ſo lange von ſich, bis ſie heftig beſchoſſen wurde; die Stadt wurde überdies bedeutend in Contribution

geſetzt. Außerdem hatten ſich die Kaiſerlichen diesſeits der Elbe überall in Kurſachſen verbreitet, und ſtreiften bis gegen Torgau hin. Während deſſen hatten auch die größtentheils von ſächſiſchen Beſatzungen entblößten Städte Weiſſenfels, Naumburg und Merſeburg, ſo wie das Schloß Giebichenſtein und Halle, außer dem nahen Schloſſe Morizburg, ſich an die Kaiſerlichen ergeben.

Je weiter dieſe ſich ausbreiteten, deſto mehr reifte des Schwedenkönigs Entſchluß, Sachſen zu Hilfe eilen, wozu ihn vielleicht nicht ſo ſehr die bedrängte Lage des Bundesgenoſſen, als die Beſorgniß, daß Waldſtein Mecklenburg wieder erobern, zugleich an der Elbe ſich feſtſetzen, dadurch den Kurfürſten von Sachſen in ſeiner Reſidenz einſchließen und zu einem Separatfrieden nöthigen könne, beſtimmte. Schon näherte ſich Waldſtein dem Ufer der Mulde, um mit ſeiner jetzt überlegenen Macht das ſächſiſche Heer kraftvoll anzugreifen, als die Nachricht von der Ankunft des Schwedenkönigs in Erfurt ſeinem Vordringen ein Ziel ſetzte; denn, um nicht zwiſchen zwei Feuer zu gerathen und noch bei Zeiten die in Sachſen eindringenden Sachſen zurück zu ſchlagen, mußte Waldſtein ſich eiligſt gegen Merſeburg ziehen, und hier die Vereinigung mit Pappenheim ſuchen. Doch Guſtav Adolf war ſchneller da, als Waldſtein erwartet, denn ſchon am 30. October traf Jener in Naumburg ein. Waldſtein — entſchloſſen, auch wenn keine Schlacht Statt finde, ſeine Winterquartiere in Sachſen aufzuſchlagen — war dem Könige bis Weiſſenfels entgegen gerückt; doch Guſtav Adolf, ſtatt ihm ebenfalls bis dahin entgegen zu gehen, traf Anſtalten, ſich bei Naumburg zu verſchanzen, und ſchien die Verbindung der bei Torgau ſtehenden fünfzehn tauſend Mann Sachſen, zu denen noch der Herzog von Lüneburg mit zwei tauſend Mann geſtoßen war, hier ruhig erwarten zu wollen. Waldſtein, der theils wegen des herannahenden Winters und der bereits eingetretenen rauhen Witterung, theils wegen der anſcheinenden Ruhe des ſchwediſchen Lagers, vom Könige vor Frühjahr Nichts befürchten zu dürfen glaubte, geſtattete ſelbſt ſeinem Heere Winterquartiere; doch vertheilte er dasſelbe ſo, daß er es im Nothfalle ſchnell zuſammen ziehen konnte.

Guſtav Adolf, nachdem er ſeine Lage reiflich erwogen, die Abweſenheit Pappenheim's und daß Waldſtein ſeine Armee cantoniren laſſen, erfahren, wählte nunmehr den Weg nach Leipzig, in der Abſicht, Waldſtein

plötzlich, ja wider alles Vermuthen, anzugreifen. Waldstein, des Gegners Plan erkennend, ließ Pappenheim, welcher zu jener Zeit mit der Belagerung der Moritzburg in Halle beschäftigt war, sogleich durch Eilboten zu sich berufen, und zog sich (5. November) in die weite Ebene zwischen dem Floßgraben und dem Städtchen Lützen zurück, wo seine Armee sich mit dem rechten Flügel hinter Lützen und mit dem linken gegen den Floßgraben, doch etwas zurück gebogen, aufstellte, und zugleich den General Isolani mit seinen Kroaten gegen die Ruppach vorschob. Der König, auf Isolani stoßend, drängte Denselben auf das Hauptcorps zurück, und verwendete den Rest des Tages auf Recognoscirung der Umgegend. Hier, auf einem der ebensten Punkte des nördlichen Deutschlands, sollten die beiden berühmtesten Feldherren ihrer Zeit um die Herrschaft Deutschlands und um den Sieg ringen, welcher ihnen bei Nürnberg zweifelhaft geblieben war.

Waldstein hatte sich östlich der Stadt, und zwar nördlich der großen Leipziger Straße, aufgestellt. Lützen lag in geringer Entfernung von seinem rechten Flügel, die Windmühle vor demselben. Die Landstraße selbst lief vor der ganzen Fronte, und wurde noch zu einer Verstärkung derselben benutzt, indem Waldstein die Gräben um vier Fuß vertiefen ließ. Der linke Flügel entbehrte einer Anlehnung, und hatte solche nur mittelbar in dem, in einiger Entfernung fließenden Floßgraben. Vier große Terzia's oder Bataillons bildeten treffenförmig das Centrum der Armee. Das in erster Linie stehende Bataillon zählte fünf und zwanzig Compagnien; die beiden Bataillone, welche es echelonnirten, zählen sechzehn Compagnien; das vierte Bataillon aber, in dritter Linie, bestand aus zwei und zwanzig Compagnien. Die taktische Formation dieses Bataillons war die der damaligen Zeit, d. h. es formirte eine feste Masse, deren Kern aus Pikenieren, die äußeren Glieder aber aus Musketieren bestanden. Links neben diesen Truppen standen zwei Linien Küraſſiere; in der ersteren Linie fünf Regimenter in drei großen Geschwadern; in der zweiten dreißig Kompagnien, ebenfalls in drei Geschwadern. Den äußersten linken Flügel schlossen die Kroaten unter Isolani, welche zwei große Massen bildeten, von denen die in erster Linie acht und zwanzig, die in zweiter Linie aber zehn Schwadronen stark waren. Auch sollen hier die Troßbuben der Armee aufgestellt gewesen seyn, um die Armee selbst zahlreicher erscheinen zu lassen. Auf dem rechten Flügel, unmittelbar am Haupttreffen, befanden sich zunächst vier und zwanzig Schwa-

[illegible] Kürassiere in zwei Linien, jede in einem Geschwader. An die äußerste [illegible] zwei Kavalleriegeschwader in einem Treffen, welche zwei Bataillone Musketiere zwischen sich hatten, an diese rechts eine Terzia [illegible] Cuirassier-Regimenter [illegible], deren rechter ein Geschwader Cuirassier und Kürassier den rechten Flügel gegen Döbling verlängerte. Vor diesen stand eine Linie von [illegible] leichten Geschützen, welche bei den Mühlen aufgeführt war und die Straße der Sandleiten [illegible] beherrschte. Eine andere Linie von leichten Geschützen befand sich vor dem Centrum, nahe an der Landstraße; in der rechten Flanke zu beiden Seiten dieser Straße waren die Grenadiere [illegible] Kürassier-Regimenter und Musketiere aufgestellt. Der Herzog von Lothringen, begleitet von dem Prinzen von Croy, dem Generalquartiermeister Grafen Wallis und allen Offizieren und Ordonnanzen des Generals, war von der Höhe herunter, wo man es sehr bequem kommt und während der Schlacht hat er seine Stelle zwischen der Grenadier-Kolonne und [illegible] Kürassier-Regiment [illegible]. Sobald [illegible] Grenadier-Bataillone, welche von der rechten Flanke der ersten Linie, links der [illegible] Kürassier-Regimenter, welches von dem rechten [illegible] von Hinter der [illegible] Kürassier-Regiments verschwunden und aufmarschiert waren, [illegible] die Spitze der [illegible] Kürassier-Regimenter [illegible]. Vor der Schlacht hatten diese [illegible] und [illegible] [illegible] Mann Abgang gehabt. Die Stärke der [illegible] Kürassier-Regimenter [illegible]. Diese Kürassier-Regimenter [illegible] [illegible] [illegible] Mann. Da [illegible] die Infanterie [illegible] und [illegible] Schlacht [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Mann. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

die Kavallerie aber die Flügel ein. Der von dem Könige ſelbſt geführte rechte Flügel beſtand aus ſechs Regimentern ſchwediſcher und finniſcher Reiter in Einem Treffen, ein zweites aus ſechs Regimentern deutſcher Reiterei. Das Centrum im erſten Treffen, unter dem Befehle von Niklas Brahe von der Wiſingsburg, bildete vier Brigaden. Das zweite Treffen desſelben beſtand aus eben ſo vielen Brigaden deutſcher Truppen, angeführt von Dodo von In- und Kniphauſen. Den linken Flügel bildeten zwölf Kavallerieregimenter, ſechs in jedem Treffen. Es waren deutſche Regimenter, Kur- und Liefländer, befehligt vom Herzoge Bernhard von Weimar. Ein Kavallerieregiment im Centrum des zweiten Treffens bildete eine Art Reſerve. Die Kavallerie war durchgehends mit kleinen Musketierpelotons durchflochten, welchen der König vierzig leichte Geſchütze beigegeben, die von demſelben im erſten Treffen beider Flügel vertheilt waren. Vor jeder Brigade des erſten Treffens ſtanden ferner fünf große Feldſtücke, alſo zwanzig, was im Ganzen ſechzig Geſchütze gibt. Die Stärke des ſchwediſchen Heeres mag etwa fünf und zwanzig tauſend Mann betragen haben*).

Ein dichter Nebel hing wie ein Leichentuch über der Flur, welche ſo vieles edle Blut trinken ſollte, und verzögerte den Anfang der Schlacht beinahe um drei Stunden. Beide Heere brachten aufmarſchirt und formirt die Morgenſtunden zu, und die bange Ruhe wurde nur durch Scharmützel der Kroaten mit den ſchwediſchen leichten Truppen unterbrochen. Guſtav Adolf durchritt auf einem Grauſchimmel die Reihen; er war mit einem einfachen Tuchrocke und einem Koller von Elennshaut bekleidet; ein Hut mit einer breiten Krämpe und mit einer aufgeſteckten einfachen Feder bildete ſeine Kopfbedeckung. Die Seinigen hatten gewünſcht, er möchte an dieſem heißen Tage eine Rüſtung anlegen; er lehnte dies ab, mit den Worten: Gott ſey ſein Harniſch. „Ihr lieben Spießgeſellen!“ rief er ſeinen Soldaten zu, „zielt genau und ſchießt ſicher; ich verlaſſe mich auf eure Tugend und Tapferkeit; mit dreier Stunden Werk und Arbeit werdet Ihr mich zum erſten Könige der Welt machen.“ Seine Trompeter mußten die Weiſe des Luther'ſchen Liedes: „ein' feſte Burg iſt unſer Gott“ blaſen; darauf ſang der König den Pſalm: „es wolle Gott uns gnädig ſeyn!“

Waldſtein, durch die Krankheit verdüſtert, verſuchte umſonſt, ein Pferd zu beſteigen. Er mußte ſich durch die Colonnen tragen laſſen, ſprach

*) Die Darſtellung der Schlacht nach v. Brandt a. a. O. S. 242 u. f.

Worte des Muthes und Vertrauens zu seinen Kriegern, erinnerte sie an ihre Thaten, ihren Ruhm, und verhieß den Tapferen Belohnung und Ehrenstellen. „Jesus, Maria!“ war das Feldgeschrei der Kaiserlichen.

Etwa um zehn Uhr Morgens zertheilte sich der Nebel, und die Losung zur Schlacht wurde gegeben. Der rechte schwedische Flügel reichte vorwärts des Schkötziger Gehölzes bis an den Floßgraben. Der linke hatte Lützen links vor sich; hinter der Mitte selbst lag Gursitz, jetzt Meuchen. Vom Schkötziger Gehölze, wo Bernhard von Weimar das Geschütz aufgepflanzt, eröffnete die Artillerie ihr Feuer; doch währte dasselbe nicht lange, indem der König alsbald der ganzen Linie vorzurücken befahl. Er selbst begab sich vor das linke Flügelregiment des rechten Flügels (Steenbok), und führte es mit den Worten: „nun wollen wir d'ran, das walt' der liebe Gott! Herr Jesu, Jesu, hilf mir heut' streiten zu deines heiligen Namens Ehre!“ gegen die Kaiserlichen. Als seine Linie gegen den großen Weg vorrückte, wurde sie von den im Graben verborgenen kaiserlichen Musketieren und den auf der Landstraße aufgestellten Leuten mit einem hitzigen Feuer empfangen. Die schwedische Kavallerie, theils durch den Kugelregen, theils durch den Graben, den sie nicht überschreiten zu können glaubte, eingeschüchtert, wich zurück; dagegen drangen die drei Brigaden vom rechten Flügel des schwedischen Centrums unaufhaltsam über den Graben, nahmen die Batterie mit den sieben Geschützen, welche vor dem Centrum der Waldstein'schen Infanterie standen, und brachten sowohl das Viereck, welches in erster Linie sich befand, als auch jenes, welches es links in der zweiten echelonnirte, zum Weichen. Aber beim Angriffe auf das dritte wurden sie von der Terzia in dritter Linie selbst angefallen, und unter Mitwirkung der Küraſſiere, welche zunächst dieser Infanterie im zweiten Treffen standen, mit Verlust zurück geworfen, wobei auch die sieben eroberten Geschütze wieder verloren gingen. Zugleich hatten die bei den Mühlen aufgestellten sechzehn Geschütze, welche die vorrückende schwedische Linie beschossen, diese furchtbar durchwühlt.

Die hierdurch entstandene Pause wurde dazu benutzt, das linke Flügelregiment des schwedischen Centrums, welches vorzugsweise gelitten, hinter das Müllerhaus zurück zu ziehen, und die schwedische Artillerie in die hierdurch gebildete Lücke einzuschieben. Unterdessen war es dem Könige auch gelungen, über die den Weg einfassenden Gräben zu setzen, und die dahinter stehenden

drei Geschwader des linken Flügels, welche das erste Treffen Waldstein's bildeten, zu werfen. In diesem entscheidenden Augenblicke, der den nahen Sieg zu versprechen schien, wurde dem Könige wahrscheinlich hinterbracht, daß seine Infanterie geworfen sey und in Unordnung zurück weiche. Um dieser Wendung, die ihm verderblich werden konnte, zu begegnen, wollte er an der Spitze des flamändischen Regiments jenem Theile des Schlachtfeldes zueilen; aber durch die Schnelligkeit seines Rosses, seine Kurzsichtigkeit und den Nebel und Pulverdampf wurde er von den Seinigen getrennt, und gerieth unter die kaiserlichen Küraſſiere, welche eben erst das schwedische Fußvolk über die Gräben zurück getrieben hatten. Nur fünf Personen waren bei dem Könige: der Herzog von Sachsen-Lauenburg, dessen Stallmeister Luchau, der Page Leubelfing und zwei Reitknechte. Bald war der eine Reitknecht getödtet, der andere verwundet. Dem Könige zerschmetterte eine Kugel den linken Arm; er rief den Lauenburger an, ihn aus der Schlacht zu bringen, aber gleichzeitig schoß ihn ein kaiserlicher Offizier — wie es heißt, der Oberstlieutenant Falkenberg*) — durch den Rücken. Luchau tödtete den Falkenberg; aber der König, zum Tode getroffen, stürzte aus dem Sattel, und wurde von seinem Pferde noch eine Strecke fortgeschleift. Lauenburg, vom Schrecken übermannt, entfloh; der Page Leubelfing sprang ab, und bot dem Könige, der die Arme nach ihm ausstreckte, sein Pferd, hatte aber nicht Kraft genug, ihn aufzurichten. Mittlerweile sprengten kaiserliche Küraſſiere heran. Einer rief: „Wer ist der Verwundete?“ Der Page zögerte mit der Antwort, aber Gustav Adolf nannte seinen Stand und Namen, der Reiter ergriff ihn, und wollte ihn gefangen nehmen; da aber die Schweden eben den Angriff erneuerten, schoß der Reiter den König mit seiner Pistole durch den Kopf, und jagte hinweg. Also fand Gustav Adolf den Heldentod im acht und dreißigsten Jahre seines Alters.

Des Königs herrenloses, mit Blut bedecktes Roß rannte zu den schwedischen Reihen zurück. Mit Schrecken erblickten es die Truppen; sie wußten

*) Nach Anderen brachte dem Könige ein kaiserlicher Hauptmann, Namens Moriz von Falkenstein, den ersten Schuß bei, worauf ihn ein Soldat vom Götze'schen Regimente, Johann Schneeberg, vollends tödtete. S. Ferd. Fürstenbergii Monumenta Paderbornensia p. 216. — Daß Gustav Adolf nicht, wie man häufig gesagt, durch Meuchelmord gefallen, geht aus der Aussage des Pagen Leubelfing hervor. Die Zusammenstellung anderer unumstößlichen Beweise gegen den Verdacht des Verrathes oder Meuchelmordes, s. in Raumer's „Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts,“ III. 545 u. f.

nicht, ob ihr königlicher Führer todt oder gefangen sey, eines so schlimm, wie das andere. Da ergriff Bernhard von Weimar, für solchen Fall vom Könige selbst zur Uebernahme des Commando's bestimmt, die fallenden Zügel der Schlacht. Das schwedische Fußvolk formirte sich auf's Neue, und während es in der Fronte unaufhaltsam vordrang, die Truppen aus den Gräben am Wege verdrängte, und diese selbst überschritt, ging Weimar selbst mit den drei Kavallerieregimentern des linken Flügels und einiger Infanterie zwischen dem durch die Kaiserlichen in Brand gesteckten Lützen und dem Müllerhause durch, griff den rechten Flügel der Kaiserlichen in der Flanke und im Rücken an, und nahm ihre beiden Batterien; zugleich vermehrte hier das Auffliegen der kaiserlichen Pulverwagen im Rücken der Armee die Verwirrung und das Gedränge.

In diesem Augenblicke, der die Kaiserlichen mit naher Niederlage bedrohte, kam der tapfere Pappenheim von Halle her mit mehren Regimentern Kavallerie angesprengt, brachte die Fliehenden zum Stehen, und warf die schon des Sieges gewissen Schweden mit solchem Ungestüm zurück, daß sie die Geschütze verlassen mußten, und nur einige in der Eile vernageln konnten. Der glorreichste Moment im Leben Pappenheim's sollte auch dessen letzter seyn. Zwei Kugeln, die tödtende aus dem Gewehre des Obersten Stålhandske, durchbohrten seine, von hundert Narben früherer Wunden durchfurchte Brust, und warfen ihn unter die Leichen des großen Tages.

Aus den Wunden Gustav Adolf's und Pappenheim's schien der Schweden und der Kaiserlichen eigenes, tiefinneres Herzblut zu strömen, und auf beiden Seiten erlahmte allmälig die Schlacht. Zwar drangen die Kaiserlichen noch einmal mit Nachdruck vor, eroberten die verlorene Batterie sammt mehren feindlichen Fahnen und der königlichen Standarte; aber die Schlachtordnung der Schweden war nicht mehr zu brechen, und selbst ihre Todten, in Reih und Glied liegend, gaben sie nicht auf. Der schwedische General Kniphausen, welchen Bernhard von Weimar vernichtet wähnte, stand zu dessen Freude noch kampfbereit da. Bernhard unternahm noch einen Angriff, und dieser entschied. Pappenheim's Infanterie erschien aber noch zu rechter Zeit, um den Rückzug der Kaiserlichen zu decken, der in den Abendstunden, nach neunstündigem Würgen, erfolgte. Herzog Bernhard von Weimar behauptete über Nacht das Schlachtfeld, über welches zehn tausend Todte und Verwundete hingesäet lagen, und brach am Morgen nach Weissenfels auf.

Beide Theile hatten ziemlich gleichen Verluſt erlitten, an Tapferkeit einander gegenſeitig überboten. Waldſtein war trotz ſeines ſiechen Körpers nicht aus der Schlacht gewichen, und immer da geweſen, wo die Gefahr am größten. Eine matte Kugel hatte ihn getroffen, ohne einzudringen; ſeine Soldaten glaubten ihn daher kugelfeſt. Unter den Todten auf kaiſerlicher Seite war Colloredo; Holck, Terzka, Harrach, Marcheſe di Grana, Breuner und andere Generale waren verwundet. Nächſt Pappenheim hatte Piccolomini die größte perſönliche Tapferkeit bewieſen, fünf Pferde wurden ihm unter dem Leibe getödtet, aus ſechs Wunden blutete er.

Auch die Schweden hatten den Verluſt mehrer vornehmen Offiziere zu beklagen; aber der Schmerz über den Tod des heldenmüthigen Königs behielt keine Thränen für andere edle Todte übrig. Die Finnen unter Stälhandske erkämpften die königliche Leiche; ſie war entkleidet, zertreten, entſtellt. Sie wurde über Gurſitz nach Weiſſenfels gebracht, die Eingeweide (8. November) in der dortigen Kloſterkirche, unter dem Donner der Geſchütze und Trompeten- und Paukenſchall, begraben. Das Herz legte man auf eine Wage; es wog ein Pfund zwanzig Loth; dann ſetzte man es unter der Kanzel dieſer Kirche bei*). Der dortige Uhrmacher Andreas Salomon lieferte die Beſchläge zu den Särgen, in welchen die Leiche nach Schweden geführt, und in der königlichen Gruft in Stockholm beigeſetzt wurde, wo man ſie, bei Oeffnung des Sarges, vor einigen Jahren noch wohlerhalten fand. Ein blutiges, von Kugeln zerriſſenes Koller, welches, für jenes des Königs gehalten, nach Wien gebracht wurde, verwahrt noch jetzt das dortige kaiſerliche Zeughaus. Der Kaiſer, dem man es überbrachte, war tief erſchüttert über das Ende ſeines großen Feindes, und keinen Triumph, nur Schmerz empfindend, rief er aus: „Gern hätte ich ihm ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr gegönnt, wenn nur der Friede in Deutſchland hätte erlangt werden können!“ Noch jetzt zeigt man auf der Ebene von Lützen den großen Stein (den Schwedenſtein), in deſſen Nähe des Königs Leiche gefunden, und der ſeit Kurzem durch eine künſtliche Ueberdachung zu einem deutſchen Nationaldenkmale geworden iſt.

Guſtav Adolf nimmt einen würdigen Platz zwiſchen Cäſar, Alexander (nach deren Muſter er ſich gebildet), Friedrich dem Großen und Napoleon

*) Schieferdecker's „Beſchreibung der Pfarrkirche zu Weiſſenfels“ (1707), in Schöttgen's diplomat. Nachleſe, VIII. 676.

ein, und übertrifft ſie vielleicht Alle an Hochherzigkeit und Menſchlichkeit. Er hatte einen kräftigen Gliederbau, ein eben ſo einnehmendes, als majeſtätiſches Aeußere; kräftige, regelmäßige Geſichtszüge, eine hohe, freie und etwas zurück gebogene Stirne, ein blaues, lebhaftes Auge kündigten den Herrſcher an. Starkes, blondes Haar und ein ſchöner, herabhangender Schnurbart ſchmückten das ſonnengebräunte Geſicht; Kurzſichtigkeit war ſein einziges körperliches Gebrechen. Mit der höchſten perſönlichen Tapferkeit und Geiſtesgegenwart vereinigte er die größte Beſonnenheit und ruhigſte Ueberlegung. Am Tage der Schlacht führte ihn ſeine Kampfluſt oft zu weit in das Getümmel; doch entſchied er nicht ſelten den Kampf an der Spitze der Reiterei. Unbeſchränkt war ſeine Herrſchaft über die Gemüther; in Allem, was er ſprach und that, offenbarte ſich das Walten eines großen Geiſtes, der die ſchwächeren mit ſich fortreißt, indem er ſie nicht durch Furcht, ſondern durch die unbegränzte Hochachtung unterwirft, welche er ihnen einflößt, und dieſe Herrſchaft verdankte er eben ſo ſehr den trefflichen Eigenſchaften ſeines Herzens, als ſeinem Verſtande und ſeiner klugen Berechnung. Guſtav Adolf hat faſt in allen Zweigen des Kriegsweſens große Verbeſſerungen eingeführt, die ſich auch nach und nach über alle europäiſchen Heere verbreiteten; er hat der Kriegführung einen neuen Aufſchwung gegeben und gezeigt, wann man vorſichtig und wann man kühn ſeyn ſoll. Noch größeren Ruhm erwarb er ſich durch Einführung einer ſtrengen, man möchte ſagen auf Gottesfurcht gegründeten Disziplin, wodurch er den Krieg menſchlicher machte. In allen ſchwediſchen Lagern herrſchte die größte Ordnung und Reinlichkeit; bei der Pünktlichkeit, mit welcher alle Lebensmittel nach dem Marktpreiſe bezahlt wurden, war niemals Mangel daran, während die unbändigen Schaaren des Friedländers die ihrigen oft weit herholen mußten. Täglich wurde dreimal Gottesdienſt gehalten. Vor dem Anfange jeder Schlacht betete der König laut vor der Fronte, worauf ein geiſtliches Lied angeſtimmt wurde; durch ſolche religiöſe Begeiſterung wurde das moraliſche Element der Truppen geweckt und genährt. Die Ueberlegenheit und Güte der ſchwediſchen Artillerie, das gut unterhaltene Feuer der Musketiere und die ſtandhafte Ausdauer der Truppen verſchafften dem Könige faſt immer den Sieg. Sein merklichſter Fehler war Heftigkeit; doch ſuchte er jede Uebereilung wieder gut zu machen, und ſagte in dieſer Beziehung oft: er ſey gern nachſichtig gegen die Schwächen Anderer; darum verdiene auch ſeine Hitze einige Nach-

ſicht. Er beſaß ein ſeltenes Rednertalent, ſprach gern und viel, bisweilen aber auch beſſer, als er dachte. Als einſt ein Schmeichler ihm ſagte: er ſey zum Heile der Menſchheit geboren, um durch ſeinen Heldenmuth den Glanz und die Größe der ſchwediſchen Nation zu vermehren, antwortete Guſtav Adolf: „Saget vielmehr, daß dieſes ein Zeichen des göttlichen Zornes iſt. Wenn der Krieg, den ich führe, ein Heilmittel, ſo iſt dieſes noch unerträglicher, als die Krankheit ſelbſt. Alle anderen Uebel ſind klein, und ſtehen in keinem Verhältniſſe zu jenen, welche der Ehrgeiz eines großen Königs nach ſich zieht. Die unmäßige Leidenſchaft für den Ruhm bringt zuerſt ihn ſelbſt, und dann auch ſeine Unterthanen aus der Ruhe. Er hält Diejenigen für ſeine Feinde, welche ſich mit ihm nicht zu kriegeriſchen Zwecken verbinden wollen. Er gleicht einem gewaltigen Strome, der Alles mit ſich fortreißt und große Umwälzungen verurſacht, und indem er ſeine Waffen eben ſo weit, als ſeine Hoffnungen trägt, erfüllt er die Welt mit Schrecken und Verwirrung;“ — erhabene Worte in dem Munde eines Königs, aber ſeltſam klingend in dem eines Eroberers, welcher Guſtav Adolf im letzten Abſchnitte ſeines Lebens geworden war. Obwohl ruhmesgierig und im höheren Sinne eitel, lehnte ſein richtiges Gefühl ſich doch gegen blinde Ueberſchätzung auf. Als ſein Heer mit Fanatismus an ihm hing, ſagte er drei Tage vor der Lützener Schlacht zu ſeinem Hofprediger Fabricius: „ich fürchte, es ſteht uns ein großes Unglück bevor; Gott wird uns ſtrafen, denn ihr macht zu viel aus mir armen Menſchen, ihr vergöttert mich!“ Freunde und Feinde waren einſtimmig im Preiſe ſeiner großen Eigenſchaften; der römiſche Nuncius nannte ihn einen König, deſſen Gleichen Schweden keinen, Europa wenige gehabt. In Madrid wurde zwölf Tage hindurch ein Drama: „der Tod des Königs von Schweden,“ aufgeführt, welches vier und zwanzig Acte hatte. Papſt Urban VIII., auf Oeſterreich und Spanien wegen Mantua ungehalten, ließ, als er Guſtav Adolf's Tod vernahm, nur eine ſtille Meſſe in ſeiner Kirche leſen, was die Spanier ſehr übel aufnahmen. Am anderen Tage, wo die Nachricht von der neuen polniſchen Königswahl einlief, folgte ein Tedeum, und man konnte nun die Feier auf dieſen oder jenen Fall auslegen.

Stolze Entwürfe mögen mit Guſtav Adolf begraben worden ſeyn; vielleicht unabſehbar für Deutſchland und ihn ſelbſt, wenn er bei Lützen geſiegt, und ſeinen Sieg überlebt hätte. Aber nicht ohne Grund wirft

ein neuerer Geſchichtſchreiber*) die entgegen geſetzte Frage auf: was aus Guſtav Adolf geworden wäre, wenn er die Niederlage überlebt hätte? Denn ihn rafft, wie es dort heißt, der Tod dahin, als ſein Heer im Weichen, die Schlacht verloren war; das bezeugt ſelbſt die Stätte ſeines Falles, auf der rechten Seite des Weges von Lützen nach Leipzig, den die angreifenden Schweden Anfangs überſchritten hatten; erſt die Kunde von ſeinem Tode entflammte die Streitgenoſſen unter Bernhard's Führung zu neuem Muthe, welcher jedoch die verlorene Schlacht ſo unvollſtändig wieder herſtellte, daß Pappenheim's gegen Abend unter Rainach anlangendes Fußvolk bis zehn Uhr neben den verlaſſenen, neueroberten kaiſerlichen Kanonen auf dem Schlachtfelde unangefochten hielt, und erſt auf des Oberfeldherrn Geheiß, unverfolgt, den nöthig erachteten Rückmarſch nach Leipzig und Böhmen antrat. So würde nach einem Siege Wallenſtein's, beim Leben des Königs, wahrſcheinlich der vom Glücke verlaſſene Fremdling die Sieger und die ſchwankenden, argwohnvollen Bundesgenoſſen gegen ſich gehabt, und ihm ein Kampf der Verzweiflung um Sein und Nichtſein vorbereitet haben. — Der Schwedenſtein bei Lützen ſtellt ſich als verſöhnende Scheidegränze zwiſchen Guſtav Adolf's Thaten und ſeine Entwürfe, zeigt uns nur jene im vollen Lichte, und entzieht dieſe zum Theile unſeren Blicken. Aber jedenfalls bleibt es höchſt zweifelhaft, ob jener Nimbus, welcher über dem Grabe des gefallenen Helden ſchwebt, auch die hiſtoriſche Geſtalt des ſeinen Sieg überlebenden Eroberers ſchmücken, und ob Guſtav Adolf, wenn er wirklich für eine reifere Ueberzeugung ſtarb, auch für eine ſolche gelebt haben würde.

Der andere edle Todte, den der Pfeil des Schlachtengottes bei Lützen fällte, Gottfried Heinrich Reichsgraf von Pappenheim, war nur ein halbes Jahr früher, als ſein großer Gegner, Guſtav Adolf, geboren. Ernſten und ſtrengen Charakters, ſoll er nur als Säugling im erſten Bade gelacht haben, und dann niemals wieder; ſeine kriegeriſche Beſtimmung zeigten, wie erzählt wird, gleich bei ſeiner Geburt zwei rothe, ſchwertartig gekreuzte Streifen auf ſeiner Stirne an, die, wenn ſein heißes Blut in Zorn aufkochte, ſich dunkel und blutig färbten. Urſprünglich Proteſtant, trat er mit glühender Ueberzeugung zur katholiſchen Kirche über, für welche er fortan mit Begeiſterung kämpfte, doch ohne jene umfaſſende Liebe, mit welcher wahrer Glaubenseifer auch Andersdenkenden begegnet. Sein Weſen war hart, jäh-

*) Barthold, „Geſchichte des großen deutſchen Krieges," I. 28.

zornig; auf die Leiden der Menschheit, welche im Gefolge des Krieges gingen, blickte er mit Kälte und starrer Gleichgiltigkeit herab. Tapfer bis zur Verwegenheit, unbekümmert um seine Person, war er im vollen Sinne des Wortes „Soldat;" — diesen Namen gab ihm vorzugsweise auch der Schwedenkönig; zum Feldherrn fehlte ihm die Umsicht und die Ruhe, und sein brennender Ungestüm verschuldete zum großen Theile das Mißgeschick des Breitenfelder Tages. Bei Lützen dürstete er nach nichts so sehr, als persönlich auf Gustav Adolf zu stoßen, und durch einen Zweikampf das Geschick der Völker zu entscheiden. „Wo ist der König?" war seine erste Frage, als er das Schlachtfeld betrat. In jedem Gefechte, das er bestand, ward er verwundet, und sein Körper zählte über hundert Narben. Als ihn die tödtenden Kugeln durchbohrten, suchte er, noch am Boden liegend, die Seinigen zum Angriffe zu ermuntern, und nur widerstrebend ließ er sich von einem Trompeter aus dem mörderischen Getümmel bringen, und fuhr in einem Wagen nach Leipzig. Des schrecklichen Blutverlustes nicht achtend, rief er, Gustav Adolf's Tod vernehmend, mit lauter Stimme: „Gottlob! so kann ich in Frieden fahren, weil denn doch dieser Todfeind des katholischen Glaubens vor mir die Welt hat verlassen müssen!" Seine Leiche liegt in der Prämonstratenser-Chorherrenkirche auf dem Berge Sion zu Prag*). Zum Gedächtnisse der durch ihn bewirkten Beendigung des oberösterreichischen Bauernkrieges wurde ihm in der Pfarrkirche zu Gmunden ein Marmordenkmal gesetzt, und sein Degen am Altare aufgehangen. Mit seinem einzigen Sohne Wolfgang Adam, welcher, von einer Stückkugel getroffen, bei Prag am 30. Juni 1647 fiel, und bei seinem Vater ruht, erlosch die Treutlinger Linie des Pappenheim'schen Hauses.

*) Nur ein bild- und inschriftloser Gruftstein deckt gegenwärtig die Ueberreste Pappenheim's, und zwar in der Kapelle der heil. Engel, rechts beim Eingange. Die Inschrift, welche hier vormals in Goldbuchstaben auf einer blauen, hölzernen Tafel angebracht war, hat im Jahre 1808 der fleißige Sammler, Chorherr Dlabacz, wieder an's Licht gezogen. Sie lautet: Hic jacet Godefridus Henricus S. R. J. haereditarius Marescalcus Comes in Papenheim, qui dum vixit, invictus stetit. Anno vitae ultimo Winmariensem Hessum Lüneburgensem castris et milite exuit, Nassovium ad Trajectum terruit. Sueciae regem Gustavum fatigavit, eumque moriens stravit, fortior cadendo quam stando. Caetera ne quaeras hospes inter cineres et mortuos, viventem famam interroga, qua gloriae suae superstes inter vivos aeviternat. Obiit in pugna prope Lutzen in Misnia A. D. 1632 die 16. Nov. aetatis 38, mensis 5, diebus 29. Cujus animam Deus aeternum gaudere faciat.

Achtes Buch.

Von der Schlacht bei Lützen bis zu der Ermordung des Herzogs von Friedland; von 1632 bis 1634.

Wie anderthalb Jahrhunderte ſpäter die franzöſiſche Revolution mit dem Banner der Philoſophie, ſo hatte Guſtav Adolf mit dem Banner des Glaubens die deutſchen Stämme erregt und um ſich geſchaart. Sein Tod riß dieſe künſtliche Umhüllung des Eroberersyſtems herab, das jetzt von ſeinem Kabinete offener und unverhohlener weiter geführt wurde; aber ſein Geiſt lebte in ſeinem Heere fort, und die gewaltige Strömung, welche er erzeugt hatte, riß Jene, welche Anfangs vielleicht in anderer Abſicht ſich ihr angeſchloſſen, auch jetzt noch weiter, nachdem ſie über den Zweck der Unternehmung allmälig enttäuſcht worden waren.

Mit des Schwedenkönigs weithin dröhnendem Falle brach auch ein anderes Ereigniß in ſich zuſammen, das, klein in ſeinen Anfängen, durch ihn unterſtützt und gefördert, ſich ernſthafter und verhängnißvoller hätte geſtalten können: ein abermaliger Bauernaufſtand in Oberöſterreich, doch ungleich beſchränkter in ſeinem Umkreiſe und den in Bewegung geſetzten Mitteln, als jener frühere unter Stephan Fadinger und Achaz Willinger. Die Unruhen gränzten ſich diesmal im Hausruckviertel und einem kleinen Theile des Mühlviertels ab; aber ohne Waldſtein's kraftvollen Widerſtand bei Nürnberg würde den Schweden dadurch der Weg nach Oberöſterreich gebahnt worden ſeyn, und der Krieg leicht eine dem Kaiſer gefahrvolle Wendung genommen haben. Der Anſtifter war Jakob Greimbl, ein Mann, der ſchon in dem Bauernkriege von 1626 in den Reihen der Rebellen geſtanden, und im Schloſſe Aiſtersheim proteſtantiſche Predigten gehalten hatte, ſpäter begnadigt wurde, die katholiſche Religion annahm, nach Prag ging, und bei Lebzeiten ſeines erſten Weibes ſich zum zweiten Male verehelichte. Von dort ſetzte er ſich mit Schweden und ausgewanderten Oeſterreichern in Verbindung, und ſchlich als Prädicant ſich wieder in Oberöſterreich ein, um den Feinden des Kaiſers, gegen welchen er, namentlich im Trunke, heftig zu ſchmähen pflegte, mittels eines Aufruhrs die Eroberung des Landes zu erleichtern. Er fand unter den Bauern des Hausruckviertels zahlreichen Anhang, da theils die Religionsangelegenheit, theils die Einlagerung von Soldaten die Gemüther noch immer erhitzt erhielt. Ein gewiſſer Thomas

Ecklehner ließ gegen Bezahlung sich sogar zu wiederholten Sendungen in das schwedische Hauptquartier gebrauchen. Er traf den Schwedenkönig in Nürnberg. Dieser schien zwar Anfangs keine große Wichtigkeit auf die Bewegung der Bauern zu legen, ermunterte sie aber gleichwohl durch Worte und Verheißungen. Sein Rath war, daß sie die Päße des Landes wohl versehen und besetzen, die Güter der ausgewanderten Edelleute, auf deren Mitwirkung man rechnete, verschonen und beschützen, und was sich nicht schwedisch erklären würde, kräftig verfolgen und niedermachen sollten; auch versprach er, ihnen mit fünf tausend Mann Reiterei und eben so vielem Fußvolke zu Hilfe zu kommen. Zwar hätten die Bauern gern eine augenblickliche und ausgiebige Hilfe gesehen, und drangen bei ihren Rädelsführern auf genauere Bestimmung des schwedischen Beistandes; dennoch erhöhte auch schon jene unbestimmte Zusage ihren Muth; auch beeiferten sich die ausgewanderten protestantischen Edelleute nicht wenig, den Aufruhr anzufachen.

Im Anfange des Monats August 1632 zeigten sich alle Spuren eines nahen Ausbruches der Empörung, welcher der Landeshauptmann Ludwig von Kuefstein vergeblich Einhalt zu thun sich bemühte. An sechs tausend Bauern rotteten sich bei Peurbach im Hausruckviertel zusammen, bemächtigten — unter der Angabe, daß sie Niemand beleidigen, sondern nur das Wort Gottes und ihre Prädicanten erhalten wollten — sich Peurbachs, und ermordeten den dortigen herrschaftlichen Pfleger. Dadurch erschreckt, entflohen die meisten Beamten auf dem Lande nach Linz oder Wels, und eben so verließen mehre Pfarrer ihre Gemeinden. Aber durch diesen Weggang der Priester und Pfleger ergriff der Aufstand auch manche Orte, die außerdem davon frei geblieben seyn würden, und selbst die getreuen Bauern, jetzt ohne Obrigkeit und Rathgeber, wurden von den Rebellen nun leichter genöthigt, sich ihnen anzuschließen. Gleichwohl blieben nicht nur in den übrigen Vierteln, sondern großentheils auch im Hausruck selbst, die Landleute ruhig; daher die ständischen Abgeordneten den Plan faßten, diese getreuen Bauern zu bewaffnen, und gegen die Rebellen zu gebrauchen. Hierbei stieß man jedoch auf große Schwierigkeiten; denn manche Gemeinden erklärten geradezu, daß sie sich eher bei ihren Häusern todtschlagen lassen, als gegen die Empörer ausziehen wollten, weil sich unter denselben ihre Brüder, Nachbarn und Anverwandten befänden, zu deren Gefangennehmung oder Tode sie auf keine Weise mitwirken möch-

ten. Andere gaben an, sie würden es zwar niemals mit den Rebellen halten, aber gegen sie zu streiten, mangle ihnen der Muth und die Geschicklichkeit. Viele befürchteten auch, das traurige Loos derjenigen getreuen Bauern erfahren zu müssen, welche im Jahre 1626 sich an die Soldaten angeschlossen, und denen die Rebellen nicht nur ihre Häuser anzündeten, sondern auch Jeden, der in ihre Hände fiel, grausam hinrichteten. Nur die Bauern im Traunviertel, und besonders die Unterthanen des Klosters Kremsmünster, machten eine rühmliche Ausnahme von der Mehrzahl der Furchtsamen und Unentschlossenen; sie versammelten sich in einem Lager, und gelobten dem Kaiser und ihrer Herrschaft unverbrüchliche Treue. Waren sie auch zu keinem ordentlichen Angriffe zu gebrauchen, weil ihnen bei jeder Gefahr gewöhnlich der Muth sank, oder die nöthige Uebung fehlte, so schreckte doch ihr Lager die Rebellen ab, sich über die Traun zu wagen, und die Empörung dorthin zu verbreiten. Dem schwierigen Geschäfte der Anführung dieser getreuen Bauern unterzog sich der Freiherr Heinrich Wilhelm von Starhemberg.

Unterdessen suchten die Rebellen den Maßregeln, die sie gegen sich treffen sahen, nach Möglichkeit zu begegnen. Um sich zu verstärken, erließen sie an die nahegelegenen Pfarren ein Aufgebot, in welchem einem jeden Hausbesitzer im Namen des Königs von Schweden aufgetragen wurde, einen Mann in das Lager nach Weibern zu stellen. Zugleich wendeten sie, um den Soldaten den Vorsprung abzugewinnen, sich näher gegen Wels, wo man bereits nach Linz zu flüchten anfing, und suchten über die Traun zu setzen, um desto ungehinderter die Schiffahrt zu betreiben und sich des Kammergutes zu bemächtigen. Die Stände ersuchten eiligst den Kaiser um militärische Hilfe, und beschlossen einstweilen, in Unterhandlungen mit den Bauern zu treten, um Zeit zu Gegenanstalten zu gewinnen; obschon sie noch vom Jahre 1626 her hätten wissen sollen, daß durch Unterhandlungen nur der Trotz und das Selbstvertrauen der Rebellen gesteigert werde, ohne daß Letztere sich an etwaige Zugeständnisse zu binden pflegten. Am 19. August nahmen die Rebellen, achtzehn tausend Mann stark, Markt und Kloster Lambach ein, was wichtige Folgen gehabt haben würde, wenn sie sich zugleich der dortigen Brücke über die Traun hätten bemächtigen können. Da ihnen Letzteres nicht gelang, so schlugen sie in dieser Gegend ein Lager, in der Absicht, hier noch größere Verstärkung abzuwarten, zu welchem Zwecke sie von jedem Hause im Markte einen Mann zum Mitzuge gestellt wissen wollten.

Die Forderungen, welche ſie auf die ſtändiſchen Anfragen ſtellten, waren: Pardon, Prädicanten und Nachlaſſung der ſchweren Gaben. Die kaiſerlichen Commiſſarien ſetzten, da man noch immer in Güte auszugleichen hoffte, die Unterhandlungen fort, und auch die Bauern zeigten hierbei ſcheinbare Bereitwilligkeit, um ſo mehr, da die verhoffte ſchwediſche Hilfe ihnen fortwährend ausblieb, das Gerücht von der Ankunft kaiſerlichen Militärs dagegen immer größeren Halt gewann. Ueberdies herrſchte in dem Lager der Rebellen große Uneinigkeit, denn ihre beiden Hauptleute, Nimmervoll und Luegmair, wollten einander nicht untergeben ſeyn, ſondern Jeder von ihnen hielt ſich für den oberſten Anführer der Bauernſchaft, ſo daß jede Truppenabtheilung meiſt für ſich nach Willkür handelte.

Wie ſehr nun auch Alles auf friedliche Auseinanderſetzung hinzuarbeiten ſchien, ſo traten doch mehrfache Hinderniſſe entgegen, und die Anführer der Bauern unterſchlugen ſogar die verſöhnlichen Patente der kaiſerlichen Commiſſarien. Zugleich aber vermehrte ſich auch die Anzahl der unter die Waffen tretenden getreuen Bauern; im Lager zu Almeck ſtanden ihrer zwei tauſend, im Lager zu Theirwang gegen tauſend Mann. Die Ausſchüſſe von vier und zwanzig Pfarren überreichten den Commiſſarien ſchriftlich mehre Klagepunkte, führten darin an, daß ſie größtentheils wider ihren Willen mit den Rebellen auszuziehen gezwungen worden, und von Dieſen auch ſehr hart mitgenommen zu werden fürchteten, weil ſie ſich in Unterhandlungen mit den Commiſſarien eingelaſſen, bezeichneten den Prädicanten Greimbl als die Haupturſache der gegenwärtigen Empörung und aller daraus entſtehenden Uebel, und baten um Schutz und Schirm, zugleich aber auch um Verſehung ihrer Pfarren mit evangeliſchen Prädicanten, wie ſie ſolche vor Jahren gehabt. Ihre übrigen Bitten betrafen: Nachlaß der in den dermaligen ſchweren Zeiten nicht mehr zu erſchwingenden, großen Auflagen; Verſchonung mit Kriegsvolk und Einquartierung; Verminderung der gegen früher verdoppelten Stolagebühr; Pardon für Jene, welche von den Rebellen gezwungen worden, ſich ihnen anzuſchließen. — Klang auch dieſe Sprache der Ausſchüſſe friedlich, ſo war doch auf Herſtellung der Ruhe nicht mit Sicherheit zu rechnen, weil die Rebellen im Lager mit Jenen nicht einverſtanden waren, und, in Hoffnung baldiger ſchwediſcher Unterſtützung, die Unterhandlung verwarfen, daher immer neue Aufgebote erließen und auch die übrigen Viertel in Aufruhr zu bringen ſich bemühten.

Da man sah, daß Unterhandlungen mit den Bauern ihren Zweck verfehlten, so wurden ernsthaftere Schritte eingeleitet, und der Landeshauptmann erließ ein verschärftes Aufgebot, in dem er zugleich über das aufgebotene Landvolk zu Fuß vier Viertelhauptleute, und über die Gültpferde zwei Rittmeister setzte. Der berühmte Graf Khevenhiller, welcher von Wien herauf nach seinen Herrschaften reis'te, sammelte auf seine eigenen Kosten getreue Bauern, bezog ein Lager, und wurde zu wiederholten Malen mit den Rebellen handgemein, welche jetzt Lambach aufgaben, und sich zurück zogen. Der Aufruhr schien unterdrückt zu seyn und nur noch die Gefangennehmung der Rädelsführer zu erübrigen, nach welchen jetzt eifrig gefahndet wurde, als der schon beendet geglaubte Kampf plötzlich mit neuem Ungestüm ausbrach. Die Rebellen, welche sich in der Weiberau versammelt hatten, was man für einen Rückzug und einen Beweis ihrer Entmuthigung hielt, wußten geschickt ihre Anzahl zu verbergen; denn sie waren stark genug, am 1. September Abends ihren Marsch in zwei Abtheilungen anzutreten, von denen die erste den Markt Aschau überrumpelte, und von dort sich nach Efferding wendete, wo sie die Vorstadt anzündete, während der andere Haufe sich des Marktes und Schlosses Wolfseck bemeisterte und Vöcklabruck bedrohte. Auch Schwanenstadt wurde von den Rebellen besetzt, und die eine ihrer beiden Abtheilungen bezog unweit Efferding auf einem Hügel, Hagleiten oder Hochleiten genannt, ein Lager. Nach diesen schnellen Fortschritten der Empörer fielen ihnen, aus Furcht oder Neigung, auch viele jener Pfarren wieder zu, welche kurz vorher den Commissarien feste Treue angelobt hatten. Man konnte nunmehr seine Hoffnung nur noch auf die Ankunft des Militärs setzen, welche man daher zu beschleunigen suchte. Aber ehe es dahin kam, zog der Rebellenhauptmann Nimmervoll vor Vöcklabruck, und forderte die Stadt auf. Die Bürger suchten ihn durch Unterhandlungen hinzuhalten; aber Nimmervoll begann die Vorstadt anzuzünden, und so ergab sich (7. September) Vöcklabruck, wo die Bauern Doppelhaken, Musketen und einige Munition in die Hände bekamen.

Mittlerweile trafen vorläufig drei Compagnien Militär ein, die jedoch, nach damaligem Brauche, so übel Manneszucht hielten, daß man, nachdem unmittelbar vorher die Ankunft von Truppen sehnlichst gewünscht worden war, jetzt nicht minder eifrig deren Wiederentfernung wünschte. In Folge dieser veränderten Gesinnungen ließen sich die Stände neuerdings in Un-

terhandlungen mit den Bauern ein, die jedoch so wenig, wie die früheren, zum Ziele führten. Der Kaiser selbst erließ einen ausdrücklichen Befehl, die Rebellen schnell und mit Nachdruck anzugreifen. Khevenhiller that dies zuerst, reinigte seine Güter von den Rebellen, welche dieselben häufig beunruhigt hatten, und vertrieb sie aus Böcklabruck und Wolfseck. Auch bei Lambach erlitten die Bauern durch die bewaffneten Bürger und eine Abtheilung Soldaten eine empfindliche Niederlage; mehre ihrer Anführer wurden gefangen. Minder glücklich, als Kevenhiller, war der junge Graf Tilly (ein Neffe des großen Feldherrn), der bei Efferding von den Bauern mit einigem Verluste zurück geschlagen wurde. Letztere verdoppelten nun ihre Bemühungen, die Bewohner des Mühlviertels aufzuwiegeln; Diese beschlossen zwar Anfangs einmüthig, ihnen vielmehr allen möglichen Widerstand zu leisten und den Uebergang über die Donau zu verwehren; als aber ein Rebellenhaufe in das Mühlviertel einfiel, traten auch hier, theils freiwillig, theils gezwungen, viele Bauern ihnen bei, während die getreuen Unterthanen von ihrem Herde vertrieben oder mit fortgeschleppt wurden. Das bewaffnete Gesindel raubte, plünderte und überließ sich allen Ausschweifungen, dabei als Vertheidiger des reinen Wortes Gottes und Anhänger des Königs von Schweden sich zu erkennen gebend. Bei der hierdurch vergrößerten Gefahr, schickte der Herzog von Friedland unter dem Obersten von Traun zwei Regimenter ab, welche nicht geradeswegs auf die Rebellen im Hausruckviertel losgingen, sondern vorerst sich über Passau gegen das Mühlviertel wendeten, und im Markte Haslach das Hauptquartier aufschlugen. Die Rebellen im Mühlviertel versammelten sich (6. October), sieben hundert Mann stark, in Niederwaldkirchen, um den Soldaten das weitere Vorrücken streitig zu machen. Aber sie wurden von Traun angegriffen, geschlagen und zersprengt, und mußten dem Sieger Neuhaus und Landshag räumen.

Während Traun mit gewaffneter Hand das Mühlviertel zur Ruhe brachte, verfolgte Khevenhiller dieses Ziel mit gleichem Erfolge in dem empörten Hausruckviertel. Bei Köppach auf Verstärkung wartend, sah er sich, noch ehe letztere eintreffen konnte, plötzlich von einer vierfach überlegenen Anzahl Bauern überfallen. Aber seine Soldaten wehrten sich so tapfer, daß die Bauern alsbald in schneller Flucht das Feld räumten. Man hoffte nun, daß nach den erlittenen Niederlagen die Rebellen sich zu Niederle-

gung der Waffen würden bereden laſſen, wozu ſie, unter der Drohung, daß außerdem ein allgemeiner Angriff auf ſie erfolgen würde, dringend aufgefordert wurden. Dennoch hatten die von Köppach verjagten Bauern ſich wieder in der Weiberau und auf dem Schuſterberge in der Pfarre Pichl verſammelt. Als ſie hier erfuhren, daß ſowohl Tilly als Traun, welch' Letzterer bei Landshag die Donau überſchritten und den Markt Aſchau eingenommen hatte, ſich um das Lager der Bauern auf der Hagleiten zuſammen zögen, und daſſelbe zu beſtürmen drohten, beſchloſſen ſie, ihren bedrängten Brüdern Beiſtand zu ſenden. Kaum hatte nun Tilly (9. October) Nachricht von dieſem herannahenden, etwa ſechs hundert Mann ſtarken Hilfscorps der Bauern erhalten, als er denſelben zwei hundert Huſaren entgegen ſchickte, welche den Haufen nicht weit von dem Lager zu Hagleiten einholten, in denſelben einhieben, beiläufig hundert tödteten, Viele verwundeten und die übrigen in die Flucht jagten. Die anderen Bauern, welche ſich in dem Hagleitner Lager befanden, waren mit Entſetzen Augenzeugen des Gemetzels, das ihre Gefährten im Thale erlitten. Sie machten ſich ſogleich auf, um Dieſen zu Hilfe zu kommen. Aber Tilly eilte mit ſeinen Truppen aus Efferding herbei, und ſchob ſich zwiſchen das Lager und die Fechtenden, wodurch die Bauern auf der Hagleiten von ihren Gefährten abgeſchnitten und verhindert wurden, an dem Gefechte Theil zu nehmen. In größter Beſtürzung entflohen ſie aus ihrem Lager auf der Hagleiten, welches von den Soldaten ſogleich in Brand geſteckt wurde, und zerſtreuten ſich hierauf gänzlich, da ſie keine Möglichkeit vor ſich hatten, den Truppen Tilly's, Traun's und Khevenhiller's, der ſich den Erſteren angeſchloſſen hatte, Widerſtand zu leiſten. Nur einige Wenige faßten in ihrer Verzweiflung den Entſchluß, ſich noch länger zu wehren; aber die nachrückenden Truppen vereitelten bald ihr Vorhaben, und machten ihnen alles fernere Auftreiben unmöglich.

Die Bauern wurden jetzt nochmals aufgefordert, zum Gehorſam zurück zu kehren, Ausſchüſſe zu ſenden und die nöthigen Verordnungen zu vernehmen. Ihr Trotz war gebrochen; ſie verſprachen unter Thränen, ſich nie mehr einer Rebellion theilhaftig zu machen, und ſtellten Geißeln für ihre Treue. Gleichwohl machte nach ſo vielen bitteren Erfahrungen die Vorſicht es nöthig, auch durch das Militär die Ruhe zu befeſtigen; daher wurden die Truppen in verſchiedene Quartiere vertheilt, mit dem Auftrage, alle Zuſammenkünfte der Bauern zu verhindern, und auf die Auftreiber

und verdächtigen Leute ein wachsames Auge zu haben. So gut diese Anstalten waren, so nützte doch wahrscheinlich noch mehr die Bekanntmachung des Befehles: daß ein jedes Bauernhaus, dessen Besitzer sich nicht sogleich in dasselbe zurück verfügen würde, angezündet werden sollte. Die Bauern eilten auf diese Kundmachung sogleich in ihre Häuser zurück, und benahmen sich dadurch selbst die Möglichkeit fernerer Zusammenrottirungen. Khevenhiller schickte drei hundert Bauern, welche bei den Rebellen die Waffen getragen, gefangen nach Wien. Die Anführer zerstreuten sich, und suchten aus Oesterreich zu entkommen; Nimmervoll und Luegmair nahmen ihre Zuflucht zu den Schweden; Greimbl wurde mit drei seiner Genossen aufgegriffen; auch benahm Khevenhiller, indem er einen Unruhestifter zu Frankenburg aufknüpfen ließ, den Bauern den Wahn, daß aus Rücksicht für den König von Schweden kein Rebell gestraft werden könne. Es wurde nun der größte Theil der Soldaten, die durch Erpressungen und Raub den Einwohnern sehr beschwerlich fielen, aus dem Lande gezogen; die übrigen bis zu vollführter Execution noch dort gelassen. Als Haupturſachen der letzten Empörung wurden von den Executionscommissären folgende bezeichnet: die Ungleichheit der Religion, die vielen neuerbauten kleinen Häuser, deren arme Bewohner bei Rebellionen Nichts zu verlieren hätten, vielmehr dabei zu gewinnen hofften; die kleinen, abgelegenen Winkel-, Most- und Leutgebhäuser, wo sehr oft schlimme Zusammenkünfte gehalten würden; ferner das unfreundliche Benehmen einzelner Pfarrer, welche ganz unmäßige Stolagebühren forderten, und die höchst unbillige Erhöhung der Taxen durch mehre herrschaftliche Beamten. Die Stände gaben noch einige andere Gründe der Empörung an, unter anderen, daß man 1626 mehren Hauptschuldigen verstattet habe, unter die Soldateska sich aufnehmen zu lassen. In Berücksichtigung dessen beschloß man, diesmal schärfer gegen die Rädelsführer zu verfahren, als es vor sechs Jahren geschehen, um zu verhindern, daß sie, bei einem möglichen Vordringen der Schweden und Sachsen, sich nicht wieder mit diesen Gegnern des Kaisers verbinden und neue Unruhe im Lande anzetteln könnten, welches durch ähnliche Auftritte ohnehin schrecklich mitgenommen und in bittere Noth gestürzt war. Es wurde daher eine ernstere Vollziehung der vorigen Reformationspatente angeordnet, den ausgewanderten Adeligen aber sofortiger Verkauf ihrer Güter befohlen, um ihrer Rückkehr in das Land vorzubeugen; die Güter der Verräther wurden sogar

confiscirt. Unterdeſſen wurde die Unterſuchung der Rebellen in Linz, Wels und bei den Landgerichten eifrig fortgeſetzt. Da der Ordnung gemäß die Strafe der beleidigten Majeſtät außerordentlich ſtreng angeſetzt wurde, ſo linderte ſie der Kaiſer, wie er dies auch vor ſechs Jahren gethan hatte. Die Anſtifter der Empörung wurden hingerichtet, einige unter Erſchwerungen; der ſchlimmſte, Chriſtoph Spinel aus Etſchland, der die Vorſtadt zu Böcklabruck abbrennen geholfen, ſchimpfliche Reden wider den Kaiſer geführt, und mehre Perſonen ermordet hatte, wurde zweimal mit glühenden Zangen gezwickt und dann geviertheilt, worauf man ihm ſeiner ſchmählichen Reden wegen die Zunge heraus riß, ſie ihm um den Mund ſchlug, und zuletzt die Stücke ſeines Leichnams ſammt dem Kopfe auf öffentlicher Straße aushing. Dem Jakob Greimbl wurde in Linz der Kopf und die rechte Hand abgehauen, der Körper und der Kopf dann auf einen Spieß geſteckt. Die übrigen Gefangenen wurden theils zum Stadtgraben in Wien verurtheilt, theils freigelaſſen. Die Häuſer des im Gefängniſſe geſtorbenen Ecklehner und der übrigen Rädelsführer wurden niedergeriſſen oder verbrannt, und an ihrer Stelle ein Galgen errichtet, welche Strafe in den beſtehenden Geſetzen für Majeſtätsverbrecher feſtgeſetzt war. — So endete dieſe Empörung im Hausruckviertel, die ſiebente innerhalb ſieben und dreißig Jahren, und darum ſtrenger geahndet, als alle früheren*).

Wie verſchieden auch Freunde und Feinde über Guſtav Adolf urtheilten, darin waren ſie einig, daß mit ihm die Seele des proteſtantiſchen Bundes geſchwunden und Niemand im Stande ſey, ihn zu erſetzen. Auf beiden Seiten waren Furcht und Hoffnung übergroß, und Keiner im Klaren, wie ſich die Verhältniſſe nunmehr zum Vortheile oder Schaden geſtalten würden. Einige hielten nach dem Tode des Schwedenkönigs Alles für gewonnen, Andere Alles für verloren; Einige meinten, man könne der Schweden ſogleich ganz entbehren, Andere, man müſſe ſich ihrer einſtweilen noch zu Erreichung anderer Zwecke bedienen. Dänemarks Eiferſucht gegen Schweden nahm ab; hingegen wurde Wladislaw von Polen nur durch den ruſſiſchen Krieg verhindert, die alten Anſprüche auf jenes Reich geltend zu machen. Frankreich, wie wir ſogleich ſehen werden, hielt es für nothwendig, größere

*) Vergl. F. Kurz: »Geſchichte des Aufruhrs im Hausruckviertel, welchen der König Guſtav Adolf begünſtigte,« in deſſen »Beiträgen zur Geſchichte des Landes Oeſterreich ob der Enns,« II., S. 45—390.

Thätigkeit zu entwickeln; Maximilian und die Liga, jetzt weniger von den Protestanten fürchtend, scheuten von Neuem den Kaiser und dessen mächtigen Feldherrn, den Herzog von Friedland. Bei dieser Auflösung und Verwirrung, wenigstens der schwedisch-protestantischen Partei, kam Alles darauf an, in wessen Hände Gustav Adolf's Oberleitung übergehen werde. Wenige Tage nach ihm (29. November) starb auch, vergessen und unbemerkt, der unglückliche, aufgegebene, thaten- und willenlose Urheber des Krieges, Friedrich V. von der Pfalz, und es schien nunmehr der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen die meisten Ansprüche auf die Führung des protestantischen Bundes zu haben. Aber er genoß für seine Person keines Ansehens, wurde des Trunkes beschuldigt (man nannte ihn spottweise den Bierkönig), war im Herzen den Schweden abgeneigt, zu deren Bundesgenossen ihn nur der Drang der Umstände gemacht hatte, eifersüchtig auf das, durch den Anschluß an Schweden steigende Ansehen der Ernestinischen Linie in Weimar, und wurde theils durch eigenen Wunsch, theils durch seine Räthe immer mehr zu einer Wiederannäherung an das Kaiserhaus hingeleitet. Gegen die Zweifel und Unruhe der Parteien stach tröstlich des Kaisers unverhehlte Sehnsucht und Bereitwilligkeit zum Frieden ab; er nahm mit Freuden das Anerbieten des Königs von Dänemark, friedliche Ausgleiche zu vermitteln, an, und hoffte, wenigstens den schon seit lange und wiederholt angebahnten Separatfrieden mit Kursachsen durchzusetzen. Aber noch getraute sich der Kurfürst nicht, mit Schweden zu brechen, und so entschwand, unter neuem Kriegsgetümmel, die Aussicht auf Frieden. An ähnlicher Ungunst der Verhältnisse scheiterte auch Waldstein's Antrag, den durch des Schwedenkönigs Fall herbei geführten Augenblick des Schreckens zu benutzen, um eine allgemeine Amnestie zu erklären und Frieden zu schließen, wobei von einer Rücknahme des Restitutionsedictes die Rede war. Jeder bessere Wille, der sich hin und wieder geltend zu machen strebte, fing sich in den Schlangenwindungen und Netzen der französischen Staatskunst.

Schon am 1. Januar 1633 erklärte Richelieu, daß, da der Tod Gustav Adolf's die Christenheit von großen Uebeln befreit habe, vor allen Dingen nöthig sey, den Krieg in Deutschland und Holland zu verlängern; er erwog: ob es besser, bei der sichtlichen Erschlaffung der deutschen Protestanten, dem abweichenden Interesse der Schweden und der Friedensluft des Prinzen von Oranien, offen mit Oesterreich zu brechen, oder in der bisherigen Weise den

Kampf durch Geldunterstützung in die Länge zu ziehen. Nachdem alle Gründe für und wider erörtert waren, zumal der Mangel an tüchtigen Feldherren und die Abneigung der Franzosen gegen den deutschen Krieg, erwies sich als das Vortheilhaftere: auf alle Weise, d. h. durch reiche Hilfsgelder den Frieden in Deutschland und Holland zu verhindern, ohne selbst anderes mit den Waffen theilzunehmen, als daß ein Heer unter dem Oberbefehle des Prinzen von Oranien, und ein anderes erwähltes unter zwei Marschällen im Elsaß aufgestellt würde, und durch das französische Geld die Interessen so innig zu verweben, daß kein Theil ohne Frankreich Frieden schließen könne. Da das französische Kabinet, in Folge eines mit Charnacé in Frankfurt kurz vorher eingeleiteten Einverständnisses, der Beipflichtung des schwedischen Kanzlers Oxenstierna gewiß war, so glaubte man sich des Gewinnes des linken Rheinufers von Trier und Köln bis Basel hinauf sicher, das man ohne Schwertstreich durch jene zwei Marschälle nur in Empfang zu nehmen brauche, um so Lothringen, dessen Hauptplätze man besaß, einzuschließen und die Gränze des Königreichs mit Einverleibung der Freigrafschaft und Luxemburgs bis zum Rhein auszudehnen. Zu Betreibung der deutschen und schwedischen Angelegenheiten im Interesse Frankreichs wurde der gewandte Manasses de Pas, Marquis von Feuquières, ausersehen, und ihm die vollständigste Anweisung gegeben. „Unter inständiger Erklärung der Freundschaft des Königs von Frankreich an alle betheiligten Fürsten, und seiner Sorgfalt für die Erhaltung des deutschen Reiches und die Erlangung eines sicheren und vortheilhaften Friedens," sollte Feuquières, im Vorbeigehen den Kanzler Oxenstierna aufsuchend und den Landgrafen von Hessen zur Beharrlichkeit ermahnend, zum Kurfürsten von Sachsen eilen und Diesem im Namen König Ludwig's dieselbe Unterstützung, welche der König von Schweden genossen hätte, anbieten, wenn er die Oberleitung der Dinge mit Zuziehung des Kanzlers Oxenstierna, die Verpflichtung Gustav Adolf's in Betreff der Erhaltung der katholischen Kirche, und die Verbindlichkeit, ohne Frankreich weder Frieden noch Waffenstillstand zu schließen, übernehmen wolle. Richelieu wollte hierbei, um sich der Furcht vor schwedischer Uebermacht zu entledigen, das unschädliche Sachsen an die Spitze stellen. Feuquières sollte Johann Georg ermahnen, mit den katholischen Fürsten sich zu gleichen Zwecken zu einigen, ihn ferner vor den falschen Friedensanträgen Oesterreichs, vor Entwaffnung und vor Beistimmung in die Wahl des jüngeren Königs von Ungarn zum römi-

schen Könige ernsthaft warnen, zugleich sich beifällig über den Plan der Vermälung des Kurprinzen mit der Erbin von Schweden äußern. Aehnliches Ansinnen sollte er dem Kurfürsten von Brandenburg hinterbringen, und ihm das Bedenken wegen Pommern und der Kleve'schen Erbschaft erregen, falls er sich zu einem Frieden mit dem Kaiser berücken lasse, während jene angesprochenen Länder in den Händen der Schweden und Holländer blieben. Auch den Landgrafen von Hessen, die Brüder von Weimar, den Herzog Georg von Lüneburg, die großen Reichsstädte, die kleinen Prinzen, selbst die entfernten Hansestädte, sollte Feuquières auf französische Hilfe vertrösten. Dem Kanzler Oxenstierna, von welchem Frankreich mit Grund eine ganz von Gustav Adolf's Politik verschiedene in Hinsicht der schwedischen Eroberungen am Rhein erwarten durfte, glaubte man eine noch unwiderstehlichere Lockung hinzuhalten, indem man ihm versprach, die Heirat seines Sohnes mit Christine von Schweden zu begünstigen und die Rechte des neuen Königs zu vertheidigen; dagegen sollte Oxenstierna vor allen Dingen vermocht werden, die deutschen Plätze, welche die Schweden am Rhein inne hätten, möglichst ohne eingeholte Zustimmung des Kurfürsten von Sachsen, freiwillig an Frankreich abzutreten, das sie als Pfand bis zum Frieden behalten sollte, wogegen dann die an Sachsen zu zahlende Geldhilfe ermäßigt würde, weil Frankreich ein Heer zur Besetzung der Städte auf seine Kosten erhalten müsse! Diese Plätze waren Benfeld, von Horn im Spätherbst erobert, Hagenau, Schlettstädt, Breisach, welches noch die Kaiserlichen besaßen, und die übrigen im Elsaß, Trarbach und Kreuznach; auch Mainz sollte man, wenn Oxenstierna damit einverstanden sey, zu erlangen trachten. Die trierschen Städte hatte man bereits; Philippsburg konnte man nach Vertrag bekommen, und so schien denn dem Plane auf das linke Rheinufer Nichts entgegen zu stehen. Weil Richelieu voraus sah, daß die deutschen Fürsten und Stände sich sträuben würden, der Krone Schweden im erneuerten Bündniß zu schwören, so sollte Feuquières diese Angelegenheit so vorsichtig als möglich behandeln, ohne den Schweden Ursache zur Eifersucht zu geben; deshalb die Deutschen an die Pflicht der Dankbarkeit gegen Schweden mahnen, welches für sie das Leben ihres Königs aufgeopfert und wohl einen Vortheil fordern dürfe, zumal Frankreich seinerseits aufrichtig für das deutsche Wohl zu wachen bedacht seyn würde. Auch die schwedischen Heerführer sollte er durch schmeichelhafte Briefe und durch die Hoffnung auf besondere Gnade, d. h. auf

Penſionen, zu gewinnen trachten, und vor Allem die Einmüthigkeit zwiſchen den Deutſchen und den Schweden befeſtigen. Wenn dann ſo die obere Leitung der Dinge klüglich dem Kurfürſten von Sachſen zugetheilt, und dem Oxenſtierna ſeine Stellung geſichert ſey, ſo ſolle Feuquières den Oberbefehl des Heeres in Sachſen dem Herzoge Bernhard, den im oberen Lande dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen zuzuwenden ſuchen, jedoch mit Schonung des Feldmarſchalls Horn, welcher in den, Frankreich nahen Provinzen befehlige. Auch auf den Fall eines möglichen Friedensſchluſſes mit dem Kaiſer bedacht, ſollte Feuquières durch kluge Winke zu verſtehen geben, was ſein König für die ſchweren Koſten, die er zur Niederhaltung Oeſterreichs daran gewandt, fordern könnte, und dieſe Angelegenheit ſo leiten, daß die proteſtantiſchen Stände ſelbſt die Entſchädigung erriethen. War nun das Bündniß mit Frankreich ſo weit eingeleitet, ſo durfte der Geſandte auf Verlangen der Bundesgenoſſen zur Zahlung der halben Million Livres ſich anheiſchig machen, welche, obwohl fällig am 15. November 1632, alſo einen Tag vor dem Tode Guſtav Adolf's, Frankreich noch einbehalten hatte*).

Mit ſo verfänglichen, auf alle Wechſelfälle berechneten, in der Hauptſache aber ſicheren Weiſungen, zugleich hinreichend mit Geld, Wechſeln und zur Beſtechung geeigneten Geſchenken verſehen, trat Feuquières gegen Ende Februars 1633 über Mainz die Reiſe nach Deutſchland an. Gleichzeitig zerſtreuten ſich noch andere franzöſiſche Geſchäftsträger nach anderen Richtungen über Deutſchland, um hier auch die übrigen Fürſten und Stände für Richelieu's Zwecke zu bearbeiten. Alle dieſe Geſandten ſollten gemeinſchaftlich dahin ſtreben, die katholiſchen Kurfürſten und Stände in ein großes Bündniß aller Reichsglieder gegen den Kaiſer, in Uebereinſtimmung mit den Proteſtanten, zu bringen, um Ferdinand, von Bundesgenoſſen ganz entblößt, zu einem unvortheilhaften und demüthigenden Frieden zu nöthigen.

Mittlerweile hatten die Angelegenheiten im Weſentlichen von ſelbſt die von Frankreich gewünſchte Wendung genommen. Der Krieg dauerte fort; denn ehe noch die Krone Schweden und die deutſchen Bundesglieder ihre Meinung ausgeſprochen, erkannte das ſchwediſche und deutſche Heer den Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar, der das Schlachtfeld von Lützen behauptete, als oberſten Führer an, und zeigten ſich feſt entſchloſſen, den Kampf

*) Barthold: »Geſchichte des großen deutſchen Krieges,« I. 33 u. f.

fortzusetzen. Kurhessen wurde bis zum Ende des Jahres 1632 von den kaiserlichen Besatzungen geräumt, nachdem Waldstein sich über Leipzig durch das Erzgebirge nach Böhmen zurück gezogen hatte. Bereits aber gab der Kurfürst von Sachsen ziemlich unzweideutig zu erkennen, daß er, der drückenden schwedischen Vormundschaft müde, an eigene Rettung durch eigene Kräfte, oder an die Bildung einer selbständigen dritten Partei denke, an die Vorstandschaft des protestantischen Reichstheils, welcher die übermüthigen Ausländer im Zaum zu halten stark genug sey. Aber ihn überflügelte ein anderer Mann von weit überlegener Geistes- und Charakterkraft: der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna, welcher, auf dem Wege zu der nach Ulm berufenen Tagsatzung, in Hanau Gustav Adolf's Tod erfuhr, und sofort nach Sachsen eilte, um, als Stellvertreter des Gefallenen, die Zügel des schwedischen Einflusses in Deutschland weiter zu lenken. Seine ernste Besonnenheit sah schon früher den deutschen Krieg aus einem ganz anderen Gesichtspunkte an, als sein jüngerer, feurigerer König. Letzterer war nahe daran gewesen, Schweden über Deutschland zu vergessen; in Deutschland hatte er sich ein großes Reich gründen wollen, zu welchem Schweden in eine beinahe untergeordnete Stellung getreten seyn würde, und war daher entschlossen gewesen, Frankreich nicht eine Spanne Landes abzutreten. Oxenstierna's Plane verliefen sich weniger in's Unabsehbare und wurzelten auf praktischem Boden; Schweden sollte, dies war seine Absicht, ein mächtiges Glied des deutschen Reiches werden, als Entschädigung für seine Theilnahme am Kriege und für die Hinopferung seines Königs, einen starken Zusammenhang von Ländertheilen sich zusprechen, und darum mit den bisherigen Verbündeten so lange unter den Waffen bleiben, bis der Kaiser zum Frieden gezwungen sey. Ein vollständiger Sieg der protestantischen Kirche in Deutschland lag ganz außerhalb seiner Plane: ihm genügte Sicherheit seiner Glaubensgenossen. Somit durfte Frankreich bei ihm mehr Nachgiebigkeit voraussetzen, als bei dem gefallenen Könige, und daher wies Richelieu die Gesandten an, den Reichskanzler zur Abtretung des linken Rheinufers rasch zu bestimmen, wiewohl dieser keineswegs geneigt war, den erkämpften Gewinn ohne erhebliche Gegenvortheile an Frankreich zu überlassen, vielmehr durch Verzögerung die Franzosen zu kräftigerem Antheile am deutschen Kriege zu nöthigen gedachte.

Oxenstierna griff seine schwierigen Obliegenheiten mit bewunderungswürdiger Umsicht und Thätigkeit an. Er schrieb aneifernd an alle Feldherren,

ermuthigte die in Frankfurt verſammelten Stände, verhandelte auf allen Seiten, berichtete nach Schweden, und erhielt von dort unumſchränkte Vollmacht über die Heere und die Unterhandlungen. Er bekam deutliche Anweiſung, Beſitzungen an der Oſtſee für Schweden zu behalten, und ſeine ſchwere Aufgabe ging nun dahin, den Feinden dieſe Beſitzungen abzuzwingen, ohne die Freunde zu beleidigen. Der Kurfürſt von Sachſen, welchen Oxenſtierna im December 1632 in Dresden beſuchte, erklärte ſich zwar zu ernſter Fortſetzung des Krieges bereit; doch ſey es rathſam, daß man deſſen Zwecke näher feſtſtelle und gleichzeitig des Friedens gedenke. Oxenſtierna verlangte hierauf: der Kurfürſt ſolle ſich genauer über gemeinſame Anordnung des Krieges ausſprechen; denn vereinzelte Maßregeln könnten nie zum Ziele führen, und ohne feſten Beſchluß von Seiten der Proteſtanten, wiſſe Schweden nicht, ob und in wie weit es ſich für ſie einlaſſen dürfe und könne. Als Oxenſtierna hierauf keine Antwort erhielt, machte er drei verſchiedene Vorſchläge: entweder alle Proteſtanten verbinden ſich zum Kriege, laſſen den Schweden die Oberleitung und ſetzen ihnen nur Räthe zur Seite; oder man ernennt zwei Directoren, einen ſchwediſchen und einen ſächſiſchen, und ſtellt den Fürſten und Ständen frei, ſich Einem von Beiden anzuſchließen, wobei jedoch Alle für denſelben Zweck wirken; oder endlich, man läßt die Schweden als entbehrlich ganz zur Seite, entſchädigt ſie aber für ihre zeitherigen Anſtrengungen und Aufopferungen. Der Kurfürſt erklärte, daß er ſich hierüber erſt mit ſeinen Verwandten und mit dem Kurfürſten von Brandenburg berathen müſſe. Von Letzterem erhielt Oxenſtierna im Jannar 1633 zu Berlin um ſo leichter eine beſtimmtere, beifällige Antwort, da jetzt ernſtlicher, als je, davon die Rede war, daß der Kurprinz Friedrich Wilhelm die junge Königin Chriſtine von Schweden heirate, mit deren lockender Hand Schweden jetzt ſeine politiſchen Freier köderte. In einer, nach Oxenſtierna's Abreiſe gehaltenen, Zuſammenkunft der Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen ſchmähte Dieſer auf das Uebergewicht des ſchwediſchen Einfluſſes, und that die Nothwendigkeit des Friedens dar; Jener hielt die Erreichung dieſes Zweckes nur dann für möglich, wenn man ernſtlich rüſte und nicht durch Streit und Argwohn Zeit und Kräfte verliere. Den erſten der obigen Vorſchläge des Reichskanzlers nannte Johann Georg unverantwortlich, den zweiten ſehr ſchwierig, den dritten unthebar. Im Uebrigen blieb er bei halben Maßregeln und Erklärungen während der unermüdliche Oxenſtierna, hierdurch unbeirrt, die kleineren

Stände zu einer Tagsatzung nach Heilbronn berief, weil Ulm zu fern und den kämpfenden Heeren Altringer's und Horn's zu nahe lag.

Hier kam, nach vielem Berathen und Verhandeln, am 23. April 1633 ein Bündniß zu Stande, dessen Vertragsurkunde Folgendes festsetzte: der Bund bezweckt Vertheidigung der deutschen Freiheit, Herstellung der vertriebenen Fürsten, Gründung eines sicheren weltlichen und kirchlichen Friedens, und Genugthuung für die Schweden. Oxenstierna wird Director des Bundes und entscheidet in Kriegssachen allein; alles Andere soll er mit sechs ihm an die Seite gesetzten Räthen erwägen und beschließen. Kein Bundesmitglied darf für sich mit den Feinden Unterhandlungen beginnen. Diesen Hauptbedingungen schlossen sich noch andere an, die Leitung der Geschäfte in den einzelnen Kreisen, Werbungen, Steuern, Verpflegung, Kriegszucht, Sicherheit des Handels u. s. w. betreffend, und neue Verträge mit Frankreich sollten, wie wir sehen werden, die bezeichneten Zwecke befördern. Zu den ersten Gliedern des Heilbronner Bundes (Pfalz, Brandenburg-Kulmbach und Ansbach, Zweibrücken, Baden-Durlach, Würtemberg, Hohenlohe, mehre Grafen, die Städte Nürnberg, Straßburg, Frankfurt, Augsburg u. a.) traten später noch andere Stände. Am 19. April brachte Feuquières auch das erneuerte Bündniß zwischen Frankreich und Schweden zu Stande, ohne welches Oxenstierna sein Ansehen nicht behaupten konnte; die Bedingungen blieben im Wesentlichen die vor zwei Jahren in Bärwalde geschlossenen; die Million Livres wurde wiederum zur Verfügung der Krone gestellt, nur mußte, was besonders die Verhandlungen erschwert hatte, die Königin Christine sich verpflichten, die katholische Religion in allen eroberten Orten nach Maßgabe der Reichsgesetze aufrecht zu erhalten, geistliche Güter nicht zu beschädigen und, aus Freundschaft für den König von Frankreich, dem Kurfürsten von Baiern und der katholischen Liga die Neutralität unter billigen Bedingungen offen zu lassen.

Es war also zu Heilbronn zwar ein ganz anderer Vertrag entstanden, als Richelieu ihn ursprünglich beabsichtigt hatte; aber gleichwohl blieb Frankreich auch unter diesen Umständen Meister der Lage der Dinge. Durch das Geld, welches es spendete, war der Kanzler von ihm abhängig; von Schweden hingen wieder die Bundesgenossen ab, deren für den Vortheil der Franzosen gewonnener Gesammtrath dem stolzen Director einen schweren Stand bereiten konnte. Die deutschen Stände, insofern sie für sich selbst unmittelbare Vortheile erwarteten, sahen sich getäuscht; ihre und des Reiches

Wohlfahrt war abhängig von der, je für Krieg oder Frieden ſich entſchließenden Laune ſelbſtſüchtiger Ausländer, denen ſie ihr Geld oder Blut ſo lange bieten mußten, als Jene noch nicht ihre eigenen Vortheile erreicht hatten; die gehoffte Geldunterſtützung kam nicht ihren Zwecken zu Gute, ja ſie wurden nicht einmal als eigentliche Bundesgenoſſen Frankreichs angeſehen*).

Waldſtein, nach Böhmen zurück gekehrt, belohnte Jene, welche ſich in der Lützener Schlacht ausgezeichnet, und verhing blutige Strafen über Andere, welche ihre Schuldigkeit nicht gethan haben ſollten. Fünfzehn Officiere wurden hingerichtet, ſieben Anderen durch den Scharfrichter der Degen zerbrochen, vierzig Namen an den Galgen geſchlagen. Man murrte über dieſe Strenge, und Manche behaupteten: Waldſtein habe vornehme Officiere ſo hartem Urtheile unterworfen, mehr um dem Kaiſer gegenüber ſeine Macht zu zeigen und ſich als ſchuldlos darzuſtellen, als weil die Hingerichteten wirklich Strafe verdient hätten. Der Krieg brach unterdeſſen in faſt allen Theilen Deutſchlands mit erneuertem Eifer los. An der Spitze der Schweden ſtanden der kaum dreißigjährige Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar, ein Mann von großen Eigenſchaften, Muth, Feldherrntalent und glühendem Unternehmungsgeiſte, der, nicht zufrieden mit dem ihm durch die Geburt vorgezeichneten kleinen Glücke als Prinz ohne Regierungsausſicht, in Deutſchland ſich ein Land und einen eigenen Fürſtenſtuhl zu erkämpfen trachtete, und der zwei und vierzigjährige ernſte, beſonnene, von uneigennütziger Dienſtpflicht beſeelte Guſtav Horn; zwei Männer, in Jahren, Anſichten und Beſtrebungen ſo verſchieden, daß in ihrem gemeinſchaftlichen Wirken nie eine Einheit ſich herausſtellen konnte. Am 28. November 1632 eroberte Horn Benfeld, und erfocht, gleichwie der Rheingraf Otto Ludwig, einige Vortheile über die Oeſterreicher und Baiern. Im Januar 1633 zog Herzog Bernhard aus Sachſen nach Franken, überrumpelte Bamberg, erſtürmte (1. Februar) Höchſtedt und ließ den Befehlshaber, weil derſelbe nicht zur rechten Zeit um Schonung gebeten, aufknüpfen, das Schloß aber plündern und niederbrennen. Ueber Nürnberg erreichte Bernhard, die Baiern zurück treibend, Donauwerth, vereinte ſich hier mit Horn, ſo daß ihr Heer zwei und vierzigtauſend Mann und ſechs und fünfzig Kanonen zählte, nahm München**) ein, welche Stadt die Baiern

*) Barthold a. a. O. 52.

**) Andere läugnen die Einnahme Münchens, von welcher auch mehre gleichzeitige Quellen ſchweigen.

ſelbſt vorher geplündert hatten, damit den Schweden Nichts in die Hände falle, und eroberte Landsberg und Eichſtädt, wobei das ſchwediſch-deutſche Heer, deſſen Mannszucht ſeit Guſtav Adolf's Tode in ſchnellen Verfall gerieth, ſich furchtbarer Ausſchweifungen ſchuldig machte. Im Gefühle ſeiner Siege und Wichtigkeit, ſteigerte Bernhard jetzt ſeine Anſprüche. Dieſe wurden ihm erleichtert durch eine große Gährung im Heere, wo die Hauptleute über Sold und Belohnungen auf eine Weiſe Verabredungen trafen, welche alle Ordnung aufgelöſet und eine zweckmäßige Kriegführung unmöglich gemacht hätten. In einer Klagſchrift (April 1633) hoben ſie ihre getreuen Dienſte hervor, ſich beſchwerend, daß Leute, die hinter den Ofen geſeſſen, jetzt unverdiente Belohnungen erhielten, ihnen hingegen auch das Nothdürftigſte vorenthalten werde. Wenn alſo binnen vier Wochen keine Abhilfe einträte, würden ſie nicht weiter auf den Feind losgehen, ſondern ungetrennt und in Gemeinſchaft ſich aus den eroberten Ländern, als einem ihnen rechtmäßig zugeſicherten Pfande, bezahlt machen. Herzog Bernhard verſprach den Kriegern, ihre Anſprüche durchzuſetzen, und erhöhte dadurch ſeinen Einfluß im Heere, was ihm möglich machte, die Saiten noch höher zu ſpannen. Oxenſtierna mußte Mittel ſchaffen, ihn auf eine Art zu befriedigen, die ihn doch nicht gefährlich werden ließ. Nach bald beſeitigten Zweifeln Bernhard's über die Rechtmäßigkeit des Verfahrens kamen Beide überein, ein früheres Verſprechen Guſtav Adolf's zur Vollziehung zu bringen. Laut einer Urkunde vom 20. Juni 1633 ſchenkte Schweden das ihm durch Eroberung zugefallene Herzogthum Franken und die beiden Bisthümer Würzburg und Bamberg dem Herzoge Bernhard als ein Mannlehen, jedoch mit Vorbehalt gewiſſer Güter und Feſtungen, und gegen Uebernahme mancher anderen Verpflichtungen, insbeſondere von Geldzahlungen und Kriegsdienſten. Schon war es alſo dahin gekommen, daß eine fremde Macht deutſche Lande als Lehen vergab, und deutſche Fürſten ſich nicht ſcheuten, auf deutſchem Boden Vaſallen einer fremden Krone zu werden.

Indeſſen Bernhard von Weimar ſich im Süden Deutſchlands eine eigene Macht zu erkämpfen ſtrebte, ging im deutſchen Norden Herzog Georg von Braunſchweig und Lüneburg demſelben Ziele nach. Dem franzöſiſchen Golde unzugänglich, mehr im Intereſſe ſeines Hauſes, als der deutſch-proteſtantiſchen Partei überhaupt, hatte Derſelbe ſich im Januar mit der ſchwediſchen Heeresabtheilung Knyphauſen's vereinigt, aus Sachſen, auf weiten

Umwegen, an Wolfenbüttel vorüber, durch Bremen ſich nach Weſtphalen begeben, gemeinſam mit dem Landgrafen Wilhelm V. von Heſſen die zerſtreuten kaiſerlichen Truppen nach Niederſachſen gedrängt, eine Fahrt über den Strom bei Rinteln erſpäht, den Uebergang im März erzwungen, und die Belagerung von Hameln zeitig begonnen. Zur Vertheidigung der ſtarken Feſten, welche als die wichtigſten Haltpunkte der kaiſerlichen Waffen zwiſchen Weſer und Elbe noch in der Gewalt des Kaiſers waren, nämlich Mindens, Hamelns, Wolfenbüttels, Hildesheims, Neuſtadts und Nienburgs, befehligte Graf Jobſt Maximilian von Gronsfeld, der ruhige und erfahrene Nachfolger Pappenheim's, die vereinzelten Schaaren. Um Hameln zu bezwingen, bereitete Herzog Georg einen Zuzug des heſſiſchen Heeres unter dem Generallieutenant Peter von Holzapfel, genannt Melander, welcher eben Paderborn erobert hatte. Der Landgraf ſelbſt erſchien (21. April bis 1. Mai 1633) vor Hameln; aber trotz der aufgebotenen Kräfte zog ſich die Belagerung der durch die angeſchwollene Weſer geſchützten und tapfer vertheidigten Feſte, zumal die Fürſten von Celle und Wolfenbüttel keine Unterſtützung leiſteten und der Schwede Kniphauſen dem Herzoge Georg insgeheim entgegen arbeitete, dergeſtalt in die Länge, daß Oxenſtierna ernſtlich rieth, dieſe Unternehmung aufzugeben. Georg beharrte jedoch bei ſeinem Entſchluſſe, und ſetzte ihn durch, ſelbſt als vom Niederrhein her, wo die Bemühungen der Niederländer für die Neutralitätsverſuche der Reichsſtadt Köln und des Pfalzgrafen von Neuburg den ſchwediſchen Waffen Einhalt geboten, eine Gefahr aufzog. Als am 2. Juli Kunde einlief, ein am Niederrhein auf Koſten der nach Köln geflohenen geiſtlichen Fürſten und Prälaten gerüſtetes kaiſerliches Heer ſey unter dem Grafen Merode und dem baieriſchen Oberſten Geleen das Thal der Ruhr und Lippe hinauf gezogen und bringe, mit Benninghauſen vereinigt, heran, um bei Minden zu Gronsfeld zu ſtoßen und Hameln zu entſetzen, berief Georg (27. Juni bis 7. Juli) eiligſt ſeine zerſtreuten Truppen, ließ nur einen Haufen an beiden Stromufern zur Beobachtung der Feſte zurück, und ſtellte ſich in der gebirgigen Gegend von Heſſiſch-Oldendorp, wohin die geſammte kaiſerlich-ligiſtiſche Macht ſich von Minden aus in Bewegung ſetzte. Kniphauſen mit den Schweden, obgleich nicht zur Schlacht entſchloſſen, und auch der nicht ganz mit dem Herzoge einverſtandene Holzapfel nahmen gleichwohl die ihnen beſtimmte Stellung ein, der eine den linken Flügel, der andere die Mitte, während die braunſchweigiſch-lüneburgiſchen

Regimenter den rechten Flügel behaupteten. Auf der anderen Seite brachte die Zwistigkeit der kaiserlichen und ligistischen Feldherren großen Nachtheil, indem Merode, obschon der jüngere, als General Westphalens, dem älteren Gronsfeld, als Befehlshaber von Niedersachsen, sich nicht fügen wollte. Gronsfeld, die günstige und starke Haltung der Gegner erkennend, beabsichtigte, das Heer auf Minden zurück zu führen, weil Hameln noch nicht in Noth sey; dagegen dürstete der Niederländer Merode nach dem Ruhme, die Feste zu entsetzen, hoffend, Gronsfeld werde das einmal begonnene Gefecht unterstützen. Ohne daher auf des Letzteren Einrede zu achten, schob er Fußvolk und Reiterei vor, verwickelte seine Truppen in Waldung und Gebirge, und ließ dem Herzoge Georg Zeit, dieselben abzuschneiden und durch die Reiterei, welche Kniphausen auf ungebahnten, nur für Schafheerden geeigneten Wegen führte, anzugreifen. Dieser unerwartete Anfall brachte Merode's Truppen in Verwirrung; der Oberst Merode, ein Vetter des Feldherrn, floh ohne Versuch des Widerstandes mit der Reiterei, und riß die, vor dem Lager haltenden Gronsfeld'schen Truppen mit sich fort; die nun vereinzelte Infanterie des Grafen Merode wurde niedergehauen, der Niederländer selbst gefährlich verwundet. Gronsfeld rettete sich mit Benninghausen, Geleen und zwei tausend Reitern nach Minden; sieben tausend Todte bedeckten das Schlachtfeld, drei tausend Mann geriethen in Gefangenschaft, das reiche Gepäck fiel in die Hände des schwedisch-deutschen Heeres, welches diesen erheblichen Sieg mit verhältnißmäßig geringem Verluste erkaufte. Der unglückliche Graf Merode starb an seinen Wunden, der Feigheit seines Vetters, des Reiteroberſten, die Schuld der Niederlage beimessend, was Gronsfeld zu seiner eigenen Rechtfertigung benutzte. Hameln vermochte sich nun nicht länger zu halten, sondern ergab sich (13. Juli) den Schweden und Deutschen. Weitere namhafte Folgen hatte dieser Sieg nicht, indem Holzapfel gleich darauf mit den Hessen nach Westphalen zurück kehrte, die Wolfenbüttel'schen Truppen sich an die Belagerung Hildesheims, Kniphausen an die Bezwingung der Stadt Osnabrück machten, und das schon so geschwächte Heer des Herzogs Georg, welcher gern Minden gewonnen hätte, auch die Schweden entlassen mußte; denn Oxenstierna, geschreckt durch den verwüstenden Angriff Holck's auf Sachsen, und durch die Bewegung des Friedländers auf Mitteldeutschland, rief am 30. August den Lars Kagg mit seinen Regimentern über Fulda nach Franken, so daß der Herzog Georg mit bitterem Verdrusse sich zur Unthätigkeit verurtheilt sah.

Während Frankreich durch List und Gewalt den Herzog Karl von Lothringen gedemüthigt, ihn zu dem drückenden Vertrage von Neufville gezwungen hatte, und nun, im Besitze von ganz Lothringen, des trier'schen Bisthums, Mümpelgard's und als Schutzmacht des Kurfürsten von Köln, dem schwedischen und Heilbronner Bunde gegenüber eine gebieterische Stellung zum deutschen Kriege annehmen, und Philippsburg, das verweigerte Elsaß nachdrücklicher fordern konnte, ließ Don Fernando, der Kardinal-Infant von Spanien, in Uebereinstimmung mit dem Kaiser, den bisherigen Statthalter von Mailand, Alvarez de Figueron, Duca de Feria, einen bewährten Krieger, mit zwölf tausend Mann Fußvolk und fünfzehn hundert Reitern, Italienern und Spaniern, aufbrechen, um die österreichischen Vorlande zu retten, Breisach zu entsetzen, und dem damals noch nicht unterworfenen, aber durch Frankreich hart bedrängten Herzoge von Lothringen beizustehen. Oesterreichischer und baierischer Seits hatte man dem Spanier die reichsfreie Stadt Constanz am Bodensee als Sammelplatz und Rückzugspunkt zugesichert; weil aber der nächste Weg aus Italien an den Oberrhein durch die Pässe des Veltlin, Engadein, Graubündten und Tirol führte, man die Feindseligkeit der Graubündtner und die Anwesenheit des Duc de Rohan mit Recht fürchtete, welcher den Steig bei Feldkirchen befestigt und Schanzen bei Maienfeld aufgeworfen, also die Straße von Graubündten nach Schwaben durchschnitt, hatte die Erzherzogin Claudia von Medici, Witwe Leopold's von Tirol, zu Gunsten der Spanier geworben, die Pässe von Scharnitz und Füssen, welche Oberschwaben von Tirol aus öffnen, besetzt; ferner hatten nach Eroberung der Waldstädte und den Fortschritten der Rheingrafen im Elsaß die kaiserlichen Truppen unter dem Markgrafen von Baden an den Bodensee um Lindau, Ravensburg und Ueberlingen sich gelegt, um den Spaniern bei der Hand zu seyn. Nach längerer Verzögerung, welche zum Unglücke des Herzogs von Lothringen ausschlug, rückte Feria in den letzten Tagen des August über das Wormser Joch durch das Veltlin in das obere Engadein, zog durch das Münsterthal und wendete sich auf Tirol, noch ungewiß, wo er in die Ebene Schwabens hinab steigen sollte, vielleicht auch in der Absicht, oberhalb des Bodensees, mit Hilfe der katholischen Eidgenossen, über den Rhein gehend, den Umweg über das östliche Ufer des Sees sich abzukürzen, und gerade über Constanz auf die österreichischen Vorlande vorzudringen. Auf die erste Kunde, daß Feria oben auf den Alpen stehe, überschritten baierische Truppen bei Schöngau den Lech, verei-

nigten sich in Oberschwaben, um den Bodensee, mit den dort harrenden kaiserlichen Regimentern und den in Tirol geworbenen, und rückten nach dem, vom Herzoge Eberhard von Würtemberg vergeblich belagerten Villingen hinauf.

Um den Bundesgenossen gegen die Uebermacht zu schützen, im Grunde aber wohl, um einen geheimen Anschlag schnell auszuführen, verließ Horn (28. August) plötzlich sein Lager bei Donauwerth, drängte die feindliche Vorhut an den Bodensee zurück, und eilte mit zwölf tausend Mann auf Stockach über den Nordrand des Sees. Aufgemuntert von Henry Rohan, der als Hugenot den Spaniern feind war, glaubte Horn sich an die Neutralität der Eidgenossen nicht kehren zu dürfen, sondern hoffte vielmehr, die Stadt Constanz schnell in seine Gewalt zu bringen und vielleicht zugleich die gesammte Schweiz in den Krieg zu ziehen. Er schrieb daher von Stockach aus den Zürichern: daß er, zu Gunsten des protestantischen Gemeinwesens, sich des Passes von Stein bedienen und durch den Thurgau marschiren müsse, aber wegen Dringlichkeit der Umstände den Bescheid der Herren nicht abwarten könne, und folgte seinem Briefe so schnell nach, daß er die Brücke von Stein noch an demselben Tage besetzte, in der Nacht das Heer über dieselbe führte, durch den Thurgau zog, und mit solcher Schnelligkeit vor Constanz stand, daß der Bischof kaum Zeit behielt, über den See nach Lindau zu flüchten, die Schätze seiner Kirche aber den Schweden preisgeben mußte. Sofort begann die Belagerung, doch ohne das schwere Geschütz, wodurch die, durch den Grafen von Waldburg-Wolfsegg befehligte Besatzung Zeit gewann, sich von Ueberlingen und Lindau her zu verstärken. Inzwischen gerieth das ganze Schweizerland in schreckliche Gährung; die katholischen Cantone griffen zu den Waffen, drohten, die Schweden mit Gewalt zu vertreiben und den vermeinten Treubruch der Züricher zu bestrafen, und waren nahe daran, eine Heeresabtheilung Feria's herbei zu rufen. Die geängstigten Züricher mahnten den Feldmarschall Horn schriftlich, ihr Land zu verlassen; aber Dieser, in der Hoffnung, entweder noch vor dem Bundesschlusse Constanz zu erobern, oder vielleicht gar die protestantischen Eidgenossen für die schwedische Sache zu gewinnen, setzte rücksichtslos die Belagerung fort. Doch die Stadt widerstand mit großem Muthe, und verstärkte die Zahl ihrer Vertheidiger bis auf acht tausend Mann. Als endlich Feria, der sich (29. September) zwischen Regensburg und Lindau mit Altringer vereinigt hatte, mit überlegener Macht den Schweden die Rückkehr bei Stein abzuschneiden und Würtemberg anzugreifen drohte,

ferner König Ludwig XIII. von Frankreich, von den katholischen Eidgenossen zur Vermittlung aufgefordert, und fürchtend, durch die Theilnahme der katholischen Schweizer am Kriege Oesterreichs, mehr zu verlieren, als zu gewinnen, den Duc de Rohan veranlaßte, die Schweden vom längeren Verweilen abzumahnen, hob Horn (30. October) nicht ohne Verlust die Belagerung auf, und ging über Stein nach dem gefährdeten Oberschwaben zurück.

Im Reiche war inzwischen das Waffenglück den Schweden nicht durchgängig hold gewesen. Der Oberst Johann von Werth, ein Meister im kleinen Kriege, und schon von früher her als glücklicher und unternehmender Freischaarenanführer bekannt, eroberte (10. September) den wichtigen Donaupaß von Neuburg für den Kaiser und bedrohte das schwach besetzte Augsburg. Kaum hatte Bernhard von Weimar diese Reichsstadt gesichert und sich hierauf nach Donauwerth zurück gezogen, als Altringer (24. September) mit dem größten Theile seines Heeres, die Vertheidigung Baierns dem Johann von Werth übertragend, bei Thierhaupten über den Lech ging, und über Mindelheim sich nach Oberschwaben in Bewegung setzte, um zu Feria zu stoßen, obgleich er von Waldstein — der den Letzteren darum bitter haßte, weil ein kaiserliches Patent denselben von jedem anderen Befehle, als der Prinzen des Hauses, unabhängig gemacht hatte — die Weisung hatte, in Verbindung mit diesem Spanier nichts Entscheidendes zu unternehmen. Da unterdessen die Waffenruhe zwischen Waldstein und dem Heere in Schlesien und Sachsen eingetreten war, drang Bernhard, für Würtemberg und Horn besorgt, die Donau aufwärts, und ließ nur den Generalmajor Sperreuter am Lech zurück, um die Brücke abzubrechen und Altringer's Verbindung mit Baiern abzuschneiden. Aber wie sehr Bernhard sich auch bemühte, dem Gegner den Vorsprung abzugewinnen, so konnte er, über Ulm und Dillingen gehend, doch nicht verhindern, daß Altringer bereits am 24. September die Reichsstadt Biberach, den Schlüssel von Schwaben, deren Bürger zu Heilbronn schon vor dem Bundesschlusse sich als Schutzverwandte Schwedens erklärt, bezwang. Ungehindert vereinigten sich hierauf, während Bernhard noch bei Riedlingen stand, die Spanier mit Altringer um Ravensburg, und drohten den Feldmarschall Horn im Thurgau jenseits des Rheins vom Kriegsschauplatze gänzlich auszuschließen. Um solcher Macht gewachsen zu seyn, mußten Bernhard, der Pfalzgraf von Birkenfeld und Horn sich ungesäumt einander nähern, und bewirkten zur rechten Stunde (5. October) ihre Vereinigung zu Hohentwyl

und Stockach. Die Heere ſtanden, einander heraus fordernd, um Duttlingen, und bei den gleichen Streitkräften beider Theile ließ ſich eine entſcheidende Schlacht erwarten. Statt deſſen trat, durch Altringer's und Horn's Bedenklichkeit, ein monatlanges zweckloſes Umherziehen im rauhen Gebirgslande ein, wobei die Truppen viel litten. Zuletzt geriethen die Feldherren in Zwieſpalt und trennten ſich; Feria erwartete Zuzug aus Burgund, Altringer zog über Breiſach in's Breisgau. Auch auf ſchwediſch-deutſcher Seite geſchah eine ähnliche Trennung der Führer; Horn zog ab und ſchirmte das bedrohte Würtemberg gegen die Baiern; Bernhard aber wurde vom Kurfürſten von Sachſen dringend aufgefordert, ihm zu Hilfe zu kommen, nachdem Waldſtein den am 22. Auguſt geſchloſſenen Waffenſtillſtand plötzlich aufgekündigt hatte und ſeine Gegner mit einem heftigen Angriffe bedrohte.

Bernhard verſprach Hilfe, zog in Frankfurt noch die Völker Kagg's und Taupadel's aus Franken an ſich, wies dagegen jene an, ſich vom Main nach der Oberpfalz zu begeben, und ſetzte ſich, gleichzeitig als Altringer fern um Kolmar ſtand und Waldſtein die Oberlauſitz eroberte, ſtatt nordwärts, von Balingen über Ulm nach Donauwerth in Bewegung, weniger darauf bedacht, den bedrängten Bundesgenoſſen beizuſpringen, als ſeine Eroberungen an der Donau zu ſichern, welche zum Theile in die Gewalt des kühnen Johann von Werth gefallen waren. Den gewaltigen Fortſchritten dieſes heldenmüthigen Mannes Einhalt zu thun, zog Bernhard mit ſeiner jetzt ſtarken Heeresmacht ſchleunig heran, gewann die von Johann von Werth eroberten Orte zurück, überſchritt bei Neuburg die Donau, beſetzte (30. October) Kellheim und Neuſtadt, und ſtand plötzlich vor Regensburg. Werth, in der Meinung, daß Bernhard's Abſicht auf München gerichtet ſey, begab ſich mit einem eilig aus den Beſatzungen der Städte zuſammen gerafften Heere nach Freiſingen. Der Kurfürſt Maximilian bot Alles auf, Regensburg, das er ſelbſt nur durch eine gewaltſame Liſt in ſeine Hände gebracht, zu retten; Altringer ſowohl als Waldſtein wurden dringend erſucht, ihm ſchnell zu Hilfe zu kommen. Waldſtein ſtand fern, wollte zunächſt ſeine Vortheile gegen Sachſen und Brandenburg verfolgen, und hätte daher auch bei gutem Willen dem ihm verhaßten Maximilian nicht ſchnelle Hilfe zu leiſten vermocht; erſt ſpät konnte der General Strozzi mit fünf und zwanzig Fähnlein Reiter bei Paſſau erſcheinen. Regensburg blieb ſeinem Schickſale überlaſſen, und mußte, nach tapferer Vertheidigung, ſich (14. November) übergeben. Bernhard zog unter

dem Jubel der proteſtantiſchen Bevölkerung ein, und benutzte ſeinen Sieg zu großen Erpreſſungen gegen die katholiſche Geiſtlichkeit, und zu Plünderung ihrer Kirchen. Ermuthigt durch dieſen Sieg, dehnte der kühne Weimar ſeine Entwürfe auf ganz Baiern und Oeſterreich aus. Nachdem Straubing und mehre andere feſte Plätze an der Donau ſich ihm unterworfen, drang er, ungeachtet der eintretenden Winterkälte, vorwärts, und brachte Deckendorf, an der Mündung der Iſar in die Donau, in ſeine Gewalt, erzwang ſich gegen Johann von Werth den Uebergang, und bedrohte Paſſau und die jenſeits des Inn gelegenen öſterreichiſchen Erbländer, wo er auf die Mitwirkung der Proteſtanten zählte. Schon hatte er eine Abtheilung ſeines Heeres gegen Vilshofen und Paſſau voraus geſchickt, als gewichtige Gründe ihn Halt zu machen bewogen. Hinter ihm die Iſar; ohne feſte Punkte zum Rückhalt; der hartgefrorene Boden der Aufwerfung von Schanzen widerſtrebend; vor Bernhard der durch eine Reihe feſter Städte geſchirmte Inn; von der Oberpfalz her das, obwohl zögernd heranziehende Heer Waldſtein's; die Gefahr, durch den voraus geſchickten General Strozzi, welcher mit ſeinen Reitern und einigem Fußvolke, acht tauſend Mann ſtark, von Paſſau längs des Innufers ſich ausbreitete, in Vereinigung mit Johann von Werth zwiſchen der Iſar und der Donau von Regensburg abgeſchnitten zu werden: alle dieſe begründeten Beſorgniſſe zwangen ihn, ſich zu wenden, und von der Eroberung der vor ihm liegenden öſterreichiſchen Erblande abzuſtehen. Nebſtdem forderten Taupadel und Kagg, die in Cham belagert wurden, ſchleunige Hilfe. Daher verließ Bernhard die Iſar, und ging, entſchloſſen, Waldſtein eine Schlacht zu bieten, (5. Dezember) bei Straubing über die Donau.

Bald nach der Lützener Schlacht hatte der Kurfürſt von Sachſen neue Anſtrengungen zur Behauptung Schleſiens unternommen, wo die Kaiſerlichen ſich theilweiſe wieder feſtgeſetzt. Er ſendete ſeine Truppen, welche er, nach der völligen Entſetzung Leipzigs, im eigenen Lande nicht mehr zu bedürfen glaubte, unter Arnim und dem in ſeine Dienſte getretenen Herzog Albrecht von Sachſen-Lauenburg durch die Lauſitz nach Schleſien, zu Verſtärkung der früher dort zurück gelaſſenen Armee. Während der Abweſenheit Arnim's waren die Unternehmungen der Sachſen in Schleſien nicht glücklich geweſen, und die Kaiſerlichen hatten ſogar Neuß genommen. Hierzu kam noch, daß Dohna mit einigen tauſend Mann, die er in Polen angeworben, in Schleſien erſchien. Außer den wenigen brandenburgiſchen Truppen ſtießen jetzt

der Prinz von Dänemark und Duval nebſt dem Oberſten Schwalbach bei Ohlau zu Arnim, für welchen dieſes Jahr ohne erhebliche Vortheile verſtrich. Gallas, deſſen Armee Waldſtein unterdeſſen anſehnlich verſtärkt hatte, traf zu Ende des Jahres bei Grotkau ein, und ſchickte (2. Januar 1633) ein Corps Polen und Kroaten vorwärts, welche der Herzog von Lauenburg ergriff, ſie zurück drängte und verfolgte, und endlich auf ein kaiſerliches Corps von zehn tauſend Mann ſtieß, das ihn jedoch für ſtärker hielt, als er war, ſo daß eine Schlacht unterblieb. Brieg, vor welchem Platze einige Tage ſpäter Götz erſchien, wurde von Lauenburg entſetzt, und der Ort mußte, nachdem er capitulirt, ſechs hundert Mann ſächſiſche Beſatzung einnehmen. Die Kaiſerlichen in Schleſien waren bereits wieder auf zwanzig tauſend, die Sachſen aber nach ihrer Vereinigung mit den Schweden (24. Januar) auf mehr als vier und zwanzig tauſend Mann angewachſen. Oppeln zu überrumpeln, gelang den Kaiſerlichen nicht; hingegen erſtürmten ſie unter Schaffgotſch Reichenbach; Strehlen und Grotkau wurden von den Sachſen genommen. Hatten ſchon zwiſchen Arnim und Duval ſich ernſthafte Mißverſtändniſſe entſponnen, ſo ward der Zwieſpalt noch ärger, als Oxenſtierna, in der Meinung, eine beſſere Vereinigung dadurch herzuſtellen, den Grafen Mathias von Thurn zur ſchleſiſchen Armee ſchickte, der, ſtatt zwiſchen den ſtreitenden Feldherren zu vermitteln, ſich vielmehr über Beide erhob. Ueberhaupt zeigten ſich die Sachſen und Brandenburger immer eiferſüchtiger gegen die Schweden, während zwiſchen den Kaiſerlichen und den ſächſiſchen Truppen, ungeachtet ſie gegen einander kämpften, eine Art freundſchaftlichen Verhältniſſes ſich herſtellte, indem die Officiere beider Theile zu einander gingen und gemeinſame Gaſtmahle hielten.

Um Schleſien von den Feinden zu ſäubern, brach endlich Waldſtein mit ſeinem neu gebildeten und verſtärkten Heere aus Böhmen auf, rückte in jenes Land ein, und lagerte ſich vor Münſterberg. Auf die Nachricht von ſeinem Anmarſche, waren die verbündeten Sachſen und Schweden, in der Abſicht, Gallas noch vor der Vereinigung mit Waldſtein zu ſchlagen, auf Strehlen vorgerückt; aber Gallas zog ſich nach den böhmiſchen Gränzgebirgen zurück, und die Verbündeten, welche ihm gefolgt waren, und bei Münſterberg die Neuß paſſiren wollten, aber die Brücke abgetragen fanden, zogen ſich bei Brieg vorbei, um bei Lewin über den Fluß zu gehen, wurden jedoch auf die Nachricht, daß Waldſtein ſchon bei Münſterberg lagere, genö-

thigt, zwischen Brieg und Oppeln ein festes Lager zu schlagen. Nachdem eine Expedition Arnim's gegen Strehlen verunglückt war, glaubte er seinem, obschon überlegenen, Gegner zu einer Schlacht auffordern zu müssen, und marschirte deshalb auf Münsterberg los. Während die Sachsen und Schweden täglich mit den kaiserlichen Vorposten plänkelten, und im Angesichte des feindländischen Lagers zwei feste Schlösser wegnahmen, sah Waldstein ruhig zu, brach jedoch in der Nacht vom 29. bis 30. Mai auf, umging das Lager der Verbündeten, eroberte Niemptsch, wo er den dort commandirenden sächsischen Hauptmann und den schwedischen Lieutenant wegen der von ihnen geleisteten langen Gegenwehr erschießen ließ, und marschirte, die Verbündeten fortwährend auf der Ferse, neun Tage lang ununterbrochen fort. Endlich (7. Juni) schickte Waldstein den Grafen Terzka mit einem Trompeter an Arnim, und ließ ihn zu einer höchst wichtigen Unterredung einladen. Sofort erschien Arnim bei ihm in Begleitung des schwedischen Obersten Raschin und des brandenburgischen Obersten Burgsdorf. Waldstein's erster Antrag war ein sechswöchentlicher Waffenstillstand, den aber die Verbündeten nur auf vierzehn Tage genehmigten; die übrigen waren meist geheime Vorschläge, bei denen die Verbündeten in Zweifel blieben, ob er sie nicht überlisten wolle, und welche Absichten er gegen sie im Schild führe. Ihr Argwohn wurde um so mehr gerechtfertigt, da Waldstein bald darauf einen Versuch machte, den größten Theil der schwedisch-sächsischen Generalität in Strehlen gefangen zu nehmen, welcher Gefahr die Bedrohten noch im letzten Augenblicke durch die Flucht entgingen.

Der gefürchtete Holck hatte in dieser Zeit den kleinen Krieg in Sachsen mit ziemlichem Erfolge geführt. Wie ein Blitz brach derselbe im August 1638 in das Erzgebirge, wo seine Kroaten fürchterlich hauseten. Die Landbewohner flüchteten in die Wälder, und suchten die Wege ungangbar zu machen. Die Straße von Joachimsthal war so verhauen, daß fünf hundert böhmische Bauern dem Heere den Weg bahnen mußten. Schwarzenberg, Schneeberg und andere Städte wurden ausgeplündert, im Ganzen noch härter verfahren, als im vorigen Jahre. Holck zog diesmal nicht weiter im Gebirge hinauf, sondern nach Zwickau hinab, und nahm die von der Pest verheerte Stadt leicht weg. Aber hier ergriff die Pest sein eigenes Heer, das, nachdem es von dort aus Leipzig überrumpelt, dieses zwar nicht über

[illegible] Tage behauptet, aber achtzig tausend Thaler Brandschatzung erhoben

hatte, bei der Rückkehr nach Zwickau durch jene ansteckende Seuche furchtbar mitgenommen wurde. Holck eilte deshalb in das Voigtland, verwandelte Aue, weil ein dortiger Einwohner einen Marodeur des Heeres erschlagen hatte, in einen Aschenhaufen, und rückte nach Adorf. Immer noch wüthete die Pest in seinem Heere; sie ergriff zuletzt den Feldherrn selbst, und so starb der tapfere, aber grausame Holck im Dorfe Troschenreuth unweit Adorf den 18. August 1633. Auf seinem Sterbelager sehnte er, seines Glaubens ein Reformirter, sich nach geistlichem Troste, und verlangte einen Prediger, der jedoch nicht aufzutreiben war, weil fast die gesammte Geistlichkeit aus Furcht vor den Soldaten in die Auerbach'schen Wälder geflüchtet war. Erst nachdem er mehre Reitercommando's ausgesendet, und einen Preis von sechs hundert Thalern auf das Verschaffen eines Predigers gesetzt hatte, wurde ein solcher im Walde gefunden, traf aber den Feldherrn schon nicht mehr am Leben. Holck's Leiche wurde im folgenden Jahre nach Dänemark, seinem Vaterlande, geführt*). Die fast gänzliche Aufreibung der Holck'schen beruhigte zwar auf einige Zeit das sächsische Flachland; doch das Gebirge blieb noch bis zum December 1633 von den Kaiserlichen besetzt, da Holck zu Schwarzenberg den Hauptmann Otto von Ullersdorf wegen Offenhaltung des Joachimsthaler und Reizenhainer Passes zurück gelassen hatte. In und um Purschenstein hauf'ten die Kroaten; besonders in den Flecken Seifen, Neuhausen, Einsiedel, Forchheim, Frauenstein ꝛc. richteten Soldaten und Pest gemeinschaftliche Verheerungen an, bis endlich (14. December) der sächsische Oberst Taube in's Gebirge rückte, die Schanze bei Reizenhain eroberte, und Wolkenstein, Marienberg, Annaberg und Schwarzenberg mit Besatzungen belegte.

Bei den Unterhandlungen des oben erzählten Waffenstillstandes mit Arnim begann das zweideutige Benehmen Waldstein's, das, durch eine Reihenfolge von Täuschungen oder Mißverständnissen sich durchwindend, mit dem Untergange des berühmten Kriegsfürsten endete. Hatten auch für sein bisheriges Zögern, Temporisiren und Ausweichen, selbst bei überlegenen Streitkräften, sich Gründe auffinden lassen, z. B. daß Waldstein

*) Auf Holck's Tod erschien von einem gleichzeitigen Dichter folgendes lateinische Epigramm:

Quis neget hic meritis pretium par reddere Divos!
Qui tua *pestis* erat, Misnia, *peste* perit.

sein neuergänztes Heer nicht den Gefahren einer allgemeinen Schlacht aussetzen wollte; daß er es für nothwendiger hielt, des Kaisers Erbländer, als andere deutsche Länder, zu decken, und von den Feinden zu befreien; daß er nicht besonders geneigt war, seinen steten Gegner, den unternehmenden, aber auch ränkesüchtigen Kurfürsten von Baiern zu unterstützen; wobei noch hinzu kommen mochte, daß er bei seinem Feldherrntalente, seiner Fähigkeit, die Söldner an sich zu ketten, und seiner unumschränkten Gewalt, sich als eine selbständige, unabhängige, den Ausschlag gebende Macht betrachtete, und durch Unterhandlungen so viel als durch den Krieg, und nicht weniger für sich, als für den Kaiser, zu gewinnen hoffte, — so ließ er doch gegen Arnim Worte fallen, die ihn nothwendig verdächtigen mußten. Er soll geäußert haben, daß er die Absicht habe, einen allgemeinen Frieden herbei zu führen; man solle die aus Böhmen Vertriebenen wieder aufnehmen, alle Freibriefe wieder herstellen, die Jesuiten aus dem römischen Reiche vertreiben, Schweden in Geld entschädigen, nöthigenfalls den Kaiser zu all' Diesem zwingen, und die Heere wider die Türken führen; namentlich wolle Waldstein den Kurfürsten von Baiern, der „das Spiel angefangen," im äußersten Falle selbst mit Waffengewalt zum Frieden nöthigen. Während des Waffenstillstandes reis'te Arnim (September 1633) in aller Stille zu Oxenstierna nach Gelnhausen, und trug ihm vor: Waldstein habe aus aufgefangenen Briefen erfahren, daß man ihn zurück setzen und den Duca de Feria erheben werde. Er wolle sich rächen, einige seiner minder zuverlässigen Regimenter unter Arnim stellen, wogegen sich schwedische Regimenter zu Holck gesellen möchten. Je größer aber diese Plane des Abfalls und der Vereinigung waren, desto mehr zweifelte der vorsichtige schwedische Kanzler an ihrer Aufrichtigkeit und Ausführbarkeit, und Arnim gestand zuletzt selbst, er wisse nicht, ob es Waldstein's Ernst, und Derselbe des Heeres mächtig sey. Oxenstierna gab daher endlich die bedachtsame Antwort: wenn es dem Herzoge von Friedland Ernst sey, werde es ihm an Beistand nicht fehlen.

Die Bedenklichkeiten des schwedischen Kanzlers, die Waldstein vielleicht vorausgesehen, oder sonst erfahren hatte, schienen Diesen ebenfalls umgestimmt zu haben; denn Arnim fand bei seiner Rückkehr ihn ganz verändert, und nach einigen anderen Projecten schien er auf seinen frühesten Plan: Sachsen von dem schwedischen Bündnisse gänzlich abzuziehen, zurück

zu kommen; denn er äußerte gegen den in sächsischen Diensten stehenden Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg: ehe ein beständiger Friede geschlossen werden könne, müßten vorher die Ausländer vom Reichsboden fortgeschafft werden; man solle sich mit ihm verbinden, und die Schweden aus Deutschland hinaus werfen, um hernach einen beliebigen Frieden zu veranstalten. Als man sächsischer Seits dies verweigerte, kündigte Waldstein den Waffenstillstand, und benutzte die Hoffnungen, welche er den Feinden gemacht, zu einem Hauptschlage gegen sie selbst.

Die Sachsen zogen ihre Truppen jetzt von Neuem zwischen Breslau und Kant zusammen. Waldstein aber machte wiederholt eine Bewegung, als ob er durch die Lausitz in Sachsen einfallen wolle, ließ sogar das Gerücht verbreiten, daß Piccolomini bereits auf dem Wege dahin begriffen sey, und trennte den dadurch getäuschten Arnim mit seinen Sachsen von den Schweden, indem Derselbe, nach Zurücklassung von zwei sächsischen und zwei brandenburgischen Regimentern unter dem Obersten Dehne, in Eilmärschen sich zurück zog, um die vermeintlich bedrohten sächsischen Gränzen zu decken. Hierdurch waren zugleich die bei Steinau an der Oder stehenden Schweden geschwächt und Waldstein's Plan erreicht, welcher Arnim seinen genommenen Vorsprung gönnte, sich selbst aber plötzlich rückwärts gegen die Oder wendete, und hier (18. October) mit dreißig tausend Mann die schwachen Schweden unter Duval und Thurn umzingelte. Nur Dehne rettete sich noch mit dem größten Theile seiner Mannschaft; die Schweden aber mußten sich mit Geschütz, Lebensmitteln, Gepäck und Fahnen ergeben, mit der Bedingung, daß alle höheren Officiere bis zum Capitän abwärts frei gehen konnten, wohin sie wollten; die übrige Mannschaft mußte in kaiserliche Dienste treten, desertirte aber großentheils. Waldstein forderte den schwedischen Generalen Befehle an die Commandanten der Festungen, diese zu übergeben, ab, und als sie dergleichen nicht ausstellen wollten, ließ er sie verhaften. Duval entfloh; Thurn gab nach acht Tagen den abverlangten Befehl von sich, und wurde hierauf entlassen. Wie sehr auch dieser Sieg bei Steinau des Friedländers Ansehen herstellte, so sehr erhöhte dagegen die Entlassung des alten Thurn, des Hauptanstifters des böhmischen Aufstandes von 1618, den früheren Argwohn. Gegen seine Officiere suchte Waldstein diese Handlung durch einen trockenen Scherz zu rechtfertigen, indem er meinte: ein so unsinniger Anführer nütze ihnen an der Spitze der Feinde mehr, als im Gefäng-

nisse. In Wien aber herrschte die Meinung, daß Thurn nur deshalb die Freiheit erhalten habe, um nicht in einer Untersuchung Geständnisse gegen Waldstein selbst zu thun.

Der Herzog von Friedland erneuerte nun die Verhandlungen mit Brandenburg und Sachsen, um mit ihrer Hilfe die Schweden zu verjagen, und den Religions- und Weltfrieden auf den Fuß herzustellen, wie er zur Zeit der Kaiser Rudolf und Mathias bestanden habe. Auch diesmal kam er nicht zum Ziele; dafür aber ergoß sich sein Heer über Schlesien, Sachsen und Brandenburg. Das letztere Land war großentheils in seinen Händen, Berlin mußte Brandschatzung zahlen, der Kurfürst sich nach Stendal flüchten. Waldstein selbst rückte in die Oberlausitz ein, erstürmte und plünderte Görlitz, und ließ den dortigen sächsischen Major, der mehrmals den ihm angebotenen Accord zurück gewiesen hatte, erschießen; Bautzen, von dem sächsischen Major Gruppach und einigen Freicompagnien besetzt, ergab sich aus Furcht vor ähnlichem Schicksale. Durch diese Erfolge der friedländischen Waffen wurden die Nachtheile in Westphalen und Niedersachsen, wo der Landgraf von Hessen und der Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg durch die Wegnahme kleinerer Orte Zusammenhang in ihre Eroberungen brachten, der reiche Bischofssitz Osnabrück (12. September) in Georg's und Kniphausen's Hände fiel, Stadt und Schloß Werle (27. October und 20. November) und Lippstadt (28. December) sich dem Landgrafen ergaben, so ziemlich aufgewogen.

Um dieselbe Zeit hatte Bernhard von Weimar, wie schon erwähnt, Regensburg belagert und Baiern überschwemmt. Waldstein ging nach Böhmen zurück, und nahm sein Hauptquartier in Pilsen, wohin er den Grafen von Trauttmansdorff beschied, und sich gegen Diesen beschwerte: daß man in Wien mit seinen Diensten nicht zufrieden sey, daß von dort seinen Generalen Befehle zugeschickt worden, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen, da er doch nie den Befehlen des Kaisers entgegen gehandelt, und stets die Gründe seines Handelns angegeben habe. Er fühle sich mehr beleidigt, als jemals, und wolle das Commando niederlegen. Er rathe zum Frieden; der Kaiser möge die durch den Herzog Franz Albrecht von Sachsen vorgeschlagenen Friedensunterhandlungen nicht unberücksichtigt lassen; wenn nicht Friede werde, wolle er mit wenigen Personen nach Danzig gehen und Alles abwarten. Weiterhin sprach er sich über die Nothwendigkeit aus,

daß der Kaiſer Frieden ſchließe; über einzelne Punkte nicht, wohl aber über Hauptpunkte wünſche er ſein Gutachten abzugeben, damit er ebenfalls zur Beruhigung des Reiches beitragen und ſich in deſſen Gunſt ſetzen könne.

Trauttmansdorff berichtete hierüber dem Kaiſer, und rieth, Waldſtein bei dem Friedensgeſchäfte auf eine oder die andere Weiſe zu verwenden. Der Kaiſer antwortete darauf dem Grafen: „daß er von keiner böſen Nachrede gegen den Herzog Etwas wiſſe; wenn ihm Diejenigen namhaft gemacht würden, von welchen dergleichen ausgegangen ſeyn ſolle, ſo wolle er nicht unterlaſſen, was von Recht und Billigkeit darauf gehöre. Er habe keine Befehle an Generale erlaſſen, ohne ſie zuvor dem Herzoge mitzutheilen; er habe niemals eine Friedensapertur ausgeſchlagen, noch auch jetzt ſich eine ſolche zuwider ſeyn laſſen. Auch in der ſo eben vom Herzoge Franz Albrecht von Sachſen gebrachten wolle er Nichts vornehmen ohne des Herzogs Gutachten.“ Zugleich wurde die Sendung Queſtenberg's wegen der Winterquartiere angemeldet, und Trauttmansdorff beauftragt, Waldſtein über dies Alles zu verſtändigen. Der Kaiſer wollte, wie hieraus hervor geht, mit Friedland in gutem Einvernehmen bleiben.

Leider ſchob ſich hier wieder Waldſtein's altes Mißverhältniß mit dem Kurfürſten von Baiern dazwiſchen, welchen Jener geizig, undankbar und des langen, verderblichen Krieges Haupturheber und Fortſetzer nannte; denn ohne Maximilian's Gier nach den pfälziſchen Landen würden, wie Waldſtein nicht ganz mit Unrecht behauptete, die Gemüther längſt beruhigt und der Friede geſchloſſen ſeyn. Als nun, wie bereits gemeldet, Waldſtein vom Kaiſer aufgefordert wurde, dem Kurfürſten Maximilian gegen den Herzog Bernhard von Weimar beizuſtehen, und Maximilian ſich ebenfalls dringend um Unterſtützung an ihn wendete, zögerte Waldſtein aus mancherlei Gründen und Vorwänden, und ſendete erſt ſpät den Grafen Strozzi mit einiger Mannſchaft nach Baiern. Unterdeſſen breitete ſich Herzog Bernhard, nach Eroberung von Regensburg, Straubing und Cham, immer weiter an beiden Donauufern bis gegen Paſſau hin aus, und der Kurfürſt Maximilian erneuerte ſeine Bitten um Hilfe von Waldſtein immer dringender; auch der Kaiſer befahl ihm, zu Baierns Rettung herbei zu eilen. Gallas hatte zugeſagt, dem Kurfürſten mit zwölf tauſend Mann zu Hilfe zu kommen, aber Waldſtein hielt ihn durch einen Gegenbefehl davon ab. Zuletzt ſchien Dieſer ſich zu entſchließen, mit etwa zehn tauſend Mann, meiſt

Reiterei, von Pilſen aufzubrechen, und meldete dem Kurfürſten (27. November) ſeine ſchleunige Ankunft, kam aber gleichwohl nur bis Furth am Cham in der Oberpfalz, wo er drei Tage verweilte, und ſeine leichten Reiter bis unter die Mauern von Cham ſtreifen ließ. Von Furth aus meldete er dann dem Kurfürſten, daß dieſer Orten gegen den Feind Nichts zu richten ſey, vielmehr die Reiterei aus Mangel an Fourage und Proviant zu Grunde gehen müſſe, und daß, weil Arnim und Banér gegen Schleſien, Kniphauſen gegen Kulmbach und Eger vorrückten, er nothwendig wieder nach Böhmen gehen müſſe. Dabei vertröſtete er den Kurfürſten auf die Hilfe des Generals Altringer, ſobald Dieſer der Feſtung Breiſach Beiſtand und Proviant gebracht haben werde. Umſonſt wurde Waldſtein vom General Wahl gebeten, wenigſtens noch einige Tage bei Furth ſtehen zu bleiben; kaum erfuhr er Bernhard's Annäherung, ſo kehrte er nach Pilſen zurück, wo er von ſeinen verſammelten Generalen und Officieren ein Gutachten ausfertigen ließ: daß in dieſer Jahreszeit Nichts gegen Regensburg zu unternehmen und man genöthigt ſey, Winterquartiere in Böhmen zu nehmen. Der Kaiſer ſuchte ihn nun durch Queſtenberg zu bewegen, ſeine Winterquartiere mindeſt in einem anderen Lande, wo möglich an der Donau, aufzuſchlagen, dabei bemerkend: „es möchte ſeine" — des Kaiſers — „hohe Autorität verkleinert, auch bei fremden Potentaten allerhand Scrupel erweckt werden, daß er gleichſam einen Mitkönig an der Hand, und in ſeinem eigenen Lande keine freie Dispoſition mehr übrig habe." Waldſtein lehnte dieſen Antrag ab, und brachte dem Kaiſer ſeine Gründe vor. Dieſer gab nach. Der Plan eines Winterfeldzugs wurde beſeitigt, die Winterquartiere in Böhmen genehmigt, und der Kaiſer ließ die Armee reichlich mit Mundvorräthen aus Ungarn und Oeſterreich verſehen, ſo wie er auch dem Herzoge von Friedland hundert tauſend Gulden anwies.

Hiermit ſchien zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Generaliſſimus die Verſtändigung hergeſtellt; ſie konnte jedoch nur eine ſcheinbare oder vorübergehende ſeyn, denn mittlerweile war Manches zur Sprache gekommen, was auf Waldſtein's Benehmen ein höchſt zweideutiges Licht werfen mußte, und wofür ſeine zahlreichen Gegner, namentlich die baieriſche und ſpaniſche Partei, abſichtlich die ſchwärzeſten Farben ſuchten. Die Zeugniſſe über Waldſtein's Schuld — ſo weit nach äußeren Thatſachen geurtheilt werden kann, denn die Motive dazu ſind noch keineswegs hinreichend beleuchtet,

und leicht dürfte, bei der macchiavellistischen Richtung in der Politik jenes Zeitalters, der Beweggrund mancher Handlung sehr mit ihrem factischen Scheine im Widerspruch stehen — haben nach neueren Forschungen sich ungefähr dahin festgestellt *)

Frankreich und Schweden stehen in dieser tragischen Intrigue im Vorgrunde; dazwischen drängt sich Waldstein's Haß gegen den Kurfürsten von Baiern, sein anmaßendes Selbstgefühl als Reichsfürst, das ihn, im Widerspruche mit seinen Unterthansverhältnissen zum Kaiser, mit dem Wahne vollkommenster Selbständigkeit und Unverantwortlichkeit täuscht, seine Spannung mit der Geistlichkeit, welche ihn die religiöse Seite des großen Kampfes zu sehr aus den Augen verlieren sah. Was zunächst seine geheimen Unterhandlungen mit Schweden anlangt, so kam, laut eines lateinischen Berichtes des Jaroslaw Sesyna Raschin an den Kaiser, kurz nach der Landung Gustav Adolf's in Deutschland, eine Botschaft des Grafen Terzka (des Schwagers Waldstein's) nach Regensburg an jenen Raschin: daß er, weil man ihm Wichtiges zu übertragen habe, nach Böhmen kommen möge. Raschin folgte dem Rufe, erfuhr von Terzka die Unzufriedenheit des Herzogs von Friedland mit dem Kaiser, wie die Möglichkeit eines Ueberganges des Friedländers zu den Schweden, und erhielt den Auftrag, dies Alles persönlich dem Grafen Thurn zu melden. Zu diesem Zwecke eilte er nach Berlin, traf dort den Grafen, und erhielt durch dessen Vermittlung eine Zusammenkunft mit dem Schwedenkönige, welcher ihn gütig empfing, und mit der Versicherung entließ: es solle dem Friedländer nicht an seiner Unterstützung fehlen. Mit solcher Aussicht kehrte Raschin nach Prag zurück, und vernahm nun dort aus Waldstein's eigenem Munde, wie Dieser über seine vom Kaiser ihm widerfahrene Zurücksetzung erbittert, und entschlossen sey, bei der ersten günstigen Gelegenheit zu den Schweden überzutreten, sobald nur Gustav Adolf mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sich vereinigt habe.

Inzwischen führten neue Aufträge Raschin zum zweiten Male in das Lager des schwedischen Königs, von welchem er, mit schriftlicher Versiche-

*) Vergl. Roepell's Aufsatz: »Der Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II.« in Raumer's »historischem Taschenbuch,« neue Folge, sechster Jahrg. (Leipzig, 1845), S. 245—306, wo nicht nur die älteren Zeugnisse, sondern auch die Forschungen und Urtheile der neuesten Geschichtschreiber (Förster's, Barthold's, Mailáth's u. A.) zusammen gestellt sind', und welcher daher hier vorzugsweise benützt wurde.

rung des früher mündlich gegebenen Verſprechens, zu Waldſtein zurück kehrte, und deſſen Plane genauer kennen lernte. Guſtav Adolf ſollte — ſo forderte Waldſtein — nach der Vereinigung mit den kurfürſtlichen Truppen, den General Tilly drängen, die Reichsſtände ſich unterwerfen, ihm ſelbſt aber ein Heer von zehn bis zwölf tauſend Mann anvertrauen, mit welchem er Böhmen zu erobern gedächte. Wirklich nahm Guſtav Adolf dieſen Plan auf, und verhieß die Truppen. Als nun bald darauf die Nachricht von Tilly's Niederlage bei Breitenfeld eintrat, meinte Waldſtein: jetzt ſey der rechte Zeitpunkt gekommen, jetzt ſolle Guſtav Adolf die Truppen ſenden; er werde den Kaiſer bis nach Italien jagen. Man trage ihm wieder das Commando der kaiſerlichen Truppen an, aber er werde es nicht annehmen; Böhmen ſolle ſeinen Händen nicht entgehen.

Hierauf ging Raſchin zum dritten Male zum Schwedenkönige, den er in Thüringen traf. Aber nun entſprach Dieſer, vielleicht durch den vorſichtigen Oxenſtierna mißtrauiſch gemacht, nicht mehr der Forderung Waldſtein's. Er habe, gab er an, einen ſo mächtigen Feind vor ſich, daß er keine Truppen entbehren könne; doch werde Arnim zuverläſſig einen Theil des Heeres dem Herzoge anvertrauen. Auf dieſe Nachricht war Waldſtein erzürnt; er müſſe, ſagte er, einen neuen Plan bilden; Arnim ſolle, ſtatt nach Schleſien, nach Böhmen marſchiren; hier werde Alles fliehen, und er einen leichten Sieg haben. Arnim folgte mit Thurn dieſem Plane, nahm, wie wir geſehen, Leitmeritz und andere Orte, und endlich auch Prag ein, und nur auf Terzka's Rath begab ſich Waldſtein aus Böhmens Hauptſtadt hinweg. Sogleich erneuerte er aber ſeine Unterhandlung mit Arnim, und hielt, nach mehren gewechſelten Botſchaften, mit ihm eine Zuſammenkunft. Der Ausgang war aber nicht der erwartete. Waldſtein erklärte, da er nicht Mannſchaft erhalten habe, ſo müſſe er ſeine Plane ändern, das Generalat des Kaiſers annehmen. Er brach alle Unterhandlungen ab; Raſchin ging mit Thurn zu Guſtav Adolf nach Baiern.

Nach der Schlacht bei Lützen aber nahm Waldſtein die früheren Plane von Neuem auf. Auf einen Brief Terzka's kam Raſchin zu dem Herzoge nach Prag, und erfuhr dort: man habe bereits den Grafen Bubna an Oxenſtierna geſandt, mit der Anfrage, ob Waldſtein bei ſeinen Planen, ſich der Krone Böhmens zu bemächtigen, von ihm auf Unterſtützung zu rechnen habe. Gleichzeitig wurde auch mit Thurn und Arnim unter-

handelt, und in deſſen Folge ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Günſtige Nachricht brachte Bubna vom ſchwediſchen Kanzler zurück; dennoch zögerte Waldſtein — nach Terzka's Verſicherung, nur durch aſtrologiſche Unterſuchungen gehemmt — mit ſeiner Erklärung. Zwar wurde im Auguſt der Waffenſtillſtand noch einmal verlängert, und Arnim reiſ'te zu Oxenſtierna in's Reich; aber die Unterhandlungen führten zu keiner Entſcheidung. Arnim ſchrieb an Thurn: der Herzog bleibe ſich nicht gleich; er habe ihm eine Vereinigung gegen die Schweden angetragen, welche er, Arnim, verabſcheue.

In dieſem Schwanken ging das Jahr 1633 ſeinem Ende entgegen; in den letzten Monaten desſelben aber war Raſchin doch wieder mit Terzka in Pilſen. Dort hieß es: jetzt ſey Alles zum Aufbruche reif, die Kriegsoberſten für den Herzog gewonnen, auch Bernhard von Sachſen-Weimar im Einverſtändniß. Man ſendete Raſchin mit dieſer Nachricht zu Oxenſtierna: Waldſtein habe feſt beſchloſſen, mit Beſeitigung des Kaiſers ſich die Herrſchaft in Böhmen zu erringen. Der ſchwediſche Kanzler aber zeigte ſich vorſichtig, wenn nicht mißtrauiſch, erklärend: bevor der Herzog nicht öffentlich abgefallen, könne er deſſen Worten nicht trauen. Der Tod Waldſtein's — unterbrach hierauf Alles. Raſchin blieb bei Arnim, welcher ſeine eigene Saumſeligkeit in Unterſtützung der Plane Waldſtein's bitter anklagte.

Iſt Waldſtein's geheimes Einverſtändniß mit Schweden mehr traditioneller Art, ſo erſcheint jenes mit Frankreich ungleich mehr in die Augen fallend. Kaum war nämlich der franzöſiſche Geſandte Feuquières am 19. Mai 1633 in Dresden eingetroffen, um durch perſönliche Beredſamkeit den Kurfürſten von Sachſen zum Heilbronner Bündniſſe zu bewegen, als ihn der Graf Wilhelm Kinsky, Terzka's Schwager, vertriebener Proteſtant und früher Erbjägermeiſter von Böhmen, aufſuchte, um ihm einige Eröffnungen über Waldſtein's Verhältniſſe zu der proteſtantiſchen Partei zu machen. Nachdem er den Geſandten erinnert, wie übel der Herzog von Friedland für ſeine großen Dienſte vom Kaiſer belohnt ſey, wie Derſelbe auch jetzt wenig Hoffnung habe, in Zukunft beſſer behandelt zu werden, kam er auf den Hauptpunkt dieſer Eröffnungen, indem er behauptete: Waldſtein werde ſich mit der proteſtantiſchen Partei verbinden, falls man ihn unterſtütze, ſich zum Könige von Böhmen zu erheben. Zwar nahm Kinsky bei dieſen Unterhandlungen den Schein an, als wenn ſie

nur von ihm ſelbſt ausgingen; der franzöſiſche Geſandte fand jedoch den Grafen ſo gut von des Herzogs Verhältniſſen unterrichtet, daß er dieſe Eröffnungen Kinsky's als von Waldſtein ſelbſt herrührend annahm, und richtete daher, um in einer Unterhandlung, welche ſo bedeutſame Folgen haben konnte, ſeinerſeits Nichts zu verſäumen, ſogleich als Antwort ein Memorial an den Herzog ſelbſt. Sehr geſchickt und fein ſchilderte er in demſelben die ganze Lage des Feldherrn, aus welcher er die Nothwendigkeit zu einer Trennung vom Kaiſer ihm herzuleiten ſuchte. Mit des Letzteren Undankbarkeit gegen Waldſtein's Dienſte beginnt er. Gleiches ſtehe, ſchreibt er, dem Herzoge in der Zukunft bevor, und Dieſer möge nichts Günſtigeres erwarten. Eiferſucht auf ſeine Macht und Mißtrauen in ſeine Treue hätten ihn geſtürzt; nur der Nothwendigkeit gehorchend, habe der Kaiſer ihm wieder die Heerführung übertragen. Aber welche Partei auch immer den Sieg erringen möchte, er ſelbſt werde keinen Gewinn davon tragen. Denn geſetzt, der Kaiſer werde beſiegt, ſo ſey ſein eigener Ruin mit dem des Ganzen nothwendig verbunden; ſiege er dagegen, ſo würde zwar Anfangs ſeine Macht ſich erhöhen, aber bald werde das Bewußtſeyn, einſt ihn undankbar behandelt zu haben, wieder das alte Mißtrauen gegen ſeine Treue erregen, und Eiferſucht und Neid ihn ſtürzen. Und wie geringe Ausſicht ſey zu einem Siege des Kaiſers? In völliger Eintracht hätten ſich ſeine Gegner zu Heidelberg zur Fortſetzung des Krieges und zur Ausdauer verbunden. Eine verlorene Schlacht würde der Ruin der kaiſerlichen Macht ſeyn, weil alle Hilfsmittel ſchon erſchöpft wären. Woher wolle er neue Mittel ſich verſchaffen? Waldſtein habe ſchon mit dem Könige von Schweden unterhandelt*); er möge jetzt nicht die Gelegenheit vorüber gehen laſſen, ſowohl ſein Glück und ſeine Macht ſicher zu ſtellen, als auch zu einer Krone ſich zu erheben, deren Beſitz durch den Beiſtand ſo mächtiger Freunde ihm geſichert werde.

Auf dieſes Memorial kam zwar keine Antwort von Waldſtein ſelbſt, aber Kinsky ſtellte bald darauf neue und mehr in's Einzelne gehende Fragen an den Geſandten. Er wünſchte zu wiſſen, „welche Sicherheit der Herzog von Friedland haben könne, um gegen den Kaiſer, den König von

*) Wie Renquières berichtet, hatte Oxenſtierna gegen den franzöſiſchen Geſandten in Orange ſelbſt geäußert, daß ſchon bei Guſtav Adolf's Lebzeiten Waldſtein mit Dieſem unterhandelt habe, und Erſterer konnte ſich daher in ſeinem Memorial auf jene früheren Verhandlungen mit Schweden beziehen.

Spanien und die katholiſche Liga geſchützt zu werden; welche Art der Erklärung man von Seite des franzöſiſchen Königs von ihm verlange; welchen Gebrauch man vom Heere machen, und ob er den Oberbefehl über alle Truppen der Verbündeten erhalten werde; endlich, welcher Art das Verhältniß zu dem Kurfürſten von Baiern ſeyn, und ob man den Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, ſo wie dem Reichskanzler von Schweden dieſe Verhandlungen mittheilen ſolle." Auch auf dieſe Anfrage antwortete Feuquières raſch und befriedigend, doch behutſam, in einem ausführlichen Memoire, und berichtete dann die ganzen Verhandlungen an ſeinen Hof.

Hierauf ruhten die Verhandlungen mit Frankreich längere Zeit, indem Waldſtein, weil vom Könige von Frankreich noch keine unmittelbare Eröffnung eingegangen, auf die ihm durch Kinsky überbrachten letzten Mittheilungen des franzöſiſchen Botſchafters eine Antwort ſchuldig geblieben war. Schon begann das Ausbleiben derſelben, und der durch Waldſtein aufgehobene Waffenſtillſtand mit Arnim, den Herrn von Feuquières gegen die Plane des Herzogs mit Mißtrauen zu erfüllen, und in ihm ähnliche Gedanken, wie in dem ſchwediſchen Kanzler, hervor zu rufen; allein er gab trotzdem ſeine frühere Anſicht nicht gänzlich auf. In dieſer Ungewißheit erhielt er neue Depeſchen ſeines Hofes vom 18. Juli. Man betrachtete in Paris die Unterhandlungen mit Waldſtein als ſo wichtig, daß man es dem Geſandten frei ſtellte, eine Zuſammenkunft mit dem Kurfürſten von Brandenburg, die in den erſten Inſtructionen ihm angelegentlich empfohlen war, dieſer Unterhandlung wegen auszuſetzen, ſobald er es für zweckmäßig erachte.

Bei dieſen Depeſchen findet ſich nun auch ein Brief des Königs von Frankreich an Waldſtein, zwar in unbeſtimmten Ausdrücken über den eigentlichen Plan des Letzteren, aber mit der Verſicherung, daß der König des Herzogs Angelegenheiten wie die ſeinigen betrachte. Die wahre Bedeutung dieſer Worte erkennt man ſogleich aus dem beigelegten Memoire für den Geſandten von demſelben Datum. Es enthält die Antworten des franzöſiſchen Hofes auf die Vorſchläge Waldſtein's, und beginnt mit der Vorausſetzung ſeines Abfalls. In dieſem Falle verſpricht Ludwig XIII., alle ſeine Macht und ſein Anſehen zur Unterſtützung des Herzogs anzuwenden, eine franzöſiſche Armee an die Gränzen Deutſchlands zu ſenden, und dieſe ſelbſt im Elſaß vorrücken zu laſſen, ſobald Friedland es wünſche. Als Sub-

sidien verspricht der König hundert tausend Thaler sogleich, und erlaubt seinem Gesandten, diese Summe auf fünfmal hundert tausend Livres zu steigern. Für die Haltung eines Heeres von dreißig tausend Mann Fußvolk und vier bis fünf tausend Reitern verspricht der König eine Million Livres halbjährig, im Voraus zahlbar. Beide machen sich verbindlich, ohne gegenseitige Einwilligung keinen Frieden zu schließen; Friedland aber soll die Declaration mit Besetzung von Böhmen und einem Einfalle in Oesterreich, oder mit sonst einem Acte der Feindseligkeit gegen den Kaiser beginnen. In Bezug auf Baiern und Polen verspricht der König, beide Mächte zu einem nicht feindseligen Verhalten gegen Friedland zu bewegen; gegen Baiern will er sogar, sollte Waldstein nicht auf diese Plane eingehen, der alten Bitterkeit desselben freien Lauf lassen. Zuletzt verspricht der König seine eifrigste Mitwirkung zur Erhebung Waldstein's auf den böhmischen Thron. Schließlich wird dem Gesandten die größte Vorsicht in allen diesen Verhandlungen anempfohlen.

Noch ehe Feuquières diese Aufträge erhielt, waren die Unterhandlungen von Kinsky in Dresden von Neuem angeknüpft. Der französische Gesandte ging vorsichtig und bedächtig zu Werke. Er machte den Grafen Kinsky aufmerksam auf das Mißtrauen, welches Waldstein nothwendig durch sein Zögern gegen sich erwecken müsse, gab ihm zu bedenken, sein Schwager möge sich nicht durch dergleichen Feinheiten die Gelegenheit verderben, sich gegen seine heftigsten Feinde zu sichern, und erklärte endlich unumwunden, er werde von seiner Seite keinen Schritt in dieser Sache thun, bevor nicht Waldstein seinen Willen auf die ihm gewordenen Anträge erkläre. Dies Alles berichtete er (22. August) seinem Hofe.

Acht Tage nach dieser Unterredung Kinsky's mit dem französischen Gesandten erhielt nun der Erstere von Waldstein den Auftrag, dem Kurfürsten von Sachsen neue Unterhandlungen vorzuschlagen, jedoch mit der Anzeige, daß nur er (Kinsky) hierbei volles Vertrauen erhalten werde und deshalb für ihn bereits ein Paß mitgeschickt sey. Bei diesem Vorschlage fiel sogleich die Wahl Kinsky's zum Unterhändler auf. Niemand stand bei dem Kurfürsten von Sachsen in größerem Mißcredit, als gerade Dieser; jedoch unter keiner anderen Form konnte eine Zusammenkunft Waldstein's mit Kinsky unverdächtiger erscheinen, welche an sich, weil Kinsky Protestant und aus Böhmen exilirt war, leicht Aufsehen und Mißtrauen am

Hofe in Wien erregen mußte. Dieser Gesichtspunkt, verbunden mit der Voraussetzung, der Kurfürst werde seiner eifrigen Friedensliebe seinen Widerwillen gegen die Person des Unterhändlers nachsetzen, hatte die Person Kinsky's bestimmt. Und in der That, Kinsky erhielt sächsische Vollmacht, und nahm zu gleicher Zeit die Eröffnungen des Königs von Frankreich vom 15. Juli mit, welche Feuquières Tags zuvor erhalten hatte.

In demselben Momente aber, als Waldstein die Unterhandlungen mit Frankreich wieder aufnahm, brachte er den oben geschilderten zweiten Waffenstillstand in Schlesien in Antrag, und rief den General Holck, welcher Sachsen überschwemmt hatte, von dort zurück, ungeachtet, wie der gleichzeitige schwedische Historiograph Bogislaw Philipp von Chemnitz (der unter Oxenstierna's Augen seine Geschichte des schwedischen Krieges in Deutschland schrieb) berichtet, „Waldstein zweimal effective so stark war, als die Evangelischen, auch mit Proviant und Munition besser versehen, und daher keine Noth gehabt." Wie wir gesehen, knüpften neue Unterhandlungen Waldstein's mit den Protestanten sich unmittelbar diesem Waffenstillstande an. Chemnitz sagt geradezu, Waldstein habe geäußert: „nur zu dem Ende, daß Arnim desto füglicher heraus ziehen und das Werk bei'm Herrn Reichskanzler zu unterbauen Raum und Gelegenheit bekäme, hätte er diesen Waffenstillstand geschlossen." Und in der That suchte Arnim jetzt den Kanzler in Thüringen auf, mit welchem er (1. September) zu Gelnhausen eine Zusammenkunft hielt. In dieser brachte er demselben alle Anträge Waldstein's von Neuem vor. „Noch nicht (so äußerte sich Arnim) habe Friedland den Schimpf vergessen, der ihm vor drei Jahren begegnet, wäre auch nicht im besten Concept mit Wien, und verdrösse ihn heftig, daß der Duca de Feria aus Italien erfördert werde zu keinem anderen Ende, als ihm die Stange zu halten. Daher er entschlossen, wenn er wisse, daß er von den Evangelischen auf allen Fall Hilfe zu gewarten hätte, sich zu revangiren." Zugleich deutete Arnim an, der Herzog vermeine des Holck, Gallas und anderer Officiere mächtig zu seyn, und forderte schließlich im Namen Waldstein's, der Kanzler möge zu dem Holck einige schwedische Regimenter stoßen lassen, wogegen eben so viele friedländische sich mit den sächsischen Truppen in Schlesien vereinigen sollten. Der Kanzler blieb aber auch diesmal seiner Gewohnheit, höchst bedächtig zu handeln, getreu. Das Begehren der Regimenter schlug er ab, benahm aber gleichwohl dem

Herzoge von Friedland nicht ganz die Hoffnung, indem er einerſeits verſprach: wenn Jener ſein Deſſein fortſetze, ſolle es ihm an Aſſiſtenz nicht ermangeln; andererſeits auch den Oberſtlieutenant Steinacker nach Schleſien ſendete, um Waldſtein's Plane zu erforſchen, und Dieſem die größtmögliche Hilfe zu verſprechen, falls er es recht und ernſtlich meine. Nach Arnim's Rückkehr zeigten ſich jedoch erwähntermaßen Waldſtein's Geſinnungen verändert; er ſuchte Arnim vielmehr zu einem Bündniſſe gegen die Schweden zu bewegen, um dieſelben vom Reichsboden zu verjagen, brach den Waffenſtillſtand ab, umzingelte und fing das kleine ſchwediſche Heer bei Steinau, und breitete ſich in Schleſien und Brandenburg aus.

Gleichwohl begannen ſchon während dieſer Feindſeligkeiten die Unterhandlungen zwiſchen Waldſtein und den beiden Kurfürſten von Neuem. Der Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg machte den Vermittler. Zwar fehlt in den Berichten des franzöſiſchen Geſandten zu Berlin, des Baron de Rorté, die genaue Angabe der Anträge Waldſtein's, aber es ſcheint nach einigen Aeußerungen jetzt deſſen Abſicht geweſen zu ſeyn, die beiden Kurfürſten von der ſchwediſchen Allianz abzuziehen. Dahin deutete das Benehmen Franz Albrecht's in Berlin, an welchem Hofe er ſeine Abneigung gegen die Schweden nicht verhehlte, und ſo weit ging, ihnen ein Einverſtändniß mit Waldſtein zuzuſchreiben, in deſſen Folge jener unglückliche Feldzug in Schleſien Statt gefunden habe. Jedoch geſteht de Rorté, er könne dieſes Alles nicht für gewiß annehmen. Sey es, daß dies die Abſicht Waldſtein's wirklich war, immer erſchienen dieſe Unterhandlungen gegen den Kaiſer gerichtet; denn Chemnitz meldet, Waldſtein's Propoſitionen wären geweſen: Brandenburg und Sachſen vereinigen ihre Heere mit dem ſeinigen; man ſchlägt die Schweden hinaus, und ſtellt, ſelbſt gegen den Willen des Kaiſers, den Religions- und Profanfrieden wieder her, wie es zur Zeit der Kaiſer Rudolf und Mathias geweſen. Allein auch diesmal gelangte Waldſtein nicht zum Ziele. Der Kurfürſt von Brandenburg weigerte ſich ſtandhaft, auf jene Bedingungen hin abzuſchließen, und auch von Sachſen fielen die Antworten nicht nach Wunſch aus.

Es konnte nicht fehlen, daß dem Kaiſer das Benehmen ſeines Generaliſſimus befremdend, ja verdächtig vorkommen mußte; denn während die Schweden in Baiern, Schwaben und Elſaß ſiegreiche Fortſchritte machten, unterhandelte Waldſtein ruhig in Schleſien, da es doch ſo leicht ſchien,

durch eine Diversion in die sächsischen und brandenburgischen Gegenden die Schweden von Baiern und Oesterreich abzuziehen. Mit der Schwäche seiner Truppen konnte sich der Herzog nicht entschuldigen, da er, wie wir wissen, zweimal so stark als die Protestanten war; eben so wenig mit der schlechten Ausrüstung seines Heeres, denn er war mit allem Bedarf an Waffen und Munition von Böhmen ausgerückt. Schon am 22. August konnte daher Feuquières berichten: von Tage zu Tage mehre sich in Wien die Unzufriedenheit gegen Waldstein, wie ihm der französische Gesandte daselbst, Charbonnier, melde. Da sendete der Kaiser, um genauere Auskunft über das Verhalten seines Generalissimus zu bekommen, während des zweiten Waffenstillstandes den Grafen Schlick in das Lager. Waldstein nahm den Grafen, obgleich vom Zwecke seiner Ankunft unterrichtet, höflich auf; als Derselbe aber gegen Gallas geäußert hatte: ihm solle, wenn er befehlige, der Sieg gewiß seyn, fuhr Waldstein zornig auf: er werde den Grafen todtschießen lassen. Pferde, die man dem Herzoge vom Könige von Spanien zum Geschenke brachte, verschenkte er sogleich, und spottete über den Orden des goldenen Vließes. Solches Thun war unmöglich geeignet, die Spannung zwischen Hof und Feldherrn zu vermeiden; im Gegentheile, sie stieg und wurde vermehrt, als Waldstein den Zug nach Regensburg, ungeachtet der dringenden Forderungen des Kaisers, aufgab, und in Böhmen seine Winterquartiere nahm, wenn auch zwischen dem Kaiser, der gegen den starren Willen seines Heerführers Nichts vermochte, und Diesem nachträglich eine scheinbare Verständigung hierüber eintrat.

So kam es, daß der Kaiser, in jeder Hinsicht unzufrieden mit der Führung des Krieges von Seiten des Herzogs, auf dessen Entfernung, oder wenigstens auf eine Beschränkung seiner Vollmachten zu denken begann; ein Gedanke, zu dessen Ausführung ihn der Kurfürst von Baiern, Waldstein's alter Gegner, nach Möglichkeit zu drängen suchte. Schon am 18. December 1633 hatte Maximilian seinen Gesandten in Wien, Bernhard Richel, beauftragt, dem Kaiser eine Klagschrift gegen Waldstein zu übergeben, dessen Absetzung möglichst zu betreiben, und da der Kaiser gleichzeitig durch den Herzog von Savoyen Etwas von den Verhandlungen Waldstein's mit Frankreich erfuhr, da man dem eigentlichen Inhalte seiner Verhandlungen mit Arnim auf die Spur kam, so wurde vorläufig in Wien beschlossen, die Kriegsdirection dem Friedländer zu nehmen. Ehe jedoch in

der ganzen Sache ein beſtimmter Entſchluß gefaßt werden konnte, war es nöthig, ſich der Treue der bedeutendſten Generale zu verſichern, indem der Kaiſer kein Mittel in den Händen hatte, ſich im Weigerungsfalle den Gehorſam des Herzogs zu erzwingen. Zu dieſem Zwecke ſendete er den Commenthur von Blumenthal zu Gallas, den Walmerode zu Altringer, und unterhandelte auch noch durch Andere mit anderen Generalen. Ihre Erklärung, ſo wie die Rückkehr des Grafen Trauttmansdorff, wollte man abwarten, und noch unterm 9. Januar 1634 ſchrieb Richel: es ſtehe mit des Friedland's Caſſirung ſchlecht, kühl und mißlich, ſonderlich dreier vornehmen Opponenten wegen. Der Kaiſer ſey zwar zur Abſetzung Desſelben geneigt, einige Miniſter aber hielten es für beſſer, nur ſeine Vollmachten zu beſchränken. Zwei Tage ſpäter aber meldete Richel: gleich nach des Grafen Trauttmansdorff Rückkunft habe der Kaiſer durch den Biſchof von Wien ihm ſagen laſſen: er habe aus dem Anliegen desſelben vernommen, wie übel bisher der Kurfürſt von Baiern durch Friedland tractirt worden; ſolches ſey ganz wider ſeinen Willen geſchehen; es ſey die höchſte Nothdurft, einzuſchreiten, welches in vollem Werke ſey; allein man müſſe ſehr gemach und behutſam gehen, und die Sache höchſt geheim halten.

Inzwiſchen war aber auch Waldſtein nicht unthätig geblieben. Bereits am 1. Januar 1634 ging ein Schreiben Kinsky's, der ſich jetzt in Pilſen eingefunden hatte, an den franzöſiſchen Geſandten ab, in welchem er im Namen Waldſtein's deſſen Bereitwilligkeit zur Annahme der Bedingungen erklärte, welche der Geſandte ihm früher für ein beabſichtigtes Bündniß vorgeſchlagen. Dies war ein entſcheidender Schritt von Seite Waldſtein's, ehe noch irgend ein Entſchluß am Hofe gefaßt war, und mit dieſem entſcheidenden Schritte ganz übereinſtimmend war es, daß er nun ernſtlich daran ging, ſich des Heeres zu verſichern. Am 12. Januar verſammelte er die Generale und Oberſten um ſich in Pilſen; doch wählte er hierzu nur Diejenigen aus, auf deren Treue und Anhänglichkeit an ſeine Perſon er ſich verlaſſen zu dürfen glaubte; die Anderen wurden unter ſchicklichen Vorwänden entfernt. Hierauf ließ er den Verſammelten durch den Feldmarſchall Ilow erklären, daß er ſich entſchloſſen habe, das Commando niederzulegen, theils weil man die Armee an Unterhalt und Sold darben laſſe, theils weil er am Wiener Hofe Feinde habe, welche gegen ihn intriguirten. — Die Oberſten geriethen über dieſe Erklärung in nicht geringe Beſtürzung; denn

sie hatten sich großentheils durch Werbung und Herstellung ihrer Regimenter tief in Kosten gesteckt, an deren Wiedererstattung sie verzweifelten, sobald Waldstein nicht mehr am Ruder sey. Sie sendeten daher sogleich einen Ausschuß an den Herzog, ihn inständig bittend, daß er ohne ihr Wissen und Wollen sie nicht verlassen möge. Waldstein, der dies gewünscht und gehofft hatte, schlug zwar Anfangs ihr Begehren ab, ließ aber, als sie die Bitte wiederholten, sich bereitwillig finden, und erklärte ihnen durch Ilow und Terzka: er wolle ihren Wunsch erfüllen. Um aber auch ihrer gewiß zu seyn, ließ er ihnen einen Aufsatz folgenden Inhalts zur Unterschrift vorlegen: „daß der Herzog wegen vielfältig empfangenen Kränkungen, zugezogenen hochschmerzlichen Injurien und wider ihn angestellten gefährlichen Machinationen sowohl, als verweigerter unentbehrlichen Unterhaltung der Armee gänzlich entschlossen gewesen, sich zurück zu ziehen und sie zu verlassen, doch aber auf der Regierungscommandanten durch den Ilow und andere vier Obersten geschehenes Bitten und Ersuchen habe er diese Gründe so weit zurück gesetzt, daß er sich entschlossen, noch eine Zeitlang bei der Armee zu verbleiben, und ohne ihrer, der Commandanten, ausdrückliches Vorwissen und Willen von ihnen und derselben sich nicht wegzubegeben; daß sie sich aber sammetlich und ein Jeder insonderheit am kräftigsten anstatt eines körperlichen Eides verpflichten und verbinden müßten, bei ihm ehrbar und getreu zu halten, keinerlei Weise sich von ihm zu trennen oder trennen zu lassen, sondern Alles, was zu seiner und der Armee Erhaltung gereicht, äußerster Möglichkeit nach zu befördern, und beinebens und für Denselben alles das Ihrige bis den letzten Blutstropfen ungesparter aufzusetzen; wie sie dann, wenn einer oder der andere ihres Mittels diesem zuwider handeln und sich absondern wollte, sämmtlich und jeder insonderheit den oder dieselbe wie treulose, amtsvergessene Leute zu verfolgen, und an deren Hab und Gütern, Leib und Leben sich zu rächen schuldig und verbunden seyn sollen und wollen." Dieser Revers wurde bei einem von Ilow veranstalteten Bankett zur Unterzeichnung vorgelegt. Man hatte den Augenblick abgemerkt, wo der Wein Manchem schon zu Kopfe gestiegen war. Dennoch kam Einigen dieser Schritt bedenklich vor, und sie verweigerten die Unterschrift; darüber ergrimmten die Uebrigen, schalten auf spanische Umtriebe, und unterzeichneten den verhängnißvollen Revers. Das Gelag endete. (Khevenhiller berichtet, es habe anfänglich in diesem Reverse, neben der Verpflichtung

gegen Waldstein, auch die Klausel: „so lange er in des Kaisers Dienst verbleiben, und zur Beförderung derselben sie gebrauchen werde," gestanden, sey aber nachher in jenem Exemplare des Reverses, welches die Obersten nach dem Gelage bei Ilow unterzeichneten, weggelassen worden. Der vor Kurzem im gräflich Schaffgotsch'schen Archiv zu Warmbrunn aufgefundene, mit den eigenhändigen Unterschriften vieler Obersten versehene Revers enthält allerdings jene Klausel nicht; dieselbe scheint aber auch von vornherein nicht in dem Reverse gestanden zu haben. Keiner der Angeschuldigten beruft sich, wie schon Förster bemerkt hat, in den Prozeßacten auf diesen den Officieren angeblich gespielten Betrug, obgleich die Erweisung desselben Vielen zur Entschuldigung der Unterschrift hätte dienen können. Außerdem schreibt ein baierischer Agent aus Pilsen vom 13. Januar: „worüber nach beschehener deliberation ein schriftlicher Receß aufgesetzt, von allen Commandanten, nachdem sie bei dem Ilo zimblich getruncken, Offen, Fenster, stiel und panth zerschlagen, also subsignieret worden; es laßt sich aber heut ansehen, weil der Römisch kais. Mayest. hierin nit gedacht seyn soll, die subscription etliche gereuet haben möcht" ꝛc.*).

Als Waldstein, welcher von der Anhänglichkeit der Obersten an seine Person größere Begriffe gehabt hatte, am anderen Morgen erfuhr, daß einige gegen die Unterschrift sich gesträubt hätten, beschied er sie zu sich, und hielt folgende Anrede an sie: „Sie werden vom Herrn Feldmarschall meinen Disgusto und Resignation vernommen haben, wasgestalt man mir vom Hofe bei Winterzeit unmögliche Impresa, als Regensburg wiederzunehmen und die Feinde der Orten zu vertilgen, befiehlt, dann auch dem Infante, Herrn Kardinal, mit sechs tausend Pferden, weil die Infantin in Niederland gestorben, dahin zu convoyiren, welchs beides auf keine Weis nicht zu verrichten; Eines wegen der bitter großen Kälte, das andere wegen weiter Unsicherheit des Weges und allerhand darzwischen vorhandenen Gefährlichkeiten. Auf funfzig bis sechzig Meilen wird bereits die Cavalerie, so kaum der halbe Weg, zurückbleiben, verderben, in Feindes Hände die Uebrigen gerathen, daß weder Infante, noch Reiterei nach Niederland kommen wird. So dieses ein Schülerjung begehrt, wäre er werth, daß man ihn mit Ruthen streiche, wann diese (Cavalerie) also verloren, wo

*) Roepell a. a. O. S. 291.

wollte man eine andere bekommen, und wie viel uns per resto bleiben. Wann ich nun solchem unzeitigen Schreiben nicht parire, so sucht man mich zu verfolgen. Auch ist sonst kein Mittel von Volk noch Geld mehr. In des Kaisers Erbländern sind Alle ruinirt, restiren noch ihre drei Monatsold; das Geld solt von der Steuer eingebracht seyn, ist wer weiß wohin angewendet worden. Der von Questenberg hat mir einmal hundert tausend Gulden zugeschickt, mit Andeuten, soll mich damit contentiren lassen. Es wird von dem, so mir versprochen, Nichts gehalten. Der König von Spanien hat mit mir veraccordirt, alle Monat zweimal hundert tausend zu Unterhalt der Armee herzugeben; thut er's nicht wegen seines Herrn Vetters, meinetwegen wird er's wohl nicht thun. Die kaiserlichen Länder frei dabei. Jetzt, wo wir hinkommen oder Quartier begehren, will man uns nicht haben, thut, als ob wir Türken, Teufel oder Tartaren wären; es ist also Nichts zu hoffen, und wenn sie gleich viel versprechen, so können sie es doch nicht halten. Es ist der Königin Beichtvater Chorago (Quiroga) bei mir gewesen, hat wohl viel Vertröstung gethan, es sind aber nur Worte. Sie begehren uns lieber, wie sie vorhin geschrieben, die Hälfe entzwei schlagen zu lassen, als mit etwas zu succurriren. Haben sie doch tentirt, und ist wissend, daß sie mir mit Gift beikommen wollten; dieweilen sie dann mit solchen Machinationen wider mich nicht feiern, daß ich dadurch erkennen muß, daß meine Ehre und Fama, die ich durch Krieg allezeit bei acht und zwanzig Jahren rühmlich erhalten, periclitirt, da doch meine treuen großen Dienste viel ein Mehrers meritirten, auch nicht sehe, wie jetzt so leicht das ganze Reich ohne Mittel zu bezwingen, da doch, welches wir vorhin inne und mit Volk überschwemmt gehabt, haben nun den Feind zu (im) Rücken, mit sechs tausend Mann aus seyen, von ihm uns aus einem Posto in den anderen jagen, so weit bis hieher kommen lassen; haben wir also, wie wir stärker gewesen, alle Päsſe und Festungen gehabt, wenig gerichtet, wie viel weniger und schwerer wird es jetzt geschehen. Der Feind läßt uns stark werden, läßt uns ins Feld kommen, legt sich in unterschiedliche Päsſe und hält da eine ganze Armee auf, wenngleich alle Regimenter und Compagnien complet, werden stark strapazirt und gehen also zu Grund; kommt der Winter herzu, so müssen wir wieder in unsere Quartiere, alsdann fängt der ausgerastete Feind erst an, Progreß zu machen. Dann nachhero habe ich mich erklärt, wie ich es auch geschrieben, zu resigniren. Hierbei sind

etliche Befehlshaber, die allerlei Reden und Gedanken machen, Dieselben mögen dem Werke besser nachsinnen. Ich wollte mich lieber todt, dann bei'm Leben also sehen; ich will mich retiriren und meine Gesundheit abwarten. Jedoch weil die Meisten, was sie gethan, auf meinen Credit geschehen, hab' ich mich auf der Herren sämmtliches Bitten gestern anders resolvirt, noch eine Zeitlang dem Werk beizuwohnen, sehen, was für Präparationen zum Krieg und Unterhalt gemacht werden wird, und einmal mit dem Frieden, welchen sie zu Wien nicht haben wollen, Anfang zu machen, sonders begehrte, ich sollte beide Kurfürsten separiren, da ich ihnen doch unterschiedlich den Frieden dafür vorgetragen. Will Jedem für seine Zahlung gut seyn und Jeden, vor allem Fisco, seine gebührliche Antwort geben, welches sie mit Herrn Feldmarschall ferner abreden und von ihm vernehmen können" *).

Hiermit beurlaubte der Herzog die Generale und Obersten, welche dann in Ilow's Wohnung eine abermalige Berathung hielten, in deren Folge sie den Herzog baten: er möge das, was Tags vorher von einigen Wenigen bei'm Trunke geschehen, nicht zu hoch aufnehmen; jetzt, nüchtern, seyen sie Alle bereit, den gefaßten Schluß zu ratificiren. Darauf wurden drei, nachmals für die Auswärtigen wohl noch mehre neue Reverse ausgestellt; einige vertraute Officiere, wie z. B. der Oberst Graf Schaffgotsch, reis'ten nach Schlesien und Oesterreich, um die dortigen Officiere zur Unterschrift zu bewegen, und gleichzeitig schrieb Kinsky zweimal kurz hinter einander an Feuquières, den Gang der Unterhandlungen zu beschleunigen. Er meldete dem Gesandten, Friedland habe jetzt beschlossen, sich sogleich zu erklären. Nur seiner Officiere ungewiß, habe er bis jetzt gezögert; auch dieses Hinderniß sey jetzt hinweg geräumt. Außerdem habe er hundert Korneten Reiter und eben so viele Compagnien Fußvolk auf eigenen Namen geworben.

Natürlich wurden jene Vorgänge, die sich in Pilsen zutrugen, theils durch den Kurfürsten von Baiern, theils durch Piccolomini und Altringer, von welchen der Erstere den Receß selbst unterschrieben, auch in Wien bekannt, und beinahe gleichzeitig erhielt der Kaiser durch den Herzog von

*) Mailáth, III. 345 u. f. nach Acten des k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchivs. — In dem angeführten Berichte des baierischen Agenten wird gesagt, daß Waldstein in seiner Anrede die Verwahrung ausgesprochen habe: „der Receß solle nicht gegen den Kaiser und das Reich seyn."

Savoyen die genaueſten Berichte über die Verhandlungen Waldſtein's mit Frankreich. Dies erſt trieb in Wien die Sache zur Entſcheidung. Der Kaiſer war in der höchſten Unruhe; in einer Audienz, welche er dem baieriſchen Geſandten gab, äußerte er: dieſes Werk ſey ſtets in ſeinen Gedanken, es gehe mit ihm nieder und ſtehe mit ihm auf, er könne darüber nicht ſchlafen. Endlich faßte er den entſcheidenden Beſchluß. Nach vielfältiger Berathung, in welcher Fürſt Eggenberg, Graf Trauttmansdorff, der Biſchof von Wien, der Beichtvater Lamormain, der ſpaniſche Geſandte Onnate, der Hofkriegsrathspräſident Graf Schlik, der Marcheſe de Grana und des Kaiſers erſtgeborener Sohn hinzu gezogen worden, unterzeichnete Kaiſer Ferdinand am 24. Januar 1634 ein Patent, in welchem er alle Officiere ihrer Pflichten gegen den Herzog von Friedland entband, ſie an den Generallieutenant Grafen Mathias Gallas, wies und allen Officieren, welche den Revers in Pilſen unterzeichnet, mit Ausnahme Waldſtein's, Ilow's und Terzka's, Verzeihung verſprach, damit ſie nicht zu verzweifelten consiliis ſich verführen laſſen möchten*). Von einer Achtserklärung aber, welche das Leben des Herzogs jedem Mörder preisgegeben hätte, war in dieſem Patente mit keiner Sylbe die Rede; es war ein einfaches Abſetzungsdecret des kaiſerlichen Feldherrn.

Sonach hatte der Kaiſer zwar den Entſchluß gefaßt, Waldſtein des Commando's zu entſetzen, aber mit der Ausführung zögerte man aus manchen Gründen noch längere Zeit. Unter dem 1. Februar berichtete Richel: Eggenberg habe ihm geſagt, das Gelingen dieſer Sache beruhe auf Heimlichkeit und Schnelligkeit. Die Reſolution ſey gefaßt, das Mittel angefangen, und man hoffe, der Allmächtige, der dieſe böſen Praktiken offenbar gemacht, werde Gnade und Segen geben. In acht Tagen hoffe man zu wiſſen, wie es abgegangen. Acht Tage darauf (8. Februar) ſchrieb aber Richel wieder: der Fürſt von Eggenberg habe ihn verſichert, daß alle Befehle bereits ausgefertigt ſeyen; den Executoren ſey aufgetragen, ſicher und dexter zu Werke zu gehen. Das Wann und Wie ſey ihnen anheim geſtellt.

Die Hauptſchwierigkeit der Ausführung, der Grund des Zögerns aber lag darin, daß der Hof nothwendig der Armee verſichert ſeyn mußte, bevor er öffentlich gegen den Herzog auftrat. Daher hielt Gallas das Patent vom 24. Januar geheim, und der Kaiſer erhielt den Briefwechſel mit Waldſtein

*) Förſter: Wallenſtein's Briefe, III. S. 177.

fort, während der Erstere bereits mit Piccolomini, Altringer und Marades die Ausführung des kaiserlichen Decretes vorzubereiten begann. Erst am 14. Februar erließ Gallas eine Proclamation an die Armee, in welcher er sie anwies, künftig weder von Waldstein, noch von Ilow oder Terzka, sondern nur von ihm, Piccolomini und Altringer Befehle anzunehmen. Von diesem Momente an begann man auf kaiserlicher Seite thätiger zu werden. Unter dem 18. und 19. Februar erhielten eine große Menge Obersten den Befehl, mit ihren Regimentern auf Prag zu marschiren, um sich der Hauptstadt des Landes zu versichern. Der Kurfürst von Baiern wurde aufgefordert, seine Truppen gegen Vilshofen vorrücken zu lassen; der Kaiser selbst hatte beschlossen, am 1. März in Person nach Budweis aufzubrechen.

Auf der anderen Seite verkannte auch Waldstein nicht die heranziehende Gefahr. Am 19. Februar versammelte er daher von Neuem die Officiere um sich in Pilsen, und erinnerte sie daran, daß er nur auf ihre Bitten noch bei der Armee geblieben; jetzt höre er spargiren, er würde wider den Kaiser und die katholische Religion was anfangen. „Dazu bin ich" — fuhr er fort — „zu alt geworden, daß ich das nicht thun werde, und hab' mein Lebtag gegen die Religion und den Kaiser, auch dessen Hoheit Nichts nicht tentirt, noch im Sinn. Zu Hof werden viele Sachen begehrt, die vom Reich nimmer gutgeheißen, noch consentirt werden, darum bin ich nur dem gemeinen Wesen zum Besten Willens, einen Frieden zu machen, und damit Sie darum wissen, wird Ihnen Herr Feldmarschall Ilow die Transactionspunkte fürhalten, auch will ich etliche Oberste dabei haben, so oft gehandelt wird, damit sie dabei seyn und darum wissen. Ich aber will daneben hoffen, sie werden bei mir, als ich bei ihnen, auf ihren Instanz, bringen lassen, halten; will jedem sein Contentement geben, dann sollte ich mich ihrer annehmen und daran ein Spott zu gewarten haben, wäre zu alt dazu, und übel von ihnen und Hof zugleich recompensirt. Derenthalben bin ich ihrer heut oder morgen gewärtig." Bei diesem Anlasse sollen Ilow und Terzka in die Obersten gedrungen haben, mit dem Herzoge ohne Vorbehalt leben und sterben zu wollen; der Erstere habe erklärt: der sey ein Schelm, der wider den Herzog wäre und ihm einen Defect widerfahren lasse. An demselben Tage ergingen auch durch Waldstein von Pilsen aus die Befehle an mehre Truppen, auf Prag zu marschiren, dessen sich sichtlich beide Partien zu bemächtigen suchten. Als der Oberst Walter Buttler diesen Befehl

erhielt, ſagte er zu ſeinem Feldkaplan Patricius Taaffe: der Befehl beſtätige in ihm den Verdacht, den er von des Generaliſſimus Untreue ſchon geſchöpft. „Ich glaube," fuhr er fort, „daß ich auf dem weißen Berge ſterben werde; aber wenn ich, wie ich hoffe, mehre redlich Geſinnte und von erprobter Treue finde, werde ich nicht ungerächt ſterben; ja, ich glaube, daß der weiße Berg mit mehr Blut gefärbt ſeyn wird, als in der Schlacht gegen den Pfalzgrafen Friedrich."

So drängte ſich Alles bereits zur blutigen Kataſtrophe hin, als Waldſtein noch mit derſelben Verſtellung ſich an den Kaiſer wendete, welche Dieſer ſeit dem 24. Januar gegen ihn zu üben durch die Umſtände genöthigt wurde. Um ſeinem Verfahren den ſelbſtverwundenden Stachel zu nehmen, und den Vorwurf der Felonie von ſich abzulenken, verſammelte er am 20. Februar noch einmal die Officiere in Pilſen, und ſie wie er ſtellten einen Revers aus, welcher folgendermaßen lautete: „demnach vnlängſt vntern Datto 12. Januarij zwiſchen Vnß zue Endt beſchriebenen der Röm. Kayl. Majtt. respective Generalissimo vndt andern General-Officieren, auch Obriſten vndt der Regimenter Commandanten, ein gewiſſer vnwiderruflicher Schluß folgender geſtalt beſtändigſt aufgerichtet vndt getroffen, alß, daß dieweilen wier die Sammentliche höchſt gedachter Ihr Kayl. Majtt. General-Officierer, Obriſten vndt der Regimenter Commandanten damals gewiſſe Nachrichtung erlangt, was maſſen der durchleuchtige Hochgebohrne Fürſt vndt Herr Herr Albrecht, Hertzog zu Mechelburg, Friedland, Sagan vnd groß Glogau aus allerhandt in obberürten getroffenen Schluß angeführten motiuen, die Waffen zue quittiren vndt ſich zu retiriren entſchloſſen, Wir aber in höchſt Nothwendigſter Pflichtſchuldigſter erwegung, Was durch ſothane vnzeitige höchſtgedachte Ihr fürſtl. Gnaden vorhabende resignation Ihr Kayl. Majt. dienſt dem allgemeinen weßen Vndt der Armada, vor vnerſeczliches praejudicum, das consequenter Ihr Mjt. Erbkönigreich vndt Landen für unwiederbringlicher Schaden, vndt vnß allen Samt vndt Sonders für gefahr Ja gänzlich ruin als abgeſeczten vnfehlbar ja nothwendig erfolgen mueſſen. Hochgedachter Ihr fürſtl. Gnaden durch gewiſſe auß vnſer mit hierzu deputirte ſolch vnßer Anliegen vnterthänig vndt gehorſamblich zu gemueth geführet, vndt geflehentlich ſo weit erboten, daß dieſelben ſolliche Ihre zur beſagter Resignation habende bewegliche ſowohl vnſern Deputirten erofnete als hernachmals in presens Vnſer aller wiederhollte moti-

ven zurukhgeſetzt, wie dann auch wier ſambentlich, vndt ein Jeder Inſonderheit bei mer hochgedachter Ihr fürſtl. Gnaden Treu, Erbar vndt Redlich bis auff den letzten blutstropfen tapfer zu halten, vndt vun derſelben auf Keinerley weiß vnß separiren, noch separiren zu laſſen vnß hingegen Verbindlich gemacht, geſtalt ſolches obbeſagter Schluß mit mehrern ausweißet. Ob nun man zwar keineswegs vermeinet, daß ſothaner Schluß weder vun einem noch dem andern thail weder von Vniversali noch in particulari Vngleich ſolte aufgenomben werden oder in andern Verſtand, als er gemeint, torquirt werden, ſo vernimt man dennoch das ezliche hievon Uibel reden, vndt ſogar ob ſolches wider Ihr Kayl. Mjt. ꝛc. vndt dero Hochheitt oder die Religion angeſehen, falſchlich ausgeben, vndt dadurch aller Handt diſidenzen anzuſchüren ihnen Vnterſtehen wollen, was aber es mit ſothanen Schluß eine ſolche Meinung auf Keinerley weiſe hat, Vnßer Keinem auch Niemals in Sinn, Hertz oder Gedanken geſtiegen, wider Ihr Kay. Mjt. oder Vnßere Mehrentheils eigene Religion das geringſte zu gedenkhen, weniger einige machination anzuſtellen, Alß iſt deßwegen nicht allein den Jenigen, ſo dergleichen falſche auflagen wider Vnß Sambtlich — oder einem Jeden inſonderheit auszugeben ihnen vnterſtehen, hiermit per expressum zu contradiciren und an beyden theilen hingegen zu protestiren, vor nothwendig befunden. Vndt thuen zuforderiſt Wier Albrecht Hertzog zu Mechelburg dieſen falß in optima forma hinwider bedüngen, vndt hiermit alle Ihr Kayl. Majt. Vnterbeſchriebene General officirer, Obriſte vndt andere der Regimenter Commandanten, nochmals verſichern, daß Vnß niemals in Sinn komben, das geringſte ſo Ihrer Kayl. Majt. dero Hochkeit, weder der Religion zuwider zu geſtatten, weniger ſelbſt zu practiciren, beſonders daß wier einczig vndt allein auff unnachleßliches Bitten der officierern Ihr Majt. dienſt vndt der Armada zum beſten bießdato verblieben, Jedoch wegen der vielfeltig wider Vnß angeſtellten machinationen Vnß in guetter ſicherheit zu erhalten, in ſolchen Schluß gewilliget, vndt thuen ſolchen nach hiermit unſer voriges der Armada gethanes Verſprechen erwiedern, benebens auch im fall ſie, daß wir das geringſte wider Ihr Kayl. Majt. vndt dero Hochheit ſowohlen die Religion zu attendiren vnß vnterſtehen, vermerken werden, ſie derjenigen Obligation, womit ſie Vnß vor dieſem ſowohl anjetzo verbündtlich gemacht, ſie ſambentlich vndt ein Jeglicher Inſonderheit Craft dieſes losſprechen, ſonſten aber Vnß verſehent, daß die Heren General-Officierer, Obriſte

vndt andere mit beschriebene ebenmeßig des Jenigen, so sie Vnßerer sicherheit halber Vnß versprochen, würklich adimpliren werden. Wie dann gleichergestalt wier die Sambtliche General-Officierer, Obriste vndt der Regimenter Commandanten ebenmessig, daß Vnser keiner das geringste wider Ihr Kayl. Majt. vnndt mehrentheils Vnsere eigene Religion gedacht, weniger zu machiniren Vnß vnterstanden, hiermit protestiren, sonsten aber alles dasselbe, so wir mehr gedachter Ihr Fürstl. Gnaden, alß welliche auff vnser unnachlessiges Bitten so weit sich herausgelassen, vndt bey Vnß Ihr Kayl. Majt. dienst vndt der Armada consequenter Vnß allen einczig zum besten zu bleiben, gnedig versprochen Ihrer Sicherheit halber Schriefft vndt Mündlich Vnß verobligiret, anhero wiederholen, vndt wie wier noch beynebenst vndt für Ihr fürstl. Gnaden bis auf den letzten Bluetstropfen vnausseßlich zu halten, vndt allen dem, so vorhin verschrieben, ohne einieg Geferde mit darstreckung Leib, Ehr, gut vndt Bluths wirklich vndt ohne einige wiederredt vndt Befelch nachzukommen."

Durch diesen Revers, in welchem also Waldstein's Officiere erklärten, mit den früheren nichts Hochverrätherisches gegen Kaiser und Religion gemeint zu haben, der Herzog selbst aber einen Jeden von der durch seinen Revers eingegangenen Verpflichtung freisprach, im Falle er das Geringste gegen den Kaiser unternähme, glaubten die Betheiligten sich zur Genüge gereinigt und sicher gestellt zu haben. Zugleich sendete Waldstein zwei Boten an den Kaiser mit der Erklärung, er wolle das Commando niederlegen und sich mit zehn oder zwanzig Personen nach Danzig oder Hamburg zurück ziehen; nur wünsche er seine Besitzthümer zu behalten.

Wie wenig es jedoch dem Herzoge mit dieser Erklärung Ernst war, und wie er sie nur abgab, um Zeit zu gewinnen, geht ganz deutlich daraus hervor, daß einmal an demselben Tage Kinsky einen neuen Brief an den französischen Gesandten schickte, um Beschleunigung bittend; daß ferner der Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg am 21. Februar, also den Tag darauf, Pilsen verließ, um dem Herzoge Bernhard die Nachricht von dem Entschlusse Waldstein's, sich vom Kaiser zu trennen, zu überbringen, und um Succurs anzuhalten, und daß endlich Waldstein kurz vorher, wie schon bemerkt, an alle Obersten den Befehl erlassen hatte, mit ihren Truppen am 24. Februar auf dem weißen Berge bei Prag einzutreffen.

Als Waldstein jedoch erfuhr, daß, in Folge der kaiserlichen Aufforderung, die Mehrzahl der Truppen sich von ihm abgewendet habe, und der Plan, Prag zu halten, zur Unmöglichkeit geworden sey, verließ er, um den Schweden näher zu kommen, am 22. Februar Pilsen und brach nach Eger auf. Es begleiteten ihn fünf Compagnien vom altsächsischen, und fünf Compagnien von Terzka's Regimente, nebst zwei hundert Buttler'schen Dragonern. Der Feldzeugmeister Sparr, der in Pilsen als Befehlshaber zurück blieb, gab ihm hundert Pferde vom Artillerietrain, um die Bagage nach Eger zu befördern, und wollte ihm auch den Artilleriepark nachsenden, was jedoch nicht geschehen konnte, weil die Stückknechte, als sie den Inhalt des kaiserlichen Patents erfahren hatten, mit den Pferden davon geritten waren. Noch hoffte Waldstein, wenigstens die außerhalb Böhmens stehenden kaiserlichen Truppen, denen, wie er vermuthen durfte, das Patent noch nicht zugekommen, an sich ziehen zu können.

Waldstein's Ende war von dem Geschicke so deutlich vorherbestimmt, daß es keines „Nativitätstellers" bedurfte, um zu erkennen, daß die erzählte Uebereinkunft mit den Regimentsinhabern zu Pilsen des, bereits im Machiavellismus versinkenden Helden letztes historisches Auftreten sey. Die alte Kraft war von ihm gewichen; Krankheit und Trübsinn beugten ihn nieder; er war ein Greis vor der Zeit, und sein ganzer Körperzustand schien eine nahe Auflösung zu verrathen*). Wir haben schon früher erzählt, daß der Herzog bereits seit mehren Jahren auf die Krücke seines spanischen Rohrs gestützt einher ging, daß er kein Pferd mehr besteigen konnte, und in der Lützener Schlacht in der Sänfte, zwischen die Colonnen getragen, commandirt hatte. Als er von Pilsen aufbrach, folterte ihn die Gicht dermaßen, daß er in Mies (23. Februar) Station machen und die zehn Meilen bis nach Eger mit Unterbrechung zurück legen mußte. Zwischen seinen Anhängern und den Kaiserlichen kam es zu einem Gefechte; denn unweit Listina, einem dem Feldmarschall Ilow gehörigen Schlosse, stießen Waldstein's Truppen und der Oberstlieutenant vom Regimente Maradas aufeinander. Die Waldsteinischen wurden geworfen und retteten sich zum Theile nach Listina. Ein ähnliches Zusammentreffen hatte schon mehre Tage früher zwischen Piccolomini und den Terzka'schen Reitern Statt gefunden, und die Feindselig-

*) Ein Nebenpunkt ist auch von Förster III., 310, richtig beigebracht, wie nämlich bei Waldstein's Unterschrift, je näher dem Todestage, seine Hand zittert und einschrumpft.

keiten zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem entſetzten Generaliſſimus waren ſomit, wenn auch wahrſcheinlich ohne des Letzteren Wiſſen, bereits eröffnet.

Am 24. Februar (neuen Styls) 1634 langte Waldſtein kränkelnd und gänzlich verſtimmt in Eger an. „Ahn St Mathiastag" — heißt es in dem Mainzer Berichte*) — „iſt Hertzog von Friedland in einer ſchlechten ſenften von zwei pferten getragen, von zwei Compagnien Reutter begleitet, mit etlichen Kutſchen und Pagagywagen Abendß umb vier vhren ahnkommen." Drei Pfund friſches Rindfleiſch wurden ihm, nach damaliger Therapie, zweimal des Tags auf die wunden Lenden gelegt, und Haſenfelle darüber gewickelt. Ja, die von ſeinem Uebel am beſten unterrichteten Jeſuiten verſichern ſogar, Waldſtein ſey mit dem Brande der Alten behaftet geweſen, der ihm höchſtens noch eine zweijährige Lebensfriſt verſtattet haben würde. Aus dieſem phyſiſchen Krebsſchaden und der Kinderloſigkeit des Herzogs folgerten die Jeſuiten zugleich die Unmöglichkeit hochverrätheriſcher Tendenzen Desſelben**). Er hatte, außer den genannten Truppen, ſeine beiden Schwäger Terzka und Kinsky, den Feldmarſchall Ilow und den Oberſten Buttler bei ſich. In dem Letzteren, den er nach Eger mitzugehen genöthigt, war ihm ſein böſer Genius zur Seite. Seine Hoffnung beruhte jetzt auf dem Zuzuge der Schweden und Sachſen, und Eilboten wurden daher an den Herzog Bernhard von Weimar und an Arnim geſendet, um ihre Ankunft zu beſchleunigen. Er wollte ſie in Eger erwarten, und bis zu ihrem Eintreffen ſich nöthigenfalls dort vertheidigen, wobei er auf den Eger'ſchen Commandanten Gordon rechnete, welchem er vor Kurzem ein Regiment verliehen. Sehr geſchäftig für ihn hinſichtlich der ſchwediſch-ſächſiſchen Hilfe zeigte ſich der Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg, der noch am 24. Februar von Regensburg aus voll frohen Muthes an Ilow ſchrieb: „ich höre Vngern, daß die Sachen nicht alle ſo gehen, wie ich wohl gehoffet, hatt aber Nichts zu bedeutten, wier wollen wils Gott den Meineidigen fögeln (von Waldſtein Abgefallenen) ſtattlich die Hälſe brechen. J. L. Herzog Berndt (Bernhard) laſſen dero ganze Armada an der grenzen

*) Bei Förſter, Briefwechſel, III. 308.

**) Stultus enim fuisset, si regnum Bohemiae affectasset; cum sciret, naturali cursu se ultra biennium vivere non posse; et pedibus ex gangraena laboraret, quae aliquot libras carnis bubulae quot diebus absumpsit (Joann. Schmidl Hist. Societ. Jesu in Boh. Pars IV. lib. I. p. 105.

zusammen kommen, kompt auch sonsten ein groß Volk aus Dörringen vnnd der örter, so habe ich auch den Churfürsten vnd Generallieutenant geschrieben, eilents das Volk an den grenzen zusammen zu führen, welches alles in wenig tagen geschehen kann, also das wier denen Vögeln genugsamb gewachsen seyn werden. Wegen Pilsen (von dessen Räumung Lauenburg noch Nichts wußte) bitte ich gar hoch, sich dessen wohl zu versichern, noch zu dem Hammerle (Obersten) einen zu legen, der von keinem, als vom Herzog (Waldstein) dependirt, sowohl Frankfurth, Lanzberg und die orthe in der Lausnitz, weil sich die Vögell solches mit Praga (das bereits von Suys für den Kaiser besetzt war) vnterstehen dürffen, fürchte ich, sie werden nicht feiern, an alle ortte dergleichen zu schreiben, hoffe aber nicht, daß sie alle vom Herzog Aussetzen sollen. Ich will meinen Wegk kegen Eger zu nehmen Vnd im Fall der Herzog oder von denen, die mit ihm halten, da sein, auch hinkommen, bitte aber, mir auf Pfrembt einen Trompeter zu schicken, damit ich sicher gehe vnd nicht ertappt werde." *) Man erkennt daraus, daß das Einverständniß zwischen Waldstein und seinen verhofften Helfern ungewiß und schwankend, und von einem festen, gemeinsamen Plane keine Rede war. Was ja etwa verabredet worden, hatte die Wendung in der Lage der Dinge verrückt und gestört; daher wußte Lauenburg auch von der Räumung Pilsens Nichts, zu welcher der Augenblick gedrängt hatte.

Walter Buttler, ein katholischer Irländer, der als Gemeiner in kaiserliche Dienste getreten, unter Waldstein zum Obersten eines meist aus Irländern bestehenden Dragonerregiments gestiegen war, ein düsterer, verschlossener Mann voll fanatischen Diensteifers, hatte schon bei früheren Gelegenheiten Verdacht gegen die Treue des Generalissimus geschöpft, und dieser Argwohn war ihm zur Gewißheit geworden, als Waldstein ihn ganz unerwartet bei Lebensstrafe hatte auffordern lassen, mit seinem Regimente auf den weißen Berg bei Prag zu ziehen. Seitdem bewachte er die Schritte des Herzogs mit scharfem, mißtrauischem Auge, entschlossen, die Ausführung eines verrätherischen Planes im nöthigen Falle selbst auf dem gewaltsamsten Wege zu verhindern, theilte auch dem Grafen Gallas seine Ansicht mit und erklärte Demselben: wenn Arnim bis auf zwei Meilen von Eger sich nähern sollte,

*) Némethy: „Schloß Friedland," S. 112. Obiger Brief fiel in die Hände der Kaiserlichen, da der Herzog Franz Albrecht zu spät kam und zum Gefangenen gemacht wurde.

ſo würde er den Verbrecher (Waldſtein) gefangen nehmen oder tödten. Auf dem Zuge nach Eger wurde er von Waldſtein, der ſeiner Treue nicht zu vertrauen ſchien, mit einigem Zwange behandelt und beaufſichtigt, was Buttler's Verdacht nur befeſtigte, zugleich ihn noch mehr beſtimmte, der Gefahr ſelbſt durch ein Aeußerſtes zu begegnen. Er ſchickte ſeinen Feldkaplan Taaffe an Piccolomini, um Demſelben ſeine Geſinnungen mitzutheilen. Piccolomini ließ ihm ſagen: er ſolle, wenn er von Sr. Majeſtät beſonders befördert werden wolle, zurück kommen und Waldſtein lebend oder todt mitbringen; eine Weiſung, welche Buttler'n erſt zukam, nachdem er auf eigene Hand die blutige That ſchon vollführt hatte. In Eger angekommen (24. Februar), lud Buttler an demſelben Abende den Oberſtlieutenant Gordon und den Oberſtwachtmeiſter Leslie, Beide von Geburt Schotten und Officiere des Infanterieregiments Terzka, auf ſein Quartier, öffnete ihre Herzen durch fleißiges Zutrinken, und ſprach dann, um ihre Geſinnungen zu erforſchen, zu ihnen: „Meine Brüder! Ich komme unvermuthet her, ließ mir von dieſer unerwarteten Expedition Nichts träumen, und möchte gern wiſſen, was ihr davon denkt. Denn mir ſcheint es ſonderbar, daß unſer Generaliſſimus, der ſonſt nur an der Spitze von fünzig tauſend Mann oder nicht viel weniger, ſich dem Feinde zu nähern gewöhnt war, jetzt ſich ihm mit fünf bis ſechs tauſend nähert." Als die beiden Officiere erwiederten, daß dieſe Neuerung ſehr ſtark einer Verrätherei gleichſehe, fügte Buttler hinzu: „Dieſe Meinung hege ich ſchon lange, und wir müſſen daher uns berathen, wie wir unſere Ehre und die Treue, mit welcher wir Seiner kaiſerlichen Majeſtät verpflichtet ſind, makellos bewahren. Wir ſind Ausländer und haben kein anderes Erbgut, als Treue und Ehre, die allen Gütern vorzuziehen ſind." Er brachte noch Mehres hervor, um ſie zu dem von ihm ſelbſt bereits gefaßten Entſchluſſe vorzubereiten, den er ihnen aber noch nicht eröffnete, weil er ihnen, als Proteſtanten und Terzka'ſchen Officieren, nicht recht traute. Gordon rieth zur Flucht, die ihnen nicht ſchwer fallen werde, da er die Schlüſſel der Stadt habe. Doch Buttler entgegnete: es ſey ſchmählich, zu fliehen und die vom Kaiſer ihnen anvertrauten Soldaten und Fahnen im Stiche zu laſſen, damit dieſelben gegen den Kaiſer geführt würden. Uebrigens werde ihre Flucht dem Kaiſer wenig nützen, denn er wiſſe ſehr gut, daß in ſeinem Regimente Wenige ſich befinden, deren Drei nicht ſo viel Dienſte leiſten würden, als ſie Drei ohne Soldaten; es ſey alſo auf ein anderes Mittel zu denken, das ſie mehr

ehre und dem Kaiser besser nütze. Da fuhr Leslie, plötzlich im Klaren, mit dem Rufe heraus: „tödten wir die Verräther!“ Dies hatte Buttler erwartet und ersehnt, und nun seine bisherige Zurückhaltung aufgebend, sagte er: „steht mir bei, Brüder; verpflichtet euch nur, das Geheimniß zu bewahren und unbemerkt einige meiner treuesten Officiere und Soldaten in die Stadt zu lassen*). Die gefährliche Ausführung nehme ich auf mich, denn die Unterstützung des Allerhöchsten hat Denen niemals gefehlt, welche Schweres für Gott, Gerechtigkeit und Treue unternehmen. In verzweifelter Lage hilft Gott auf unerwartete Weise.“ Gordon zeigte sich unentschlossener, als Leslie, und zögerte mit seiner Beistimmung; doch endlich gewann Buttler's Beredsamkeit auch ihn für den blutigen Plan**).

Am anderen Morgen (25. Februar) ließen Gordon und Leslie mehre Officiere des Buttler'schen Regiments, namentlich den Hauptmann Deveroux***), Geraldin, de Burzo, Macdonald, nebst etwa hundert Gemeinen desselben Regiments und ziemlich eben so vielen deutschen Soldaten unbemerkt in die Stadt Eger ein. Gordon lud Terzka, Ilow, Kinsky und den Adjutanten Niemann†) zum Mittagsmahle, das zugleich ihr Todesmahl werden sollte. Die Geladenen begehrten aber lieber ein Abendbankett; Gordon war hiermit einverstanden, und man verschob die That auf die Nacht. Zugleich sprach das Gerücht von der Ankunft der Schweden; man erwartete sie schon am anderen Tage; Ilow selbst erzählte dieses triumphirend und nicht ahnend, daß eben diese Nähe der feindlichen Helfer sein und seiner Genossen Todesloos beschleunigte.

Als die Geladenen sich bei Gordon zum Nachtmahle im alten Schlosse (der sogenannten Citadelle) einstellten, schloß sich de Burzo mit hundert

*) Buttler's Soldaten hatten, da man ihnen nicht traute, im Felde vor Eger bleiben müssen, während ihrem Obersten und seinen Fahnen das Quartier in der Stadt selbst angewiesen wurde.

**) Ueber Buttler's Handeln und Wirken bei dieser Katastrophe, nach dem Berichte seines Feldkaplans Patricius Taaffe, s. Mailáth III. 368 u. f., welchem wir hier folgen.

***) Die Orthographie des Namens dessen, welcher dem Friedländer den Todesstoß beibrachte, ist merkwürdiger Weise nicht sicherzustellen. Insgemein heißt er Walter Deveroux; aber bei Khevenhiller wird er Deucroix, in gleichzeitigen fliegenden Blättern de Ebrox genannt (Ann. Ferd. XII. 1157. Förster III. 388). Seine eigenhändige Unterschrift liegt nirgends vor, und es scheint, als habe er (ungeachtet er nachmals zum Obersten avancirte) gar nicht schreiben gekonnt.

†) So schreibt er sich selbst. In vielen Geschichtbüchern wird er irrig Neumann genannt.

Mann der Patrouille an, vorgeblich auf Befehl des Generaliſſimus und wegen der Feindesnähe, in der That aber zur Bewältigung etwaigen Aufſtandes. Das Thor vor Gordon's Wohnung beſetzten zwanzig Mann, welche angewieſen waren, ohne Buttler's Befehl Niemand herein noch hinaus zu laſſen. Als die Dienerſchaft zum Nachtmahle ging, wurde ihre Thüre ebenfalls beſetzt, und ein neugieriger Diener, der herausgehen wollte, niedergeſtoßen. Als Gordon's Gäſte noch im beſten Zechen waren, traten von zwei Seiten Buttler'ſche Dragoner in den Saal. Ihr Führer Geraldin rief: „Vivat Ferdinandus!" und dies war das Loſungswort des Blutbades. Gordon und Leslie zogen ihre Degen. Ehe noch Ilow und Kinsky ihre bei Seite gelegten Degen erhaſchen konnten, wurden ſie niedergehauen. Terzka, ein kräftiger, beherzter Mann, behielt Zeit, ſein Seitengewehr zu ergreifen, lehnte ſich rückenfrei in eine Ecke, und hieb wüthend um ſich. Lange ſchützte ihn ſein Koller von Elennsleder gegen die glücklich parirten Hiebe und Stiche, ſo daß die Dragoner ihn für einen Gefrorenen (Schuß- und Stichfeſten) hielten; endlich wurde er von der Menge übermannt, und ſank in ſein Blut. Niemann war während des Getümmels aus dem Saale entkommen, und ſuchte das Freie zu gewinnen; da er aber die Parole nicht wußte, wurde er von den Wachen auf der Treppe getödtet. Schnell und vollſtändig war der blutige Streich geführt worden.

Von hier eilte, um das grauſe Werk zu vollenden, der Irländer Deverour Abends um eilf Uhr mit ſechs Hellebardirern nach Waldſtein's Abſteigequartier, dem Bürgermeiſter Pachhübel'ſchen Hauſe, welches über Nacht verſperrt blieb. Unter dem Vorwande, dem Herzoge eine Meldung zu überbringen, verſchaffte er ſich Einlaß. Indem er dem Schlafgemache des Herzogs zuſchritt, erſcholl aus einem anderen Flügel des Gebäudes das Wehgeſchrei der Gräfinnen Terzka*) und Kinsky, welche in dieſem Augenblicke den ſchrecklichen Ausgang ihrer Gatten erfuhren. Waldſtein, von dem Geſchrei aufgeweckt, trat im Nachtkleide an das Fenſter, um die Wache zu fragen, was der Lärm bedeute. Aber ſchon ſprengte Deverour's Fußtritt die Thür, und mit den Worten: „Du mußt ſterben!" rannte er, die Parti-

*) Der Gemahlin Terzka's, einer geborenen Gräfin Maximiliana von Harrach, waren die Umtriebe ihres Gatten durchaus fremd, wenn auch die Schiller'ſche Dichtung ihr eine ganz andere Rolle anweiſet.

sane vorstreckend, den Generalissimus an. Waldstein würdigte ihn keines Wortes, breitete die Arme aus, und sank, den Stoß der Partisane in seiner tapferen Brust empfangend, lautlos und entseelt zu Boden.

So erfüllte sich die Katastrophe, welche in dem Munde der Parteien so verschiedenartige Bezeichnungen erfuhr, von Waldstein's Mördern seine „Entleibung," von den kaiserlichen Räthen dessen „Niedermachung," von Gallas in seinem Berichte an den Kaiser „eine geschwinde Execution," in den neuesten Prozeßacten seiner Erbansprecher „des Herzogs gewaltsame Tödtung" genannt worden ist; und so endete Albrecht Graf von Waldstein, Herzog von Friedland, dann von Mecklenburg, Sagan und Großglogau, Fürst zu Wenden, Graf von Schwerin, Herr der Lande Rostock und Stargard, und von Gitschin, Wschetin, Lukow ꝛc., k. k. Kämmerer, Generalissimus, General des baltischen und oceanischen Meeres, Ritter des goldenen Vließes, der letzte große Condottiere, thronend auf dem Donner und dem Dampfe der Schlachten, — im ein und fünfzigsten Jahre seines Alters. Keine männliche Nachkommenschaft setzte die Friedländisch-Waldsteinische Linie fort; der erschlagene Kriegsfürst hinterließ nur eine Tochter, Maria Elisabeth, welche nachmals mit dem Grafen Rudolf Kaunitz sich vermälte. (Die Schiller'sche Thekla ist ebenso, wie Max Piccolomini, ein Geschöpf der Dichterphantasie.)

Sein Mörder Buttler setzte mit noch blutiger Hand am anderen Tage (26. Februar) einen trockenen Bericht über seine That auf, indem er seinem Hauptmanne Johann Khorz in Tachau schrieb: „Dem Herrn Hauptmann mache ich zu wissen, weilen ich mich negst dem Herrn Obristen Gordon resoviret, weilen vnsers Generals Person Verräther gewesen, Ich gestern zu abendt mit einer Compagnia, als Sy zum Abendtessen im Schloß gewesen, hereingeruggt, vndt den Herzogen von Friedland, Veldt Marschall Ilau, Grafen Terczka und Grafen Khinßky semmtlich getödet, Alß wolle der Herr erynnert seyn, die Post guet in acht zu nehmen, vndt guete Wacht zu halten, vndt so bald Herzog Franz Albrecht dahin kombt, fleissig in arrest behalten vndt mir avisiren, auch keiner andern Order, als des Gallassen, pariren, deme der Herr zu thun wissen würd" *).

Der Zorn des Verhängnisses schien sich mit dem blutigen Ende des Herzogs noch nicht erschöpft zu haben, sondern setzte sich durch längere Zeit

*) Németh: „Schloß Friedland," S. 122.

auch noch an ſeiner durchbohrten Hülle fort, deren Schickſale, ſo bezeichnend für die Geſchichte ſeines Falles, wir nicht unerwähnt laſſen können. Der Körper Waldſtein's, welchem, nach oben gedachtem Jeſuitenberichte, noch bei ſeinen Lebzeiten ganze Stücke wilden Fleiſches von den Aerzten ausgeſchnitten worden waren, ſollte, nach damals üblicher Sitte, aus dem Fenſter geworfen werden; indeß wurde dies dem irländiſchen Dragoner, welcher ſich dazu anſchickte, von dem Hauptmanne Deverour ſelbſt verwehrt. Wohl aber wurde der Leichnam bei den Füßen die Treppe hinab geſchleift, wo man ihn einſtweilen liegen ließ. Erſt in der Morgendämmerung hüllte man ihn in einen Fußteppich aus dem blutbefleckten Zimmer, und übertrug ihn in das alte Schloß, wo Abends vorher das Mordbankett ſich ereignet hatte, und zu welchem Buttler und Leslie die Schlüſſel beſaßen. Daß die Hinüberſchaffung des herzoglichen Leichnams auf einem alten Düngerwagen*) Statt gefunden, kann allerdings wahr ſeyn. Unterdeſſen hatte der Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg**) die Anſtalt getroffen, daß wenigſtens Waldſtein's Leiche den Seinigen gerettet werde. Man zimmerte einen Bretterkaſten zuſammen, in welchem die Leiche noch den ganzen folgenden Tag auf dem Schloßhofe liegen blieb. „Den zweiten Tag" — ſchreibt Khevenhiller***) — „ſeind alle fünf todte Körper in Truhen gelegt, und dem Hertzog, weil er ganz erſtarrt geweſen und nicht mehr in die Truhen gekonnt, die Beine gebrochen worden." Gleichzeitig kam die kaiſerliche Ordre, den Herzog von Sachſen-Lauenburg ſelbſt als Mitverſchworenen zu verhaften. Man brachte Dieſen alſo von Tirſchenreuth als Gefangenen zurück. „Endlich" — berichtet die Flugſchrift †) — „hat man die Entleibten in die Särg, und jedem ein weiß Hemd angelegt, den 19. Februar alten Calenders (1. März n. Styls) neben neun todten Leichnamen den beſagten Reichsfürſten Hertzog Franz Albrecht von Eger nach Pilſen geführt." Was mit den Leichen des Feldmarſchalls Ilow, des Oberſten Terzka und Kinsky's geſchah, daß ſie ſämmtlich nach Mies kamen, der Adjutant Niemann aber aus weiterhin

*) „Eigentliche Abbildung und Beſchreibung deß Eger. Panckets." Flugblatt bei Förſter III. S. 389.

**) Dieſer wichtige Nebenumſtand erhellt aus dem zweiten Flugblatte („Wahre Abkonterfech ꝛc." in Folio), welches Förſter III. S. 381 anführt.

***) Khevenhiller Ann. l. c. p. 11,158.

†) „Eigentl. Abbild. ꝛc." bei Förſter III. S. 389.

bemerktem Grunde unter dem Galgen verſcharrt wurde, dies nur im Vorbeigehen. Der unwürdige, klägliche Zuſtand der Herzogsleiche iſt aus allen gleichzeitigen Zeugniſſen abzuſehen. Ein noch ungedrucktes, vermuthlich von einem Erulanten gedichtetes Spottlied*), das eben ſo ſehr die Sprache der Leidenſchaft, als der Roheit des Zeitalters redet, läßt ſich z. B. ſo vernehmen:

„Juchheze fein mein Egerlandt!
Der iſt crepirt, der was genanndt
An Friedlands Statt Vnfriedt im Landt.

Sie han ihn geſchleppt ewegk
In ainem Kapuzinerſteck,
Die Naſ' eintruckt, dereinſt ſo keck.

Euch Patres Jesu tröſte Gott —
Ihmb, Kaiſer, thuts auch nimmer Noth,
Nunmehr da fault der Hundespfott."

Daß und warum die Gefallenen nach Mies zur Beſtattung kamen, iſt nicht mehr zu motiviren. Die Silberbergſtadt Mies, ſieben Meilen von Eger ſüdöſtlich, auf der Straße nach Pilſen gelegen, war damals ein Eigenthum des Feldmarſchalls Ilow, das dortige Schloß ſeine gewöhnliche Reſidenz. Nach der großen Confiscation der Güter ward Mies königlich**). Gallas ſagt in ſeinem Berichte an den Kaiſer (vom 10. März 1634): „die todte Körper belangend, ſind dieſe wider meinen Befehlich von Eger nacher Mieß abgeführt worden, welche, als ich es erfahren, ich alda in das Franziskaner Cloſter ſo lange, bis Ew. kaiſ. Maj. allergnädigſt verordnung darüber eingelangt, niederſetzen laſſen. Worauf nunmehr dero allergnädigſten Befehlich gemeß die sepultur derſelben angeſtellet, des Friedländers wegen aber erwarttet wird, bis ſich deſſelben Freundſchaft vmb die erlaubte Beyſetzung deſſelben angemeldet." ***)

Das Letztere geſchah nun unverzüglich. Die troſtloſe Witwe des Herzogs, Iſabella Katharina, geborene Gräfin von Harrach und Schweſter der Gräfin Terzka, erfuhr, damals zu Bruck an der Leitha in Unteröſterreich verweilend †), kaum das Unglück ihres Gemahls, als ſie ſogleich bei dem

*) Manuſcript der fürſtl. Lobkowicz'ſchen Bibliothek in Prag.

**) „Stadt Mies (heißt es in dem Güterconfiscationsprotokolle) iſt auf 48,922 Schock 54 gr. 5 pf. abgeſchätzt worden, und nach dem Chriſtian Illo Ihr. Kön. Maj. wieder heimgefallen." S. Materialien zur alten Statiſtik von Böhmen 1788, H. IX. S. 49.

***) Némethy a. a. O. S. 127, und Förſter III. 365—366.

†) Ann. Ferd. T. XII. p. 1160.

Kaiſer um Ausantwortung der Leiche ſich verwendete. Kaiſer Ferdinand decretirte hierauf, indem er zugleich der Herzogin die Herrſchaft Neuſchloß als Witwenſitz zuwies, folgendermaßen*): „Die todten Körper belangend, haben Wir (dem gräflich Waldſtein'ſchen Geſchlecht) des geweſenen von Friedland Freundſchaft denſelben, wo ſie wollen, in der Stille begraben zu laſſen, gnädigſt bewilligt; die Andern aber, welche katholiſch geweſen, können zu Eger an geweihten Orten, die Unkatholiſchen aber auf dem Kirchhofe daſelbſt beſtattet, und der Niemann, ſeiner ungehaltenen Zunge halber**), unter das daſelbſt vorhandene Halsgericht der Uebelthäter einbegraben werden." Gewiß ein milder Zug in Ferdinand's II. Charakter, wenn man bedenkt, daß Piccolomini auf ein exemplariſches Verfahren, nämlich auf Einſcharrung des „abſcheulichſten Machinanten" unter dem Rabenſteine zu Prag gedrungen hatte.

Die Erhebung der Leiche Waldſtein's aus der Mieſer Franciscanerkirche verzog ſich. Ausdrücklich meldet wenigſtens ein Manuſcript auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek***), der Leichnam habe zwei Jahre vier Monate in Stribro (d. i. eben Mies, böhmiſch) gelegen; demnach mochte derſelbe erſt im Juni des Jahres 1636 in die Waldſtzer Familiengruft kommen. Es war auch nach der Combination Förſter's†) nicht früher, als damals, daß dieſe Uebertragung Statt fand. Der Getödtete hatte erſt am 8. December 1627 den Stiftungsbrief der Karthauſe zu Waldſtz bei Gitſchin ausgefertigt, und nun ſollte er ſelbſt ſeine Ruheſtätte hier finden. Ohne alles Gepränge nämlich ſetzten die dankbaren Mönche die Gebeine ihres einſt ſo mächtigen Gebieters in der daſigen Mariahilfkirche bei.

*) Dieſe kaiſ. Verordnung an den Grafen Gallas iſt bei Förſter (III., S. 355) unzweifelbar falſch, nämlich vom 6. März, datirt, während ſie doch erſt auf des Gallas Anfrage, die am 10. März geſchah, erfolgt ſeyn kann. Vielleicht iſt der alte Styl angeſetzt.

**) Niemann hatte — ſo berichtete Gallas an den Kaiſer — am Tage vor ſeinem Tode ſich verlauten laſſen, er wolle ſein Haupt nicht ſanft legen, bis er ſeine Hände in des Hauſes Oeſterreich Blut gewaſchen.

***) Dieſe Handſchrift rührt jedoch aus einer ſpäteren Zeit (etwa vom Jahre 1660) her. In v. Hormayr's Archiv, Jahrg. 1810, Nr. 14 S. 61 wird eine Anekdote daraus mitgetheilt, wovon ſpäter.

†) Briefwechſel III., S. 316. Freilich widerſpricht ſich Förſter, indem er S. 357 urkundlich bezeugt, der Kaiſer habe ſchon im Mai 1634 die Ausfolgung der herzoglichen Leiche an die Familie genehmigt, während dies nach S. 316 erſt zwei Jahre ſpäter geſchehen ſeyn ſoll.

Das vorher angeführte Münchener Manuſcript bringt nun die erſte Spukgeſchichte, indem es erzählt: wie nämlich während des böhmiſchen Krieges einige Freibeuter in der Walditzer Gruft Schätze geſucht, und nach ihrer Enttäuſchung ihren Wegweiſer, einen Bauersmann, in das Gewölbe eingeſchloſſen hätten u. dgl. Da wären von ihnen andere Nachzügler dahin gewieſen worden, die aber, ſtatt auf reiche Schätze, vielmehr auf den halbtodten Bauer geſtoßen ſeyen, und in dem Wahne, Waldſtein's Geiſt zu erblicken, die wahnſinnigſte Flucht ergriffen hätten. Dieſe und manche ähnliche Hiſtorie beweiſet wenigſtens, wie bleibend und allgemein der Friedländer in die Tradition und die deutſchen Volksbücher übergegangen ſeyn würde, wenn er gleichzeitig auch der anderen Partei als ein Mann des Volkes zu erſcheinen die Anlage und Weſenheit gehabt hätte. Nur das blieb in den Erinnerungen der Soldateska wurzeln: daß der alte Friedländer kugelfeſt geweſen ſey.

Treu und ſorglich ſcheinen die frommen Karthäuſer zu Walditz den theuren Leichenhort gehütet zu haben. Gleichwohl iſt es beinahe gewiß, daß Einbrüche in den Sarg des Friedländers ſchon frühzeitig verſucht worden ſind. Die beiſpielloſeſten und abgefeimteſten Schätzeräuber in Böhmen waren zumal die Schweden, für welche nicht blos Gold, Kunſtwerke und Bücher, ſondern ſelbſt Reliquien einen Reiz hatten, geſchweige alſo die Gebeine eines Feldherrn, mit dem ſie ſich ſo oft gemeſſen, und von welchem ſie doch ohne Trophäen nicht ſcheiden wollten. Thomas Carve, Feldkaplan bei Deverour's Regimente, welcher während der Blutnacht ſelbſt in Eger gegenwärtig, obwohl ſeinem Herrn mehr zugethan war, als dem Friedländer, verſichert uns*) — und nach ihm der bekannte Merian (Verfaſſer, Illuſtrator und Verleger des Theatrum europaeum) — der Schwedengeneral Wrangel habe im Jahre 1640 (nach Anderen 1639) den Kopf und den rechten Arm von Waldſtein's Skelett hinweg genommen und nach Schweden geführt. Nach einer anderen Nachricht**) iſt der Schädel des Her-

*) Lyra s. Anacephaleosis Hibernica *Thomae Carve*. Solisbaci 1656, ed. II. p. 826. Desſelben Carve Itinerarium cum historia facti Butleri, Gordon, Leslie et aliorum, Mogunt. 1639, 16., iſt eine Hauptquelle zur Detailkenntniß des Waldſtein'ſchen Charakters.

**) *Evermodi* (Car.) Aquila duplex, bilinguis, bipennis etc. Colon. Agr. 1638, 8. Dieſe Notiz erinnert allerdings an die mehrfach vorgewieſenen Keulen des Ziska, Harniſche der Libuſſa, Koller Guſtav Adolf's, Schädel Kara Muſtafa's, Hüte Napoleon's ꝛc.

zogs eine Zeitlang zu Amſterdam gezeigt worden. Indeß kann hierunter der ganze Schädel nicht begriffen ſeyn, denn noch heutzutage iſt, wenn nicht Alles täuſcht, die Hinterhälfte desſelben im Originalſarge vorhanden; der Arm jedoch mag wirklich früher oder ſpäter entwendet worden ſeyn. Daß auch während des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges die Gruft des Friedländers durchwühlt wurde, iſt gar ſehr wahrſcheinlich; denn es wurde im Jahre 1744 nöthig befunden, einen neuen zinnernen Sarkophag für deſſen Gebeine zu verfertigen, wie folgendes auf dem Deckel befindliche mönchiſche Chronograph beweiſ't: „WaLDICensIVM reLIgIosa pIetas et grata posterItas eXstrVI IVssIt.“ Eine würdigere und geſichertere Ruhe ſollten die Ueberreſte des Kriegsfürſten erſt ſpäter finden.

Bei der allgemeinen böhmiſchen Klöſteraufhebung kam nun auch die Reihe an die Karthauſe zu Waldiz, welche alſo im Jahre 1782 ſäculariſirt wurde. Es handelte ſich um die fernere Wahrung der Waldſtein'ſchen Ruheſtätte, welche auch die ſeiner weiter oben erwähnten erſten Gemalin war. Mehre Grafen aus des Herzogs Geſchlechte — das Haus Waldſtein theilt ſich nämlich in drei Linien: auf Leitomiſchl, Dux und Münchengrätz — bewarben ſich bei Kaiſer Joſeph II. um die irdiſchen Ueberreſte ihres berühmten Ahnherrn; bis dieſelben endlich höchſten Ortes dem Grafen Vincenz von Waldſtein-Wartenberg (Großvater des gegenwärtigen Grafen Chriſtian, Herrn auf Münchengrätz ꝛc.) zugeſprochen wurden. Mit beſonderer Pietät ſchritt man nun zu der Uebertragung der beiden hohen Leichen von Waldiz nach der Erbgruft zu Münchengrätz im Bunzlauer Kreiſe. Am 28. Februar 1785 nämlich langten die Grafen Ernſt Philipp und Emanuel Waldſtein — Erſterer der Sohn und Erbe, Letzterer der Bruder des genannten Grafen Vincenz — in Gitſchin an, von wo aus am anderen Tage die Erhebung der beiden Särge in Waldiz geſchah. Der Stadtdechant, Georg Selb, ſegnete in der achten Morgenſtunde die Leichen an dem Orte ein, wo ſie hundert neun und vierzig Jahre geruht hatten, und es wurden dieſelben hierauf, mittelſt einer Vorrichtung, auf Schlitten ſorgfältigſt nach Münchengrätz (eine Strecke von ungefähr vier Meilen) abgeführt. Vor dem Stadtthore erwartete der Dechant Franz Wagner mit einer großen Menge Volkes den winterlichen Conduct. Sogleich wurden die zwei Särge in die Dekanalkirche zum h. Jakob getragen, und hier auf einem prächtigen Trauergerüſte drei Tage lang ausgeſetzt.

Am 3. März 1785 endlich brachte man die Ueberreſte unter Poſaunenſchall und Geſang, in einem mit ſechs Pferden beſpannten, ſchwarzbehangenen Schlitten, nach der Münchengrätzer Schloßkapelle zu St. Anna. Die Garniſon paradirte neben dem Schlitten; die P. P. Kapuziner, eine große Anzahl Weltgeiſtlicher im Funeralornat gingen voran, die gräflich Waldſtein'ſche Familie, nebſt dem geſammten benachbarten Adel, hinten nach. Die ungeheure Kälte hielt das Volk von nah' und fern keineswegs ab, den Zug zu beſchließen. Nachdem der genannte Dechant ein Requiem mit Muſik abgehalten, fand die Einſenkung der Leichen Statt, wobei den Armen großmüthige Spenden gebracht wurden.

Der Befund war damals folgender: Der Sarg des Herzogs von Friedland, eine maſſive zinnerne Tomba, woran ſeitwärts eine beſondere Platte mit einer lateiniſchen Inſchrift, welche im Deutſchen lautet: „Du fragſt, Wanderer, wer hier ruht? Albrecht Euſebius Waldſtein, Herzog von Friedland, welcher im Jahre 1634, den 25. Februar zu Eger bitter dem Schickſale erlag*). Er ſtrahlte einſt vom Glanze des Kriegsgottes, als er für Gott, für die Kirche, für den Kaiſer, für das Vaterland tapfer kämpfte und triumphirte. Ihn rief, nachdem er gebührend gefochten, Gott zu ſich und ertheilte ihm die Himmelskrone; ſeine kampfmüden Gebeine aber ruhen hier im Frieden.“

Der andere Sarkophag war von Holz, blos mit Zinn überzogen, und umſchloß die Gebeine von des Herzogs erſter Gemalin, von deren Namen und Abkunft wir weiter oben gehandelt.

Der jetzige Befund der Waldſtein'ſchen Gruft entſpricht nicht mehr dem von 1785. Die Zinnplatte mit der Inſchrift iſt nämlich ſchon ſeit dem Jahre 1813 von dem Sarkophage des Herzogs herunter gebrochen, und fehlt; die Gebeine im Innern desſelben ſind völlig durch einander geworfen und meiſtens zerſtückelt; der Reſt eines Stückes von karmeliterfarbigem (d. i. hellgrauem) Taffet iſt Staub geworden. Auf dem Deckel des Sarges ſeiner Gemalin gewahrt man nach wie vor einen Riß, welcher gewaltthätig geſchehen ſeyn muß. Die Oertlichkeit der Grabſtätte iſt übrigens ſehr günſtig und zugänglich, und des unvergeßlichen Kriegsfürſten würdig, deſſen Staub hier die Lehre der Vergänglichkeit ausſpricht.

*) Im Latein als Wortſpiel: qui *Egrae* fatis cessit *aegre*.

Die Schilderungen der Perſönlichkeit Waldſtein's lauten ſelbſt von Zeitgenoſſen ziemlich widerſprechend. Nach Gualdo's Beſchreibung, mit welcher auch die vorhandenen Portraits übereinſtimmen, war Waldſtein von hoher Geſtalt, hatte einen muskulöſen, aber hageren Körper, gelbliche Geſichtsfarbe, hohe Stirne, kurz verſchnittenes ſchwarzes Haar, mit dünnem Schnauz- und Knebelbarte. Seine ſchwarzen Augen waren nicht groß, aber voll Feuer und Ehrfurcht gebietend. Der Ausdruck des Geſichtes war ernſt, kalt, zurück ſtoßend, ſein Anſtand edel, das Benehmen aber rauh, wie ſein Zeitalter. Er lebte mäßig, ſchlief wenig und arbeitete viel, war ungeduldig bis zum Eigenſinn, ſtreng bis zur Grauſamkeit, und von fürſtlicher, doch immer wohlberechneter Freigebigkeit. Waldſtein ſprach wenig und lachte ſelten, konnte aber ſeine Untergebenen auch durch Freundlichkeit gewinnen; in der letzteren Zeit beugten ihn die Schmerzen der Gicht, und machten ihn finſter und grämlich. Seinem fürſtlichen Range vergab er Nichts; doch war es ihm gleichgiltig, wenn die Soldaten im Lager ihm wenig Ehrfurcht bezeigten, denn er mochte das neugierige Anſchauen nicht leiden. Hofnarren waren ihm zuwider; geiſtvolle, verdiente und thatkräftige Männer zog er hervor, und beförderte ſie. Verdienſte galten ihm Alles, Empfehlungen Nichts, ſelbſt wenn ſie vom Kaiſer kamen. Von vornehmen Perſonen verlangte Waldſtein demüthige Unterwürfigkeit, die kleinen Fürſten behandelte er oft mit Verachtung. Sein Wille war ſein Geſetz, ſein Ziel und ſein Götze; im Felde hielt er zwar zuweilen Kriegsrath, und hörte jede Meinung ruhig an, handelte aber ſtets nach eigenen Grundſätzen. Anderen unerforſchlich, verſtand er deſto beſſer, Andere zu erforſchen; ſeine geheimen Plane umgab ein undurchdringlicher Schleier; dagegen verwendete er große Summen auf die Entdeckung fremder Geheimniſſe; er hatte die beſten Kundſchafter, und kannte an manchen Höfen die Verhältniſſe beſſer, als der eigene Landesfürſt. Wie ſein Gold die Lippen der Menſchen öffnete, ſo wollte er, um ſeinem ruheloſen Ehrgeize fataliſtiſch vorzubahnen, im Geiſte der Zeit durch geheime Wiſſenſchaft ſelbſt dem Himmel ſeine Geheimniſſe abſpähen; Sternkunde betrieb er daher mit eben ſo viel Leidenſchaft, als Zuverſicht, und hielt ſich einen eigenen Aſtrologen und Nativitätsſteller, den Italiener Giovanni Battiſta Zenno*). Der Pracht bediente er ſich, nicht weil ſie ſeinen ernſten Sinn ergötzt hätte, ſondern als ein Mittel,

*) Nicht Seni (oder gar Seppi), wie er irrig genannt zu werden pflegt.

um auf die Menge zu wirken. Deshalb führte er einen kostbaren Hofstaat; seine Leute trugen köstliche und reiche Livréen, und an seinem Hofe dienten viele Edelleute. Wer Audienz erhielt, wurde durch vier Kammerherren eingeführt. Sechs Freiherren und Ritter befanden sich stets um seine Person, um ihm aufzuwarten und seine Befehle zu vernehmen. Seine Kammerherren trugen vergoldete Schlüssel; sein Haushofmeister war eine vornehme Standesperson. Auf Reisen brauchte sein Gefolge fünf sechsspännige und eben so viele vierspännige Wagen, nebst sechs Caroſſen für Standespersonen, die seinem Hofstaate nachfolgten, und fünfzig mit den prachtvollsten Decken belegte Handpferde. Die Religion und ihre Diener hielt er werth; doch brachte er durch die Duldsamkeit, die er unter der Hand gegen Protestanten übte, sich bei Eiferern in den Verdacht der Indifferenz, und zog sich die Ungunst der Geistlichkeit und der Mönche bisweilen dadurch zu, daß er sie streng in den Gränzen ihrer angewiesenen Wirksamkeit hielt, und keine Eingriffe in Gebiete jenseits derselben litt; Umstände, die zu seiner Verdächtigung und zu seinem Sturze wenigstens indirect Manches beigetragen haben. Durch und durch von praktischem Blicke und von praktischen Grundsätzen geleitet, war sein administratives Talent, mochte es nach den verschiedenartigsten Richtungen hin sich bethätigen, stets wahrhaft großartig und bestaunenswerth, und das Räthselhafte seines Wesens findet zum Theile in dem Zwiespalte seiner doppelartigen Bestimmung, die als Krieger ihn umzustürzen und einzureißen, als Fürsten und Träger kühner Plane zu schaffen und aufzubauen trieb, ihre Erklärung*). Der dictatorische, ungeduldige Styl seiner Briefe und Befehle mit dem häufig wiederkehrenden bezeichnenden „in continenti" ist ein treues Abbild seines rastlos bewegten Geistes, der, obgleich vom Kriegsgetümmel umwogt, doch stets dem Lärmen und Getöse fremd blieb, und in erzwungener Stille**) über Planen und

*) Ueber seine inneren Unternehmungen s. besonders Förster's „Wallenstein als regierender Herzog und Landesherr," in Raumer's histor. Taschenbuch 1834; über seine Stiftungen auch noch Wacek's, meist aus Balbin's Gitschiner Manuscripte entlehnten Aufsatz im Hesperus 1814, Nr. 49, 60 und 61, wo über Waldstein, als »gütigen Gebieter seiner Unterthanen," als »großen Wohlthäter der studirenden Jugend," als »großen Wohlthäter der Armen überhaupt," endlich auch noch über seine »Freundlichkeit und Leutseligkeit» und seine »Religiosität» abgehandelt wird.

**) Als Waldstein 1629 in die Reichsstadt Memmingen einrückte, »wurde sogleich das Thorläuten, Rathläuten und das Nachtwächter-Stundenrufen abgeschafft, denn er alles still haben wollte." Schorer, Memminger Chronik S. 135.

Entwürfen brütete, welche dann plötzlich ein stolzes Machtwort in das Leben rief.

An Waldstein's militärischem Berufe haben nur Unkundige gemäkelt, Sachkenner meist mit Bewunderung denselben gewürdigt und erhoben. Ein neuerer militärischer Schriftsteller urtheilt in ähnlichem Sinne von ihm, indem er sagt: „Des Herzogs Feldherrntalent ist in Zweifel gezogen worden, weil man zur Beurtheilung Desselben einen ganz falschen und kleinlichen Maßstab anlegte. Er war jedoch unbedingt einer der größten Heerführer seines Jahrhunderts, und zwar im ausgedehntesten Sinne des Wortes, der in kurzer Zeit Heere schaffen, organisiren, discipliniren, kampffähig machen, und zum Siege führen konnte. In Sachen der Heerverwaltung dürfte Waldstein kaum von Napoleon übertroffen werden. Die politischen Verhältnisse der Staaten und der Charakter seiner Gegner dienten ihm allein zur Richtschnur seines Handelns, und er erreichte gewöhnlich seinen Zweck auf sehr einfache Weise. An Willensfestigkeit und Beharrlichkeit übertrifft ihn vielleicht kein deutscher Feldherr. Er wußte stets, was er wollte, sprach aber nicht davon, und theilte jedem Untergebenen gerade nur so viel mit, als ihm zu wissen nöthig war" *). Und ein anderer anerkannter militärischer Schriftsteller**) erklärt, daß in der Gabe, schnell die Verhältnisse aufzufassen, und diesen gemäß seine Kriegskunst und Taktik anzupassen, Waldstein selbst den großen Gustav Adolf übertroffen habe.

Nach dieser Abschweifung nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf. Buttler blieb nicht auf halbem Wege stehen, sondern handelte, um nicht unnütz Blut vergossen zu haben, rasch und zweckmäßig. Am Morgen nach der Ermordung des Generalissimus versammelte er die Rathsherren zu Eger, theilte ihnen das Geschehene und die Veranlassung dazu mit, und nahm ihnen den Eid der Treue für den Kaiser ab. Dann ging er, von nur Wenigen begleitet, zu den außerhalb der Stadt campirenden Regimentern, deren Gesinnungen zweifelhaft waren, und verlangte von ihnen einen ähnlichen Eid. Sie leisteten ihn einhellig und ohne Widerrede, und wieder tönte das seit lange nicht vernommene: „Vivat Ferdinandus" im friedländischen Lager. Endlich erließ Buttler, in Gemeinschaft mit Gordon, einen

*) Militär-Conversations-Lexikon, bearbeitet von deutschen Officieren (Adorf, 1840), Bd. VIII., S. 620.

**) Major v. Brandt: »Geschichte des Kriegswesens,« Abth. IV. S. 386.

Aufruf an die Armee, worin sie sagten: Waldstein habe mit den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg unterhandelt, und nicht nur die Armee, sondern auch des Kaisers Erbkönigreiche und Lande in die äußerste Gefahr und Ruin stürzen und tractiren wollen. Weshalb sie, als des Kaisers Getreue, die nachdrücklichsten Mittel an die Hand genommen, des Kaisers Soldateska, Erbkönigreiche und Länder zu conserviren, und geben somit zu wissen, daß durch sonderliche Verhängniß und Schickung Gottes des Allmächtigen und Beistand der militärischen Execution, gestrigen Tages alle und jedwede, dahier gewesene Ihrer kaiserlichen Majestät Praktikanten und Rebellanten gänzlich zu nichte gemacht, und vom Leben zum Tode gebracht worden. Schließlich werden Alle aufgefordert, auf die befestigten Orte ein besonders wachsames Auge zu haben, keiner anderen, als von ihrer kaiserlichen Majestät expressemente herkommenden Ordre zu pariren; in Summa des gemeinen Wesens Conservation sich dermaßen angelegen seyn zu lassen, wie es des Kaisers Dienst und ihre Pflichtschuldigkeit erfordere*).

Unter den Truppen zeigte sich nur in Schlesien ein schlimmer Geist; denn am 2. März erklärte sich der Oberstlieutenant Freiberger mit zwei zu Troppau liegenden Regimentern auf öffentlichem Markte gegen den Kaiser und für den Herzog von Friedland, ließ Diesem, als erwähltem böhmischen Könige, so wie den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und den conföderirten Fürsten und Ständen den Eid der Treue von Truppen und Bürgerschaft leisten, zahlte den Ersteren einen monatlichen Sold aus, und begann neue Regimenter zu werben. Aber nicht schnell genug von den Protestanten unterstützt, wurde er von dem kaiserlichen General Götz eingeschlossen und zur Capitulation gezwungen. Die Folgen dieses Aufstandes fielen auf Freiberger's Obersten, den Grafen Schaffgotsch, zurück, der als Mitschuldiger Waldstein's verhaftet, und durch einen an Terzka geschriebenen Brief, welcher mit Freiberger's Unternehmen im Zusammenhange zu stehen schien, gravirt, vergebens seine Unschuld zu betheuern suchte, durch die peinliche Frage zu Geständnissen getrieben und hingerichtet wurde. — Alle übrigen Truppen blieben ruhig; der Kaiser war wieder Herr seines Heeres.

Frankreich, Schweden und die anderen Mächte, mit welchen Waldstein in Unterhandlungen gestanden, und dadurch jenes blutige Geschick über sein Haupt herauf beschworen hatte, schwiegen zu der Katastrophe

*) Oesterr. militär. Zeitschrift, 1808, Bd. I., S. 546.

Nur gelegentlich äußerte Oxenstierna: er habe nie vollständig ergründen können, ob es dem Friedländer Ernst gewesen sey, und was er eigentlich bezweckt habe. Als Ludwig XIII. im Hofkreise in Bezug auf Waldstein bemerkte: ein ähnliches Schicksal verdienten alle Verräther ihrer Fürsten, antwortete Richelieu, dem man diesen Ausspruch hinterbrachte, rasch und heftig: „der König thäte besser, seine Gefühle nicht auszusprechen.“ Der Kardinal erinnerte sich — setzt der Berichterstatter hinzu — der Unterhandlungen, die er selbst mit dem Friedländer gepflogen. In Spanien hatte man, obgleich dem Friedländer nicht günstig gestimmt, doch der Berühmtheit desselben gehuldigt, indem man ihn noch bei seinen Lebzeiten auf die Bühne brachte, was jedoch mit seinem blutigen Abtreten von der Bühne der Welt sogleich wegfiel. Der fürstlich würtembergische Rentkammerrath von Welsch, welcher sich im Jahre 1634 zu Madrid aufhielt, und von der Liebhaberei der dortigen Edelleute für Privatkomödien erzählt, berichtet hierüber: „Zu derselbigen Zeit hat es sich begeben, daß an einem Donnerstage man in einer solchen Komödie des kaiserlichen Generals von Friedland und Wallenstein ꝛc. heroische Thaten nach dem böhmischen Kriege und Union-Wesen; item seine Erlassung auf eine Zeit lang, und dann die Wiederantretung des kaiserlichen Generalats, auch daß hiedurch die schwedische Macht gedämpft und vernichtet worden, agirt, und also dabei seine Person und heroische Kriegs-Actiones viel mehr, als in der Wahrheit es jemals gewesen, erhoben, groß gemacht, und also belebt, daß männiglich in der ganzen Stadt davon zu sagen wußte. Es sind aber folgenden Sonnabend mit der ordinären Post von Wien diese Avisen eingekommen, daß der Herzog von Friedland zu Eger ermordet worden sey. — Um solcher eingekommenen Zeitung willen hat man die obvermeldete Komödie von dem General Friedländer (so den folgenden Sonntag wieder hätte gehalten werden sollen) freilich nicht mehr halten dürfen, sondern es ist sein Lob in die allergrößte Schmach und Verachtung verändert worden“ *).

Neuere Forschungen haben unwiderlegbar dargethan, daß der Kaiser nie einen Befehl zu Waldstein's Ermordung gegeben, wohl aber daß er, durch die Umstände gedrängt, nachmals durch eine Sententia post mortem (Urtheil nach dem Tode) die That auf sich nahm, wobei sein Benehmen um so leichter einer falschen, ihm ungünstigen Deutung unterlag, als er,

*) Kaltenbäck in der »Austria« für 1841, S. 131.

aus diplomatischen Rücksichten, in der officiellen Darlegung die wahre Ursache der Entsetzung des Generalissimus, nämlich dessen Verbindung mit Frankreich, nicht zur Sprache bringen durfte. Auf den Grund der aus den Quellen beleuchteten Thatsachen scheinen sich nun folgende Resultate zu ergeben*): Erstens: Waldstein war durch seine Verhandlungen mit Frankreich der Treulosigkeit schuldig; zweitens: seine Absetzung wurde mit Recht beschlossen; drittens: der Kaiser hat die Ermordung Waldstein's weder befohlen, noch indirect hervorgerufen; viertens: die kaiserlich gesinnten Generale wollten Waldstein nicht ermorden lassen, sondern nur aus Böhmen hinausdrängen; fünftens: nur Piccolomini erläßt, wie wir gesehen, eine Mahnung an Buttler, Waldstein lebendig oder todt einzuliefern; sechstens: diese Mahnung ist jedoch Buttlern vor Waldstein's Ermordung nicht zugekommen; siebentens: Buttler hat Waldstein aus eigenem, freiem Entschluß, ohne fremden Antrieb, ermordet; achtens: der Kaiser hat die vollbrachte That auf sich genommen; neuntens: das Patent gegen Waldstein, vom 18. Februar datirt, ist erst nach Waldstein's Tode verfaßt worden; zehntens: der Kaiser hat die Haupturſache der Absetzung Waldstein's, dessen Verbindung mit Frankreich nämlich, nicht kundgeben wollen; eilftens: deshalb ist die kaiserliche Erklärung über Waldstein's Verbrechen und Absetzung voll falscher, leicht widerlegbarer Angaben; zwölftens: Ferdinand II. hat sich durch die Verschweigung der Wahrheit unendlich geschadet, und selbst dazu beigetragen, daß eine Unzahl Verläumdungen und Lügen entstanden, verbreitet und geglaubt worden sind.

In ähnlicher Weise urtheilt auch Roepell**). „Wir sehen" — sagt Derselbe — „die Berichte der Schweden und Franzosen stimmen in der Hauptsache mit den Anklagen Sesyna's und Khevenhiller's überein; der Ausgang aller Unterhandlungen, die Waldstein mit den Feinden des Kaisers seit der Lützener Schlacht im Geheimen geführt hatte, entsprach vollkommen ihrem Anfang; ein Gedanke, das Streben nach der Krone Böhmens, ging durch alle diese Unterhandlungen hindurch, an allen Wende-

*) Mailáth a. a. O. III., 387; womit die Beilage zur Augsburger »Allgemeinen Zeitung,« Nr. 38 vom 7. Februar 1844 zu vergleichen.

**) A. a. O. S. 301 u. f. Uebrigens springt es in die Augen, daß Roepell bei dieser Gelegenheit in den entgegen gesetzten Fehler Förster's verfällt, und — während Letzterer nicht selten als zu eifriger Apologet Waldstein's erscheint — sich durchgehends eine rein accusatorische Kritik zum Ziele setzt.

punkten trat es uns entgegen. Ein Mann, wie Waldſtein von Jugend auf war, den Ehrgeiz, Kraft und Glück zu der Würde eines deutſchen Reichsfürſten empor gehoben hatten, von dem man ſchon zur Zeit des Regensburger Reichstages zweifelte, ob er dem Kaiſer gehorchen werde, konnte ſeinen Sturz niemals vergeſſen. Da ſchienen ihm die Siege Guſtav Adolf's, die ihn zum zweiten Male zum kaiſerlichen Generaliſſimus machten, ſein Glück feſter als je zu begründen. Aber dieſe Ausſichten realiſirten ſich nicht. Statt des Glückes traf ihn das Unglück. Ohne großes Reſultat blieben ſeine Feldzüge; er ſah ſich in die kaiſerlichen Erblande zurück gedrängt, und fing ſelbſt an dem Siege des Kaiſers zu zweifeln an. Mit dieſem Zweifel erwachte aber auch die Sorge in Betreff ſeines ferneren Schickſals. Er kennt die zahlreichen Feinde, die er am kaiſerlichen Hofe von je her hatte; er erinnert ſich der früheren Undankbarkeit des Kaiſers; es wird ihm ungewiß, ob dieſe ihm ſelbſt nach einem ſiegreichen Ausgange des Kampfes das als Belohnung verheißene Erbland einräumen werde, und er ſieht ſolchergeſtalt das Ziel aller ſeiner Wünſche, aller ſeiner Anſtrengungen und Opfer in immer weitere und dunklere Ferne gerückt. In dieſer Lage erfaßt er den Gedanken, auch ohne den Kaiſer, durch ſich ſelbſt, dieſes Ziel zu erreichen. Er beginnt die Unterhandlungen mit den Franzoſen, den Schweden, mit Arnim, um ſich die Wege offen zu halten, ſich ſicher zu ſtellen. Sein Wort an Arnim: er ſey noch der Meinung, doch wolle er das bis zuletzt ſparen, zeigt deutlich, was in ihm vorging. Er trug ſich mit dem Gedanken des Abfalls vom Kaiſer, ohne den beſtimmten letzten Entſchluß zu faſſen; als Oxenſtierna ſich mißtrauiſch zeigte, als die Unterhandlungen nur langſam vorrückten, gab er den Gedanken nicht auf; wir wiſſen, daß er gerade um die Zeit, als er Schweden und Sachſen wieder im Herbſte 1633 mit den Waffen ſchlug, als die Unterhandlungen mit Feuquières völlig ruhten, einen Vertrauten nach Frankreich geſendet hatte, der mit Richelieu und dem Könige eine ſiebenſtündige Unterredung hielt. — Gerade dieſes Zögern aber, dieſe zweideutige Stellung, die er zwiſchen dem Kaiſer und deſſen Feinden einnahm, ward ſein Verderben. Seine immer verdächtigeren Schritte erweckten das Mißtrauen des Hofes; das Mißtrauen des Hofes trieb ihn wieder vorwärts; wechſelſeitig drängten ſich Beide zur letzten äußerſten Entſcheidung hin, und als nun die Verwickelung, zu welcher der Herzog immer den erſten Anlaß durch ſeine zweideutigen Handlungen gegeben, ihren Culminationspunkt erreichte,

da erfüllte sich, was Arnim wenige Monate vorher geweissagt hatte. „Nun wird es am meisten daran mangeln, daß Keiner ist, der es ihm glaubet," hatte Dieser im Herbste 1633 an den Kurfürsten von Brandenburg geschrieben. Waldstein fiel, als eben der Herzog Bernhard von Weimar vorsichtig zu seiner Rettung herbei zog: er fiel durch eigene Schuld."

„Wer aber" — fährt Roepell weiterhin fort — „kann dem Kaiser zum Vorwurfe machen, daß er nach so vielen, die Treue des Feldherrn in der That verdächtigenden Anzeichen, nach langem Berathen und Zögern, endlich sich entschloß, Diesem das Commando zu nehmen? Er hielt diesen Entschluß, das Patent vom 24. Januar, Anfangs geheim, — es ist wahr — und blieb mit dem Herzoge in scheinbar freundlichem, täuschendem Briefverkehr; aber war er damals schon der Armee versichert? Diese Armee war seine einzige; welche Mittel hatte er im Falle, daß sie abfiel, den Herzog zum Gehorsam zu zwingen? Gestehen wir offen: nicht ohne Grund glaubte sich der Kaiser in einer großen Gefahr; sollte er abwarten, bis sie hereinbrach?"

Diese und ähnliche Beweismittel rechtfertigen allerdings in den Augen jedes Unbefangenen das Verfahren des Kaisers, und sprechen Denselben vollkommen von der Theilnahme an Waldstein's blutiger Hinwegräumung frei; aber sie reichen, so lange nicht bestimmtere Anhaltspunkte in den Archiven aufgefunden werden, bei weitem nicht aus, Waldstein's wirkliche Schuld darzuthun; ja, das sichtbare Bestreben des Kaisers, die Person des Friedländers zu schonen, und nicht über die Vorsichtsmaßregel der einfachen Absetzung hinaus zu gehen, entkräftet vielmehr die Annahme der Untreue und des Hochverrathes. Daher darf auch die Einwendung seiner Vertheidiger: daß alle Unterhandlungen, auf welche man hauptsächlich die Anklagen gründe (mit Sachsen, Brandenburg, Frankreich und Schweden), nichts Anderes bezweckten, als des Kaisers Feinde zu täuschen, zu entzweien, und wo möglich mit Einem oder dem Anderen vortheilhaft Frieden zu schließen; daß viele dieser Unterhandlungen dem Kaiser bekannt gewesen, und, wenn nicht alle, Waldstein's Vollmacht und die Nothwendigkeit des Geheimnisses ihn hierzu berechtigt habe*) — nicht ungehört und unerwogen bleiben.

*) Raumer: „Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts," III. S. 874.

Wir können, da in dieser verhängnißvollen Angelegenheit noch von keiner Seite eine befriedigende Antwort gegeben wurde, auch nur mit einer unmaßgeblichen Frage schließen. Wie nämlich, wenn sich einst ein Actenstück darüber fände, daß der Kaiser selbst seinem Generalissimus insgeheim den Auftrag, oder doch die Zustimmung ertheilt, unter dem Scheine eigener Absichten und Verbindungen die Gesinnungen der betheiligten Mächte auszuforschen, und Waldstein, mit Vorwissen seines Gebieters den Mißvergnügten und Abtrünnigen spielend, seine Autorität dazu benutzt hätte, um dort auf den Strauch zu schlagen, und auf diese Weise des Kaiserhauses wirkliche und gefährlichste Feinde in den innersten Anläſſen ihrer Politik kennen zu lernen? Mit einer solchen Ueberläuferrolle betraut und wahrscheinlich auch gegenreversirt, konnte Waldstein in diesem Falle nach mehren Seiten, und zwar — nachdem Richelieu nicht aus dem Bollwerke äußerer Neutralität hervorgehen wollte — besonders nach Norden ködern, da er die Idee einer deutschen Flotte in der Ostsee fest im Auge behielt. Vorgebliche geheime Absichten auf die böhmische Krone konnten dazu dienen, den Unterhandlungen mit den Mächten eine täuschende Unterlage zu geben, und das politische Blendwerk glaubwürdig zu machen. Das kam allmälig der Welt verdächtig vor; die spanisch-italienische Partei, dem Friedländer seit lange abgeneigt, mißverstand die Absichten des Kaisers; Kurfürst Maximilian — dessen Interesse dahin ging, daß dem Kaiser durch keine andere, als durch baierische Hand, die Last des Krieges von den Schultern genommen, und die schwere Doppelfessel der Dankbarkeit und der Nothwendigkeit, womit er das Reichsoberhaupt festzuhalten trachtete, nicht durch Einmischung eines fremden Retters gebrochen werde — wollte vielleicht jene Ansicht mißverstehen. Waldstein seinerseits ging, auf seinen Revers pochend, endlich weiter, als der Kaiser wünschte und im Plane gehabt hatte, verstrickte sich zu tief, und gerieth dabei in Gefahr, sich den Rückweg abzuschneiden. Der Kaiser selbst, von Spaniern, Italienern, Baiern bestürmt, von Savoyen mit Mißtrauen erfüllt, ward aufmerksam und irr' an Waldstein's verwegenem Schauspiele, und ließ ihn auf eine Weise beobachten, welche bei dem übertriebenen Eifer der beauftragten, in das ursprüngliche Verhältniß nicht eingeweihten Personen, für den Friedländer bedrohlich zu werden begann. Hierdurch an dem Kaiser irr' werdend, wie Dieser es schon vorher an ihm geworden, glaubte Waldstein daher jetzt Maßregeln ergreifen

zu müſſen, um ſich zu ſichern, und ſo ward ſeine Anfangs wohlgemeinte Lüge in ſeinen letzten Tagen zur gefährlichen Wahrheit; das ſchwediſche Bündniß, mit welchem er bis jetzt die Feinde des Kaiſers nur getäuſcht, ſtand plötzlich auf dem Punkte, ſich zu verwirklichen, um dem Herzoge für den Augenblick Luft zu machen, und ſeine Perſon — die er, wie wir weiter oben geſehen, in ſeinen kranken Träumen bereits von Gift und Meuchelmord verfolgt wähnte — wenigſtens auf ſo lange zu ſchützen, bis es ihm gelungen ſeyn würde, wieder den Weg zu dem, durch gehäſſige Parteien ihm verſtellten Kaiſer zu finden und ſich mit ihm zu verſtändigen. — Wie alſo, wenn im Laufe der Zeit jener Gegenrevers, den Waldſtein in ſolchem Falle vom Kaiſer wahrſcheinlich empfangen hätte, ſich finden und das vieldeutige Problem mit Einem Male löſen ſollte?

Ein geſchichtliches Verhältniß, bei welchem die Helden der Handlung ſelbſt ihrer Zeit großentheils im Finſtern tappten, wird von den Enkeln, ohne Auffindung ähnlicher unzweifelhafter Documente, ſchwerlich aufgeklärt werden, und unbedingte Anklage bleibt daher einſtweilen eben ſo voreilig, als unbedingte Losſprechung.

DB
38
M4
v.5
pt.1

Stanford University Libraries
3 6105 013 891 523

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.